# *Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge*

Franz von Holtzendorff, Rudolf Ludwig Karl Virchow

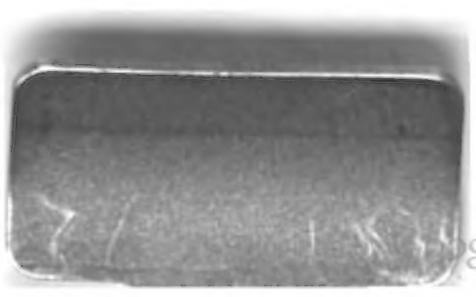
Digitized by

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*



Google

# Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

begründet von

**Rud. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff,**

herausgegeben von

**Rud. Virchow.**

**Neue Folge. XIII. Serie.**

**Heft 289—312.**

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchhandlung.
**1898.**

Digitized by Google

AC30
S29
ser.2
v.13

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß.


| Heft | | Seite |
|---|---|---|
| 289/90. | **Schulteß, Dr. Carl,** Bauten des Kaiſers Hadrian ..... | 1— 76 |
| 291. | **Ebner, Theodor,** Friedrich von Spee und die Hexenprozeſſe ſeiner Zeit ..... | 77—126 |
| 292. | **von Frankenberg,** Die deutſche Arbeiterverſicherung ..... | 127—154 |
| 293. | **Kern, Otto,** Bei den Mönchen auf dem Berge Athos ..... | 155—182 |
| 294. | **Thümmel, Conrad,** Mittelalterliche Volksſagen als Ausdruck religiös-politiſcher Kämpfe ..... | 183—220 |
| 295. | **Weinſchenk, Dr. E.,** Der Graphit, ſeine wichtigſten Vorkommniſſe und ſeine techniſche Verwerthung ..... | 221—270 |
| 296. | **Achelis, Dr. Th.,** Heymann Steinthal ..... | 271—298 |
| 297. | **Behrend, Gottlieb,** Ueber künſtliche Kälteerzeugung und Kälteinduſtrie ..... | 299—330 |
| 298. | **Manchot, Dr. Carl,** Der Chriſtus Michelangelos in S. Maria ſopra Minerva in Rom ..... | 331—368 |
| 299. | **Lang, Dr. O.,** Wie wächſt das Erz? ..... | 369—402 |
| 300. | **Koppe, Dr. Carl,** Weſen und Bedeutung der graphiſchen Künſte für den Illuſtrations- und Kartendruck ..... | 403—448 |
| 301. | **Thilo, Dr. med. Otto,** I. Die Körperformen der Fiſche und Seeſäugethiere. — II. Die Größenverhältniſſe zwiſchen Männchen und Weibchen im Thierreiche ..... | 449—468 |
| 302. | **Ißleib, Dr. S.,** Moritz von Sachſen als proteſtantiſcher Fürſt ..... | 469—504 |
| 303. | **Dekker, Dr. med. Hermann,** Die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infektionskrankheiten ..... | 515—548 |
| 304. | **Ermatinger, Dr. Emil,** Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechiſchen Decadence ..... | 549—592 |
| 305. | **Meyer, Dr. Chriſtian,** Aus einem Tagebuche des 16. Jahrhunderts ..... | 593—642 |
| 306. | **Hoffmann, Dr. Ferdinand,** Julius Sturm ..... | 643—690 |
| 307. | **Meyer, Profeſſor Dr. Peter,** Kunſthandwerk und geſunder Menſchenverſtand ..... | 691—734 |


110152

Digitized by Google

| Heft | | Seite |
|---|---|---|
| 308. | **Pick, Dr. Albert,** Erfurter Theatervorstellungen in der guten alten Zeit | 735—764 |
| 309. | **Blümlein, Carl,** Delft und seine Fayencen | 765—810 |
| 310. | **Sintenis, F.,** Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur | 811—842 |
| 311. | **Roth, Dr. E.,** Ueber blüthentragende Schmarotzerpflanzen | 843—886 |
| 312. | **Rover, Dr. J.,** Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung | 887—921 |


Digitized by Google

# Bauten des Kaisers Hadrian.

Von

**Dr. Carl Schultetz,**
Professor am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
**1898.**

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Als der Kaiſer Trajan im Auguſt des Jahres 117 zu Selinus in Cilicien unerwartet geſtorben war, theilte die Kaiſerin Plotina ihrem Verwandten Publius Aelius Hadrianus mit, daß der Verſtorbene ihn auf dem Todtenbette adoptirt habe. Trajan hatte ihn zu ſo hohen Würden befördert, daß die Thronfolge eines Anderen unmöglich war, aber zur förmlichen Adoption entſchloß ſich der vierundſechzigjährige Kaiſer ſo ſpät, daß ſich das Gerede bilden konnte, die Kaiſerin und Hadrians Vormund Attianus hätten ſie erſt nach ſeinem Tode vollzogen. Hadrian empfing am 9. Auguſt die Nachricht von ſeiner Adoption, am 11. Auguſt 117 die vom Tode Trajans, ließ ſich noch an demſelben Tage in ſeiner Hauptſtadt Antiochia zum Imperator ausrufen und erhielt auch vom Senat ohne Schwierigkeit nachträglich die Beſtätigung. Wenn er dann ſeine Regierung weder im Sinne ſeines Vorgängers noch nach dem Wunſche des Senats geführt hat, ſo beginnt doch mit ihm und durch ihn für das römiſche Reich die Zeit, welche Ranke als die des äußeren Friedens und inneren Gedeihens bezeichnet.[1]

Hadrians Eltern ſtammten beide aus Andaluſien, und er ſelbſt wurde am 24. Januar 76 zu Italica geboren, wo er auch den erſten Unterricht genoß. Als ſein Vater nach zehn Jahren ſtarb, übernahmen ſein Verwandter M. Ulpius Trajanus und der Ritter Cälius Attianus die Vormundſchaft. Für die nächſten fünf Jahre beſuchte er nun die Schule in Rom, und



Digitized by Google

ſein vorzügliches Gedächtniß machte es ihm leicht, ſich auf allen Wiſſensgebieten gute Kenntniſſe zu erwerben. Daneben hatte er eine natürliche Vorliebe für körperliche Uebungen, anſtrengende Märſche und gefährliche Jagden; beſonders als er mit fünfzehn Jahren zu ſeiner Mutter nach Spanien zurückgekehrt war, betrieb er das Waidwerk mit ſolchem Eifer, daß ſein Vormund fürchtete, er könne alles andere darüber vergeſſen, und ihn veranlaßte, ſich in Rom um bürgerliche und militäriſche Aemter zu bewerben. So iſt er ſchon vor Trajans Thronbeſteigung Tribun der fünften Legion in Moeſien geweſen. Trajan verband ihn ſich dann noch näher dadurch, daß er ihm die Hand ſeiner Großnichte Vibia Sabina gab, ihn an ſeinen Feldzügen theilnehmen ließ und ihm nacheinander die wichtigſten öffentlichen Aemter und Prieſterſtellen übertrug. Von 113—117 war er Legat im Partherkriege geweſen, und beim Tode Trajans bekleidete er die gerade damals ſo wichtige Statthalterſchaft in Syrien.

In verantwortlichen Stellungen hatte er die Verwaltung und Heerführung kennen gelernt und war auf die Regierung auch dadurch vorbereitet, daß er als Geheimſchreiber Trajans für ihn Reden verfaßte. Zur Erholung hatte er ſich mit der der Kunſt beſchäftigt, wobei ihn ſeine Neigung zunächſt zur Malerei führte, bei der ihn die damalige Beſchränktheit ſeiner Mittel feſthielt. Auf dem Gebiete des Stilllebens, das auch in den pompejaniſchen Gemälden ſoviel vertreten iſt, ſcheint er Bedeutendes geleiſtet zu haben, aber Trajan begünſtigte ſeine Kunſtliebhaberei nicht. Bei ſeinen großen Bauten fragte er ihn nicht um ſein Urtheil, und als Hadrian bei einer Berathung darüber mitſprechen wollte, durfte ihn der Baumeiſter Apollodoros noch mit den Worten abfertigen: „Geh' weg und male Deine Kürbiſſe, denn hiervon verſtehſt Du nichts.“ [2]

Als ihn dann der Wunſch des ſterbenden Trajan oder



Digitized by Google

Plotinas Gunſt auf den Thron berief, ſtand er im zweiundvierzigſten Lebensjahre: in ſechsmal ſieben Jahren hatte er nach dem Ideal des griechiſchen Weiſen gelernt, ſich auf das Erreichbare zu beſchränken, und er ſtand noch auf der Höhe körperlicher und geiſtiger Kraft. Die Medaillen, Münzen und Bildſäulen aus dieſer und ſpäterer Zeit zeigen eine ſchöne, kräftige Erſcheinung mit wohlgepflegtem Haar, klugen Zügen und durchdringendem Blick. „Seine Augen ſind nur halb geöffnet, als müſſe er alles ſelbſt ſehen, ſein Kopf iſt leicht geneigt, als wolle er beſſer hören.“ Die Münzen der bedeutenden Römer vor ihm, von Pompejus bis Trajan, zeigen bartloſe Geſichter; mit Hadrian beginnt eine ganze Reihe bärtiger Köpfe, denn er läßt ſich, unbekümmert um das Herkommen, den „Philoſophenbart“ wachſen, der für ihn bequemer iſt und auch ſeine Narben verdeckt.[3] Schlagfertig und witzig im Geſpräch mit Gelehrten und Ungelehrten, weiß er ſeine Gedanken auch ſchriftlich in Poeſie und Proſa, griechiſch und lateiniſch, gewandt auszudrücken. Einzelne Epigramme ſind noch erhalten, auch Stellen aus Briefen und Auszüge aus ſeiner Selbſtbiographie, ſowie Theile von den Reden, die er im Jahre 119 zu Ehren ſeiner Schwiegermutter Matidia und im Jahre 128 vor den Soldaten in Afrika hielt.[4] So befähigen ihn Begabung und Erfahrung, in allen wichtigen Angelegenheiten ſelbſtändig zu regieren, aber ſcheinbar bleibt er dabei im Einvernehmen mit dem Senat, der auch die von ihm gewählten geheimen Räthe beſtätigt.

Hatte man Trajan als den zweiten Romulus bezeichnet, ſo verlangte er nach dem Ruhm eines zweiten Numa, denn ein friedliches Regiment that dem Reiche noth, wenn es nicht durch fortgeſetzte Eroberungskriege verarmen ſollte. Die Kriege und Aufſtände der letzten Jahre hatten die Finanzen ſo zerrüttet, daß es ſchwer war, eine Ueberſicht über die verfügbaren Mittel zu gewinnen. Hadrian führte regelmäßige Reviſionen der Reſt-

forderungen und eine direkte Einziehung der Steuern ein, zunächst aber erließ er die seit zehn Jahren rückständigen Schulden an den Fiskus im Betrage von mehr als 180 Millionen Mark. Das Andenken an diesen Schuldenerlaß feiern Münzen, auf denen wir den Kaiser ein Bündel Schuldscheine anzünden sehen, ein Vorgang, der durch die Umschrift „Die alten Rückstände von 900 Millionen Sestertien gestrichen" erklärt wird. In einer Inschrift zu Athen hat er sich selbst gerühmt, daß er freiwillig keinen Krieg geführt und nur die Empörung der Juden niedergeschlagen habe.[5]

Die Länder jenseits des Euphrat gab er ganz auf, begnügte sich bei Armenien mit einem lockeren Lehensverhältnisse und beendigte kleinere Grenzkriege schnell durch Nachgiebigkeit und die Furcht, die sein wohlgerüstetes Heer den Feinden einflößte. Die Heeresmünzen aus den Grenzprovinzen zeigen ihn, wie er zu Pferde sitzend oder auf einer Rednertribüne stehend die Soldaten anredet und ihre Leistungen beurtheilt. Auf anderen mit der Umschrift „Disciplina Augusti" sehen wir ihn an der Spitze seiner Truppen marschiren, die durch drei oder vier Soldaten angedeutet sind. So ist er unbedeckten Hauptes unter der Sonne Afrikas und auf den schneebedeckten Feldern Britanniens vor ihnen hergezogen, hat mit ihnen Felddienstübungen gemacht und sich persönlich von dem Stande seiner Befestigungswerke überzeugt.[6]

Ueber diese aufreibende Thätigkeit mochten die meisten Römer hart urtheilen, härter als der Gelehrte Florus, der doch auch durch viele Länder gewandert war. Er redet ihn an:

Kaiser möchte ich nicht sein,
Durch Britannien marschiren
Und im Scythenlande frieren,

worauf der Kaiser schlagfertig erwidert:

Florus möchte ich nicht ſein,
Nicht durch alle Schenken reiſen,
Nicht in Winkelkneipen ſpeiſen,
Wo die runden Mücken beißen.[7]

Aber die Legionen und der Grenzſchutz nehmen nur einen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit in Anſpruch; er wollte als Sohn einer ſpaniſchen Familie das Reich nicht nur von Rom aus regieren, ſondern die Provinzen perſönlich kennen lernen, um für ſie in richtiger Weiſe ſorgen zu können. Auch ihre landſchaftlichen Schönheiten und Jagdgründe, hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, Kunſtwerke und Künſtler intereſſiren ihn. Er hat im Jahre 126 den Aetna und drei Jahre ſpäter den Berg Caſius an der ſyriſchen Küſte beſtiegen, er hat in der Troas die „rieſigen Knochen des Ajax", welche das Meer bloßgeſpült hatte, wieder begraben, dem Epaminondas in Arkadien eine neue Grabſchrift geſetzt, dem Alcibiades zu Meliſſa in Phrygien ein Denkmal errichtet und bei Trapezunt an der Stelle, wo die zehntauſend Griechen zuerſt das Meer begrüßt hatten, ſein eigenes Bild aufgeſtellt.

Von den einundzwanzig Jahren ſeiner Regierung hat er vierzehn zu Reiſen verwendet und ſich deshalb meiſtens als Prokonſul bezeichnet. Das Konſulat führte er nur dreimal, in den Jahren 108, 118 und 119, ſpäter machte er ſich aus dieſer Ehre nichts mehr und nahm auch den ihm öfters angebotenen Titel „Vater des Vaterlandes" erſt im Jahre 128 an. In Rom und Italien verweilte er anfangs nur vorübergehend, nämlich vom Juli oder Auguſt 118 bis Ende 120 oder Anfang 121, ſowie von Ende 126 bis 128, doch reiſte er inzwiſchen noch im Juli und Auguſt 128 nach Afrika. Erſt als er im Frühjahr 134 wiederkam, wollte er den Reſt ſeines Lebens in größerer Ruhe verbringen und nahm von da an ſeinen Aufenthalt in Rom und in ſeinem neuerbauten Landhauſe bei Tibur.

Aber er war mit seinen neunundfünfzig Jahren früh gealtert und mit dem Alter mißtrauisch und menschenfeindlich geworden. Seine Ehe mit Vibia Sabina hatte er aus politischen Gründen, hauptsächlich aus Rücksicht auf seine Gönnerin Plotina geschlossen, und das Verhältniß zu Sabina war oft ein so gespanntes, daß er es nur wegen seiner Stellung als Kaiser nicht zur Scheidung kommen ließ. Ihr Tod muß Ende 136 erfolgt sein, und wenn er den Kaiser auch nicht tief betrübte, so ließ er ihn seine Kinderlosigkeit, das Fehlen eines Thronerben noch mehr empfinden. Vollends seit er Ende 135 oder Anfang 136 an der Wassersucht erkrankte, erbitterten ihn die Umtriebe Derer, die auf seine Nachfolge rechneten, und veranlaßten ihn zu grausamer Bestrafung. Sie bestimmten ihn auch, den üppigen L. Verus und nach dessen baldigem Tode den ernsten und gereiften Antoninus Pius zu adoptiren. Inzwischen führte er die Regierung ohne Freunde und ohne wirkliche Vertraute weiter, am liebsten gab er sich seinen künstlerischen Neigungen hin, und seine Zärtlichkeit bezeugte er den Pferden und Hunden, den Genossen seiner Jagdfreuden. Einer aus seiner Umgebung sagt später, er habe ihn bei aller Verehrung nicht zu lieben gewagt, er habe ihn, wie den Gott des Krieges und der Unterwelt, mehr versöhnlich und gnädig zu stimmen gesucht, als lieb gehabt. Als dann bei dem weiteren Fortschreiten der Krankheit ihm kein Arzt und kein Zauberer helfen konnte und man ihm auch verwehrte, seinen Qualen selbst ein Ende zu machen, da schalt er auf die Aerzte, „die den Kaiser umbrächten", und machte sich dem ganzen Hofe durch seinen Unmuth furchtbar. Endlich übertrug er die Regierung seinem Nachfolger und suchte an den Quellen in Bajä Linderung, starb dort aber am 10. Juli 138.[8]

Einem Kaiser von der Vielseitigkeit und der Arbeitslust Hadrians hatten beim Regierungsantritt alle Herzen entgegengeschlagen; seine Regierung war noch ein unbeschriebenes Blatt, auf

welches ein Jeder die Wünſche eintrug, die Trajan nicht erfüllt hatte. Den Umſchlag der Stimmung können wir am beſten bei den Verfaſſern der jüdiſchen Sibyllenorakel beobachten, die anfangs den Wiederaufbau des Tempels von ihm erwarten und von ihm, „dem Manne mit dem Silberhaar", ſagen:

Eines Meeres
Namen trägt er, ein trefflicher Mann, der alles begreifet.
Ja unter dir, du Trefflicher, Herrlicher, Dunkelgelockter,
Und unter deinen Sproſſen wird Frieden ſein ewige Zeiten.

Als der Kaiſer dieſe Hoffnungen getäuſcht und nach blutigem Kriege das heidniſche Aelia Capitolina an Jeruſalems Stelle geſetzt hat, frohlocken ſie über das Ende deſſen, der wegen ſeines Wortbruches mit Ausſatz geſchlagen iſt, und ſchreiben:

Dann wird ein Herrſcher, ein Graukopf, erſtehn mit dem Namen des nahen
Meers, der die Welt durchzieht mit beſudeltem Fuß und Geſchenke
Häuft, der das Gold in Menge beſitzt und des ſchädlichen Silbers
Mehr noch verſammelt, die Länder beſtiehlt und dann wieder heimkehrt.[9]

Von den anderen Provinzen des weiten Reiches feiern zwölf den Kaiſer auf den Münzen als ihren Wiederherſteller, und Griechenland beſonders erhebt ihn mit überſchwenglichen und doch nicht unverdienten Ehren. Aber was das Reich gewann, ging den Römern verloren, und ihre Anſichten haben das Urtheil ſeines Biographen beſtimmt, der ſagt, er ſei der Dichtkunſt und den Wiſſenſchaften im Uebermaße ergeben geweſen, habe viel von Arithmetik, Geometrie und Malerei verſtanden, habe ſich viel auf ſeine Leiſtungen als Zitherſpieler und Sänger eingebildet, ſei aber doch auch ſehr kriegserfahren und ein guter Fechter geweſen. Zuletzt ſchreibt er: „Er war ernſt und heiter, leutſelig und ſtreng, muthwillig und bedächtig, karg und freigebig, heuchleriſch und offen, heftig und milde und

immer in allen Verhältniſſen unberechenbar.“ Er überzeugte ſich eben bald, daß ſich auf die Dauer die Welt nicht mit Gnadenbeweiſen und Milde regieren ließ, und wenn er in geſunden Tagen mit köſtlichem Humor die unverſchämten Bittſteller ablaufen ließ, mag begründetes Mißtrauen den alternden, mögen die Beängſtigungen der Waſſerſucht und das Vorgefühl des nahen Todes den kranken Kaiſer oft hart gemacht haben. Wie ihm ſein eigenes Leben, ſo war er in der letzten Zeit den Römern verhaßt, ſo verhaßt, daß die Bewohner der Hauptſtadt und der ganze Senat ihrer Freude über ſeinen Tod lauten Ausdruck gaben und ſeine Verfügungen umſtoßen wollten.[10] Und doch ſind es nur dieſe Erinnerungen aus den letzten, kranken Tagen, die das Andenken ſeiner Regierung entſtellen, während die ſegensreichen Neuerungen, die er auf dem Gebiete der inneren Verwaltung und Geſetzgebung, der Rechtspflege und Heereseinrichtung getroffen hat, bis zum Untergange des Reiches und darüber hinaus fortgewirkt haben.

Sein vielgeleſener Zeitgenoſſe Plutarch weiß ſich nichts Schöneres vorzuſtellen, als politiſche Thätigkeit, und auf Grund der Erfahrungen in ſeiner kleinen Vaterſtadt Chäronea rühmt er, daß die Staatsverwaltung die größten und ſchönſten Genüſſe gewähre, die ſonſt nur den Göttern verſtattet ſeien und auch dieſen die meiſte Freude bereiteten. Hadrian nahm es mit ſeiner Pflicht als Selbſtherrſcher ſo vieler Länder gewiß nicht leicht, aber er hatte die Wiſſenſchaften und Künſte von Jugend auf zu lieb gewonnen, um ſie entbehren zu können. Und zu den Künſten, in welchen er früher dilettirt hatte, kam nach ſeiner Thronbeſteigung die Baukunſt, für deren Pflege ihm bis dahin die Mittel gefehlt hatten. Auf ſeinen Reiſen begleitete ihn eine militäriſch organiſirte Schar von Zimmerleuten, Steinmetzen und Baumeiſtern, die zunächſt militäriſche Neubauten unter Mitwirkung der Soldaten ausführten. Je nach Bedarf

werden dieſe dem Heere angehörenden Ingenieure auch an den anderen großen Bauten im Innern des Reiches mitgearbeitet haben, die noch lange Zeit von ſeinem Intereſſe für die Kunſt und von ſeiner Fürſorge für das Reich Zeugniß ablegten und an Mannigfaltigkeit und Ausdehnung alles übertreffen, was die Großen der Erde auf dieſem Gebiete geleiſtet haben.[11]

Unſere litterariſchen Quellen aus dem Alterthum theilen uns über Hadrians Bauten ſehr wenig mit, obwohl der Kaiſer für das Gedächtniß ſeiner Thaten durch eine Inſchrift in Athen und durch eine Selbſtbiographie ſorgte. Die letztere erſchien unter dem Namen ſeines Freigelaſſenen Phlegon wahrſcheinlich im Jahre 135, und was auf ſie zurückgeht, gehört zu den zuverläſſigſten Nachrichten über ſeine Regierung. Während aber dieſe Lebensbeſchreibung, deren wirklicher Verfaſſer nicht lange verborgen blieb, ſeine Regiernng unbedingt anerkannte und rechtfertigte, erſchien hundert Jahre ſpäter ein Werk über die Kaiſer von Nerva bis Elagabal, deſſen Verfaſſer L. Marius Maximus (Konſul im Jahre 223) auf dem Standpunkt ſteht, Hadrian ſei von Natur grauſam geweſen und habe vieles Gute gethan, nur weil er fürchtete, es könne ihm ebenſo gehen, wie dem Domitian. Dieſe beiden ausführlichen Werke ſind verloren, doch ſind ſie ſelbſt oder Auszüge aus ihnen in ſehr verkürzter Form um das Jahr 300 in die Lebensbeſchreibung des Aelius Spartianus übergegangen, die nur dreißig Textſeiten umfaßt.[12] Auch der griechiſche Schriftſteller Caſſius Dio hat im 69. Buche ſeiner römiſchen Geſchichte unter anderen Hadrians Selbſtbiographie benutzt, doch beſitzen wir davon nur den zwanzig Seiten füllenden Auszug des Xiphilinos, der flüchtig angefertigt iſt, die Eigennamen ungenau wiedergiebt und beſonders boshafte und pikante Stellen aus dem großen Werke Dios aufbewahrt

Der hauptſtädtiſche Klatſch, der alles beſſer weiß, als die

offiziellen Nachrichten und der den guten Thaten wenigstens schlechte Motive unterschiebt, ist in Dios Werk durch seinen Vater Apronianus direkt eingedrungen, und mehrere nur von ihm überlieferte Nachrichten dieser Art verdienen deshalb wenig Glauben, wenn es auch schwer ist, sein direktes Zeugniß zu widerlegen.[13] Bei Spartian wie bei Dio-Xiphilinos sind die Berichte über die Bauten recht kurz, denn wenn auch Beide bis zum Jahre 135 theilweise auf die Selbstbiographie zurückgehen, so haben doch die Verfasser dafür weniger Interesse, als für pikante Anekdoten. Von den zahlreichen anderen Schriftstellern, die Hadrians Bauten gelegentlich nennen, verdient das kurze Kapitel bei Aurelius Viktor Erwähnung, und besonders Pausanias, der in der Beschreibung Athens an einer Stelle alle in Athen befindlichen Bauten Hadrians aufzählt, aber leider ohne ihren Platz genau zu bestimmen.[14] Diese litterarischen Nachrichten bieten in der Regel nur trockene Namen und auch diese nicht vollständig und ohne ausreichende Zeitbestimmung. Die Hauptquelle bilden zahlreiche Medaillen, Münzen und Inschriften, vor allem die Bauten selbst und ihre Beschreibungen, unter denen Winnefelds Bericht über die Villa bei Tivoli jetzt der wichtigste ist.[15]

Als Antoninus Pius von Hadrian adoptirt war, sagte er zu seiner Frau, er dürfe von nun an nicht freigebiger sein, als früher, denn als Kaiser habe er auch das verloren, was er früher gehabt habe. Damit bekennt er sich zu dem Grundsatze, nach welchem seine letzten Vorgänger regiert hatten, daß es keine durchgreifende Scheidung des kaiserlichen Privatvermögens und der Staatskasse gab und daß der Kaiser auch aus seiner Kasse wichtige Staatsausgaben bestritt.[16] Indem Antoninus einen großen Beitrag zu den von Hadrian begonnenen Bauten hergab, entsprach er dessen Wünschen, denn dieser hatte die reichen

Mittel, die ihm eine geordnete Finanzverwaltung bot, mit Vorliebe auf die Ausführung von Bauten verwendet. Seitdem ein großer Theil der öffentlichen Einnahmen in die kaiserliche Privatkasse geleitet war, hätte sich ja kein Kaiser mehr den Aufwendungen für nothwendige Neubauten und Besserungen entziehen können. Aber Hadrian baut und bessert nicht nur, wo ein unabweisbares Bedürfniß vorliegt, sondern er thut es aus Liebhaberei, weil ihm keine seiner Aufgaben größere Befriedigung gewährt. Der Malerei und Skulptur konnte er sich bei seinem unruhigen Wanderleben nicht mehr so viel widmen, wie es nöthig gewesen wäre, wenn er mit Künstlern wetteifern wollte; die Baukunst dagegen gestattet dem Baumeister, der den Plan entworfen hat, sich anderen Aufgaben zuzuwenden und die Leitung des Baues einem anderen Meister oder Gehülfen zu überlassen. Ihre Pflege setzt von allen Künsten die größten Mittel voraus, sie ist auch, weil sie viele Menschen beschäftigt und Vielen Nutzen bringt, wirthschaftlich von solcher Bedeutung, daß die für sie gebrachten Opfer an Zeit und Geld dem ganzen Reiche zu gute kommen.

Am nothwendigsten waren die zahlreichen Anlagen, welche er zum Schutz der Reichsgrenzen machte. Das Ideal der Augusteischen Zeit, daß des Kaisers Ruhm bis an die Sterne, seine Herrschaft bis an den Ozean reichen sollte, ließ sich nur im Westen verwirklichen. Im Norden, Osten und Süden eine sichere natürliche Grenze zu gewinnen, war selbst einem Trajan mit den größten Opfern nicht gelungen, wenigstens glaubte Hadrian dem Reiche für diesen Zweck nicht noch größere zumuthen zu dürfen. In weiser Beschränkung giebt er den Besitz Armeniens und den Kampf gegen die Parther auf, nicht zur Freude der Römer, die höhnend sagten, am liebsten würde er nun auch Dacien wieder preisgeben, wenn dort nicht schon so viele römische Kolonisten wohnten. Dürften wir Dio glauben,

ſo hätte er ſogar den ſteinernen Oberbau der von Trajan erbauten Donaubrücke abgebrochen, doch iſt ihm eine ſo weit gehende Aengſtlichkeit nicht zuzutrauen.[17] Am meiſten gefährdet waren damals Afrika und Britannien durch die Angriffe der barbariſchen Nachbarn, und nach Juvenals Meinung (14, 196) konnte damals ein Offizier nichts Rühmlicheres thun, als die „Erdhütten der Mauren, die Feſten der Briganten zerſtören". Hadrian verſprach ſich hiervon keinen dauernden Erfolg, ſondern ſicherte die bedrohten Gebiete durch Feſtungswerke.

In Schottland hatten ſchon ſeine Vorgänger die Pläne Agricolas zur Unterwerfung des gebirgigen Nordens und die bereits beſetzten nördlicheren Theile wieder aufgegeben. Die dort wohnenden Caledonier gehörten einem anderen Stamme an, als die Briten, und werden als wilde Barbaren geſchildert. Sie zu romaniſiren, reichten die damaligen Kräfte Roms nicht mehr aus, und eine Anſiedelung in dem unwirthlichen Lande war von italieniſchen Koloniſten nicht zu verlangen; außerdem hat die Geſchichte gelehrt, daß Großbritannien ohne eine überlegene Flotte niemals durch das Meer gegen eine feindliche Invaſion geſchützt iſt. Die großen Verluſte, welche die römiſchen Truppen unter Trajan und im erſten Jahre ſeiner eigenen Regierung erlitten hatten, beſtimmten Hadrian, im Norden der Provinz den Bau der ungeheuren Feſtung anzuordnen, die man früher Piktenwall nannte. Jetzt heißt ſie gewöhnlich Römerwall und iſt vollſtändiger bekannt, als irgend ein anderer militäriſcher Bau der Römer.[18]

Unter dem 55.° nördlicher Breite fließen von den nach Süden ſteil abfallenden Ausläufern der Cheviot Hills zwei Flüſſe nach entgegengeſetzten Richtungen, der Tyne nach Oſten und der Irthing in den Solway Frith nach Weſten. In dem Tieflandsſtreifen zwiſchen Carlisle und Newcaſtle erbauten in den Jahren 122—124 drei Legionen unter dem Legaten Aulus

Platorius Nepos den Wall. Er besteht meistens aus einem Graben im Norden, einer steinernen Mauer dicht dahinter und aus einer schwächeren Verschanzung im Süden.

Der Graben im Norden ist etwa 2,7 m tief und oben 10,4 m breit, an einzelnen Stellen in das härteste Gestein eingegraben. Wenn er am steilen Abhange eines Hügels entbehrlich ist, fehlt er ganz; wo er in der Ebene nicht genügenden Schutz verspricht, ist er durch ein vorgelagertes Glacis bis zu 2,1 m Höhe verstärkt.

Südlich von diesem Graben befindet sich die steinerne Mauer, von der noch jetzt überall Unterbauten und große Stücke aufrecht stehen. Im sechzehnten Jahrhundert soll sie an einer Stelle 6 m hoch gewesen sein, während jetzt nur noch bei Housesteads ein Stück von fast 3 m Höhe steht. Sie war 1,8 bis 2 m breit und bestand auf der nördlichen Außenseite aus ziemlich gleichmäßigen Sandsteinquadern von 50×25×20 cm, deren schmale Seite nach außen liegt. In der Mitte ist ein harter Guß aus kleinen und großen, durch Mörtel verbundenen Steinen; die südliche Seite besteht wieder aus Quadern, ist aber nicht so sorgfältig ausgeführt, wie die dem Feinde zugekehrte Nordseite. An fast achtzig Stellen, in Entfernungen von etwa einer römischen Meile (1479 m), schließen sich Schanzen und Wachthäuser an die Mauer an, mit Thoren nach Süden für den gewöhnlichen Dienst und mit Thoren nach Norden für die Vertheidigung des Grabens. Zwischen je zwei solchen „Meilenkastellen" standen auf der Mauer vier Thürme, ungefähr 3 m im Quadrat, mit 0,9 m dicken Mauern, im Innern nur mit Holzwerk ausgebaut. Von diesen etwa dreihundertzwanzig Thürmen standen zu Horsleis Zeit (1685—1731) noch drei, jetzt keiner mehr.

Drittens befand sich im Süden eine Befestigung aus zwei Erdwällen von noch jetzt 2 m Höhe und einem dazwischen liegenden Graben von 7,3 m Breite und 3 m Tiefe.

Die Entfernung zwiſchen dem ſtarken äußeren Werke im Norden und den ſchwächeren Erdwällen im Süden ſchwankt zwiſchen 55 und 60 m und beträgt nur einmal, wo die Mauer über hohe Felſen, der Erdwall durch das Thal geführt iſt, 150 m.

Im Innern dieſer rieſigen, 125 km langen Feſtung befindet ſich eine gutgepflaſterte Militärſtraße, welche auf Brücken die die Mauer kreuzenden Flüſſe überſchreitet und die ſiebzehn großen Kaſtelle (castra stativa) miteinander verbindet. Drei von ihnen liegen ſüdlich vom Erdwalle, vielleicht, weil ſie ſchon vor dem Bau des Römerwalles beſtanden, die anderen lehnen ſich an die große Mauer an. Sie ſind 1,4 bis 2,6 ha groß, haben je vier Hauptthore und werden in der erſten Zeit nach ihrer Entſtehung ſehr einfach ausgeſtattet geweſen ſein, da Hadrian „aus den Lagerplätzen alles, was die Liebe zur Bequemlichkeit förderte, Hallen, Grotten, Gartenhecken und Speiſezimmer, entfernte“. Aber neben ihnen entſtehen ſtädtiſche Anlagen, unter denen ſich Bäder, kleine Heiligthümer und einmal auch ein Amphitheater erkennen laſſen. Die am beſten erhaltene Station, bei den Anwohnern Houſeſteads, bei den Gelehrten das engliſche Pompeji genannt, hieß Borcovicus oder Borcovicium. Sie war, von den beiden Endſtationen abgeſehen, die wichtigſte, denn von hier kann man noch die geraden Linien des Erdwalles und der Mauer nach Oſten und Weſten ſoweit verfolgen, wie es das Auge und die Durchſichtigkeit der Luft geſtatten.

Vielleicht iſt Hadrian ſelbſt im Jahre 121 oder 122, als er von hier zur Rechten und zur Linken das Meer in nebliger Ferne ſah, auf den Gedanken gekommen, durch eine Mauer zwiſchen der Nordſee und der Iriſchen See dem geſegneten ſüdlichen England dauernden Schutz gegen die Barbaren des Nordens zu gewähren. Die drei Legionen, welche ſie ſpäter beſetzt hielten (II, VI, XX), ſcheinen ſie ſelbſt erbaut

zu haben, während Abtheilungen von drei anderen Legionen zur Vertheidigung bereit ſtanden. Jede Centurie hatte eine beſtimmte Strecke fertigzuſtellen, wodurch der Wetteifer zwiſchen den einzelnen Centurien angefeuert wurde. Nach einer älteren Berechnung ſind 2865000 Arbeitstage erforderlich geweſen, d. h. 25000 Mann hätten vier Monate gearbeitet und jeder von ihnen hätte durchſchnittlich 5 m des ganzen Werkes fertiggeſtellt. Bruce nimmt an, daß 10000 Mann je 400 Arbeitstage, alſo etwa zwei Jahre dabei thätig geweſen ſind. Im Oſten wurde Pons Aelius (Newcaſtle) erbaut und dort eine Flotte und eine Kohorte Seeſoldaten ſtationirt. Unter den 466 Inſchriften vom Römerwalle, die meiſtens nur aus wenigen Buchſtaben beſtehen, hat Hübner die eine (498) ſo ergänzt, daß ſie einen Brief Hadrians an die in der Ferne zum Grenzſchutz aufgeſtellten Truppen wiedergiebt. Der Kaiſer lobt dieſe, daß ſie ohne Murren ſich der Nothwendigkeit gefügt haben, die ſie hinderte, die Grenzen des Reiches bis zu den Enden der Welt zu tragen, und daß ſie die vom Staate ihnen anvertrauten Grenzen vertheidigt haben.

10—12000 Soldaten werden zur Vertheidigung dieſer Grenzburg des Reiches nöthig geweſen ſein, doch ſollte ſie nicht nur den römiſchen Beſitz abſchließen, ſondern auch der weiteren Eroberung eine feſte Grundlage bieten. Darauf weiſen die Thore und die drei Kaſtelle an den nach Norden führenden Straßen, und ſchon Antoninus Pius hat einen ähnlichen Wall 15 Meilen weiter nördlich zwiſchen dem Clyde und Forth errichtet. Als Septimius Severus dieſen letzteren wieder aufgab, beſſerte er den Wall Hadrians aus, und im Mittelalter waren einzelne Stellen noch ſo gut erhalten, daß ſie in den inneren Kriegen und in den Kämpfen gegen Schottland benutzt werden konnten und zu den Zeiten der Königin Eliſabeth den Räubern eine Zuflucht boten. Erſt ſpäter hat man mit dem

Zunehmen der Kultur die Gräben ausgetrocknet und bebaut, Mauern und Kaſtelle auf Abbruch verkauft und die alte Römerſtraße theilweiſe bei der Anlage einer neuen Chauſſee verwerthet, bis man neuerdings wieder angefangen hat, die ehrwürdigen Reſte des Römerwalles zu erhalten und wiſſenſchaftlich zu durchforſchen.

Der Wall in England iſt nicht der erſte und nicht der letzte geweſen, durch welchen ſich das römiſche Reich gegen Barbaren ſchützte, deren Unterwerfung unmöglich oder nicht lohnend war. Schon ſeit Domitian war an einem ähnlichen Werke zum Schutze der ungedeckten Grenze von Obergermanien und Rätien gearbeitet, wo die Römer zwiſchen Rheinbrohl am Rhein und Kehlheim an der Donau eine 542 km lange Grenzwehr errichtet haben. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Hadrian vor der Reiſe nach Britannien im Jahre 121 in der Richtung dieſes Grenzwalles gewandert iſt und vielleicht an Stellen, wo die Grenze bis dahin nur bezeichnet war, Anordnungen für ihre Vertheidigung getroffen hat. Aber der Bericht ſeiner Selbſtbiographie iſt von Spartian verſtümmelt und ſpricht hauptſächlich von der Wiederherſtellung der militäriſchen Zucht in Germanien. Wir leſen deshalb nur, daß er „während ſeines Aufenhaltes (in Deutſchland?) und auch ſonſt ſehr oft an vielen Stellen, wo nicht Flüſſe, ſondern Grenzwege die Grenze gegen die Barbaren bilden, durch große, einer Mauereinfriedigung ähnliche, tief eingeſenkte und miteinander verbundene Pfähle die Barbaren abſperrte.“ Die Worte zeigen, daß er an dem Bau der eigentlichen Mauer nicht betheiligt geweſen iſt, und da die Inſchriften bisher keine beſtimmtere Auskunft geben, bleibt uns ſein Verdienſt um den Bau des obergermaniſch-rätiſchen Limes dunkel. Dadurch, daß er bei einem germaniſchen Stamme einen König einſetzte, ſchützte er dieſe Grenze gegen feindliche Einfälle,

und die Städte der benachbarten Provinzen erkennen auf ihren Münzen seine Wohlthaten an.[19]

Oestlich von Regensburg hatte die Donau bis zu ihrer Mündung den natürlichen Grenzgraben des Reiches gebildet, über den erst Trajan bei der Eroberung Daciens hinübergegangen war. In seiner Hauptstadt Sarmizegetusa ließ Hadrian im Jahre 132/133 eine Wasserleitung erbauen und bewies der ganzen Provinz anscheinend eine Fürsorge, die mit der ihm zugeschriebenen Absicht, sie aufzugeben, sich schwer vereinigen läßt. Auf der Donau selbst sorgten zwei Flotten und die am Ufer stehenden Garnisonen für den Grenzschutz; einem batavischen Reiter hat der Kaiser vielleicht selbst in Distichen die Grabschrift verfaßt, in der er ihm nachrühmt, daß er zu Pferde in voller Rüstung durch die Donau schwimmen und mit einem Pfeile den anderen in der Luft treffen konnte. Auf seiner Reise gründete Hadrian Städte oder gab den bereits bestehenden Ansiedelungen Stadtrecht. Bis dahin hatten sich Marketender und Veteranen in stadtartigen Flecken (canabae) neben den Lagern niedergelassen, aber sie standen unter dem militärischen Kommando; erst Hadrian verlieh der Zivilbevölkerung der drei großen Lagerstädte an der mittleren Donau, von Carnuntum, Aquincum und Viminacium (Petronell, Altofen, Kostolatz) Stadtrecht, und auch Mursa (Eszeg) erhielt unter ihm Kolonialrecht. Zum Schutze der offenen Stelle zwischen den Karpathen und der Donaumündung legte er eine Besatzung nach Troesmis (Iglitza), dessen Zivilbewohner ihm eine Ehreninschrift widmen.[20]

Die Festungen und die Flotte auf dem Schwarzen Meere und die neuen Uferfestungen bis zur Mündung des Phasis besichtigte in den letzten Jahren Hadrians der bekannte Schriftsteller Arrian, dessen amtlicher Bericht über die Umfahrt auf dem Schwarzen Meere uns noch vorliegt.

In Asien hatte Hadrian durch Nachgiebigkeit, die vielen

Römern nicht gefiel, den Frieden gesichert und den Handel der römischen Kaufleute gefördert; auch an der Südgrenze Aegyptens waren die Verhältnisse so friedlich, daß es keiner besonderen Anstalten zu ihrem Schutze bedurfte.[21] Wohl aber lenkten die Unruhen im nordwestlichen Afrika die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich und veranlaßten ihn zur Begründung der Stadt Lambäsis.

Im algerischen Departement Constantine dehnt sich etwa unter dem 36.° nördlicher Breite das Gebirgsland des Djebel Aures (Mons Aurasius) aus. Früher hatte hier der Barbarenstamm der Musulamier gegen Tiberius gekämpft; später hatten die Römer ihre Truppen an die Nordseite des Gebirges vorgeschoben, und Trajan hatte die Stadt Thamugadi gegründet. Nach seinem Tode sind hier Unruhen entstanden, als deren Anstifter Hadrians Biograph die Mauren bezeichnet, wohl weil ihr Name in Rom bekannter war, als der der Musulamier, oder weil sie als Nachbarn mit ihnen im Bunde waren. Als Hadrian diesem Aufstande ein Ende gemacht hatte, verlegte er das Hauptquartier der numidischen Truppen im Jahre 123 von Theveste nach Lambäsis,. das der bedrohten mauriſchen Grenze und dem Wege nach der Oase Biskra näher lag. Die drei Garnisonen am Rande des Aures haben denselben Zweck, wie der britannische Wall am Rande des ebenfalls schwer zugänglichen schottischen Grenzgebirges, und Hadrian erleichterte ihren Verkehr durch den Neubau einer Straße von Karthago nach Theveste.[22]

Die Legionen lebten anfangs in einem nur mit Erdwällen geschützten Lager, welches de la Mare und Renier im Jahre 1851 noch soweit erhalten fanden, daß sie einen Plan von ihm aufnehmen konnten. Später erbauten sich die Truppen, wie die britannischen, selbst ein festes Lager aus Stein, ein fast genau nach den Himmelsrichtungen orientirtes Rechteck von 500 m Länge und 420 m Breite, mit vier Thoren und mit Thürmen an den

Ecken und anderen Stellen der Mauer. In ſeinem nördlichen Theile ſteht noch wohl erhalten eine ziemlich große, rechteckige Halle von 30,6 m Länge und 23,3 m Breite, welche ſich in zwei Stockwerken etwa 15 m erhebt und durch große Fenſter erleuchtet iſt. Es iſt die Eingangshalle zum großen inneren Hofe des Prätoriums, aus der vier überwölbte, breite Hauptthore in die mit Fußſteigen verſehenen Hauptſtraßen des Lagers führen. Die mit korinthiſchen Säulen und einer Inſchrift vom Jahre 268 geſchmückte Vorderſeite liegt nach Norden gewendet; von dem übrigen Theile des Prätoriums iſt wenig zu ſehen, doch läßt ſich vielleicht noch manches durch Nachgrabung finden.

Wenn man in nördlicher Richtung das Lager verläßt, kommt man in 1 km Entfernung zu der bürgerlichen Niederlaſſung, die aus den Hütten der Marketender, des Troſſes und der Soldatenweiber hervorgegangen iſt und ſchon unter Antoninus Pius Stadtrecht erhielt. Die Waſſerleitung, von der noch auf halber Höhe des Hügels Theile der Leitungsbögen zu ſehen ſind, ſcheint bereits Hadrian angelegt zu haben, und viele Reſte von Tempeln und öffentlichen Bauten, ſowie zahlreiche Inſchriften zeigen, daß hier bis in das vierte Jahrhundert hinein ein blühendes Gemeinweſen beſtanden hat.[23] Nachher hat man begonnen, die Steine zu Neubauten zu verwenden, und ſelbſt unter franzöſiſcher Herrſchaft iſt noch vieles zerſtört. Im Jahre 1870 z. B. ſollen die Nationalgarden die im Prätorium aufgeſtellten Alterthümer als Scheiben bei den Schießübungen benutzt haben.

Als die Soldaten das neue Lager bezogen hatten, ſtattete ihnen der Kaiſer im Juli 128 einen Beſuch ab, ließ die einzelnen Truppentheile geſondert manövriren und kritiſirte ihre Leiſtungen, wie es die Münzen auch von den Beſuchen bei anderen Heeren bezeugen. Seine Anſprache verräth durch ihren Wortreichthum den Theoretiker, der den Befund mit den ſelbſt-

gegebenen Vorschriften vergleicht. Sie wurde auf dem Postamente einer Säule verewigt, die zuerst in dem alten Lager stand und jetzt im Pariser Museum nach Möglichkeit wieder zusammengesetzt ist. Auf der rechten und linken Seite steht der Tagesbefehl an die Hülfstruppen, mit denen die Führer Uebungen gemacht haben, welche ein wirkliches Gefechtsbild bieten; er lobt sie im allgemeinen, warnt jedoch vor dem Ausschwärmen in aufgelösten Reihen, bei dem sie leicht in verdeckte Gruben gerathen könnten, und empfiehlt ihnen im Kampfe gegen die Eingeborenen ein Vorgehen in gemäßigterer Gangart. Die Vorderseite der Inschrift ist in zwei Spalten gegliedert und enthält auf der linken die Anerkennung der dritten Legion, die zweimal unter seiner Regierung das Lager gewechselt oder neu erbaut habe, ohne doch die militärischen Uebungen zu vernachlässigen. Auf der rechten Spalte lobt er die Legionsreiter, die von allen schwierigen Uebungen die schwierigste machten, indem sie auf nach rechts wendendem Pferde mit dem Speer nach dem Ziele warfen, und auch sonst eine rühmliche Schneidigkeit bewiesen haben. Das Verdienst des Legaten Catullinus hat er hier ausdrücklich anerkannt und ihm für das Jahr 130 das Konsulat verliehen. So sorgte Hadrian persönlich dafür, daß in seinen Grenzfestungen Truppen lagen, die sich nicht auf Wall und Graben verließen, sondern nur auf ihre militärische Tüchtigkeit.

Durch diese Festungsbauten, welche seine Soldaten an den Grenzen ausführten, sicherte der Kaiser die am meisten bedrohten Provinzen für lange Zeit gegen die Einfälle räuberischer Barbaren, für alle aber sorgte er durch den Neubau und die Wiederherstellung von Straßen und Städten. Gute Straßen scheint er in allen Ländern gebaut zu haben, besonders im nordwestlichen Spanien und Afrika. Auf dem Isthmus von Korinth richtete er die berüchtigte skironische Klippenstraße so

ein, daß zwei einander begegnende Wagen sie benutzen konnten, und den im Frieden aufblühenden Handel nach dem Partherreiche förderte er durch Wachthäuser an der Karawanenstraße von Damaskus über Palmyra bis an den Euphrat.[24] Die Ueberfülle von gutem Wasser, deren sich nach dem Vorbilde Roms damals die italischen Städte erfreuten, verschafft er auch den Provinzialstädten, so daß sein Biograph sagt, er habe zahllose Wasserleitungen nach seinem Namen benannt. Bereits erwähnt sind die Anlagen in den neugegründeten Städten Sarmizegetusa und Lambäsis; in Griechenland machte die zehn Meilen lange Leitung Aufsehen, welche ohne Bogenstellungen und nur mit einem Durchstich angelegt, Korinth mit Wasser aus dem stymphalischen See versorgte. Auf eine Aufzählung der von ihm nachweislich wiederhergestellten und erbauten Theater, Tempel-Denkmäler, Brücken und Basiliken muß ich an dieser Stelle verzichten, aber was wir davon wissen, macht es erklärlich, daß eine ganze Reihe von Städten ihm Ehrensäulen errichteten und viele ihn als ihren „Wiederhersteller" oder „Gründer" bezeichneten.[25]

Manche Städte, welchen er das Gemeinderecht verliehen oder große Gunst bewiesen hat, auch Theile älterer Städte, haben sich zum Danke nach dem Namen seiner Familie „Aelia" oder nach seinem Beinamen „Hadriane" oder „Adriane" benannt, unter anderen die früheren Legionslager Mursa und Aquincum und die asiatischen Städte Palmyra und Petra. Sie vertheilen sich über alle Gegenden des Reiches und sind fast so zahlreich, wie die, welche den Namen des Herakles und Alexander tragen, aber die meisten von ihnen haben den Namen nach seinem Tode wie einen werthlos gewordenen Titel wieder abgelegt. Neugegründete Städte, wie Pons Aelius am Piktenwall und Hadrianotherä, das er in Mysien zur Erinnerung an eine interessante Bärenjagd anlegte, haben ihn bis zum Ende des

römiſchen Reiches bewahrt, und noch heute trägt ihn Adrianopel an der Maritza, das türkiſche Edirne, das er als griechiſche Stadt an Stelle eines alten thrakiſchen Ortes ausbaute.[26]

Als er im Frühjahr 130 von Antiochia nach Arabien reiſte, kam er auch nach der Stätte von Jeruſalem, welche ſeit der Zerſtörung durch Titus faſt noch völlig verödet dalag. Natürlich dachte er nicht an die Wiederherſtellung der jüdiſchen Stadt oder gar des monotheiſtiſchen Gottesdienſtes der noch von Trajan in blutigen Kriegen bekämpften Juden, ſondern er wollte im Anſchluß an das Lager der zehnten Legion hier wieder eine ſtarke Feſtung errichten, deren das Reich nach dem Aufgeben der parthiſchen Eroberungen bedurfte. Die wiederhergeſtellte Stadt ſollte Aelia Capitolina heißen, Aelia nach ihrem Wiederherſteller, Capitolina nach dem capitoliniſchen Jupiter, an den die Juden ſeit ſechzig Jahren die frühere Tempelſteuer bezahlten. Als der Bau begonnen hatte und auf der Stelle des alten Jehovatempels ſich ein Jupitertempel erhob, empörten ſich die Juden unter der Führung Simons, der ſich Barkocheba, d. h. Sternenſohn, nannte, im Frühjahr 132. Sie nahmen die neuerbaute Stadt ein, und da der Kaiſer durch das Verbot der Beſchneidung das Judenthum auszurotten ſuchte, wurde der Krieg von beiden Seiten mit namenloſer Erbitterung geführt. Dem Statthalter Tineius Rufus kam erſt der Legat von Syrien zu Hülfe, dann erſchien im Frühjahr 133 der Kaiſer ſelbſt auf dem Kriegsſchauplatze. Erſt nach zweijähriger Belagerung wurde Jeruſalem wieder genommen und der Krieg ſelbſt im Jahre 134 oder 135 durch die Eroberung von Bettir zu Ende geführt. 580000 Mann ſollen in dieſem Kampfe gefallen ſein, und ſelbſt der Name Judäa muß dem alten Namen des Philiſterlandes, Paläſtina, weichen. Nun wird die vor dem Aufſtande begonnene Militärkolonie von neuem in Angriff genommen und im Jahre 137 eingeweiht; ſieben Stadttheile, zwei Marktplätze, ein Theater

und andere öffentliche Gebäude werden von ihr erwähnt, aber es hat sich keine Inschrift mehr erhalten. In dem Heiligthum des Jupiter standen, wie in dem vorher vollendeten Zeustempel zu Athen, auch Bilder des Kaisers. Noch andere heidnische Tempel erhoben sich im Lande, und über dem Thore von Bethlehem stand, in Marmor gehauen, das Bild eines Schweines zur Verspottung der Juden. Ihnen selbst wurde auch das Betreten der heiligen Stadt bei Todesstrafe verboten, und eine Milderung dieses Befehles, sowie des Verbotes der Beschneidung, erreichten sie erst unter seinem Nachfolger. Zu wirklicher Blüthe aber ist Aelia Capitolina, deren Neugründung so vielen Römern und Juden das Leben gekostet hatte, nicht gelangt, doch hat der Name bis in das siebente Jahrhundert fortbestanden.[27]

Die interessanteste von seinen Neugründungen ist die, welche er im Jahre 130 in Aegypten anordnete. Auf seiner Reise nach dem alten Theben und der Südgrenze des Landes war sein Liebling, der Bithynier Antinous, am 30. Oktober im Nil ertrunken. Schon die Zeitgenossen wissen nicht, ob er durch einen Unglücksfall umgekommen ist, oder ob er sich für den Kaiser geopfert hat, weil dieser, wie er selbst und Antinous glaubte, eines freiwilligen Opfertodes zur Erreichung seiner Zwecke bedurfte. Wenn die auf ihn bezügliche Inschrift des Barberinischen Obelisken in Rom von Erman richtig erklärt ist, so sagt der Kaiser dort, Antinous habe sich wie ein Held gezeigt und sei nach dem Befehl der Götter muthig in den Tod gegangen. Die Liebe zu dem schönen Jünglinge und die Dankbarkeit gegen seinen Erretter machen den Wunsch des Kaisers erklärlich, den Verstorbenen als Heros und Gott geehrt zu wissen. Besonders die Griechen sind auf seinen Wunsch eingegangen und haben zu Ehren des Antinous zahlreiche Münzen geschlagen, ihm Tempel erbaut und Bildsäulen errichtet, über

denen „es liegt, wie wehmüthige Trauer um den frühen Tod, wie leiſe Klage über das Dahinſchwinden der kurzen Blüthenſchönheit des Lebens.“[28]

Als Hadrian mit ſeiner Frau und der Dichterin Balbilla einen Monat ſpäter an der tönenden Memnonsſäule „die göttlichen Stimmen hörte,“ kam in ihm der Wunſch zur Reife, auch in Aegypten eine moderne Stadt zu gründen und dieſem nach der langen Kaiſerherrſchaft immer noch ſo eigenartigen Volke die helleniſche Kultur näher zu bringen. So entſtand neben der Stelle, wo Antinous ertrunken war, unter dem 27° 48′ nördlicher Breite, auf dem Platze der altägyptiſchen Stadt Beſa die Stadt Antinoe oder Antinoupolis. Der oben erwähnte Obelisk auf dem Pincio enthält darüber auf Seite D einen in ägyptiſchem Stile abgefaßten Bericht. „Antinous iſt als Gott erkannt in den göttlichen Stätten von Aegypten. Ein Tempel wird ihm gebaut, er wird wie ein Gott verehrt von den Prieſtern und Propheten von Ober- und Unterägypten, von den Bewohnern Aegyptens, ſo viele ihrer ſind. Eine Stadt wird nach ſeinem Namen genannt. Die Soldaten (Veteranen) der Griechen (d. h. der Nicht-Aegypter) und die . . Söhne . . derer, die in den Tempeln von Aegypten ſind, kommen dahin. Aecker und Felder werden ihnen gegeben, um ihr Leben damit ſehr ſchön zu machen. Ein Tempel dieſes Gottes iſt darin, deſſen Name „Oſiris Antinous der Selige“ iſt, gebaut aus ſchönem Kalkſtein, mit Sphinxen um ihn her und Statuen und vielen Säulen, wie ſie vordem von den Vorfahren gemacht wurden und desgleichen wie ſie von den Griechen gemacht werden.“

Die Stadt, deren Gründung hier geſchildert iſt, wurde bald die Hauptſtadt einer Provinz und ſpäter der Sitz eines chriſtlichen Biſchofs. Dann iſt ſie allmählich verfallen und vom Wüſtenſande verſchüttet. Die Franzoſen, welche vor

100 Jahren das Land bereiſten, beſchreiben ſie als ein längliches Viereck, das von Süden nach Norden 1600 m, von Weſten nach Oſten 1000 m lang iſt. Am Hafen erhob ſich ein Triumphbogen mit wohl erhaltenen korinthiſchen Säulen und einer Attika darüber. Zahlreiche Trümmer von Säulenhallen, die einſt an den Straßen Schutz gegen die Sonne gewährten, Reſte von einem Gymnaſion und Bädern in der Stadt, einem Amphitheater außerhalb der Stadt zeugten von dem Geſchmack und der Sorgfalt des Kaiſers und ſeiner Baumeiſter. Wir dürfen vorausſetzen, daß ſich dort auch ein Tempel des Antinous und ſein Denkmal befand, an dem in einer uns nicht bekannten Weiſe das Nilboot dargeſtellt war, das den zum Gott erhobenen Jüngling in den Tod getragen hatte. Eine Inſchrift aus dem Jahre 137 bezeugt das Vorhandenſein einer Straße nach der Küſte des rothen Meeres, von Koptos nach Berenike, wodurch der Handel der Stadt gefördert werden mußte.

Als Parthey im Jahre 1822 den Nil hinauf fuhr, waren eine Anzahl Araber auf Befehl des Statthalters von Oberägypten damit beſchäftigt, die letzten 20—30 Säulen umzuwerfen und in Stücke zu ſchlagen. Andere Arbeiter ſtiegen in langen Zügen zum Meere hinab, um die Trümmer in kleinen Dattelkörben auf die bereitliegenden Schiffe zu bringen. Nach ſechs Monaten fuhr der Reiſende wieder vorbei und ſah, wie das Zerſtörungswerk faſt vollendet war: die Reſte der alten Stadt waren in den Kalkofen gewandert, und nur ein paar Säulen ſtanden noch aufrecht. Noch heute mögen unter dem Wüſtenſande im Schatten eines Palmenhaines die Grundmauern und umgeſtürzte Theile der Gebäude geborgen liegen, bis ſie, wie es im Jahre 1871 geſchehen iſt, durch einen Orkan oder Wolkenbrüche wieder freigelegt werden.[29]

Es iſt vielleicht ein Glück für das Reich geweſen, daß der Kaiſer Aegypten mit ſeiner eigenartigen, gebundenen Kunſt, mit

ſeinem emſigen, ungebundenen Volke und mit ſeiner Religion, die ſeit Jahrtauſenden den Herrſcher als Inkarnation des Landesgottes bezeichnete, erſt im 54. Lebensjahre kennen lernte. Hier gewöhnte er ſich an den, auch von ſeinen Vorgängern erhobenen Anſpruch auf göttliche Verehrung, aber ſonſt iſt die Nachahmung ägyptiſcher Eigenart eine unſchuldige Spielerei geblieben, während der perſönliche Beſuch des Herrſchers und die als Wohlthat empfundene Gründung der Kolonie das abgelegene Land enger an das Reich feſſelte.

Recht heimiſch fühlte er ſich nur in Griechenland, und die glücklichſten Tage verlebte er in Athen ſelbſt.[30] Schon vor ſeiner Thronbeſteigung war er für das Jahr 112 zum Archon dieſer Stadt erwählt, und wenn er auch nicht perſönlich dies Ehrenamt verwaltete, ſo hat ihm doch der Areopag, der Rath und das Volk eine Ehreninſchrift im Theater des Dionyſos errichtet. Dann beſchloſſen ſie im Jahre 122 die Gründung einer neuen Phyle, die ihm zu Ehren Hadrianis genannt wurde, wahrſcheinlich, weil der Kaiſer ihnen ſchon abweſend ſeine Gunſt bezeugt hatte.[31]

Im Herbſte 125 kam er zum erſten Male ſelbſt, ließ ſich im September die niederen Weihen bei den Eleuſiniſchen Myſterien ertheilen und führte im März 126 den Vorſitz beim Feſte der großen Dionyſien. Damals errichteten das Volk und der Rath von Athen im Theater ſein Bild unmittelbar hinter dem Sitze des Dionyſospriеſters, und zwölf andere Bilder wurden in den anderen Keilen des Zuſchauerraumes von den einzelnen Phylen aufgeſtellt. Mehrere Inſchriften rechnen gewiſſermaßen von dieſem Aufenthalt im Winter 125—126 eine neue Aera der Stadt, indem ſie von einem dritten, vierten, fünfzehnten und ſiebenundzwanzigſten Jahre „ſeit der erſten Anweſenheit des Kaiſers Hadrian“ ſprechen.[32] Dann kehrte er im

Herbſt 128 zurück, und ließ ſich die höheren Weihen in Eleuſis ertheilen und verweilte wieder den Winter über bis 129. Wahrſcheinlich iſt er auch noch ein drittes Mal 131—132 oder 132—133 in Athen geweſen. Was über ſeine Thätigkeit daſelbſt berichtet wird, läßt ſich nicht einem beſtimmten Jahre zuweiſen, doch darf als ſicher gelten, daß die beim erſten oder zweiten Beſuche begonnenen, größeren Bauten, erſt während ſeines zweiten oder dritten Aufenthaltes vollendet ſind.[33]

Das Leben in dem geſchäftsloſen Athen und der ungezwungene Umgang mit den dortigen Gelehrten und Künſtlern hatten für einen Mann, wie Hadrian, einen beſonderen Reiz. Selbſt bei feſtlichen Gelegenheiten erſchien er wie ein reicher Privatmann ohne die Toga in griechiſcher Tracht, disputirte mit Philoſophen, hörte Vertheidigungen des Chriſtenthums an und bethätigte ſich ſelbſt als Maler, Erzgießer und Bildhauer; man rühmte ihm nach, er habe den Polyklet und Euphranor faſt erreicht. Auch für die praktiſchen Bedürfniſſe der Stadt ſorgte er durch Geſetze und die Ueberweiſung der Einkünfte von Kephallenia. Auf den Reiſen von und nach Athen und auf beſonderen Ausflügen kommt er nach allen berühmten Orten Griechenlands; er wandert durch das Tempethal (132), fragt die Pythia in Delphi nach der Herkunft Homers und erfährt, daß der Dichter der Sohn des Telemachos und der Polykaſte ſei. In Theſpiä beſucht er das berühmte Erosbild des Praxiteles, und hier weiht der große Schütze Hadrian dem kleinen Schützen Eros das Fell eines erlegten Bären mit einem Epigramm etwa folgenden Inhalts: „Du Knabe, der den Bogen der lieblichen (hell tönenden) Kypris führt und zu Theſpiä am Helikon wohnt neben dem Blumengarten des Narkiſſos, ſei gnädig. Dies Beuteſtück von einem Bären, den er ſelbſt geſchoſſen, giebt dir Hadrianus. Nimm es an. Verſchaffe du ihm dafür wohlgeſinnt die Gunſt der himmliſchen Aphrodite.“[34]

An vielen Orten hat er auf seine Kosten bauen lassen, besonders aber that er für die Stadt Athen so viel, daß seine Bauten sich denen der Perikleischen Zeit fast an die Seite stellen lassen. Einen Bericht darüber ließ er „im Tempel aller Götter" aufstellen, doch ist dieser leider bisher nicht wieder aufgefunden, und wir kennen von mehreren Gebäuden nicht einmal die Lage, so lange nicht weitere Ausgrabungen darüber Gewißheit verschaffen.[14]

Im Mittelpunkt der nördlich von der Burg gelegenen Stadt befindet sich ein rechteckiger Bau, etwa 130 m lang und 80 m breit, der gewöhnlich als die Stoa oder als Gymnasion Hadrians bezeichnet wird. Erhalten sind noch von der nördlichen Hälfte seiner Westseite sieben korinthische Säulen aus je einem Stück Karystosmarmor, „9,42 m hoch und 0,97 m dick, mit reichen korinthischen Kapitellen aus pentelischem Marmor, welche die Marmorwand verkleiden." Die Reste des dazu gehörenden Gebäudes sind in der Kirche Megale Panagia verbaut, und jedenfalls haben wir hier die Bibliothek zu suchen. Sie war nach der Darstellung des Pausanias von hundert Säulen aus phrygischem Marmor umgeben, und aus demselben Stein waren die Außenwände. Im Innern waren in den einzelnen Zimmern die Decken vergoldet, die Wände mit Alabaster, mit Statuen und Gemälden geschmückt. Zu den genannten Statuen gehörten wahrscheinlich die dort gefundene Büste des Sophokles und die beiden Jungfrauen, welche Ilias und Odyssee sinnbildlich darstellen. Aehnliche prächtige Bibliotheken hatte Trajan zu Rom in der Basilica Ulpia angelegt, und es war ein glücklicher Gedanke, auch in Athen neben der älteren Bibliothek im Gymnasion des Ptolemäos Philadelphos einen neuen Sammelplatz der Gelehrten und Gebildeten zu schaffen.[35]

Für andere große Bauten fehlte es in der dicht bebauten alten Stadt an Raum, weshalb er sich zum Bau einer Vor-

ſtadt entſchloß, die ſeinen Namen tragen ſollte. Der von ihm gewählte Platz lag im Südoſten der Akropolis, an den Ufern des Iliſſos; hier zeigte man den Felsſpalt, durch den die deukalioniſche Fluth abgefloſſen war, und die Stelle, wo König Kodros ſich für ſein Volk geopfert hatte; hier hatten die Piſiſtratiden einen großartigen Tempel des olympiſchen Zeus begonnen, der immer noch unvollendet war. Hadrian ließ die ſüdöſtliche Stadtmauer abtragen und auf ihren Grundmauern moderne Villen errichten. Doch iſt nach der Stadtſeite die Grenze der neuen Stadt durch ein prächtiges Thor bezeichnet, das an der Weſtſeite auf dem Architrav des Thorbogens die metriſche Inſchrift trägt: „Dies iſt Athen, des Königs Theſeus alte Stadt", und entſprechend auf der Oſtſeite: „Dies iſt des Hadrianus, nicht des Theſeus Stadt." Den 6,10 m breiten Durchgangsbogen umgeben vorſpringende korinthiſche Säulen, die rein dekorativ an den Bau angelehnt waren, aber damit ſie nicht ganz unorganiſch daſtänden, traten die Steinbalken oben rechtwinklig hervor. Jetzt ſind ſie auf der Oſtſeite bis auf Stücke des Poſtaments verſchwunden, während das ſcheinbar auf ihnen ruhende, von ihnen zu tragende Gebälk an der Weſtſeite unverſehrt iſt. Ueber dem Unterbau erhebt ſich eine ſogenannte Attika, ein zweites Stockwerk mit drei fenſterähnlichen Oeffnungen, die ehemals mit dünnen Marmorplatten ausgefüllt waren, und darüber ein Giebel, deſſen Spitze 18 m über dem Boden hoch iſt.[36]

Das Thor befand ſich dicht vor dem Olympieion, das zugleich den Hauptſchmuck des neuen Stadttheiles bildete. Es war bereits von den Piſiſtratiden auf einer uralten Kultusſtätte des Zeus begonnen, aber von den Athenern ſpäter nicht weitergeführt. Erſt im Auftrage von Antiochus IV. von Syrien (175—164) hatte der römiſche Baumeiſter Decimus Coſſutius die große Cella vollendet und dem Dipteros korinthiſcher Säulen,

ſowie dem äußeren Schmucke ſeine beſtimmte Geſtalt gegeben. Seitdem hatte der Tempel an den beiden Giebelſeiten acht Säulen und ein offenes Dach mit Oberlicht. Dann war der Bau wieder liegen geblieben, und Sulla hatte ſogar einige Säulen und die ehernen Thürſchwellen nach Rom geſchleppt. Unter Auguſtus beſchloſſen mehrere Könige ihn zu vollenden und dem Genius des Kaiſers zu weihen, aber erſt Hadrian entſchloß ſich im Jahre 125, die bedeutenden Mittel für ſeine Fertigſtellung herzugeben, und wohnte bei ſeinem zweiten oder dritten Beſuche der feierlichen Einweihung bei.[37]

Zunächſt hat er den gewaltigen Tempelhof fertig gebaut, der ſich 3,5—4,5 m über dem Bette des Iliſſos erhebt und mit einer Länge von 206,5 m und einer Breite von 130 m ausgedehnter iſt, als zwei Drittel der Akropolis. Er beſteht aus einer Folge von gewölbten Gängen und iſt aus Bruchſteinen ausgeführt, aber mit Quadern aus Kalkſtein bekleidet, deren Vorſprünge, in Zwiſchenräumen von je 5,57 m, je einer Scheidewand der Tonnengewölbe zum äußeren Ausdruck dienen. Dieſe Mauer des Tempelhofes, welche von Norden zwei Zugänge gehabt zu haben ſcheint und hier ältere Bauten bedeckt, hat Hadrian erbauen laſſen, da der Tempelhof für ſeine Pläne eine beſondere Bedeutung hatte.

Was er für den Tempel ſelbſt gethan hat, entzieht ſich unſerer Kenntniß, doch kann dies nicht wenig geweſen ſein, da ſonſt auch ſeine Vorgänger dazu im ſtande geweſen wären. Er iſt unten 120 m lang und 54 m breit, an der Oberſtufe 107,75 m lang und 41 m breit, bedeckt alſo eine Grundfläche, die faſt doppelt ſo groß iſt, wie der Parthenon, und iſt der größte Tempel des eigentlichen Griechenland. An den Schmalſeiten im Oſten und Weſten hatte er drei Reihen von je acht Säulen, war alſo ein dipteros oktastylos, an den Langſeiten hatte er je zwei Säulenreihen von neunzehn Säulen und je zwei Säulen zwiſchen den Anten

der Cella. Dieſe hundertundvier Säulen ſind mit Kapitell und Baſis 20,16 m hoch und haben einen Durchmeſſer von etwa 1,70 m. Das Kapitell iſt oben 3 m breit, der Architrav 2,25 m hoch und die Zwiſchenräume zwiſchen den Säulen betragen je 2,92 m. In der Cella befand ſich ein Koloſſalbild des Zeus aus Gold und Elfenbein, wohl eine vergrößerte Nachbildung des von Phidias gemachten Bildes in Olympia.

Im Tempelhofe ſtanden am Eingange vier Marmorbilder des Kaiſers und an anderen Stellen viele eherne Statuen, welche ihm griechiſche Städte im Jahre 132 errichtet hatten. Die Bilder ſelbſt ſind verſchwunden, aber vierzehn Säulenfüße ſind noch erhalten mit Inſchriften, wie „Dem Olympier Hadrian die Kyzikener"; wortreicher ſind die von Milet, Abydos und Thaſos, und die Stadt Abydos bezeichnet ihn zugleich als ihren Retter und Begründer. Die Athener überboten die anderen, indem ſie hinter dem Tempel eine Koloſſalſtatue des Kaiſers aufſtellten. Dies muß dieſelbe Statue ſein, welche ſich nach dem Berichte Dios „im Olympium" befand, doch geht aus ſeinen Worten und den anderen Berichten nicht hervor, daß der Kaiſer ſein Bild neben das des Zeus ſetzte und ſich durch den Zeusprieſter zugleich Opfer bringen ließ. Etwas räthſelhaft iſt die Bedeutung der aus Indien dorthin gebrachten Schlange, aber es ſcheint, als ſei ſie „ein Gegenſtück der Erechtheusſchlange" und bedeute den Genius des Kaiſers.[38]

Als beim zweiten oder dritten Beſuche des Kaiſers der Tempelbau beendet war und das erſte Opfer dargebracht wurde, hielt der bedeutendſte Prunkredner der Zeit, Polemon von Smyrna, auf dem Unterbau des Tempels eine Feſtrede. Die Athener ſelbſt hatten das Werk der Piſiſtratiden vor der Vollendung zur Ruine werden laſſen, weil der Tempel in dieſer Geſtalt ein Wahrzeichen ihrer Freiheit war. Was die einheimiſchen Tyrannen begonnen hatten, war durch fremde Könige

weitergeführt und durch den griechenfreundlichen Kaiſer fertiggeſtellt.

Als im Anfange des Mittelalters der gewaltige Tempel durch Naturgewalten zerſtört war, ſoll auf einer der Säulen ein chriſtlicher Säulenheiliger gehauſt haben, der den heidniſchen Athenern, die ihn darob verhöhnten, erwiderte, die Tonne des Diogenes habe nur ihren Standort verändert. Aus dem Material des Tempels iſt eine Kapelle des heiligen Johannes erbaut, die der deutſche Reiſende Transfeldt noch im Jahre 1675 geſehen hat. Von den damals erhaltenen ſiebzehn Säulen haben eine im Jahre 1760 die Türken abgebrochen, eine zweite hat im Jahre 1852 ein Orkan umgeriſſen, und jetzt ſtehen nur noch dreizehn Säulen der Südoſtecke und zwei Säulen der inneren Reihe und rechtfertigen die volksthümliche Bezeichnung des am Spätnachmittag vielbeſuchten Platzes „unter den Säulen".[39]

Soweit es im Rahmen des römiſchen Reiches möglich war, wollte Hadrian auch ein unerreichtes Ideal der Perikleiſchen Zeit erfüllen, das Plutarch den Zeitgenoſſen als einen Beweis „für die hohe und erhabene Geſinnung des Perikles" ins Gedächtniß zurückgerufen hatte. Alle Griechen ſollten unter der Führung Athens geeinigt werden, und Athen, welches ſich in dieſer Zeit rühmt, „die Gründerin ſo vieler Städte zu ſein", ſollte der Sitz des Synhedrions der Hellenen werden. Eine politiſche Bedeutung konnten und ſollten dieſe panhelleniſchen Pläne nicht haben, aber es genügte für die Athener, daß in ihrer Stadt ein neues griechiſches Nationalfeſt entſtand und ſie durch die Geſandtſchaften, welche ſich zur Feſtfeier aus vielen Städten einfanden, wieder Glanz und Leben erhielt.

Die Griechen bezeugten ihre Dankbarkeit dadurch, daß ſie dem Kaiſer einen Tempel erbauten, den ein „Prieſter des Gottes Hadrian, des Panhelleniers", verwaltete. Dieſer Prieſter führte zugleich bei dem neuen Feſte der Panhellenien den Vorſitz und

hatte vorn im großen Dionysostheater einen Ehrenplatz. Dio nennt den Tempel des Kaisers kurz „Panhellenion“, aber es ist wahrscheinlich derselbe, wie der der Hera und des panhellenischen Zeus, und in diesem Tempel wird der Kaiser wohl gemeinsam mit Zeus verehrt sein. Das Panhellenion ist so vollständig verschwunden, daß wir nicht einmal seine Lage kennen und nur vermuthen dürfen, daß es zum Schmucke der neuen Hadrians-Stadt diente. Auch das von Pausanias erwähnte Gymnasion soll jetzt südlich vom Ilissos an der nach Sunion führenden Straße gefunden sein. Dort hat die englische Schule ein großes Gebäude freigelegt, das in seinem Plane und seiner Bauweise auffallend mit der obengenannten Bibliothek übereinstimmt, und die planmäßigen Ausgrabungen werden vielleicht auch noch die andern öffentlichen Bauten des Kaisers aufdecken.[40]

Da Athen immer unter Mangel an Wasser zu leiden hatte, obwohl bereits die Pisistratiden eine Leitung vom oberen Ilissosthale bis an die Pnyx gelegt hatten, ließ Hadrian für seine Stadt eine großartige Wasserleitung bauen, die das Wasser vom fernen Pentelikon über Chalandri und Ampelokipos zu dem die Stadt überragenden Lykabettos führte. Sie ist theils aus Ziegeln gemauert und mit einem Tonnengewölbe überspannt, theils auf weite Strecken mit großen Kosten in den Felsen gehauen. Am Reservoir ist angegeben, daß sein Nachfolger das Werk vollendete. Die bleiernen Röhren, welche von dort das Wasser in die Stadt leiteten, hat man noch im griechischen Freiheitskriege zum Gießen von Flintenkugeln benutzt; nur ein Stück, 0,18 m weit und 0,03 m in der Wendung stark, wird noch in der Demarchie aufbewahrt.[41]

Noch andere Bauten wird er in der alten und neuen Stadt errichtet haben, aber schon die uns bekannten Wohlthaten rechtfertigen oder erklären wenigstens die ungewöhnlichen Ehren, welche man ihm erwies. Im Theater des Dionysos, in der

Königshalle und im Parthenon errichtete man ihm Standbilder, und von den noch erhaltenen Inschriften bezeichnen ihn 13 als Gott, 48 nach dem Vorbilde des Zeus als Olympier, einzelne als den Panhellenier und den Befreier. Hatte doch seine Gnade die altberühmte Stadt von ihrer Niedrigkeit befreit und leuchtete der Stadt, die man einst die stolze Herrin aller Städte genannt hatte, „wie ein heller Sonnenblick vor dem Einbruch der langen Nacht des Mittelalters.“[42]

Für Italien hatten alle Vorgänger des Kaisers gesorgt, und weniger als Athen schien Rom eines Herrschers zu bedürfen, der bereit und im stande war, die großen Mittel des Reiches mit Geschmack auf seine Verschönerung zu verwenden. Außer dem Kaiserpalaste auf dem Palatin waren hier die Bäder des Titus und der Riesenbau des Colosseums entstanden. Trajan hatte den Berg Quirinal auf der Südwestseite abtragen lassen, dadurch einen breiten Zugang zum Marsfelde eröffnet und dieses mit dem alten Rom verbunden. Auf dem neuen Boden war das Trajans-Forum entstanden, dessen herrliche Tempel, Säulenhallen und Bibliotheken noch nach Jahrhunderten die Besucher Roms mit Staunen erfüllt haben. So war zum Nutzen und zur Freude des Volkes genug geschehen, und Hadrian, der sonst die Hauptstadt durch glänzende Spiele und großartige Geschenke erfreute, zeigte wenig Neigung, sich durch Neubauten bei der Menge beliebt zu machen. Eine solche Absicht kann er höchstens bei dem Circus auf dem rechten Tiberufer gehabt haben, der vielleicht das von ihm abgerissene „Theater Trajans“ ersetzen sollte. Für die Rhetoren und Dichter gründete er an einer jetzt unbekannten Stelle das Athenäum, in welchem sie ihre Werke öffentlich vorlasen, aber diese Fürsorge für die Gebildeten gab nur neuen Grund zu der Klage, daß er sich viel zu viel um die Litteratur bekümmere. Ohne Rücksicht auf die Wünsche des

Volkes zu nehmen, ist er seine eignen Wege gegangen und hat auch für die Hauptstadt durch die Weiterführung und Wiederherstellung älterer Bauten, sowie durch den Neubau ihres größten Tempels und des Kaisergrabes sehr viel gethan.

Die Bauten an dem neuen Forum führte Apollodor in seinem Auftrage zu Ende, und nach wenigen Jahren war der Tempel Trajans und der Kaiserin Plotina fertiggestellt und glänzend eingeweiht.[43] Zwischen dem erprobten Baumeister und dem Kaiser besteht noch das beste Einvernehmen, denn Apollodor hat damals Kriegsmaschinen konstruirt und in einem Buche beschrieben, dessen Einleitung sein gutes Verhältniß zum Kaiser bezeugt. Dann aber trat bald eine Entfremdung ein, weil Hadrian die Bauten nach eigenen Plänen ausführte und dem Baumeister eine Kritik derselben übelnahm. Apollodor hat, freiwillig oder unfreiwillig, Rom verlassen, und als er auswärts starb, entstand sogar das von Dio als Wahrheit erzählte und nicht bestimmt zu widerlegende Gerücht, er habe ihn tödten lassen.[13] Außer Apollodor scheint dann Decrianus oder Dextrianus die Arbeiten in Rom geleitet zu haben. Er und Andere werden, wenn der Kaiser die Zeichnung entworfen hatte, die Einzelheiten ausgearbeitet haben.

Außer der Vollendung des Trajans-Forums unternahm er auch die Weiterführung des flavischen Kaiserpalastes auf dem Palatin, seines eigentlichen Schlosses in der Hauptstadt. Im Süden desselben hatte Domitian einen 165 m langen und 48 m breiten offenen Raum erbaut, dessen hohe Mauern an der Südwestseite eine schwachgekrümmte Kurve bilden. Es ist nicht, wie man früher glaubte, ein Stadium für den Hof, sondern ein ausgedehnter, von Säulen umgebener Hofgarten, dem der Baumeister die Form einer Fahrbahn (Hippodromus) gegeben hatte. An seiner Ostseite ließ Hadrian, und zwar erst nach dem Jahre 134, während seines letzten Aufenthalts in Rom, einen

großen, nach dem inneren Garten geöffneten, halbkreisförmigen Saal (Exedra) erbauen, deſſen noch erhaltene Ornamente auf eine verſchwenderiſche Ausſtattung ſchließen laſſen. Auch die öſtlich daran grenzenden Räume ſtammen von ihm, unter denen ein mit einem Tonnengewölbe überſpannter Saal beſondere Beachtung findet; die quadratiſchen Stuckkaſſetten ſeiner Decke ſind einſt vergoldet geweſen. Alle dieſe Bauten hat Septimius Severus (195—203) nach einem Brande wiederherſtellen laſſen und den ſüdlichen Theil des Palatin mit ausgedehnten Neubauten bedeckt. Dieſelben Ziegel, welche die Erbauung dieſer Räume durch Hadrian beweiſen, finden ſich auch im ſüdlichen Flügel des Hauſes der Veſtalinnen (atrium Vestae) und zeigen, daß er dieſes vergrößern und den in Klauſur lebenden Prieſterinnen einen Raum zu etwas freierer Bewegung und ſchönere Wohnräume verſchaffen ließ.[44]

Nicht hoch genug können wir das Verdienſt anſchlagen, das er ſich durch die Wiederherſtellung der bedeutendſten Bauten des Auguſtus auf dem Marsfelde erwarb. Durch das Trajans-Forum war dem Verkehr dorthin ein neuer Weg eröffnet, und über das Marsfeld hinaus wies die zum neuen Kaiſergrabe führende Brücke. Auf dem Wege zu ihr muß das Theater Trajans gelegen haben, das er nun mit Rückſicht auf den Verkehr abbrechen ließ und durch ſeinen Circus in den Gärten der Domitia erſetzte. Nur aus Neid gegen ſeinen Vorgänger hat er das ſicher nicht gethan, denn der Nachruhm bei den Römern iſt ihm ſo gleichgültig, daß er ſich niemals bei einem Bau als Urheber bezeichnen ließ, außer in der Widmungsinſchrift vom Tempel Trajans, wo ſein Name unerläßlich war.[45]

Mit kurzen Worten berichtet ſein Biograph, daß er in Rom das Pantheon, die Säpta, die Baſilika des Neptun, viele Tempel, das Forum des Auguſtus und die Thermen des Agrippa wiederherſtellen und unter dem Namen ihrer erſten Erbauer

einweihen ließ. Alle dieſe Bauten ſtanden auf dem Marsfelde, außer dem Forum des Auguſtus, welches auf dem Wege vom alten Forum zum Trajans-Forum liegt.

Die Säpta Julia ſind die großen, auf dem alten Stadtplane verzeichneten und in ihren Fundamenten noch heute zu erkennenden Hallen, welche Cäſar am ſüdlichen Ende der via lata begonnen und Agrippa vollendet hatte. Urſprünglich für die Abſtimmung bei den Wahlen beſtimmt, dienten ſie ſpäter als Kaufhallen. Derſelbe Agrippa hatte zum Andenken an ſeine Seeſiege ein Heiligthum und eine Halle zu Ehren des Neptun errichtet, welche das ausgezeichnetſte Denkmal der römiſchen Seeherrſchaft blieben. An den Wänden dieſer Baſilika Julia ſah man die Abenteuer der Argonauten abgebildet. Was Hadrian für dieſen Bau gethan hat, beſonders ob etwa die elf auf der Nordſeite befindlichen, korinthiſchen Marmorſäulen erſt von ihm geſetzt ſind, läßt ſich nicht mehr beurtheilen, weil ſeit zweihundert Jahren die dogana di terra in die alte Halle hineingebaut iſt.[46]

Bis vor kurzem galt es als ſicher, daß Agrippa im Jahre 27 v. Chr. laut der Inſchrift über dem Eingange das berühmte Pantheon in ſeiner jetzigen Geſtalt errichtet habe. Zwar wird berichtet, daß der Rundtempel im Jahre 22 durch den Blitz, im Jahre 80 durch eine Feuersbrunſt beſchädigt und nach ſeiner Wiederherſtellung von neuem im Jahre 110 „von Blitzen zu Grunde gerichtet“ und von Hadrian dann ausgebeſſert wurde, aber man gab auf dieſe Nachricht nicht viel, weil man nicht einſah, wie das Feuer einen Bau aus Stein und Erz ſo erheblich ſchädigen konnte. Als jedoch im Winter 1891 auf 1892 der franzöſiſche Architekt Chedanne eine genaue Vermeſſung des Gebäudes vornahm und gleichzeitig bei einer Ausbeſſerung der Kuppel der Kalkbewurf erneuert werden mußte, hatte Chedanne Gelegenheit, feſtzuſtellen, daß ſämtliche Ziegel des Rund-

baues, wenigſtens die, deren Stempel ohne Zerſtörung des Baues zu erkennen waren, aus dem erſten Jahrzehnt von Hadrians Regierung ſtammen. Die meiſten Ziegel des Mauerwerks ſind allerdings von kleinerem Format und enthalten keine inſchriftliche Bezeichnung, aber die Entlaſtungsbögen und Deckenwölbungen beſtehen aus großen Plattziegeln, und von ihnen iſt an zwanzig für den Bau bedeutungsvollen Stellen eine größere Anzahl herausgenommen, die trotz der großen Verſchiedenartigkeit der Stempel alle aus den Jahren 115—126 ſtammen.

Hieraus haben die neueren Forſcher den wohl kaum zu widerlegenden Schluß gezogen, daß Agrippa einen Rundbau auf derſelben Grundfläche, wie der jetzt noch ſtehende, errichtete, aber bei Herſtellung des von korinthiſchen Säulen getragenen Zeltdaches ſoviel Holz und Metall verwendete, daß ſeine Zerſtörung durch Feuer möglich wurde. Wenn der Bau Agrippas bereits ganz aus Stein beſtand, ſo war er doch ſo wenig widerſtandsfähig, daß nach dem Brande im Jahre 110 ein Neubau der Pantheonsrotunde und der anſtoßenden Baulichkeiten ſtattgefunden hat. Hadrian ließ den Rundbau lediglich aus Ziegeln und Mörtel herſtellen, ohne Verwendung von brennbaren Stoffen; die bekannte Kaſſettendecke erinnert an die Ausſchmückung des Tonnengewölbes im palatiniſchen Palaſte. Allerdings hat Septimius Severus, derſelbe, welcher auch auf dem Palatin den dortigen Palaſt Hadrians theilweiſe durch einen Neubau verdrängt hat, im Jahre 202 „das Pantheon, das durch Alter verdorben war, mit aller Pracht wiederherſtellen laſſen“, aber von einem Brandſchaden iſt nicht mehr die Rede. Vielmehr muß jetzt die Steinkonſtruktion des Pantheon, welche bisher „als die große That der Auguſteiſchen Baumeiſter“ gefeiert wurde, als ein glänzender Beweis für die techniſche Fertigkeit und den Geſchmack Hadrians und ſeiner Baumeiſter gelten.[47]

Nach Chedannes Unterſuchungen hat die Vorhalle, welche

noch jetzt Agrippas Inſchrift vom Jahre 27 v. Chr. trägt, früher eine zehnſäulige Faſſade gehabt, ſo daß vielleicht ihre jetzige Geſtalt mit acht Säulen in der Front auch auf Hadrian zurückgeht. Den ſeit dem Brande verödeten Bau, in welchem vorher die Bilder vieler Götter aufgeſtellt waren, benutzte Hadrian als Gerichtsſtätte, wo er unter Hinzuziehung von Rathmännern Recht ſprach.[48]

Von dem großen Kuppelbau iſt übrigens faſt nur der aus Ziegelſteinen beſtehende Kern erhalten, deſſen werthloſes Material die Begehrlichkeit der Römer nicht reizen konnte. Denn wenn auch Bonifacius IV. das Pantheon im Jahre 609 unter dem Namen Sta. Maria ad martyres als chriſtliche Kirche einrichtete und durch viele Gebeine aus den Katakomben weihte, ſo raubte doch ſchon der griechiſche Kaiſer Conſtans II. (641—668) das vergoldete Erzdach der Kuppel, welches ſpäter durch Bleiplatten erſetzt wurde. Während des dreißigjährigen Krieges ließ Papſt Urban VIII. im Jahre 1632 die ehernen Balken und das Dach der Vorhalle im Geſamtgewichte von 450251 Pfund abnehmen und daraus mehr als hundertundzehn Mörſer und vier große Säulen für den Hauptaltar der Peterskirche gießen. Mit anerkennenswerther Offenheit brüſtet er ſich auf einer Inſchrift rechts vom Portale damit, „daß er die alten Ueberbleibſel der ehernen Decke zum Guſſe der vatikaniſchen Säulen und ehernen Kanonen verwendet habe, auf daß jene unnützen und faſt der Fama ſelbſt unbekannten Schmuckſtücke in der Peterskirche als Zierden des Apoſtelgrabes, in der Hadriansburg als Werkzeuge der öffentlichen Sicherheit dienten". Endlich iſt im Jahre 1747 der ſchadhaft gewordene Marmorfries durch Stuck erſetzt, außerdem die Niſchen verändert und die ganze Kuppel weiß angeſtrichen.

Für eigene Bauten in der Nähe des alten Forums bot dem Kaiſer nur noch die Velia Raum, der niedrige Höhenrücken, welcher

Palatin und Esquilin verbindet und das Forum Romanum von dem Thale des Kolosseums scheidet. Hier war nach dem Tode des Titus der nach ihm genannte Triumphbogen vollendet, und an die großen Anlagen Neros erinnerte nur noch der 36 m hohe Koloß, den einst Zenodor hergestellt hatte. Diesen Koloß ließ der Baumeister Dextrianus durch vierundzwanzig Elephanten in die Nähe des später danach genannten Kolosseums bringen, und der Kaiser wollte auch auf den Rath Apollodors als Gegenstück zu diesem, jetzt dem Sonnengott geweihten Bilde ein anderes für die Mondgöttin errichten, doch scheint das letztere nicht ausgeführt zu sein.[49] Vom alten römischen Forum führte die heilige Straße langsam ansteigend zur Velia hinauf, bog dann nach rechts um bis zum Triumphbogen des Titus und führte durch diesen hindurch und zum Colosseum hinab. Auf dem großen Platze links von der Straße ließ er den Doppeltempel der Venus und Roma errichten.

Durch den Bau eines Venustempels knüpft Hadrian, wie bei den genannten Bauten, an die Zeit des Augustus an, wo Venus und Mars zu römischen Stammgöttern erhoben wurden, nachdem schon Cäsar im Jahre 46 für Venus, als die „Mutter der Aeneaden", die Mutter des Julischen Geschlechtes (Genitrix), auf seinem Forum einen prächtigen Tempel geweiht hatte. Heiligthümer der Roma, der personificirten Stadtgöttin, die der Minerva oder einer Amazone ähnlich ist und als Tochter des Mars gedacht wird, waren zuerst in Kleinasien entstanden. In Rom trug wahrscheinlich das Bild des kapitolinischen Jupiter ein Romabild auf seiner Rechten, und in den Provinzen hatte seit Augustus sich die Sitte eingebürgert, die Kaiser mit ihr zusammen in einem Tempel zu verehren. Ein ähnlicher Gedanke ist es, wenn die Stammmutter des ersten Kaisergeschlechtes, deren Verehrung auf die späteren Kaiser übergeht, jetzt mit Roma zusammen zum ersten Male in Rom selbst einen Tempel erhält.

Nicht bloß architektoniſche Rückſichten haben die gemeinſame Verehrung beider in einem Tempel veranlaßt, ſondern die geiſtige Beziehung zwiſchen der kaiſerlichen Göttin Venus und der Staatsgöttin Roma.[50]

Die Idee und der Plan dieſes größten aller römiſchen Tempel ſind das geiſtige Eigenthum Hadrians, der hier zeigen wollte, „daß er auch ohne Apollodor einen großen Bau entwerfen könnte". Während ſeines erſten mehrjährigen Aufenthalts in Rom ſtellte er den Plan fertig und ließ den Grundſtein um die Zeit ſeiner Abreiſe aus Rom im Jahre 121 legen, die Weihung bei ſeinem zweiten Aufenthalt im Jahre 128 vollziehen. Beide Male war dazu wahrſcheinlich der 21. April gewählt, das Feſt der Palilien, welches als Geburtstag Roms ſchon ſeit langer Zeit gefeiert wurde. Das Feſt wurde ſpäter als Gründungstag des Tempels mit dem der Göttin Roma verſchmolzen und auch nach ihr genannt. Welchen Werth Hadrian gerade auf dies Werk legte, zeigt der Umſtand, daß er erſt nach der Einweihung den vom Senat ihm ſchon wiederholt angebotenen Titel „Vater des Vaterlandes" annahm und ſeiner Frau den Titel „Auguſta" verlieh.[51]

Um einen geeigneten horizontalen Bauplatz zu erhalten, ließ er die heilige Straße vom Titusbogen bis zum Koloſſeum reguliren und einen großen Unterbau aufſchütten. Der ganze künſtlich hergeſtellte Tempelhof von 167 m Länge und 103 m Breite erhob ſich im Norden nur 2,2 m, im Oſten aber über 8 m über der Straße und war von einer ſtarken Außenmauer umgeben, in der ſich ein Stein vom Jahre 123 gefunden hat. Die Vollendung des Unterbaues muß alſo mehrere Jahre in Anſpruch genommen haben. Er war wahrſcheinlich mit weißem Marmor gepflaſtert und von etwa zweihundert Säulen aus Granit und Porphyr umgeben, deren Trümmer auf einen Durchmeſſer von über 1 m und eine Höhe von 11—12 m ſchließen

lassen. Eine breite, niedrige Treppe führte im Westen vom Forum her zu ihm hinauf, während auf der über 8 m hohen Ostseite sich schmalere Treppen an den beiden Ecken befanden. Apollodors Vorschlag, im Unterbau des Tempels Räume für die Zusammensetzung der Dekorationen im Colosseum herzustellen, hätte sich bei der Höhe des Tempelhofes sehr gut ausführen lassen, doch fehlt es darüber an sicheren Nachrichten.

In der Mitte des Tempelhofes, etwa 25 m von der umgebenden Säulenhalle entfernt, erhob sich das eigentliche Podium des Tempels, zu dem man auf sieben Marmorstufen emporstieg. Es bestand aus einer felsenhart gewordenen Gußmasse von Mörtel und Steinen, war 110 m lang und 53 m breit, aber je nach der zu tragenden Last von verschiedener Stärke. Den Tempel umgab ein Säulengang von sechsundfünfzig kannelirten, fast 2 m dicken Marmorsäulen, je zehn auf den Schmalseiten im Osten und Westen und je zwanzig auf den Langseiten. An den gefundenen Resten vom Gesims sah man Löwenköpfe zum Abflusse des Wassers.

Die äußere Gestalt zeigen Münzen Hadrians mit der Umschrift „Romae aeternae“ oder „Veneri felici“, sowie eine Münze mit der Umschrift „Veneri felici“ von Antoninus Pius, der den Tempel zu Ende geführt hat. Viel genauer sind die Einzelheiten auf einem Marmorrelief im Studio Viti zu erkennen, das die Fassade eines zehnsäuligen Tempels mit römisch-korinthischen Kapitellen und einem glatten Architrav zeigt. In der Mitte des ziemlich stark beschädigten Giebelfeldes gewahrt man die Vestalin Rhea Silvia, den rechten Arm auf den Felsen gestützt, den linken im Schlafe über den Kopf gelegt. Von der rechten Seite scheint sich ihr Mars zu nähern, während auf der kleineren linken Hälfte die Wölfin mit den Zwillingen Romulus und Remus zu erkennen ist, auf welche zwei Hirten zueilen. Die Ecken der Giebeleinfassung sind zerstört, so daß nicht mehr

zu erkennen ist, ob die auf den Münzen Hadrians sichtbaren Figuren auf ihnen standen. An den anderen Stellen umgiebt den Giebel eine breite, palmettengeschmückte Leiste, hinter der ein Theil des Daches sichtbar wird.

Unten, zwischen der fünften und sechsten Säule, ist auf dem Relief die nach innen sich öffnende Doppelthür mit Metallbeschlag und Nägeln deutlich zu sehen, und zwischen den anderen Säulen sind die Marmorquadern der Tempelwand nicht zu verkennen. Der Tempel selbst hatte auf den beiden Schmalseiten zwischen den Anten je vier Säulen, welche die Vorhallen umgaben, aus denen man auf fünf Stufen zu dem 0,9 m höher liegenden Fußboden des Tempelhauses hinauf stieg. Es war durch massive Wände in zwei ganz gleichgroße Cellen getheilt, von denen die westliche der Venus, die östliche der Roma geheiligt war. Jede Cella ist quadratisch, aber dem Eingange gegenüber durch eine halbrunde Apsis vergrößert, die dem monumentalen Profanbau entlehnt ist. Die Apsiden berühren sich mit den Rückseiten, sind aber durch starke Ziegelmauern voneinander getrennt. Der Fußboden war mit dicken Marmorblöcken belegt, die Wände bestehen aus starken Ziegelmauern, die auf der Außenseite mit weißem, parischem Marmor, im Innern mit buntem Marmor, wie Serpentin und Giallo antico, verstärkt und bekleidet waren. Auf jeder innern Seite war sie noch durch vier Strebepfeiler mit vorgesetzten korinthischen Porphyrsäulen von gut 0,6 m Durchmesser gestützt; zwischen ihnen blieben abwechselnd viereckige und gewölbte Nischen frei, in denen Statuen standen. Die Strebepfeiler machten die Wände stark genug, ein kassettirtes Tonnengewölbe zu tragen, welches nach dem Hintergrunde in eine Halbkugel übergeht, so daß Hadrian hier eine originelle Vereinigung des Gewölbebaues mit dem Aeußeren eines griechischen Tempels durchführte. Ueber dem Gewölbe erhob sich das Dach aus breiten quadratischen

Bronzeplatten mit Deckziegelreihen. Von diesem Kern des Tempels ist nur die dem Colosseum zugewendete Nische des Romatempels und die Nische, sowie Stücke von den Seitenmauern des Venustempels erhalten, die in das Kloster Santa Francesca Romana hineingebaut sind.[52]

Das Innere der Tempel mußte ihrem prächtigen Aeußeren und ihrem Säulenschmucke entsprechend mit Bildsäulen und Reliefs geschmückt sein, die sich wenigstens im Tempel der Roma auf die Vorgeschichte Roms bezogen. Diese Ausschmückung ist erst längere Zeit nach der Einweihung vollendet, nämlich unter Antoninus Pius, dessen Münzen aus den Jahren 139—143 Abbildungen vom Tempel und einzelnen Gruppen seiner Giebelfelder zeigen. Damals stellte der Senat im Venustempel silberne Bilder des Antoninus und der Kaiserin Faustina auf und verordnete, daß die jungen Ehepaare der Hauptstadt auf ihrem Altare Opfer bringen sollten. Den Hauptschmuck der Tempel bildeten die Bilder der beiden Göttinnen, die den Thüren gegenüber auf hohen Postamenten saßen; es waren große Figuren, nach Apollodors Meinung für den doch gewiß recht hohen Raum zu groß, so daß „die Göttinnen, wenn sie aufstehen und hinausgehen wollten, es nicht gekonnt hätten". Mehrere gleichzeitige Münzen zeigen die Göttinnen in sitzender Haltung, und es ist anzunehmen, daß die späteren Künstler sich wesentlich nach den Vorbildern in diesem größten der römischen Tempel gerichtet haben.

Eine sitzende Venus befindet sich im Palazzo Vidoni, mit einem dünnen, auf der linken Schulter befestigten Gewande, das die rechte Brust und einen Theil der Seite bloß läßt. Die Beine deckt ein Mantel, dessen einer Zipfel über die rechte Schulter von hinten hinüberreicht. Eine Abbildung unserer Roma zeigt wahrscheinlich ein Mosaik im Palazzo Barberini. Sie sitzt in strenger, fast steifer Haltung auf einem goldenen,

reich verzierten Throne und trägt ein weißes Unterkleid, darüber ein gelbes, wohl aus Goldbrokat gedachtes Gewand, ferner einen rothen Mantel mit goldenen Franſen, deſſen einer Zipfel über die rechte Schulter und den Oberarm nach vorn herabhängt. Den Hals ſchmückt ein goldenes Armband, das Haupt bedeckt ein goldener Helm mit weißen Federn; auf den Schultern ſitzen geflügelte Figuren; auf der rechten Hand trägt ſie eine geflügelte Viktoria, in der linken ein langes Scepter, das an einen Schild angelehnt iſt, hinter welchem ſich nach einer Angabe bei Servius Schlangen befanden.

So oder ähnlich haben wir uns die Kultusbilder der beiden Göttinnen zu denken. Im Volksmunde hießen die beiden Tempel ſpäter nur der Tempel der Hauptſtadt (Urbis), aber auch nach einer Feuersbrunſt im Jahre 307 dauert die Verehrung der beiden Göttinnen fort. Noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts ſagt der chriſtliche Dichter Prudentius: „Mit gleichem Giebel erheben ſich die Tempel der Roma und der Venus, und zugleich wird dem Götterpaar Weihrauch angezündet.“[53] Mit der Herrſchaft des Chriſtenthums beginnt allmählich die Zerſtörung, von der wir im einzelnen nur hören, daß Papſt Honorius I. die Bronzeziegel zur Bedeckung der Peterskirche im Jahre 626 verwendete, und daß die Mönche des Kloſters Sa. Francesca Romana die dicken Marmorblöcke, mit denen der Fußboden der Cellen belegt war, für ihre Rechnung verkauften. Dem Kloſter und der Werthloſigkeit des maſſiven Ziegelmaterials um die beiden Apſiden verdanken wir aber überhaupt die Erhaltung der ſtattlichen Mauerreſte, die freilich des Marmorſchmuckes und ſeit einigen Jahrzehnten auch des grünen Pflanzenſchmuckes entkleidet ſind. „Wenn irgendwo,“ ſagt Jakob Burckhardt, „ſo äußert ſich hier die dämoniſche Zerſtörungskraft des mittelalterlichen Roms, von welcher ſich das jetzige Rom ſo wenig mehr einen Begriff machen kann, daß es beharrlich

die nordiſchen „Barbaren“ ob all der greulichen Verwüſtungen anklagt.“

Seit der Entzifferung des Barberiniſchen Obelisken auf dem Pincio kann es als ſicher gelten, daß Hadrian ſeinen Antinous im „Grenzfelde der Herrin des Genuſſes, Hrome,“ d. h. im Oſten der Hauptſtadt, an der via Labicana, unweit der Claudiſchen Waſſerleitung beſtatten ließ und das großartige Denkmal über ſeinem Grabe durch den genannten Obelisken ſchmückte.[29] Von dort iſt er 1633 in den Barberiniſchen Palaſt, dann in den Garten des Vatikan gebracht und 1822 auf dem Pincio aufgeſtellt. Auffallend iſt allerdings, daß das Grab des Antinous ſich auf einer ganz anderen Seite der Stadt befand, als das eigne Grab des Kaiſers.

Sein großes Grab, an dem er „wie ein ägyptiſcher Despot ein halbes Leben bauen ließ“, giebt neueren Schriftſtellern einen erwünſchten Anlaß, ſeinen Egoismus zu tadeln, während wir doch ſicher wiſſen, daß das von den meiſten Vorgängern benutzte Mauſoleum des Auguſtus (auf dem Marsfelde) voll war und die ſpäteren Kaiſer bis auf Septimius Severus im Grabe Hadrians beigeſetzt ſind. Er erwählte zum Bauplatz für ſein Mauſoleum die Gärten der Domitia auf dem nördlichen Tiberufer und ließ dort zunächſt einen quadratiſchen Unterbau errichten, deſſen Seiten je 104 m lang, mit Marmor bekleidet und reich mit Reliefornamenten geſchmückt waren. Auf ihm erhob ſich ein cylindriſcher Aufbau von 73 m Durchmeſſer und etwa 50 m Höhe, der mit weißem Marmor bekleidet und von verſchiedenfarbigen Säulen umgeben war. Zu dieſem gehört wahrſcheinlich ein in der Nähe gefundenes, rundes Frieſsſtück mit Rinderſchädeln (Bukranien) und Laubgewinden. In ſeinem Innern führt von der Eingangshalle ein durch Luftſchachte ventilirter, ſpiralförmiger Gang zu der noch erhaltenen Grab-

kammer, die jedenfalls auch mit Marmor und Moſaiken ausgeſtattet war. Ueber dieſem Hauptgeſchoſſe befand ſich noch ein, wahrſcheinlich kreisrunder, Aufbau, der von vielen Bildſäulen umgeben und mit einem großen Kunſtwerk gekrönt war. Vielleicht war dies ein Viergeſpann, vielleicht auch eine Koloſſalſtatue, aber jedenfalls nicht der im Vatikaniſchen Garten liegende eherne Pinienapfel, dem erſt im 16. Jahrhundert dieſer Urſprung zugeſchrieben wird.

Hadrian hatte den Bau vielleicht erſt während ſeines letzten Aufenthalts in Rom begonnen, ſo daß er ſelbſt ſeine Vollendung nicht erlebte und erſt ein Jahr nach ſeinem Tode durch ſeinen Nachfolger hier beſtattet werden konnte. Sein Sarkophag ward damals in der großen Grabkammer beigeſetzt und ſoll ſpäter durch Feuer zerſtört ſein, aber den mächtigen Porphyrdeckel glaubt man noch in dem Taufbecken der Taufkapelle in der Peterskirche zu erkennen. Allmählich füllte ſich dann die dem Tiber zugewendete Südwand des viereckigen Unterbaues mit den zum Theil noch erhaltenen Grabſchriften der dort beſtatteten Kaiſer und ihrer Verwandten: über den bronzenen Thüren des Eingangs die von Hadrian und Sabina, daneben die ſpäteren, bis im Jahre 192 der dafür vorgeſehene Raum voll war. Commodus' Grabſchrift mußte in kleinerer Schrift am Frieſe angebracht werden, und mit Septimius Severus war die Reihe der hier Beigeſetzten abgeſchloſſen.

Aurelian nahm es als wichtigſte Baſtion in die Befeſtigung der Stadt auf, und bei der Einnahme Roms durch Alarich ſollen die Gräber von den Gothen geplündert ſein. Den Dienſt einer Feſtung leiſtete das Grabmal wieder beim Angriffe der Gothen unter Vitiges im Jahre 537, der durch Beliſars Umſicht und Tapferkeit abgeſchlagen wurde. Als damals die Gothen unter dem Schutze ihrer rieſigen Schilde heranrückten, zertrümmerten die Vertheidiger die herrlichen Marmorſtatuen, welche noch immer

oben auf dem Mittelbau ſtanden, und ſchleuderten die Stücke auf die Angreifer hinab. So iſt es zu erklären, daß unter Papſt Urban VIII. in den Gräben der ſogenannte Barberiniſche Faun gefunden iſt, der ſich jetzt in der Münchener Glyptothek befindet. Auch der tanzende Faun in den Uffizien zu Florenz und der koloſſale Kopf Hadrians in der Sala Rotonda des Vatikan ſtammen aus ihnen.

Eine Viſion Papſt Gregors des Großen im Jahre 590 gab Anlaß dazu, daß auf der Spitze des Mauſoleums erſt eine Kapelle, ſpäter eine Statue des Erzengels errichtet iſt und der Bau davon den Namen „Engelsburg" erhalten hat. Als uneinnehmbare Feſtung hat ſie den Römern und beſonders den Päpſten in den Tagen der ſchlimmſten Gefahr gute Dienſte geleiſtet, dabei aber ihren äußeren Schmuck vollſtändig eingebüßt und auch im Innern große Veränderungen erfahren. Es iſt nicht leicht zu unterſcheiden, was die mittelalterlichen Beſucher Roms von den Herrlichkeiten, die ſie beſchreiben, geſehen haben und was ſie aus eigner Phantaſie oder auf Grund des ihnen Mitgetheilten hinzu erfanden. So weichen die Rekonſtruktionsverſuche der Neueren nicht wenig voneinander ab, doch ſcheint es, als ob die auf gründlichen Meſſungen beruhende Arbeit des italieniſchen Ingenieur-Offiziers Mariano Borgatti endlich das Richtige getroffen hat.[54]

Zur Verbindung der Stadt mit ſeinem Grabe und dem oben erwähnten Circus erbaute Hadrian im Jahre 136 die nach ihm genannte Aeliſche Brücke, die direkt vom Marsfelde auf die Mitte des Grabmals führt. Sie überſpannte das Flußbett auf drei großen Bögen, während drei kleinere vom Marsfelde, zwei kleinere vom Grabmal aus zur Brücke hinaufführten. Auch ſie iſt wahrſcheinlich mit Statuen reich geſchmückt geweſen, hat dann aber die Namensänderung der Engelsburg mitgemacht, und ihrem neuen Namen „Engelsbrücke" entſprechend

trägt ſie ſeit 1688 ſechzehn Engelsſtatuen nach Zeichnungen Berninis.[55]

Von den zahlloſen Bauwerken, mit denen Hadrian ſein Reich ſchmückte, war faſt keines für ſeinen perſönlichen Gebrauch beſtimmt. Selbſt zur Weiterführung des flaviſchen Kaiſerpalaſtes auf dem Palatin ſcheint er ſich erſt in den letzten Jahren entſchloſſen zu haben, als das Alter ihn nöthigte, von ſeinen Reiſen auszuruhen. Aber neben dem römiſchen Kaiſer und dem Zögling des kunſtbegabten Griechenvolkes lebte in ihm eine ſchon beim Regierungsantritt ganz beſtimmt ausgeprägte Perſönlichkeit, die ſich mit den Schlöſſern ſeiner Vorgänger nicht begnügte, ſondern eine Wohnung nach eigenem Geſchmack bauen ließ. Da er Rom niemals ſehr liebte und ſeine Neigung zu Fußwanderungen und zur Jagd in der glänzenden Kaiſerreſidenz auf dem Palatin unter den Augen der hauptſtädtiſchen Bevölkerung nicht befriedigen konnte, wollte er auch während des Aufenthalts in Italien lieber vor den Thoren Roms wohnen. Aehnlich machten es ſchon zu Ciceros Zeit in den ungeſunden Sommermonaten die reichen Leute, und der jüngere Plinius z. B. beſaß an der Küſte von Laurentum, 17 Millien von Rom, eine Villa, die er nach der Tagesarbeit noch von Rom aus erreichen konnte.

Villen in bevorzugter Lage hatte Hadrian von ſeinen Vorgängern geerbt, und wir wiſſen zufällig, daß er die bei Porto d'Anzo (Antium) liegende bewohnt und die Ciceroniſche zwiſchen Bajä und Puteoli während ſeiner letzten Krankheit aufgeſucht hat.[56] Aber er hatte ſeinen eignen Geſchmack und liebte weder die Lage am brauſenden Meere, noch einen Platz auf der weitſchauenden Höhe des Albanerberges oder bei Tibur (Tivoli), wo an den Waſſerfällen des Anio die Häuſer des Manilius Vopiscus ſtanden. Er ſuchte ſich eine geſunde, liebliche Gegend mit weiter Ausſicht auf Gebirge und Meer, von wo er die Haupt-

ſtadt bequem erreichen konnte, ohne doch durch den Pöbel beläſtigt zu werden, einen Platz, der erſt durch ihn bekannt geworden und deshalb auch nach ihm wieder faſt vergeſſen iſt.

Wer von Rom durch die öde Campagna mit der Bahn nach Tivoli fährt, überſchreitet beim Ponte Lucano den Anio (Teverone) und kommt nach einer Fahrt von im ganzen 27 km zur letzten Station vor Tivoli, zur Villa Adriana.[57] Da iſt zwiſchen dem Anio und den Abhängen der Berge Ripoli und Spaccato ein Hügelland, das durch Bäche in mehrere Zungen getheilt iſt. Von dieſen Bächen, die im Sommer faſt austrocknen, aber einſt durch Leitungen verſtärkt werden konnten, heißt der bedeutendſte jetzt Fiumicino della Villa Adriana; er kommt von der Südweſtſeite der genannten Berge, fließt nordweſtlich, vereinigt ſich mit einem noch kleineren Bache und mündet ſüdlich vom Ponte Lucano in den Anio. Zwiſchen den beiden Bächen, auf einer nach Nordweſten gerichteten Zunge des Hügellandes, erheben ſich jetzt zwiſchen ſilbergrauen Oelbäumen und tiefdunklen Cypreſſen und Pinien die Trümmer der Villa, „die mit dem glühenden Roth ihrer Ziegel und dem warmen Braun des Tuffs ſich in die allgemeine Farbenſtimmung einfügen“. Von der Station zu Fuß gehend, überſchreiten wir nach einer Viertelſtunde den größeren der beiden Bäche in einer Höhe von etwa 70 m über dem Meere und befinden uns den Reſten einer Villa gegenüber, die ſüdlich von uns etwa 40 m höher auf einer von Norden ziemlich ſteil anſteigenden Höhe liegen.

Daß ſie zu dem von Spartian erwähnten Landſitze Hadrians gehören, bezeugen die Stempel auf Ziegelſteinen und Waſſerleitungsröhren, ſowie die Grabſchriften von zweien ſeiner Beamten. Die meiſten der gefundenen Ziegelſtempel ſtammen aus den Jahren 123 und 124 und beweiſen, daß der Kaiſer bei ſeinem erſten Aufenthalt in Rom den Bau anordnete und ihn während ſeiner Reiſen ausführen ließ, doch iſt an einzelnen

Stellen auch noch während ſeiner Anweſenheit, nach dem Jahre 134, gebaut. Auf der ſchönſten Stelle des Platzes, ganz im Nordoſten, haben ſich die Grundmauern eines älteren Gebäudes gefunden, welches nun dem Neubau weichen mußte.

Bei dem hohen Werthe, welchen die Bauplätze in der Nähe von Tibur hatten, dürfen wir uns das Grundſtück des Kaiſers nicht gar zu groß vorſtellen. Es würde einen natürlichen Abſchluß gehabt haben, wenn es im Oſten bis zum Monte Ripoli, im Weſten bis zum Bache S. Vittorino gereicht hätte, aber nachweisbar Hadrianiſche Bauten befinden ſich, mit alleiniger Ausnahme des jetzt verſchwundenen „Lateiniſchen Theaters", nur auf der Höhe zwiſchen den beiden zuerſt genannten Bächen und beſchränken ſich auf eine Fläche von $^2/_3$ qkm.

Welche Anſprüche ſchon ein römiſcher Senator dieſer Zeit an einen Landſitz macht, zeigen die beiden Briefe, in welchen der jüngere Plinius ſeine Landgüter beſchreibt.[56] Schon das einfachere bei Laurentum enthält Zimmer, Säle und Höfe, die im Winter warm und im Sommer kühl liegen und die verſchiedenſten Ausblicke auf das Meer bieten, Turnplätze für die Hausgenoſſen, ein Badebaſſin, von dem aus man das Meer ſehen kann, und einen Ausſichtsthurm. Dabei iſt dieſe Villa viel beſcheidener, als die größere, welche Plinius in Etrurien beſitzt, und als die, welche ſeine Nachbarn bei Laurentum haben. Die Bedürfniſſe der kaiſerlichen Hofhaltung in bedeutender Entfernung von der Hauptſtadt ſind natürlich viel mannigfaltiger; hier erwarten wir außer den Privatgemächern des Kaiſers große Säle und Anlagen für prächtige Feſte, eine Anzahl von Zimmern für das Gefolge und die vornehmen Gäſte und endlich viele einfache Kammern für die Leibwache und zahlloſe Sklaven. Daß ein Fürſt mehr beanſpruchen kann und darf, als ein reicher Privatmann, lehren auch die Schlöſſer Friedrichs des Großen, der bei Potsdam außer dem Stadtſchloſſe und

Sanssouci noch das Neue Palais mit fast zweihundert Zimmern und dem früheren Dienerschaftsgebäude der Communs erbaute.

Seitdem Hermann Winnefeld eine genaue Beschreibung der einzelnen Räume und einen Einblick in die Eintheilung der Villa Hadrians gegeben hat, bleiben noch manche Räthsel zu lösen übrig, aber die Ueberzeugung muß der Leser gewinnen, daß das Einzelne und das Ganze seinen vernünftigen Grund und Zweck gehabt hat und Niemand mehr von Hadrians Villa sagen kann, sie sei „das bizarreste Bauwerk, das sich denken läßt, ein sprechendes Abbild seines unharmonischen Seins". Früher ist eine Stelle im sechsundzwanzigsten Kapitel Spartians dem richtigen Verständnisse hinderlich gewesen, welche so lautet: „In seinem Landgute bei Tibur schuf er ein Wunder der Baukunst, so daß er in ihm die bekanntesten Namen aus den Provinzen und Orten anschreiben ließ und z. B. die Namen Lyceum, Akademie, Prytaneum, Canopus, Pökile und Tempe gab. Er stellte sogar, um nichts fehlen zu lassen, die Unterwelt dar." Jeder Theil der Anlage mußte seinen offiziellen Namen haben, und für die fremden Besucher war es auch wünschenswerth, daß er äußerlich sichtbar angeschrieben wurde. So stand wahrscheinlich an der sogenannten Pökile die verstümmelte Inschrift, welche sie als Portikus (vielleicht porticus triumphi) von 1450 Fuß Umfang bezeichnete.

Außer solchen Gattungsnamen wählt der weitgereiste Kaiser auch Eigennamen, besonders aus Griechenland, aber der Biograph spricht nur von Namengebung und berechtigt uns nicht zu der Annahme, daß Hadrian die genannten Oertlichkeiten möglichst getreu nachgeahmt habe, etwa wie es in unseren größeren Städten mit Venedig und Kairo geschehen ist. Dazu würde es auch nicht passen, daß sich in den angeblichen Nachbildungen griechischer Bauten römische Gewölbe finden. Den von Spartian überlieferten Namen hat Pirro Ligorio im 16. Jahr-

hundert mit einiger Kühnheit in den vorhandenen Ruinen ihren Platz zugewiesen und sogar noch ein Kynosarges und Elysium dazu erfunden.

Diese Bezeichnungen Ligorios werden noch heute gebraucht, obwohl er nur bei Canopus und Tempe das Richtige getroffen zu haben scheint. Der Name des ägyptischen Canopus kommt billig dem Theile der Villa zu, in welchem viele ägyptische Skulpturen gefunden sind, und wenn eines von den beiden Thälern das Tempethal hieß, so muß es das größere im Norden sein. Freilich hält es einen ernsthaften Vergleich mit dem wildromantischen Durchbruchsthale des Peneus nicht aus, aber seine Ufer fallen doch über 25 m ziemlich steil ab, und von dem Aussichtsthurme an seinem Rande sah man in eine ziemlich bedeutende Tiefe. Die andern Namen werden sich, falls nicht inschriftliche Funde einen sichern Anhalt bieten, niemals mit Sicherheit einzelnen Theilen der Villa zuweisen lassen. Wenn aber die Bestimmung der Gebäude ihre Benennung veranlaßte, so dürfen wir erwarten, daß ein Sitzungssaal Prytaneum, zwei künstlerisch ausgeschmückte Gymnasien Akademie und Lyceum und eine auf der einen Seite offene Halle mit Tafelbildern oder auch Freskogemälden Pökile hieß. Wie weit der Stil, die Größe und die Ausstattung der genannten Bauten ihren atheniſchen Vorbildern entsprach und entsprechen sollte, ist nicht zu sagen.

Daß Hadrian selbst den Plan seines Landsitzes entworfen hat, unterliegt keinem Zweifel, und eben so wenig, daß er während seiner Reisen auf Grund der neuen Eindrücke einzelnes geändert hat. Das zeigt vor allem „Canopus", denn Aegypten, das er sich hier zum Vorbild genommen hat, war ihm vor dem Jahre 130 ganz unbekannt gewesen; aber auch sonst ist der ganze mittlere Theil der Villa gewiß anders ausgeführt, als er im Jahre 118 entworfen ist. Die meisten Vorwürfe, die bei oberflächlicher Betrachtung des Grundrisses gegen die Regellosigkeit

erhoben werden, widerlegt der Augenſchein an Ort und Stelle oder die Höhenlinien auf der Winnefeldſchen Ueberſichtskarte. Hadrian verſtand ja regelmäßig zu bauen und hat die Symmetrie beim Tempel der Venus und Roma und beim Kaiſergrabe bis ins einzelne durchgeführt, aber bei ſeinem Landſitze hat er mit gutem Grunde das Schema des pompejaniſchen Normalhauſes oder das ſonſt bei Schlöſſern befolgte eines Hufeiſens oder Roſtes verſchmäht und ſich möglichſt nach dem einmal gewählten Bauplatze gerichtet.

Die eigentlichen Wohngebäude ſind der *große Sommerpalaſt im Nordoſten*, der ſich auf der Höhe am Rande des nördlichen Baches hinzieht und in ſeiner Richtung durch deſſen Thal, das wir Tempe nennen wollen, beſtimmt iſt, und ein *kleinerer Winterpalaſt im Südweſten*, am Abhange des kleineren Baches im Süden. Ein Blick auf die Höhenſchichtenkarte zeigt, weshalb die Richtung beider eine etwas verſchiedene iſt.

Der *große Palaſt im Norden* iſt etwa 350 m lang und von Anfang an für den Aufenthalt in den heißen Monaten eingerichtet, die der Kaiſer nicht auf dem Palatin verleben wollte. Die Fenſter, Terraſſen, Balkone und die große äußere Exedra öffnen ſich nach der im Sommer kühlſten Seite, nach dem Tempethale, hin, und zahlreiche Fontänen im Innern, ſowie Waſſerbecken zwiſchen dem Thale und dem Hauſe ſpendeten Kühlung; ſelbſt in den Unterbauten glaubt man noch Korridore zu finden, in denen der Kaiſer bei beſonders heißem Wetter ſpazieren gehen konnte.

An ſeiner höchſten Stelle im Süden, ganz nahe an der Terraſſe des Tempethales, liegen die eigentlichen *Wohnräume des Kaiſers* hinter einem großen, offenen Hofe von 52 m Breite und 62 m Länge. Dieſer iſt von einer zweiſchiffigen Säulenhalle umgeben, die niedrig genug war, um reichlich Luft und Licht einzulaſſen. Die Säulen aus Granit und Cipollin, ſowie der

Marmorfußboden in der Halle ſind vollſtändig verſchwunden, aber wegen der hier gefundenen werthvollen Dekorationen hat der Hof den Namen Piazza d'Oro erhalten. An die Mitte ſeiner Südſpitze grenzt ein achteckiger Raum, der nach den Unterſuchungen Daumets und Winnefelds von einer Kuppel überdeckt war. Sie iſt in ihren Verhältniſſen dem von Hadrian neuerbauten Pantheon gleich, aber natürlich viel kleiner, denn hier beträgt die Geſamthöhe der Wand bis zum Kuppelanſatz etwa 8,70 m und iſt dem Radius der Kuppel gleich, während beim Pantheon die Höhe der Wand 21,86 m und der Radius der Kuppel 21,77 m beträgt. Aber Hadrian hat hier und an zwei anderen Stellen der Villa das Problem zu löſen verſucht, die Kuppel auf einwärts geſchwungene Wände aufzuſetzen, die unten in Säulen aufgelöſt ſind und ſich zu vier Pfeilermaſſen vereinigen. Sein Licht empfing der Saal nur durch eine mit Glas verſchloſſene Oeffnung in der Mitte der Kuppel. In den vier Pfeilerniſchen und in der Apſis befinden ſich Waſſerbecken, einſtmals von zierlichen Statuen umgeben, zwiſchen denen das Waſſer aus den noch erhaltenen Röhren hervorrauſchte. Fußboden, Wände und Säulen waren mit buntem und weißem Marmor bekleidet, über den Säulen befand ſich ein Marmorfries, der Eroten im Kampfe mit wilden Thieren oder auf Meeresungeheuern reitend zeigt. Der Fußboden läßt in der Mitte noch den Platz für eine größere plaſtiſche Gruppe erkennen. Hier war der Raum, wo der Kaiſer fern vom Geräuſche des Tages in behaglicher Kühle die heißen Stunden verbringen konnte. Die ebenfalls mit gewölbten Decken verſehenen Zimmer auf beiden Seiten des Kuppelſaales waren ebenſo koſtbar ausgeſtattet, wie dieſer ſelbſt, und dienten gewiß auch nur als Privatzimmer des Kaiſers ſelbſt. Von dem großen Hofe der Piazza d'Oro aus gelangt man auf der Oſtſeite zu einer großen Exedra mit Sitzplätzen im Freien, von denen man auf die im

Tempethale liegende Gartenterraſſe mit einem großen Waſſerbehälter und darüber hinaus auf das Gebirge ſieht.

Mit Abſicht iſt die kaiſerliche Privatwohnung von den übrigen Theilen des Nordoſtpalaſtes getrennt; nur eine Säulenhalle führt von der Piazza d'Oro in den mittleren Theil des Nordoſtpalaſtes, deſſen ſüdliche Räume einen oben mit flacher Decke geſchloſſenen Pfeilerſaal (Baſilica) von 32,20 m Länge und 23,20 m Breite umgaben, der ſehr zierlich in koſtbarem Material ausgeführt war; daneben lag als Durchgangsraum zur Piazza d'Oro eine mit Waſſerbecken gezierte Gartenanlage, die man früher als Oecus Corinthius bezeichnete. Eine größere Gartenanlage, die nach Weſten bis an die Grenze des Palaſtes reicht, unterbricht weiterhin den Bau. In ſeiner nördlichen Hälfte liegt noch ein ſchöner Speiſeſaal (Triclinium) mit Säulen aus Travertin und vergoldetem Stucküberzug; von den fünf werthvollen Moſaiken des Fußbodens iſt nur noch das Kentaurenmoſaik ſicher bekannt, welches ſich jetzt im Berliner Muſeum befindet, doch ſcheinen auch noch drei Thierbilder des Vatikan hierher zu ſtammen. In unmittelbarer Verbindung mit dem Triclinium ſteht eine Treppe, durch die man zu ſchön ausgeſtatteten Subſtruktionsräumen gelangt, die bei großer Hitze einen angenehmen Aufenthalt boten.

Der von korinthiſchen Marmorſäulen umgebene ſogenannte Bibliothekshof von 65,75 m Länge und 49,35 m Breite läßt nur eine ſchmale Verbindung des mittleren Theiles mit dem nördlichſten übrig. Die vor ihm liegenden Räume ſind unregelmäßig gebaut und heißen Bibliotheken, weil ſie viele kleine Niſchen haben, die ſie zur Aufſtellung von Büchern geeignet machten, und weil ſie wegen ihrer Lage nach Nordoſten ziemlich den Vorſchriften entſprachen, die Vitruv für die Anlage von Bibliotheken giebt. Offenbar ſind ſie nachträglich entſtanden und ſollen den Uebergang vom öſtlichen Theile der Faſſade zu

der ganz anders orientirten ſogenannten Pökile vermitteln. Uebrigens trugen ſie ein zweites Geſchoß, deſſen Reſte noch jetzt, weithin ſichtbar, die niedrigen Trümmer der Villa überragen, und oſtwärts befand ſich ein noch höherer, thurmartiger Pavillon, der weit über den Abhang des Tempethales vorſpringt. Vielleicht diente er als Sternwarte, bot aber auch am Tage den weiteſten Blick auf das Thal und die Sabinerberge. Zwiſchen den ſogenannten Bibliotheken und dem öſtlichen Bau iſt der Haupteingang des ganzen Nordpalaſtes, denn die von Weſten her führenden Thüren waren für die Dienerſchaft oder wenigſtens für den inneren Verkehr beſtimmt. Unmittelbar vor den Bibliotheken befindet ſich die ſogenannte Bibliotheksterraſſe, von der man auf mehreren Stufen zweier Treppen zu einer Gartenterraſſe hinabſteigt; über ſie hinweg hat man einen freien Blick nach Norden, den man ſchwerlich durch eine Säulenhalle beſchränkt haben wird.

Dieſer Hauptpalaſt Hadrians iſt ſeit längerer Zeit wohlbekannt, und da der Platz von der italieniſchen Regierung zwangsweiſe im Jahre 1871 angekauft iſt, gründlich durchforſcht und ſtets der weiteren Forſchung und dem Beſuche der Fremden zugänglich. Der kleinere Palaſt im Südweſten dagegen, welchem Ligorio den unzutreffenden Namen Akademie beilegte, iſt noch im Privatbeſitz und in der Zeit, wo die Felder bebaut ſind, nicht immer zu betreten. Die meiſten Fremden begnügen ſich damit, den am weiteſten nach Norden vorſpringenden Ausſichtsthurm „Roccabruna", der früher ein von ſechzehn doriſchen Säulen getragener Rundbau war, von unten zu beſehen.

Dieſer Ausſichtsthurm iſt der nördlichſte Theil des Südweſtpalaſtes, den der Kaiſer ſich neben dem Nordpalaſte mit wärmeren, nach Südweſten gelegenen Zimmern erbauen ließ. Er dachte wohl ſchon damals daran, ſpäter auch im Winter außerhalb Roms zu wohnen, vielleicht aber wollte er auch den

Platz zu einer gesonderten Hofhaltung für seine Frau oder seinen Nachfolger schaffen, wozu der Nordostpalast nicht ausreichte. Für einen längeren Aufenthalt des Kaisers selbst würde der Südwestpalast allein nicht groß genug gewesen sein, noch viel weniger aber würde er sich als „Akademie" zu Vorträgen der Philosophen geeignet haben.

Sein größter Raum ist ebenso groß, wie die Piazza d'Oro des Hauptpalastes, ein länglicher, von einer Säulenhalle umgebener Hof, der im Westen von der Gartenterrasse am Bache begrenzt und auf den drei anderen Seiten von Gebäuden umgeben war. In der Mitte seiner Nordseite, nach Südwesten gewendet und durch die Säulenhalle auch gegen den Wind geschützt, liegt ein noch bis zum Kuppelansatz erhaltener Rundbau mit vielen angrenzenden Gemächern, die für eine Privatwohnung des Kaisers passen würden. Ein anderer Kuppelsaal erinnert in der ganzen Anlage an das kaiserliche Zimmer in der Piazza d'Oro und ragt wie dieses aus dem Palaste heraus auf die Gartenterrasse. Diese ist nach Westen durch Mauern gestützt und reicht noch 300 m nach Norden bis zu dem oben genannten Aussichtsthurme.

Weil man überall die Nachahmung griechischer Bauten witterte, hat man ihn als eine Nachahmung des Thurmes in der Nähe der athenischen Akademie betrachtet, auf welchen sich der Menschenfeind Timon zurückgezogen haben soll. In Wirklichkeit ist er das Gegenstück zum Pavillon am Tempethale, denn man hat von seinem zweiten Stockwerk die schönste Aussicht über die Villa, Tivoli, die ganze Campagna und Rom selbst. Durch einen mäßig hohen Bau auf dem nur 100 m hohen Vorsprunge konnte der Kaiser seinem Landsitze einen neuen Reiz verschaffen, den er selbst, der den Aetna und Casins der Aussicht wegen bestiegen hatte, am besten zu schätzen wußte.

Außer den beiden Wohngebäuden befinden ſich auf dem Gebiete der Villa zahlreiche Einzelbauten, deren Beſtimmung nicht immer verſtändlich iſt. Die meiſten ſind von beiden Schlöſſern aus gleich bequem zu benutzen, doch ſcheint jedes ſein beſonderes Theater gehabt zu haben. Am beſten erhalten, aber theilweiſe verſchüttet iſt das, welches ganz im Südweſten, etwa 140 m vom Weſtpalaſte entfernt iſt. Seine Bühnenwand iſt 50 m lang, die Orcheſtra bildet einen Halbkreis von 16 m Durchmeſſer; die Bühne war mit Säulen geſchmückt, beſonders aber mit plaſtiſchen Kunſtwerken, da zur Zeit Alexanders VI. hier neun ſitzende Muſen ausgegraben ſind, von denen ſich acht jetzt wahrſcheinlich in Madrid befinden. Die Sitzſtufen und Treppen des Zuſchauerraumes waren mit Marmor belegt, vor allem aber war die kaiſerliche Loge mit koſtbarem Marmor, einer Säulenhalle und einem Rundbau im Hintergrunde ausgeſchmückt. Etwas größer als dieſes ſcheinen die beiden Theater am nördlichen Eingange der Villa geweſen zu ſein, die zum Nordoſtpalaſt gehörten, von denen aber das eine ganz verſchwunden, das andere ſehr zerſtört iſt.

Die anderen Bauten liegen zwiſchen den beiden Paläſten, und zwar ſtehen die meiſten in unmittelbarer Verbindung mit dem Hauptpalaſte. Aus der Südweſtſeite des Bibliotheksſaales heraustretend, kommt man in einen merkwürdigen Rundbau von 42,5 m Durchmeſſer. An ſeiner Umfaſſungsmauer befand ſich eine überwölbte Säulenhalle; dieſe umſchloß einen 4,80 m breiten und 1,27—1.47 m tiefen Kanal, der eine kreisrunde Inſel von 25 m Durchmeſſer umgiebt, die als elegantes Haus mit einem Atrium in der Mitte eingerichtet iſt. Früher hielt man den Kanal für das Weſentliche und nannte den Raum ein Schwimmbaſſin oder teatro marittimo; ſeitdem Spuren von Brücken gefunden ſind, durch deren Drehung man den Zugang von der Säulenhalle verſperren konnte, nimmt man nach

dem Vorgange Sebaſtianis an, der Kaiſer habe hier irgend eine berühmte, aber nicht mehr zu beſtimmende Inſel nachgeahmt.

Der räthſelhafte Rundbau vermittelt den Uebergang zwiſchen der Vorderſeite des Nordweſtpalaſtes und dem Bauwerke, das durch ſeine Ausdehnung die Aufmerkſamkeit jedes Beſuchers erregt und dem Ligorio den unpaſſendſten von allen Namen gab, wenn er es als Pökile bezeichnete.[58] Wir ſtehen vor einer hohen, etwa 200 m langen Mauer von 0,75 m Dicke, die ziemlich genau von Weſten nach Oſten geführt und nur in der Mitte durch ein breites viereckiges Thor unterbrochen iſt. Sie war die Trennungsmauer einer Doppelhalle, die im Norden 8 m, im Süden 7,3 m breit war und auf jeder Seite von vierzig Säulen getragen wurde. Die beiden Ecken der Mauer ſind abgerundet, und die Halle war um ſie im Dreiviertelkreiſe bequem herumgeführt. Es handelt ſich hier natürlich nicht um eine Nachahmung der viel kleineren, nur auf einer Seite offenen Gemäldehalle auf dem Markte von Athen, ſondern um die auf der verſtümmelten Inſchrift genannte „Säulenhalle von 1450 Fuß Umfang“ (S. 54). Es war eine ausgedehnte Fahrbahn, die bei Plinius gestatio in modum circi heißt, in der man beſonders bei ſchlechtem Wetter mit kleinen zweiſpännigen Wagen ſpazieren fuhr. Auf der Nordſeite bot ſie an heißen Tagen Schatten und Kühlung, auf der Südſeite im Winter volle Sonne und Schutz gegen die Nordwinde.

Anfangs vielleicht nur von einfachen Parkanlagen umgeben, iſt ſie auf der gegen die kalten Winde geſchützten Südſeite durch eine rechteckige Anlage erweitert, deren Schmalſeiten ausgeſchweift ſind und die gut 140 m breit iſt. Um für ſie den Raum zu gewinnen, mußte das ganze ſüdweſtliche Viertel durch Unterbauten auf die gleiche Höhe mit der erſten Säulenhalle gebracht werden. Die Umfaſſungsmauern, die ſogenannten Cento Camere, ſtiegen in drei oder vier Stockwerken vom Thal-

boden an und waren zur Herſtellung einer Menge von einfachen Gelaſſen benutzt, in denen eine große Anzahl Sklaven oder auch die Leibwache unterkommen konnte. Durch die Unterbauten aber war der Raum im Süden der Mauer ungefähr 30 000 qm groß geworden, und wurde dann in der Mitte mit Gartenanlagen und einem weiten Baſſin geſchmückt, auch von einer gedeckten Fahrbahn von faſt 700 m Länge umgeben. Seit Hadrian hier auch den Winter verlebte und beſonders ſeit ſein Leiden ihm das Gehen erſchwerte, muß die Anlage ſüdlich von der „Pökile“ ihm den angenehmſten Aufenthalt geboten haben. Mehrere Zimmer öffneten ſich nach ihr hin, und zu der großen Gartenanlage, die vielleicht den dafür üblichen Namen hippodromus trug, gehörten auch die anderen zwiſchen der Pökile und dem Nordweſtpalaſt liegenden Bauten, deren Mauern dieſelbe Richtung wie die Pökile haben, nämlich ein Stadium mit glänzenden Nebenräumen und der ſogenannte heilige Bezirk.

Die zweite Gruppe von Anlagen zwiſchen den beiden Paläſten erhält ihre Richtung durch das Thal, das ſich von Norden nach dem Südweſtpalaſte hinzieht. Hier liegen zunächſt zwei Badeanlagen, von denen die nördlichen, die kleinen Thermen, am beſten erhalten, aber theilweiſe noch verſchüttet ſind. Weiterhin iſt das Thal von ſeitlichen Stützbauten geradlinig eingefaßt und durch eine große Exedra abgeſchloſſen mit Flügelbauten, die bis an den Südweſtpalaſt reichten. Der urſprünglich hier begonnene Bau iſt nach der ägyptiſchen Reiſe im Jahre 130 verändert und die Ausſtattung des dann entſtandenen Baues zeugt von dem tiefen Eindruck, den das Pharaonenland auf den Kaiſer gemacht hat. Noch erhaltene Münzen ſtellen ihn dar, wie er mit der Iſisklapper einem Ibis gegenüberſitzt oder wie er dem Jupiter Serapis die Hand reicht. Auch in dieſem ganzen Thale haben ſich als Erinnerung an

Aegypten eine Anzahl ägyptisirender Statuen von schwarzem Marmor gefunden, deren Anwesenheit die Uebertragung des von Spartian überlieferten Namens Canopus auf diesen Theil der Villa rechtfertigt.

Nun aber erzählt Strabo (17,17) von der unterägyptischen Stadt Canopus, sie besitze einen berühmten Tempel des Serapis, den selbst viele angesehene Männer besuchten, um dort im Traum Heilmittel gegen ihre Krankheit zu erfahren. Dann fährt er fort: „Sehr bedeutend aber ist die Schar der Pilger, welche aus Alexandria auf dem Kanal heranfahren. Tag und Nacht wimmelt es von Männern und Weibern, die theils in den Barken dem Flötenspiel zuhören und tanzen nach Herzenslust in zügelloser Ausgelassenheit, theils auch in Canopus selbst in der Nähe des Kanals Wirthshäuser finden, die zu dergleichen Festen geeignet sind." Zwar befinden sich in dem länglichen Thale Dekorationen, die sich auf das Wasser beziehen, und viele Ausflußstellen für Wasser, wie in allen Theilen der Villa; es macht aber nicht den Eindruck, als ob sie dazu gedient hätten, den etwa 200 m langen Raum unter Wasser zu setzen. Wenn wir uns noch dächten, Hadrians erster Adoptivsohn Verus hätte im Südwestpalaste residirt, so könnten wir ihn als Veranstalter und belebenden Mittelpunkt solcher Festlichkeiten denken, durch die Canopus damals berühmt und berüchtigt war. In Hadrians Leben aber hatte das weibliche Element nie eine so große Rolle gespielt, am allerwenigsten seit dem Tode des Antinous, und gerade dieser Theil der Villa stammt aus seiner letzten Zeit, wo der Wunsch nach Errettung und Heilung dem alternden und kranken Manne näher lag als die Nachahmung rauschender Feste auf einem lächerlich engen Raume.

So verdankt die an Aegypten erinnernde Anlage ihren Namen nicht den berühmten Festen von Canopus, sondern dem dortigen Tempel des Serapis, in welchem sich viele Leute zum

Schlafen niederlegten, um im Traume für ſich und die Ihrigen die Mittel zur Geneſung zu erfahren; ein ſolches Serapisheiligthum wird ſich in dem ſüdlichen Rundbau von „Canopus“ gefunden haben. Canopus ſelbſt iſt dann eine beſonders für den Bewohner des Weſtpalaſtes geeignete Gartenanlage, die durch ihre tiefe Lage und die umliegenden Bauten gegen die Winde gut geſchützt war.

Wenn Spartians Angabe richtig iſt, kann ſich in einem der Kellerräume des Palaſtes oder in den unterirdiſchen Gängen im Süden eine Nachbildung des Schattenreiches befunden haben. Die Frage nach dem Schickſal ſeiner Seele hat den Kaiſer natürlich auch viel beſchäftigt, und auf dem Sterbebette verfaßte er Verſe, die ſich wegen der zahlreichen Verkleinerungswörter nicht gut verdeutſchen laſſen:

Unſtetes, zärtliches Seelchen du,
So lange des Leibes Geſellin und Gaſt,
Wohin, du arme, wanderſt du jetzt,
Bleich, ohne Hülle, ſchaudernd vor Froſt?
Vergißt du Scherzen und Koſen nun?

Darſtellungen des Schattenreiches ſind ja im Alterthum nicht ſelten, und ſicher hat Hadrian das Bild Polygnots in Delphi geſehen. Wir können nicht errathen, ob er in der Villa die tröſtenden Vorſtellungen der eleuſiniſchen Myſterien oder die Pedanterien eines ägyptiſchen Todtengerichtes darſtellen ließ, aber die Marterſcenen der Etrusker hat er gewiß verſchmäht, und ſicher war er nicht ſo geſchmacklos, daß er „durch das Klageſchrei gegeißelter Verbrecher die Weherufe des Tartarus nachahmte“.[59]

Ueber den Grundriß der Villa und die wahrſcheinliche Beſtimmung ihrer einzelnen Theile iſt vielleicht ſchon mehr geſagt, als ohne die genauen Pläne Winnefelds verſtändlich iſt. Der Kaiſer hat eine regelmäßige Anlage nicht gewollt und hätte ſich

für ſie einen ganz anderen Bauplatz ausſuchen müſſen. Die Lage der beiden Paläſte und von Canopus ſind durch die drei Thäler, die Gartenanlage ſüdlich von der Pökile durch die weſtöſtliche Richtung der großen Mauer beſtimmt. Für Ausſichtsthürme und Exedren ſind die günſtigſten Plätze ausgewählt, und ſelbſt der unregelmäßige Verlauf der Außenwände bietet den Bewohnern Gelegenheit zum Ausblick nach den verſchiedenſten Richtungen und dem Auge eine willkommene Abwechſelung. Suchen doch ſogar die Wanddekorationen pompejaniſcher Häuſer die Täuſchung zu erwecken, als ob ſich an die beſchränkten Innenräume des Stadthauſes phantaſtiſche und kühne Ausbauten anſchließen und man durch die Fenſter ſchöne Landſchaften ſieht.

Wenn wir durch die einſamen, nur mit Grün belebten Trümmer klettern, haben wir Mühe uns vorzuſtellen, daß hier einſt hochragende, ſäulengetragene Gebäude geſtanden haben, etwa wie die, welche Daumets kühne Rekonſtruktion veranſchaulicht. Was ſich jetzt den Blicken bietet, iſt Ziegelbau, ohne ausſchließliche Verwendung einer der in den römiſchen Bauten ſich findenden Arten, aber doch meiſtens „Retikulat mit durchbindenden Thonziegelſchichten“. Je nach dem Grade der verlangten Feſtigkeit iſt das Mauerwerk mehr oder weniger ſtark, am ſtärkſten bei den Grundmauern der großen Kuppelbauten. Einzelne Theile laſſen bei genauer Prüfung einen Umbau erkennen, andere eine eilige Entſtehung während der Anweſenheit des Kaiſers. Der Ziegelbau empfahl ſich nicht allein durch größere Billigkeit; er war auch geſünder. Uebrigens ſah der Beſchauer die Ziegel nicht, da ſie durch Platten von koſtbarem Geſtein, beſonders Marmor, oder durch Kalk- und Stuckverputz verdeckt waren, nicht ausſchließlich durch gemalte Dekorationen, die dem wenig bemittelten Beſitzer in Pompeji die Marmorſäulen, Tafelbilder, Statuen, Bronzen und Teppiche an die Wand zauberten. Dem Kaiſer lieferten die ägyptiſchen Steinbrüche und andere, die in

ſeinem Beſitz waren, das koſtbarſte Material, aber die Hunderte von Säulen und Pfeilern, die der Verwitterung bis auf den heutigen Tag hätten widerſtehen können, ſind geraubt, um für andere Bauten verwendet zu werden oder in die Kalköfen zu wandern. Am wenigſten verlockten zum Raube die Wandgemälde, von denen noch im Jahre 1786 zehn gefunden ſein ſollen; aber eine größere Anzahl iſt hier nicht erhalten, weil ſie nicht durch Erde oder Aſche plötzlich verſchüttet und dadurch vor allmählicher Zerſtörung bewahrt ſind. Größer iſt die Zahl der Moſaiken, die ſich noch in den römiſchen Sammlungen befinden, ſo die drei Tauben auf dem Rande einer goldenen Schale, die augenſcheinlich eine Nachbildung des einſt in Pergamon befindlichen Moſaiks ſind, ferner Thierbilder, Kentauren und ſceniſche Masken. Von ſelbſtändigen Reliefs iſt am bekannteſten das Antinous-Relief in der Villa Albani und die Geburt des Erichthonios im Vatikan. Die architektoniſchen Ornamente, welche die italieniſche Kommiſſion noch vorfand, ſind größtentheils in das Muſeum der Diokletiansthermen geſchickt und harren dort ihrer Auferſtehung.

Ganz beſondere Sorgfalt verwendete der kunſtſinnige Kaiſer auch auf den beweglichen Schmuck, wie Teppiche, koſtbare Vaſen, edle Steine, Bronzen und Statuen, aber da er an allen Orten des Reiches die Künſtler beſchäftigte, ſind es nicht lauter Werke erſten Ranges geweſen, die in den letzten Jahren ſeiner Regierung in der Villa aufgeſtellt wurden. Ganze Cyklen ſcheinen auf ſeine Beſtellung geliefert zu ſein, Hermen berühmter Männer, Perſonifikationen von Provinzen, die uns ja auch auf ſeinen Münzen und Medaillen ſo oft entgegentreten. Von Götterbildern ſcheinen Apollo und Dionyſos, der Neigung und dem Alter des Erbauers entſprechend, mehr vertreten geweſen zu ſein, als Aphrodite, und den erſteren geſellte ſich als neuer Gott und neues Kunſtideal der Antinous hinzu. Ueber die verſchwende-

riſche Fülle von Waſſer in den verſchiedenen Theilen des Palaſtes iſt ſchon öfters geſprochen, und die Ausſtattung der Gebäude mit kunſtvollen Mechanismen, der Gärten mit üppigen Pflanzen wird der der römiſchen Kaiſerpaläſte und der von Plinius beſchriebenen Villen nicht nachgeſtanden haben.

Nach Hadrian wird die Villa als kaiſerliche Reſidenz nie mehr erwähnt, und bei ihrer Entfernung von der Hauptſtadt ſcheint ſie auch nur wenig benutzt und allmählich verfallen zu ſein, bis im vierten Jahrhundert ein kleinerer Theil des Nordpalaſtes mit Hülfe des vorhandenen Materials ziemlich dürftig wieder zurecht gemacht wurde. Seitdem verſchwindet ſie aus der litterariſchen Ueberlieferung und iſt im Mittelalter nicht allein durch die „Gothen", welche unter Totilas Tibur belagerten, ſondern viel gründlicher durch die Nachbarn ausgeraubt und zerſtört. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gedenkt ihrer der große Humaniſt Papſt Pius II. in gefühlvollen Worten, aber die Nachgrabungen, die das wiedererwachte Intereſſe für das Alterthum veranlaßte, bezweckten nur die Auffindung möglichſt vieler beweglicher Gegenſtände, und ſolange das hier Gefundene Eigenthum des päpſtlichen Fiskus werden ſollte, wurden die meiſten Gegenſtände heimlich entführt. Trotzdem füllt das Verzeichniß der aus der Villa nachweislich ſtammenden Kunſtwerke bei Winnefeld noch achtzehn Seiten und läßt uns die Bedeutung deſſen ahnen, was Hadrian durch ſeine Bauten für die Kunſt des Alterthums gethan hat. Seit dem Jahre 1873 hat die italieniſche Regierung den größten Theil des bebauten Terrains angekauft und dadurch weiterer Verwüſtung und Verſchleppung zunächſt vorgebeugt. Der Südweſtpalaſt aber und die hinter ihm liegenden Bauten gehören zur Villa Bulgarini und ſind der wiſſenſchaftlichen Durchforſchung immer noch wenig zugänglich.

Soweit es ohne Bilder und Pläne möglich war, habe ich die bedeutenderen Bauten Hadrians kurz beſchrieben. Sie waren ohne Rückſicht auf die Koſten ſo feſt hergeſtellt, daß ſie allen Unbilden der Zeit und des Wetters hätten trotzen können, wenn nicht gerade die Koſtbarkeit des Materials die Menſchen verleitet hätte, das Erbe Hadrians zu berauben. Meiſtens ſind nur die werthloſeren Beſtandtheile auf ihrem Platze geblieben, und die planmäßigen Ausgrabungen unſerer Tage gefährden auch die bisher von der Erde gehüteten Schätze. Aber ſie haben auch unſere Kenntniſſe gemehrt, frühere Irrthümer aufgeklärt, uns einen höheren Begriff von ihrer Schönheit und Zweckmäßigkeit gegeben und die Zeit näher gerückt, wo man ſein ganzes künſtleriſches Schaffen würdigen kann.

Schon vor ſeiner Regierung intereſſirten ihn alle Zweige der Kunſt, aber als Herrſcher wendete er ſich hauptſächlich der Baukunſt zu; er ſtellte ſich und ſeinen Architekten im Gewölbebau die ſchwerſten Aufgaben und löſte ſie in muſtergültiger Weiſe. So hat er als begabter Dilettant die Mittel des wohl verwalteten Reiches der Kunſt zur Verfügung geſtellt und ihr dadurch zu einer neuen Blüthe verholfen, beſſer als es irgend ein Baumeiſter von Beruf vermocht hätte. Und doch würden die Bauten kein Ehrendenkmal für ihn ſein, wenn ſie ihn ſeinem eigentlichen Herrſcherberufe entfremdet hätten. Er ſelbſt hat gewünſcht, ein Friedenskaiſer, „ein zweiter Numa" zu werden, und im Tempel aller Götter zu Athen hat er ſich gerühmt, das Glück ſeiner Unterthanen am beſten gefördert zu haben. Dies Ziel hat er erreicht, darüber dürfen uns die einſeitigen Berichte über ſeine letzten Lebens- und Leidensjahre nicht täuſchen; und ein weſentliches Mittel zur Erreichung ſeiner Erfolge waren neben den Neuerungen auf dem Gebiete der Verwaltung, der Rechtspflege und des Heerweſens ſeine Bauten. Durch ſie hat er die Grenzen des Reiches gegen die Barbaren geſchützt, neue Städte gegründet

und die vorhandenen ſchöner und wohnlicher gemacht. Auch abgeſehen von ſeinen Verdienſten um die Kunſt hat kein anderer Kaiſer, um mit dem Urtheil von Georg Ebers zu ſchließen, die Hauptaufgabe ſeines Lebens, die Macht des Staates zu feſtigen und zu behüten und das Wohlſein ſeiner Bürger zu ſteigern, unbeirrter im Auge behalten als Hadrian.

## Anmerkungen.

[1] Von neueren Werken ſind viel benutzt: J. Dürr, Die Reiſen des Kaiſers Hadrian. 1881. von Rohden in Pauly-Wiſſowa, Realencykl. der klaſſ. Alt.-Wiſſ. I. 1894. ſ. v. Aelius 65. H. Schiller, Geſch. d. röm. Kaiſerzeit. I. 2. 1883. Außerdem: V. Duruy, Hist. des Romains. V. 1883. F. v. Gregorovius, Der Kaiſer Hadrian. 1884. A. Hausrath, Neuteſtam. Zeitgeſchichte. IV. 1877. G. Hertzberg, G. d. röm. Kaiſerreiches. 1880. G. Griechenlands u. d. Herrſchaft d. Römer. II. 1868. E. Klebs, Prosopographia imperii Romani saec. I. II. III. pars 1. 1897. Th. Mommſen, Röm. Geſchichte. V. 1885. L. von Ranke, Weltgeſchichte. III. 1883. Sittl, Archäologie der Kunſt. 1896. Da die Beigabe von Abbildungen und Karten hier unthunlich war, iſt in den Anmerkungen auf die am leichteſten zugänglichen Werke verwieſen.

[2] Dionis Cassii historia Romana 69, 4, 2.

[3] Büſten in vielen modernen Werken, z. B. Duruy S. 5, Baumeiſters Denkmäler. I. 621. Büſten der kleineren röm. Sammlungen bei F. Matz und Fr. v. Duhn, Antike Bildwerke in Rom. III. 1882. S. 258. Münzen bei H. Cohen, Descr. hist. des monnaies frappées sous l'empire romain. II. 1859. Taf. 4—6. J. Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf röm. Münzen. 1879. II. 34. W. Kubitſchek, Rundſchau über ein Quinquennium der ant. Numismatik. 1896. S. 72.

[4] Anthologia latina rec. Riese. I. nr. 392. 660. Epigrammata graeca ed. Kaibel nr. 811. Andere Stellen bei M. Schanz, Geſch. der röm. Litteratur. III. 1896. S. 10 u. 11. Inhalt der Gedichte bei O. Ribbeck, Geſch. der röm. Dichtung. III. 1892. S. 316.

[5] Reliqua vetera HS. novies mill. abolita. Cohen II. 1046—49. abgeb. Tafel 6. Pauſanias I. 5 5. Ausgabe v. H. Hitzig u. H. Bluemner. 1896. Auch die Anmerkungen ſehr werthvoll. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Hermes, Bd. 21. S. 625.

[6] Cohen II. Taf. 6. 789, ähnlich 784—811. Duruy S. 18. Spartian 17, 9 u. 23, 1. Plew, Quellenunterſ. z. Geſch. des Kaiſers Hadrian. 1880. S. 93.

[7] Spartian 16, 3—4, ambulare, der techniſche Ausdruck für Marſchübungen. Plew S. 59, 1. Fr. Eyßenhardt, Hadrian und Florus. 1882. S. 7, vielleicht pulices pati rotundos. W. Schurz, Militärreorganiſation Hadrians. 1897 ergänzt als dritten Vers: latitare per rupinas.

[8] Reiſen bei Dürr S. 24—33. Thierliebe Spartian 20, 12. Aerzte Dio 69, 22, 4. Urtheil bei Fronto, Princ. hist. p. 25 ed. Naber.

[9] Oracula Sibyllina V. 47 sq. VIII. 52 sq. Ich leſe mit der Hdſchr.: 53 *μιαρῷ*, 55 *σιλλίξας ἀναλύσαι*. Ueberſetzung faſt wörtlich nach Hausrath S. 328—331.

[10] Spartian 14, 8—11 (u. Marius Maximus); 17, 6—7; 20, 8; 27, 1.

[11] Aurelius Victor, Caesares 14, 5, Fronto, Princ. hist. 206.

[12] Pauſanias I. 5, 5. Dürr S. 73—88. Schanz S. 9. 70. Peter, Die Script. hiſt. Aug. 1892. S. 49. 121—124. Plew S. 6. 43. Spartian 20, 3.

[13] Theilweiſe Zerſtörung der Donaubrücke Dio 68, 13, 6. Adoption nach Trajans Tode 69, 1, 3. Tödtung Apollodors 69, 4, 5. Plews Verſuch (S. 92), die Unrichtigkeit chronologiſch zu beweiſen, mißlungen: Fabricius b. Pauly-Wiſſowa, I. Sp. 2896. Tod des Antinous: Dio 69, 11, 2 bezeichnet als Wahrheit, was Spartian 14, 6 als Meinung Mehrerer bezeichnet. Vergl. auch Anm. 40.

[14] Pauſanias I. 18, 9, ſummariſch nach der Erwähnung des Olympieion, weil ſie als neue Bauten in der von ihm benutzten Periegeſe nicht an der richtigen Stelle ſtanden. A. Kalkmann, Pauſanias der Perieget. 1886. S. 58.

[15] Hermann Winnefeld, Die Villa des Hadrian bei Tivoli. Jahrb. d. Kaiſ. deutſchen Arch.-Inſt. Erg.-H. 3. 1895.

[16] Julii Capitolini Antoninus Pius 4, 8. Spartian 8, 3. H. Schiller, Röm. Alterthümer. 1893. S. 107. 193. Th. Mommſen, Röm. Staatsrecht. III. 2. 1888. S. 1144. Hirſchfeld, Unterſ. a. d. Geb. d. röm. Verwaltungsgeſchichte. S. 156. 291.

[17] Dio 68, 13, 6. J. Jung, Römer u. Romanen in den Donauländern. 1887. S. 22. Mommſen, R. G. V. 208. Schiller, R. G S. 553, 3. 607, 1.

[18] E. Hübner, Römiſche Herrſchaft in Weſteuropa. 1890. S 39—48. Die Citate in dem von Hübner herausgegebenen ſiebenten Bande des Corpus Inscriptionum Latinarum. VII. 1873. nr. 486—952, und die

Karte des Vallum Hadriani. Mommſen V. S. 169. Duruy S. 36, mit Plänen nach dem mir nicht zugänglichen, aber von Hübner benutzten Werk von Joh. Collingwood Bruce, The Roman wall. 1867. C. I. L. VII. 660; Imp. Caes. Trajan. Hadriani Aug. Leg. II. Aug. A. Platorio Nepote leg. pr. pr. Ein im Jahre 1837 bei Borcovicium gefundenes Gefäß enthielt 3 Goldmünzen von Veſpaſian, 60 Denare von der Zeit der Republik bis Hadrian, keine ſpäteren. Spartian 11, 2. Seine Längenangabe von 80 Millien = 118,3 km entſpricht ziemlich genau der wirklichen Länge von 125,6 km.

[19] Spartian 12, 6. Dürr S. 35. Mommſen V. S. 112 u. 141. Hübner S. 82, 87, 91, 98. F. Dahn, Urgeſchichte d. germ. u. rom. Völker. II. 1881. S. 167 u. 443, doch hat Hadrian in England die Hauptſache gethan, in Deutſchland nur an den Anfängen mitgearbeitet. Inſchriften und Münzen von Bedeutung ſind mir nicht bekannt. K. Zangemeiſter, Neue Heidelb. Jahrb. V. 1895. S. 60.

[20] C. I. L. III. nr. 1446 und S. 415. III. 3676 oder Rieſe, Anthol. Lat. 606, und Dio 69, 9, 6. Mommſen, Hermes VII. 323. Jung S. 79. Mursa: C. J. L. III. S. 415. Troesmis: III. 6166 (Veteranen und cives consistentes ad canabas legionis V. Macedonicae). Phantaſtiſche Rekonſtruktion von Baudry bei Duruy S. 26. Dürr S. 35

[21] Arriani periplus Ponti Euxini 1. Mommſen V. 404. 595.

[22] Daß Hadrians Maurenkriege hier geſchlagen ſind, iſt nicht ſicher, aber wahrſcheinlich. Tacitus II. 52: Mauros accolas. Spartian 5, 2; 5, 8; 12, 7. Juvenal 14, 196. Mommſen V. S. 646, A. 1. v. Rohden Sp. 505: im nördlichen Mauretanien. Straße nach Theveſte im Jahre 124: C. I. L. VII. 10048, 10114.

[23] G. Wilmanns, Die röm. Lagerſtadt Afrikas (Comm. phil. in honorem Th. Mommseni. 1877). S. 190—212. Zu C. I. L. VIII. 2532 (Ueberſ. b. Eyßenhardt S. 12) iſt die durch Purgolds Funde veranlaßte Neubearbeitung im Suppl. II. 1894. S. 1724 hinzuzuziehen. Stadtrecht ſchon unter Antoninus Pius n. 18214, 18235. Bild des „Prätoriums" b. Duruy S. 22. Zur Sacherklärung: Plew S. 73 f. K. Schumacher, Beilage der „Allgemeinen Zeitung". 1897. Nr. 29.

[24] Schiller S. 624, 9. In Spanien in den Jahren 133—136; einzelne 121—123. Von Merida nach Liſſabon (4633) und Salamanca (4656, 4658, 4659, 4661—64, 4668, 4669, 4678); von Braga nach Liſſabon (4735—4739, 6211) und nach Aſtorga auf drei verſchiedenen Straßen (4779—80; 4821, 4825, 4839, 4841, 4849, 4857; 4867, 4877, 6231); in Braga (4747, 4748, 4752); in Bätica (4694); Straße von Karthagena nach Norden (6238). — Pauſanias 1, 44, 6. Dürr S. 62, Nr 348.

[25] Friedländer, Sittengeſchichte. III⁵. 1881. S. 131. Spartian 20, 6. Sarmizegetuſa C. I. L. III. 1446. Bad beim Lager von Lambäſis: VIII. 2692, wahrſcheinlich auch die Waſſerleitung in der Stadt: VIII. 2657. Korinth: Pauſanias II. 3, 5. Hertzberg, Griechenland II. 313.

[26] U. a. Spartian 20, 4. Dio 69, 12—14. Hausrath S. 327 f. Schiller S. 612 f. Mommſen V. S. 544 f. Hadrianotherä: Spartian 20, 13. Dio 69, 10, 2. Die Münzen der thrakiſchen Stadt zeigen Antinous m. d. Legende „Der gute Heros Antinous": Head, Historia numorum. 1887. S. 452. Lampridii vita Elagabali 7, 8.

[27] Dio 69, 12—14. Hausrath S. 327 f. Mommſen V. 544—546 u. a.

[28] Spartian 14, 5—8. Dio 69, 11, 2—4. Mitth. d. Arch. Inſt. Röm. Abth. XI. 1896. S. 113—121: A. Erman, Der Obelisk des A. S. 122—130: Chr. Huelſen, Das Grab des Antinous. Klebs I. 81. Palmyra C. I. G. 4482, 6015. Münzen b. Head: 290 Delphi, 437 Bithynium, 439 Calchedon, 454 Kyzikus, 721 Alexandria. Schönſte Statue im Louvre, M. Eg. Zimmermann, Kunſtgeſchichte S. 312.

[29] Descr. de l'Egypte: IV. 1821. S. 197—283. Tafeln 53—61. Parthey, Wanderungen. II. 513. Gregorovius S. 473. Ebers, Durch Goſen zum Sinai, S. 606.

[30] Hertzberg II. S. 299—358. E. Curtius, Stadtgeſchichte von Athen, 1891. S. 265 f. und die Quellenſammlung. C. I. Atticarum III. 2, 319. C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Alterthum. I. 1874. S. 265 f.

[31] C. I. A. III. nr. 464. Dittenberger im Hermes VII. 213. Hirſchfeld im Hermes VII. 55.

[32] Spartian 13, 1. Dio 69, 16, 2. Dörpfeld und Reiſch, Das griechiſche Theater. 1896. S. 93. C. I. A. III. nr. 69a, 735, 1023, 1120. Dittenberger l. c.

[33] Dürrs Angaben auf S. 46 u. 47 ſind durch zwei ſpäter gefundene Inſchriften ergänzt. von Rohden bei Pauly-Wiſſowa Sp. 507.

[34] Aurelius Victor 14, 2. Dio 69, 16. Anthologia Palatina 14, 102. ed. Dübner S. 480. Kaibel, Epigr. Graeca, nr. 811. *Κύπρις λιγεία*. Dürr, Anm. 300, Nr. 89, 90, Anm. 321. Pauſanias 8, 9, 7.

[35] Pauſanias I. 18, 9. Ueberliefert: 120 Säulen. Schubarts Konjektur: 100. Tafel bei Duruy S. 61. Curtius S. 266.

[36] Rekonſtruktion bei Baumeiſter I. S. 286. Bei Duruy S. 64 mit falſcher Unterſchrift. C. I. A. III. nr. 401, 402. Belger im Archäol. Anzeiger 1896. S. 44.

[37] Thukydides VI. 54. Vitruvius VII. praef. 15. Vellejus Pat. I. 19. Plinius N. H. 36, 4, 5. Sueton Aug. 60.

[38] Mauer des Peribolos: Semper, Der Stil, I. 361, 363. Pauſanias I. 18, 6. Wachsmuth S. 689. Curtius S. 268. W. Dörpfeld, Mitth. d. d. Archäol. Inſt. Athen. 1886, S. 332. 1891, S. 334 nach Penroſe. Bluemner zu Pauſanias S. 214—217.

[39] Philostrati vitae philosophorum 1, 25, 3. Gregorovius, Die Stadt Athen im Mittelalter, I. 1889. S. 68. Bericht von J. G. Transfeldt, der den Tempel zuerſt erkannte, Mitth. d. d. Arch. Inſt. Athen. 1876. S. 109—112.

[40] Plutarch (Pericles 17) intereſſirt ſich dafür als Zeitgenoſſe Hadrians. C. I. A. III. 12, 13, 15, 16, 17. Bauten nordöſtlich vom Markte. Mitth. d. d. Arch. Inſt. Athen. 1890. S. 464. Dörpfeld, ebenda 1896. S. 464. Dio 69, 16 verſteht unter „Olympion" und „Panhellenion" dasſelbe, was Pauſanias 1, 18, 6 u. 9 mit „Tempel des Zeus Olympios" und „Tempel des Zeus Panhellenios" bezeichnet.

[41] von Duhn, Mitth. d. d. Arch. Inſt. Athen. 1877. S. 46. Ziller, ebenda S. 120—131.

[42] C. I. A. III. 464—469. Pauſanias I. 3, 2; 24, 6. Ueberſicht C. I. A. III. 2. S. 309. Olympios zuerſt 131 (nach der ägyptiſchen Reiſe): von Rohden I. Sp. 500.

[43] Plan von Rom: Formae urbis Romae antiquae del. H. Kiepert et Ch. Huelsen, 1896 mit genauen Stellennachweiſen. Abbildungen u. a.: Arthur Schneider, Das alte Rom. 1896. Tafel 11 u. 12. F. Reber, Ruinen Roms. 1863. Richter, Topographie von Rom, im Hdbch. d. A.-W. II. 1889 (2. Aufl. im April 1898 noch nicht erſchienen), Middleton, The remains of ancient Rome. 2 Bde. 1892, H. Jordan, Topogr. d. Stadt Rom. I. 2. 1885, Otto Gilbert, Topogr. d. Stadt Rom. III, Jahresberichte von Chr. Huelſen in den Mitth. d. d. Arch. Inſt. Röm. Abth., alle an vielen Stellen. Spartian 5, 9. Dio 69, 2, 3. Athenäum vergl. Huelſen b. Pauly-Wiſſowa, II. Sp. 2023. Aurelius Victor 14.

[44] Dio 69, 7, 1: Gerichtsſaal. Joſ. Sturm, Das kaiſerl. Stadium a. d. Palatin. 1888. Fr. Marx, Arch. Jahrb. X. 1895. S. 129. Huelſen, Mitth. X. 1895. S. 276.

[45] Spartian 9, 1 meint mit theatrum vielleicht dasſelbe wie Dio 68, 7 mit hippodromus.

[46] Dio 53, 27. Jordan II. 125. Schneider IX. 9.

[47] Das Pantheon in allen Handbüchern. A. Michaelis, Preuß. Jahrb. 1893. Bd. 71, S. 208. O. Richter, Arch. Anzeiger. 1893. S. 1. F. Adler, ebenda S. 125. Huelſen VIII. 1893. S. 312 f.

[48] Dio 53, 27, 2; 69, 7, 1. Spartian 18, 1.

[49] Spartian 19, 13.

[50] Preller-Jordan, Röm. Mythologie. I³. 444. Sueton, Aug. 94, Abſ. 7. Dio 45, 2. 3. Kenner, Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1857. 24. S. 253.

[51] H. Niſſen, Templum. 1866. S. 201 ſchließt aus der Tempelaxe, daß der Tempel am 28. April geweiht iſt. Seine Theorie bleibt richtig, auch wenn wir nach Athenäus VIII. 361 den 21. April annehmen, da ein Irrthum von 3° ſehr leicht möglich. Dio 69, 4. von Rohden I Sp. 508.

[52] Tempel der Venus und Roma in der Beſchreibung der Stadt Rom von E. Platner III. 1. 1837 (von Niebuhr im Jahre 1820). Baumeiſter, Denkmäler, I, Tafel IV, zu S. 289 u. 1490. J. Burckhardt, Cicerone, I⁵. 20. Münzen bei Middleton II. 221, Cohen II. 767, 1146—1149. Fr. Matz und F. von Duhn, Antike Bildwerke in Rom, III. 1882. Nr. 3519.

[53] Dio 71, 31. Cohen II. 460—463, 506, 507, 1093—1094. Matz und von Duhn I. 722 (P. Vidoni) vergl. 711. III. 4111 (P. Barberini) vergl. I. 661. Servius ad Aen. II. 227. Prudentius ad Symmachum II. 221.

[54] Engelsburg: Dio 69, 23, 1. C. I. L. VI. 984. Die Schrift von Mariano Borgatti, Castel S. Angelo in Roma, 1889, kenne ich nur aus Huelſen, VI. 1891, S. 137, Middleton, II. 292 u. Schneider, XII. 20. Jordan II. 430. Friedrich-Wolters, Gipsabgüſſe antiker Bildwerke. 1885. Nr. 1401.

[55] Engelsbrücke bei Huelſen VIII. 321.

[56] Plinii epistolae II. 17, V. 6. Philostrati vita Apollonii Tyanei II, 8, 20 wohl übertrieben. Spartian 25, 5.

[57] Neben dem überall benutzten Buche Winnefelds (Anm. 15) ſind alle älteren wenig zu gebrauchen. Doch vergl. L. Meyer, Tibur. 1883. Daumets Rekonſtruktion des Hauptpalaſtes bei Duruy S. 102. Zur Orientirung der Plan in Bädekers Mittelitalien.

[58] Chr. Marx, Arch. Jahrb. X. 1895. S. 138. Winnefeld, Arch. Anz. 1895. S. 235. Huelſen, Arch. Anz. 1896. I. S. 47.

[59] E. Rohde, Pſyche. 1894. S. 293. Preller-Jordan, Röm. Mythologie II. 73. Pauſanias 10, 28, 5.

# Friedrich von Spee

## und die Hexenprozesse seiner Zeit.

Von

**Theodor Ebner**
in Heilbronn.

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchdruckerei.
**1898.**

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn ich es verſuche, das Bild eines Mannes zu entwerfen, auf den man von katholiſcher und proteſtantiſcher Seite gleichberechtigte Anſprüche erheben kann, ſo bin ich dabei weit entfernt, mich in ein Beurtheilen oder Abſchätzen dieſer Anſprüche einzulaſſen, hier, wo ſich die Wege beider Konfeſſionen ſo friedlich vereinigen auf ein Ziel, das eines werkthätigen Chriſtenthums der Liebe und der Duldſamkeit. Denn der Jeſuit Friedrich von Spee, von deſſen Leben und Wirken im Rahmen ſeiner Zeit ich heute gerne ſprechen möchte, war neben ſeinem edlen Glaubensgenoſſen und Ordensbruder Vinzenz von Paula ein Mann, der in ſtillem, menſchenliebendem Wirken wohl ſtets ſeine Religion mit frommem Eifer vertheidigte, ſich dabei aber keineswegs zum Haß und zur Verfolgung gegen Andersdenkende verleiten ließ. Der Hintergruud ſeines Lebensbildes iſt freilich ein düſterer und grauenvoller. Inquiſition und Hexenprozeſſe auf der einen, der dreißigjährige Krieg mit all' ſeinen Greueln auf der anderen Seite, troſtloſe Oede und Verblendung im wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Leben, Noth, Elend und Armuth als die treuen Begleiter des Krieges, Verzweiflung und dumpfe Gleichgültigkeit neben moraliſcher Verderbniß als eine Frucht der Inquiſition, fürwahr ein weites und fruchtbares Feld für einen Mann von der Eigenſchaft und Stellung eines Friedrich von Spee.

Die Eigenſchaften, die wir an ihm bewundern, ehrliche und männliche Geſinnung neben unerſchütterlicher Glaubensfeſtigkeit, waren bei Spee ein koſtbares Erbe von ſeinem Vater. Leider iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, das Jahr ſeiner Geburt, nach einer Angabe 1591, nach einer anderen 1592, feſtzuſtellen. Wir kennen nur ſeinen Geburtsort, Kaiſerswerth bei Düſſeldorf, von wo er nach einer ſorgfältigen Jugenderziehung in dem Jeſuitengymnaſium von den drei Kronen in Köln im Hauſe ſeines Vaters, des Hofſchenken des Kurfürſten und Erzbiſchofs Gebhard von Köln in den Orden der Geſellſchaft Jeſu eintrat. Dem weich und ideal angelegten Jüngling mochte der Uebertritt in dieſen Orden als eine Flucht und Rettung aus den troſtloſen politiſchen und ſozialen Zuſtänden Deutſchlands erſcheinen, und mit der ihm eigenen Treue und Gewiſſenhaftigkeit widmete er ſich ſeinen Pflichten, nachdem er in Trier hauptſächlich unter dem Einfluß ſeines Lehrers in der Philoſophie, eines ſcholaſtiſchen Theologen, des Pater Chriſtianus Mayer aus Mengelrode, eines Mannes von gründlicher Bildung und glühendem Eifer für ſeine Kirche, ſein Noviziat abſolvirt hatte. Für den nun folgenden Zeitraum fehlen uns freilich alle näheren Angaben. Es läßt ſich nur vermuthen, daß er 1613 als Magiſter der ſchönen Wiſſenſchaften und der Grammatik im Jeſuitengymnaſium gewirkt, ſich dann nach einer Thätigkeit von drei bis fünf Jahren noch einige Jahre ausſchließlich dem Studium der Theologie widmete, mit dem dreißigſten Jahre zum Prieſter geweiht und unter die Zahl der Patres aufgenommen wurde, und wir ſehen Spee erſt in den Jahren 1621—24 wieder als Lehrer der Philoſophie und Moraltheologie in Köln, eine Stellung, die wohl einen genügenden Beweis für ſeine hohe wiſſenſchaftliche Befähigung bietet. Gegen Ende des Jahres 1624 wurde er von ſeinem Orden mit einer wichtigen Miſſion betraut, die ihn nach Paderborn auf die dortige Domkanzel führte. Dort hatte ſich

nämlich die Reformation zahlreiche Anhänger erworben, und infolgedeſſen wandte ſich Kurfürſt Ferdinand von Bayern an den Orden mit der Bitte um einen Mann, dem es gelingen würde, die Abtrünnigen wieder in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen. Daß dies dann auch Spee mit Hülfe ſeiner hinreißenden Beredſamkeit und ſeines perſönlichen Einfluſſes gelang, verbürgen uns alle Nachrichten über ſeine dortige Thätigkeit, wie auch die Thatſache, daß der größte Theil des Adels in und um Paderborn bald wieder zum alten Glauben zurückkehrte. In Paderborn blieb Spee bis zum Ende des Jahres 1626, um anfangs 1627 einem Rufe des Biſchofs von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, zu folgen, der ihn als Profeſſor der Univerſität und als Beichtvater der zum Tode verurtheilten Hexen dorthin haben wollte. Was er in dieſer ſeiner Stellung als Beichtvater ſah, erlebte und, dürfen wir wohl ſagen, erlitt, das ſagt uns in erſchütternder Weiſe ein Buch, das immer mit ſeinem Namen verknüpft bleiben wird und ihn als einen der edelſten Menſchen zeigt, ſeine Cautio criminalis. Nicht lange, aber lange genug, um in ſeiner Seele den Entſchluß zur Abfaſſung dieſes Buches, das zu den bedeutendſten Thaten des Jahrhunderts gerechnet werden darf, hervorzurufen, blieb Spee in dieſer ſeiner Stellung. Wie aus einem Briefwechſel mit drei Jungfrauen von Stein hervorgeht, denen er in einer Parabel die abſolute Richtigkeit des katholiſchen Glaubens klar zu machen ſucht, befand er ſich im Jahre 1628 wieder in Köln, wo er freilich keine lange Ruhe genießen ſollte. Denn ſchon Ende des Jahres berief ihn, nachdem mancherlei Streitigkeiten vorausgegangen, die katholiſche Geiſtlichkeit von Hildesheim nach Peine, damit er dort ebenſo wie ſ. Z. in Paderborn die von ſeiner Kirche Abgefallenen derſelben wieder zuführe. Dies gelang ihm auch hier mit denſelben Mitteln vollſtändig, allein nachdem er zuletzt noch die Lauen, die am längſten Wider-

ſtand leiſteten, dem alten Glauben zurückgewonnen, ſollte ihn doch ein am 28. April 1629 auf ihn gemachter Mordanfall belehren, daß ſeine Wirkſamkeit nicht überall günſtigen Boden gefunden. Einer Einladung folgend, hielt er ſich nun eine Zeitlang zu ſeiner Erholung in dem in der Nähe von Corney liegenden Dörfchen Falkenhagen auf, wurde aber im Jahre 1631 aus der dortigen ländlichen Stille nach Köln, wiederum als Lehrer der Philoſophie und Moraltheologie an das dortige Jeſuitenkollegium berufen. Als ſchönſtes Zeugniß für den Erfolg ſeiner Vorleſungen theilt die Bibliotheca Coloniensis mit, daß Spee ſeine Schüler nicht nur auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften durch ſeine Kenntniſſe zu fördern ſuchte, ſondern namentlich auch durch das Vorbild ſeiner eigenen Frömmigkeit und Tugend mehrere zu begeiſterten Anhängern ſeines Ordens warb.

Wie lange er in Köln wirkte, läßt ſich nicht feſtſtellen, und wir wiſſen nur, daß er die letzten Jahre ſeines Lebens in Trier zubrachte. Als dieſe Stadt am 6. Mai des Jahres 1635 von den Franzoſen beſetzt und von dem kaiſerlich ſpaniſchen Heer überrumpelt wurde, verließ Spee ſein Kloſter, um unerſchrocken ſeines Amtes bei Verwundeten und Sterbenden zu warten. Als der Kampf beendigt war, während deſſen es dem Einfluſſe Spees nicht nur einmal gelang, Mißhandlungen und Plünderungen zu verhüten, nahm ſich Spee in echt chriſtlicher Liebe der Gefangenen an, denen er Rückkehr in die Heimath erwirkte, und ſorgte namentlich auch für die vielen Kranken in den Spitälern, denn ein peſtartiges Fieber raffte Tauſende hinweg, und Spee ſelbſt brach unter den gewaltigen Anſtrengungen, die er dabei auf ſich nahm, zuſammen. Am 7. Auguſt 1635 ſtarb er, in Mitte ſeiner Ordensbrüder, fröhlich in Hoffnung und ſelig im Glauben, und ſein Sarg mit der einfachen Inſchrift: Hic jacet Fridericus Spee ſteht nun in der Gruft der ehemaligen Jeſuitenkirche in Trier, während die Bibliothek

des jetzigen Gymnasiums zu Köln ein Bild von ihm aufbewahrt.

Friedrich von Spee wurde, solange er lebte, nicht als Schriftsteller bekannt und genannt, denn von seinen beiden Hauptwerken, der „Cautio criminalis“ und der „Trutznachtigall“, erschien das erste aus wohlbegreiflichen Gründen ohne Namen des Verfassers zu Rinteln, das zudem dem Protestantismus anhing, in lateinischer Sprache, und das andere, zugleich mit dem „Güldenen Tugendbuch“ erst vierzehn Jahre nach dem Tode des Verfassers, herausgegeben von einem seiner Beichtkinder, dem Buchhändler Wilhelm Friessem. Ob ein in demselben Jahre mit der „Cautio criminalis“ und zu demselben Zwecke erschienenes Buch „Theologischer Prozeß, wie mit Hexen und zauberischen Personen zu verfahren sei“, ebenfalls von Spee stammt, das läßt sich wohl aus dem Geist dieser Schrift vermuthen, keineswegs aber läßt sich seine Autorschaft feststellen; und es sind ja auch doch nur die beiden ersten Werke, die seinen Ruhm begründeten.

Ich habe oben Spees „Cautio criminalis“ oder, wie der ausführliche deutsche Titel lautet, „Peinliche Warschauung von Anstellung und Führung des Prozesses gegen die angegebenen Zauberer, Hexen und Unholden. An die Obrigkeit teutscher Nation sowohl auch deroselben Räten, Reichsräten Comissarien Inquisitoren Richtern Advokaten Priestern und Predigern und andern sehr nüzlich und nötig. Durch einen unbenahmpten Römisch-Katholischen an Tag gegeben“ — ich habe dieses Buch eine That genannt, und ich glaube mit diesem Ausdruck nicht zu hoch gegriffen zu haben. Wir werden diese „That“ freilich erst dann in ihrer vollen Bedeutung würdigen können, wenn wir uns die Geschichte der Hexenprozesse und alles, was damit zusammenhängt, kurz vor Augen führen.

Die ersten Keime, aus denen sich im Laufe der Jahrhunderte

der mittelalterliche Hexen- und Zauberglaube herausbildete, entwickeln sich schon mit dem in den meisten Religionssystemen liegenden Dualismus des Guten und Bösen. Wie die altgermanische Mythologie als Repräsentanten des letzteren Loki zeigt und am Schluß ihrer geschichtlichen Entwickelung manche unverkennbare Repräsentanten und Vorläufer des mittelalterlichen Aberglaubens aufweist, so finden wir dasselbe auch namentlich in den altindischen, altpersischen und altägyptischen Religionssystemen, deren jedes neben der schöpfenden und erhaltenden Gottheit zugleich auch die Kehrseite derselben, eine feindlich zerstörende Macht zeigt. Die griechische und die römische Mythologie wissen allerdings von einem solchen Dualismus wenig; in dem heiteren, sinnlich-frohen Denken der hellenischen Phantasie fand eine solche Vorstellung keinen Raum, zumalen auch die elementaren Naturgewalten in keiner so zerstörenden und furchtbaren Gestalt eines licht- und lebensfeindlichen Gottes sich hätten erhalten können. Dem Satan aber begegnen wir, wenn man von der Schlange im Paradiese absehen will, in dem alten Testament erst verhältnißmäßig spät und vereinzelt. Wohl mag der Bericht von den Kindern Gottes, die sich mit den Töchtern der Menschen verbanden, für die Vorstellung eines Reiches von Dämonen sprechen, aber das alte Testament zeigt ihn noch nicht als den selbständigen Herrscher, als welchen ihn das neue Testament schon in der Gestalt des Fürsten, der über die Schätze der ganzen Welt verfügt, kennt. Hier erst tritt er als der energische und bewußte Widersacher des Christenthums und seiner Lehre auf, und hiernach beginnt seine Ausbildung und Wandlung zu der mittelalterlichen Gestalt des Fürsten der Hexen und Zauberer. Um ihn schart sich das ganze Reich der Dämonen und unsauberen Geister, und es war im Kampfe des Heidenthums mit dem jungen Christenthum der Gedanke etwas ganz Natürliches, daß sich in ihnen die ganze altheidnische Götterwelt verkörpere

und zuſammendränge. Es iſt nach der Lehre der Kirchenväter der Kampf der Wahrheit mit der Lüge, des Chriſtentsums mit dem Satan, und ſobald einmal die Annahme zweier ſelbſtändiger Reiche ſich feſtgeſetzt und ausgebildet hatte, mußte auch das Beſtreben des Teufels, ſich als einen Gott ebenbürtigen Fürſten darzuſtellen, hervorgehoben werden. Es entſtand ſo die im Laufe der Jahrhunderte ſich immer mehr ausbildende Vorſtellung von dem Teufel als dem Affen Gottes, der in all' ſeinem Thun und Treiben die göttliche Thätigkeit nachzuahmen und, was dasſelbe heißen will, zu verbeſſern beſtrebt iſt. Damit hängt denn auch ſein Bemühen zuſammen, dieſes ſein Reich und die Zahl ſeiner Unterthanen möglichſt zu vergrößern, und erzeugt allmählich die Vorſtellung von einem freiwilligen Bund mit dem Teufel, der als eine weitere Entwickelung der Vorſtellung von unfreiwilliger Beſeſſenheit gilt und als eine Frucht der Lehre vom freien Willen bezüglich des moraliſch Böſen zu betrachten iſt. Als erſtes Beiſpiel für ein ſolches Bündniß bietet ſich der Bericht von der Geſchichte des Theophilus, der aber durch Vermittelung der Jungfrau Maria wieder aus den Klauen des Teufels gerettet wird. Die Phantaſie des Volkes, das zwar hierin noch unbewußt an den Erinnerungen aus der Zeit des lange hinter ihm liegenden Heidenthums zehrt, ſowie die Forſchungen der Geiſtlichen waren natürlich ſtets geſchäftig, dieſem Fürſten der Hölle immer neue Eigenſchaften und dem Chriſtenthum feindliche Funktionen zuzuſchreiben, und was ſchon in dem Volksbewußtſein lebendig geweſen, dem gab man von der Kanzel herab ſtets neue Nahrung, dem verlieh man in einer Zeit, da neben der Wiſſenſchaft ja auch noch die Kunſt vollſtändig in den Händen der Geiſtlichen lag, greifbare und ſichtbare Geſtalt und machte ſo den Teufel, von dem man, je mehr man ihn fürchtete, um ſo häufiger auch ſprach, zu einem ſteten Genoſſen der Menſchen.

Je näher man darum dem ſeinem ganzen Charakter nach phantaſtiſchen Mittelalter kam, um ſo phantaſtiſcher wurde auch die Vorſtellung vom Teufel und erreichte im dreizehnten Jahrhundert den Gipfel ihrer Ausbildung. Beweis hierfür iſt Cäſarius von Heiſterbach und das Zeugniß des Abtes Richalmus mit ſeinem Buche der Offenbarungen über die Nachſtellungen und Tücken des Teufels; ebenſo für die Macht dieſer Idee das Ende der Stedinger, die zuletzt als Teufelsdiener zu Grunde gehen mußten, und die Vernichtung der Templer, ſowie die da und dort auftauchende Vorſtellung von einem Hexenſabbath. Letzterer namentlich zeigt uns das Hexenweſen in ſeiner reinen Geſtalt, da bei den anderen Prozeſſen der Faktor der Ketzerei doch noch vorwiegend geweſen war.

Im vierzehnten Jahrhundert mag neben den Edikten Johanns XXII. gegen die Zauberei namentlich auch deſſen perſönliche Furcht vor dem zauberiſchen Unweſen zur Hexenverfolgung beigetragen haben; in Carcaſſonne wurden von 1320 bis 1350 ſchon über vierhundert Perſonen wegen Hexerei verurtheilt und mehr als die Hälfte verbrannt. Daneben erhielten dieſe Prozeſſe ihren eigentlichen Charakter als Hexenprozeſſe auch inſofern, als die Hauptthätigkeit der Inquiſitoren ſich gegen das weibliche Geſchlecht richtete.

Das Hexenthum findet für die bei weitem zahlreichere weibliche Anhängerſchaft des Teufels mancherlei Gründe; weſentlich in Betracht kommt dabei jedenfalls die Sonderſtellung, die der Frau von jeher im deutſchen Leben angewieſen war. Neben den Walküren und Waren der altgermaniſchen Religion iſt es die nach allen Berichten dem germaniſchen Weibe zukommende beſondere geiſtige Hoheit und prophetiſche Anlage, die es namentlich zu dem Dienſte der Götter und dem ſich daran knüpfenden geheimen Kultus befähigt. Es iſt eine nur natürliche Logik, daß den Dienerinnen dieſer machtvollen Gottheiten von dieſen

ſelbſt auch wieder geheimnißvolle Gaben verliehen waren und daß ſie, die allein das ſchädigende oder ſegnende Walten der Gottheiten kannten, zuletzt nur als Werkzeuge derſelben erſchienen. Wenigſtens erkennen wir in ihrer nach ſkandinaviſchen Zeugniſſen überlieferten Thätigkeit bereits einzelne Funktionen der mittelalterlichen Hexe. Sie vermögen durch die Zaubermittel der Todesgöttin Unwetter über die Saaten herbeizuführen, Viehherden zu vernichten und Leib und Leben gegen Waffen ſicher zu machen. Sie ſind es auch, die nach prieſterlicher Anſchauung den altheidniſchen Kultus am längſten und hartnäckigſten hüten und in nächtlichen Zuſammenkünften die alten Götter wieder zurückführen in das Land, aus dem ſie des Kreuzes verhaßtes Zeichen vertrieben. Prieſterliche Verfolgungswuth und gemeiner Aberglaube vereinigen ſich ſo, um dem Bunde zwiſchen dem Teufel und dem Weibe eine Weihe zu geben, aus der blinder Fanatismus ſich eine verderbliche und zerſtörende Waffe ſchmiedet. Die anſcheinend gegen Ende des vierzehnten und Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſich vermindernde Thätigkeit der Hexenrichter erhielt zur Zeit des Baſeler Konzils neue Nahrung durch Johannes Niders Buch über die Hexen.

Es iſt nicht ſowohl die Schwierigkeit eines barbariſchen Mönchslatein, welche von der Lektüre zurückſchreckt, ſondern neben dem Inhalt ſelbſt die abſolute Unmöglichkeit, etwas wie einen logiſchen Zuſammenhang darin zu finden. Roskoff hat ſich in ſeiner trefflichen Schrift „Geſchichte des Teufels“ die gewiß anerkennenswerthe Mühe gegeben, den Inhalt des Buches anzugeben. Von bei weitem größtem Intereſſe iſt natürlich der erſte Theil, der ſich mit der Frage nach der Exiſtenz von Zauberern und Hexen beſchäftigt, während die beiden anderen Theile, weſentlich juriſtiſcher und kriminaliſtiſcher Natur, einen Einblick in das Dunkel abergläubiſcher Verirrungen und blinden Wüthens eröffnen. Wenn der allgemeinen Erfahrung zufolge bei dieſem

unheimlichen Treiben das weibliche Geſchlecht vorzugsweiſe betheiligt iſt, ſo iſt neben einer beſonderen organiſchen Dispoſition für derartige Einflüſſe hauptſächlich auch ihre Leichtgläubigkeit und ihre ſchlüpfrige Zunge Schuld, die ſie das, was ſie mala arte wiſſen, nicht verſchweigen und zugleich wegen Mangels an phyſiſcher Kraft zu heimlicher und heimtückiſcher Rache Zuflucht nehmen ließ.

Es mag die Richter ſelbſt zur Genüge charakteriſiren, wenn ſie das Hauptgewicht bei dem Bunde der Weiber mit dem Teufel auf die Wolluſt legen, und wenn danach der Papſt in ſeiner Bulle eine ſiebenfache Thätigkeit der Hexen unterſcheidet, nach der ſie die Gemüther mit ungezügelter Liebe oder unbändigem Haß erfüllen, neben manchen Schändlichkeiten die Menſchen in Thiere verwandeln, die Kinder dem Teufel darbringen u. a. m. Wie es ferner nach dem Hexenhammer drei Klaſſen von Hexen giebt, ſolche die helfen, die kraft eines beſonderen Uebereinkommens mit dem Teufel nicht ſchaden, ſolche die beſchädigen, aber nicht wieder helfen können, und ſolche die ſchädigen, aber auch wiederum helfen können, ſo theilten ſich auch diejenigen, die durch Gottes Segen vor der Macht der Hexen geſchützt waren, in drei Klaſſen, erſtlich natürlich in die Gerichtsperſonen, die gegen ſie des Rechtes pflegten, zweitens die Geiſtlichen, die durch den Gebrauch der kirchlichen Mittel ſich gewahrt hatten, und drittens ſolche, die durch heilige Engel auf mancherlei Weiſe ganz beſonders begünſtigt waren. Bei Anklage und Auffindung der unglücklichen Geſchöpfe, deren gemeinigliche Armuth nur zu einem weiteren Beweis ihrer Schuld wurde, laſſen ſich ebenfalls dreierlei Arten unterſcheiden. Es klagt eines das andere des Verbrechens der Ketzerei oder Hexerei an mit dem Bedeuten, den Beweis liefern zu wollen, widrigenfalls die Strafe der Wiedervergeltung zu tragen; oder es denunzirt eines das andere ohne Beweislieferung, ſondern augenblicklich aus

Glaubenseifer, oder im Hinblick auf den Kirchenbann oder die zeitliche Strafe, womit Derjenige belegt wird, der nicht denunzirt, endlich. Der Richter strengt ex officio den Prozeß an, auf das Gerücht hin, daß es da oder dort Hexen gebe, und wenn auf eine dieser drei Arten nun die schuldige Person in den Händen ihrer Peiniger und Richter ist, beginnt ein Verfahren, das, wenn es nicht einen so düsteren und grauenvollen Hintergrund und Schluß hätte, eines der unwürdigsten Komödienspiele genannt werden müßte. Hierauf des Näheren einzugehen, verbietet der Raum, zumal dasselbe in seinen Hauptzügen Jedermann bekannt und genugsam gebrandmarkt ist. In wieviele Klassen und Unterabtheilungen der ganze Hexenhammer getheilt ist, wie derselbe durch unsinnige Anhäufung von Details zu einem scheußlichen Gemische wilder Bosheit und groben Aberglaubens geworden, lehrt schon ein Blick in die Inhaltsangabe, und wenn es auch gerade und am meisten diese Details sind, die dem Buche seinen eigenthümlichen Reiz geben, so mag hier eine Hervorhebung der Hauptpunkte über die Lehre von den Hexen doch auch gerechtfertigt sein.

Es beeinträchtigt die obige Charakteristik von Spees Buch als einer geistigen That keineswegs, wenn an dieser Stelle darauf hingewiesen wird, daß er sich in das Verdienst einer ehrlichen und energischen Opposition diesen Hexenprozessen gegenüber mit Anderen zu theilen hat. Es wäre ja auch gewiß ein schlechtes Zeugniß für den menschlichen Geist, wenn wir nicht unter all' dem Toben und Wüthen, mitten hinein in das Aechzen und Schreien der Unglücklichen, da und dort Stimmen hören dürften, die sich gegen eine so gräßliche Ausnutzung dieses Aberglaubens auflehnten. Da war es neben manchen Anderen namentlich der deutsche Theologe Ulrich Molitor zu Konstanz, der in seinem Buche „De lamiis et phytonicis muliebribus“ oder „einem schön Gespräch über die Unholden“ dem Glauben

an das Daſein ſolcher Weſen und den angeblichen Werth der auf der Folter erpreßten Geſtändniſſe entgegentrat; neben ihm die Juriſten Alciatus und Ponzinibius, die ſich namentlich gegen die angebliche leibliche Ausfahrt der Hexen auflehnten, und der ſonſt freilich ſelbſt im dunkelſten Aberglauben befangene Cornelius Agrippa von Nettesheim mit ſeiner direkt gegen das Hexenweſen gerichteten Schrift „De occulta philosophia“. Auf ihn fällt ſchon ein Strahl der Morgenröthe aus einer neuen Zeit, und der Name des Erasmus von Rotterdam, der in einem Briefe von 1500 den Bund mit dem Teufel eine neue, erſt von den Hexenrichtern erfundene Miſſethat nennt, gemahnt uns an die Reformation und ihren Bundesgenoſſen, den Humanismus.

Wenn wir ſpäter denſelben im Kampf gegen die Hexenprozeſſe in einer Perſon aufs ſchönſte verkörpert ſehen werden, ſo mag es doch auch hier ſchon am Platze ſein, ſeine und die Stellung der Reformation hierzu zu charakteriſiren. Wir dürfen in dieſen beiden Elementen freilich keine ausgebildeten und ſelbſtbewußten Gegner des Hexenglaubens erkennen wollen; in ihnen und namentlich in der reformatoriſchen Thätigkeit Luthers lagen erſt die Keime, aus denen ſich im Laufe der Zeit die auf Grund der Thatſachen in der Natur und im Menſchenleben kühn ſich aufbauenden Gedanken einer neuen Zeit loslöſen mußten. Auch hatte ſich im Laufe der Jahrhunderte dieſer Glaube ſo feſt mit dem ganzen Volksleben verbunden, daß der Verſuch einer gewaltſamen Losreißung am Ende nur die entgegengeſetzte Wirkung gehabt hätte. Und zudem fand derſelbe eine kräftige Unterſtützung für das Volksbewußtſein während der Periode des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in der Zerrüttung und Gärung auf allen Gebieten. Die Kirche hatte unter der immer wachſenden Uneinigkeit der einzelnen Glieder zu leiden; dem Volke, deſſen geiſtige Selbſtändigkeit ſich in den denkbar

engſten Grenzen bewegte, mußten allerhand ſchreckvolle Vorgänge und Ereigniſſe, wie das Auftreten der Peſt und der Pocken, die unheimlichen Heuſchreckenzüge und immer ſich wiederholende Theuerungen, als ein Zeichen dienen, daß Gott den Menſchen und deren tiefer Sündhaftigkeit zur Strafe dem Teufel und ſeinen Helfershelfern, den Zauberern und Hexen, eine Zeit lang Macht und Herrſchaft gegeben. Das Feſthalten an dieſem Gedanken entzog ihm auch neben dem Bann und dem Druck der kirchlichen Autorität, die nur ein Denken und Glauben nach ihren Formeln zuließ, die moraliſche Kraft, ſich das Licht neuer Entdeckungen und wiſſenſchaftlicher Forſchungen für ſein eigenes Leben und Handeln dienſtbar zu machen.

Die Lehre von der allgemeinen und abſoluten Sündhaftigkeit der Menſchen hatte zu tief Wurzel in den Gemüthern gefaßt, als daß ſie nicht eine Sühne und Heilung für ſich in allerlei Aeußerlichkeiten und Bußübungen geſucht hätte; ſie hatte die Sehnſucht nach Gott und deſſen Verſöhnung zu einer ſolch' krankhaften Höhe geſteigert, daß dieſelbe keinen Anſtand nahm, in der Vertilgung aller ihm feindlichen Mächte, die ſich ja in den Zauberern und Hexen leibhaftig greifen ließen, ein gottgefälliges und ſeinen Zorn verſöhnendes Werk zu erblicken. Ihm gegenüber ſtellte ſich nun der gegen jede kirchliche Autorität gleichgültige, manchmal auch feindliche Humanismus, der freilich ſeinem ganzen, von ſtolzem Selbſtbewußtſein getragenen Charakter nach zunächſt nicht dazu berufen ſchien, in die Kreiſe des Volkes zu dringen und hier ſeinen Einfluß geltend zu machen. Außerdem ſuchte der Humanismus ſeine Nahrung ja auch ganz anderswo; das einſeitige Sichverſenken in die Zeiten und Gedanken des klaſſiſchen Alterthums trennte ſeine Träger ſo weit von jedem volksthümlichen und allgemeinen Intereſſe, daß die Humaniſten dadurch für das geiſtige Leben Deutſchlands, das erſt in der Theilnahme des ganzen Volkes ſeinen Boden finden

konnte, am Ende nicht mehr Förderung gebracht hätten, als die von ihnen befehdete klerikale Partei. Und doch trug der Humanismus die Keime in ſich, die, wie auf anderen Gebieten, ſo auch auf dem des Aberglaubens, für die Förderung und Befreiung des geiſtigen Lebens die ſchönſten Früchte zeitigen ſollten. „Damals ſtieg," ſo ſchildert Carrier die geiſtige Bewegung jener Zeit, „die Menſchheit nicht bloß in das eigene Innere hinab und beſchwor die eigene Vergangenheit wieder an das Licht, ſondern ſie wollte ſich nun auch in der Natur heimiſch fühlen; neben die Phantaſie, welche dieſe mit Geiſtern bevölkert hatte, neben die Ueberlieferung und das Hörenſagen trat die Beobachtung, dort die nüchterne Forſchung. Zunächſt bleibt im Weltalter des Gemüths dieſe neue, verſtändige Richtung noch mit der Einbildungskraft und ihren Wundern verwoben, Aſtrologie und Aſtronomie, Magie und Phyſik ſpielen noch ineinander, aber Amerika wird entdeckt, die Erde wird umſegelt, ja ſie tritt ſelber als ein Stern in den Sternenreigen ein und ſchwingt ſich um die Sonne trotz des Augenſcheins und der Inquiſition, und dieſe Siege des Gedankens und treuer Beobachtung des Gegebenen, wie die nach dem Geſetze ſuchende und eine allgemeine feſte Ordnung erſchließende Vernunft machen beide ſelbſtändig und ſtark. So entſteht nun im Bunde mit der Mathematik, der ſtreng folgernden und beweiſenden, eine Erfahrungswiſſenſchaft. Sie ſchärft nach zwei Seiten hin das Auge durch das Fernrohr und das Mikroſkop, lehnt ſich gegen die Scholaſtik auf, welche mit überlieferten Satzungen arbeitet, und wird die feſte Grundlage für die Subjektivität, die ſich nur auf die Selbſtgewißheit des eigenen Denkens ſtellt. Sie bereitet der Philoſophie den Weg neben der poetiſchen Begeiſterung, welche die Lebensfülle der Welt in der Einheit des Göttlichen ergreift, neben dem myſtiſchen Tiefſinn, der ſich in das Ewige verſenkt, um alles in ihm zu haben."

Dazu kam dann noch die Buchdruckerkunſt als mächtige Gehülfin, das erlöſende Wort in alle Schichten des Volkes zu tragen. Wohl ſpielte, wie bekannt, der Teufel auch noch bei Luther, als einem echten Kinde des Volkes, eine Rolle, und zwar eine ſolche, die in manchen Zügen an altheidniſche Vorſtellungen erinnert, nebenher geht aber eine eigenthümliche Vertiefung und Verinnerlichung von dem Begriff derſelben, wie ſie im natürlichen Zuſammenhang mit dem ganzen Zweck und Weſen der Reformation ſteht. Luther ſelbſt glaubte noch an Zauberer und Hexen, allein ſeiner großen Seele war alles blinde Wüthen und Verfolgen verhaßt, und wenngleich es nicht in ſeiner Macht ſtand, dem Treiben der Hexenrichter und Inquiſitoren ein Ende zu machen, ſo hat er doch in ſeiner Lehre und in ſeinem Wandel ſeinen Anhängern eine Waffe in die Hand gegeben, mit der ſie dem düſtern und ſeinem Volke ſo unheilvollen Aberglauben ſcharf zu Leibe gehen und ihm zuletzt ein Ende mit Schrecken bereiten konnten. Es galt freilich auch hier noch einen langen und ſchweren Kampf, aber nun einmal die Loſung gegeben war und der Menſchengeiſt ſich gewöhnt hatte, in kühnem Fluge und eigenſtem, von jeder anderen Autorität außer dem reinen Gotteswort und ſeiner Lehre unabhängigen Walten ſeine Schwingen zu prüfen und zu kräftigen, drängte er auch Schritt für Schritt den wüſten Aberglauben und die ganze diaboliſche Schar zurück in das öde Nichts, aus dem ſie einſt, unheimlichen Nachtgeiſtern gleich, emporgeſtiegen.

Einer der erſten und beredteſten Zeugen für die Stellung des Humanismus gegenüber dem Hexenglauben iſt der Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, Johannes Weyer. Ein geborener Niederländer aus Grane an der Maas, war er nach dem geldriſchen Kriege aus dem Dienſte des Kaiſers in den des cleviſchen Fürſten übergetreten. An dieſem Hofe, deſſen Fürſten in der Geſchichte des Humanismus und Proteſtantismus eine

achtungswerthe Stellung einnahmen, wirkte er als Zeitgenoſſe des Konrad von Heresbach und mancher anderer Humaniſten, die dort Amt und Stellung fanden, und verfaßte hier auch das Buch, deſſenwegen wir ihn nennen: De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis libri V. Humaniſtiſch gebildet, hatte er, wie er von Wolters in deſſen Schrift über Konrad von Heresbach charakteriſirt wird, „mit dem gewöhnlichen Humanismus wenig gemein; ſein Humanismus iſt ſein Chriſtenthum. Sein ganzes Denken hat einen religiöſen Hintergrund, ſeine Philoſophie iſt die Bibel und ſein Leben iſt ihm in die Arbeit aufgegangen, Gottes Weisheit mit dem, was er wußte und ſah, in Beziehung zu bringen, an ihrer Hand die leibliche und geiſtige Krankheit ſeiner Mitmenſchen zu heilen". Es konnte ihm nicht entgehen, wie tief die Geſchwüre, die ſeine heilende Hand berühren wollte, in das Fleiſch des Staates und der Kirche ſich eingefreſſen hatten, und der Erfolg ſeiner Arbeit hat ihn in der traurigſten Weiſe davon überführt. Das ganze Land ſah man voll Geſpenſter; hinter jedem Baum lugten den irregeleiteten Menſchen Fratzengeſichter hervor; keine Heide, keine Oede, wo nicht eine ſchreckliche Geſtalt umging; kein einſamer Weg, wo nicht ein Kobold die Vorübergehenden neckte, kein Dorf, das nicht alle, dem gewöhnlichen Verſtändniß ſich entziehenden Ereigniſſe irgend einer Hexe auflud, das nicht von Zeit zu Zeit eine erſäufte oder verbrannte. Freilich, auch Weyer blieb ein Kind ſeiner Zeit, indem er die Herrſchaft des Teufels und ſeiner tauſendfachen Gaukeleien und Plackereien als Thatſachen gelten ließ, „aber aus alledem entſteht noch bei weitem kein ſo großes Elend," wie er in ſeiner Widmung an den Herzog von Cleve ſagt, „als aus dem Uebel, das Satan einmal den Menſchen eingeflößt hat, aus der Meinung nämlich, daß kindiſche alte Weiber, welche ſich Hexen nennen, Menſchen und Thieren Böſes anthun könnten. Niemand kann darüber richtiger urtheilen

als die Aerzte, die durch dieſen Aberglauben gepeinigt werden. Faſt Alle, auch die Theologen, ſchweigen zu dieſer Gottloſigkeit. Aerzte dulden ſie, die Juriſten hängen an ihren alten Vorurtheilen; wohin ich auch blicke, Niemand, Niemand, der aus Erbarmen mit der Menſchheit auch nur zur Heilung der tödtlichen Wunde ſich anſchickt.“ So will es denn Weyer übernehmen, den Schaden zu beſſern: „Mein Gegenſtand iſt zunächſt theologiſcher Art; ich habe die Liſten des Satans nach den Zeugniſſen der Bibel darzuthun und zu lehren, wie man ſie überwindet; dann iſt er philoſophiſch, indem er die Täuſchungen, welche vom Satan ausgehen, und die verrückten Einbildungen der ſogenannten Hexen mit natürlichen Gründen bekämpfe; dann mediziniſch, indem ich zu zeigen habe, daß die Krankheiten, deren Entſtehung man den Hexen zuſchreibt, aus natürlichen Urſachen entſpringen; endlich juriſtiſch, indem ich von Beſtrafung der Zauberer und Hexen, anders man gewohnt iſt, werde reden müſſen.“ Und des weiteren bezeugt er, wie Niemand mit ihm in der Anſicht, daß die Hexen auch durch den böſeſten Willen, durch die gräßlichſte Beſchwörung Niemandem ſchaden können, daß ſie vielmehr in ihrer durch Dämonen in unbegreiflicher Weiſe erhitzten Phantaſie und wie von Melancholie geplagt ſich nur einbilden, allerlei Elend erregt zu haben, mehr und inniger übereingeſtimmt habe als ſein Herzog, der mit Wort und That den Beſtrebungen ſeines Leibarztes allen Vorſchub leiſtete und ſich nicht durch die von allen Seiten gegen Weyer gerichteten Angriffe irre machen ließ. „Wenn der niederrheiniſche Humanismus,“ ſagt Wolter a. a. O., „es in manchem verſehen haben mag, hier war er im Recht. Ihm gebührt das Lob des Vorkämpfers gegen den Hexenwahn und die Ketzergerichte.“ Der Rückſchlag der nächſten Zeit erdrückte zwar für eine längere Pauſe den Streit, welcher, ſoweit er den Hexenunfug betraf, zwei Menſchenalter nach Weyer ein anderer Unterthan des cleviſchen Fürſten,

Friedrich von Spee, anonym und erfolglos, trotzdem die vielen lateiniſchen und deutſchen Ausgaben des Weyerſchen Werkes den Boden gelockert hatten, wieder aufnahm. Zu Herzog Wilhelms Zeit aber wurde er ſo ſiegreich in beiden Beziehungen geführt, daß nur Verbrecher den Zauber zu fürchten hatten. Um ſeines Aberglaubens, Glaubens oder Unglaubens willen ſtarb, ſeitdem Weyer geredet hatte und ſolange Herzog Wilhelm mit vollem Bewußtſein die Herrſchaft führte, in den cleviſchen Landen kein Menſch mehr."

Spee ſelbſt führt in ſeiner Cautio criminalis als ſeinen Meiſter und Lehrer oftmals den Jeſuiten Tanner an. Dieſer, der wenige Jahre vor Spee aus dem Leben ſchied und allen Zeugniſſen nach an trefflichem Charakter ſeinem Schüler Spee ebenbürtig war, trat bald nachdem der holländiſche Prieſter Loos wegen ſeines Auftretens gegen den Aberglauben ſchweres Ungemach ausſtehen und ſich am Ende zum Widerruf hatte entſchließen müſſen, in verſchiedenen ſeiner Schriften, erſtmals in ſeiner Scholaſtik, ebenfalls gegen das Hexenunweſen auf und entwickelte darin ſeine humanen und das ganze Treiben verdammenden Ideen in der Form, wie ſie ſich weſentlich auch bei Spee wiederfindet.

Daß aber keiner dieſer Männer, wenn er auch noch ſo energiſch und freimüthig dem Unweſen entgegentrat, einen durchſchlagenden Erfolg erzielen oder gar erleben konnte, hatte ſeinen hauptſächlichſten Grund in der allgemeinen Theilnahmloſigkeit, mit der man ihrem Wirken begegnete. Denn trotz alledem wurden die Prozeſſe eifrig fortgeſetzt, und Spee hatte in ſeiner beichtväterlichen Stellung in Würzburg, wo der Eifer ein ganz beſonderer war, reichlich Gelegenheit, alle Greuel und Grauſamkeit dieſer Prozeſſe mit anzuſehen. Was ſeine edle und menſchenfreundliche Seele dabei litt, das ſagt uns ſein Buch. Seiner Ausſage nach hatte dasſelbe ſchon lange vorher handſchriftlich

unter seinen Freunden die Runde gemacht, und als er sich entschloß, dasselbe in den Druck zu geben, war er vorsichtig genug, dasselbe ohne seinen Namen, nur als von einem „Römisch-Katholischen" herrührend, in protestantischen Landen erscheinen zu lassen. Daß er aber der Verfasser des Buches gewesen, wissen wir von seinem Verehrer Leibniz, der es durch Philipp von Schönborn erfuhr. Derselbe berichtet uns die Antwort Spees auf die Frage des Domherrn und nachherigen Kurfürsten von Mainz, woher in solchem Alter schon graue Haare kommen. „Der Gram hat meine Haare grau gemacht," antwortete er darüber, „daß ich soviele Hexen habe müssen zur Richtstatt begleiten, und habe unter allen keine befunden, die nicht unschuldig gewesen."

Wenn uns schon die Antwort zeigt, welche Stellung Spee zu dem Verfahren gegen die Hexen einnahm, so sehen wir dies noch deutlicher aus dem Buche selbst, dessen Motto: „So lasset euch nun weisen ihr Könige, und lasset euch züchtigen ihr Richter auf Erden" neben einer Stelle aus Seneca: „Ich will dir sagen, an welchen Dingen es fürnehmen Herren fürnemlich gebreche, und was denen welche alles besitzen, gemeinlich ermangle, nemlich Diejenigen, welche ihnen die Wahrheit sagen", Spees Urtheil treffend charakterisirt. Keineswegs beabsichtigt Spee mit seinem Buche den Glauben an das Vorhandensein von Hexen und Zauberern zu erschüttern oder zu vernichten. Als bibelgläubigem Theologen gilt auch ihm die Einwirkung böser Dämonen auf die Menschen als Dogma, und so beantwortet er denn auch die erste seiner einundfünfzig Fragen, in welche das ganze Buch getheilt ist, „ob auch in Wahrheit Zauberer, Hexen und Unholde seien", keineswegs in verneinendem Sinne, sondern hebt ausdrücklich hervor, er halte dafür, „daß in der Welt wahrhaftig etliche Zauberer und Unholde seien und daß dasselbig von Niemand ohne Leichtfertigkeit und groben Unverstand ge-



LIBRARY

leugnet werden kann", womit freilich noch nicht bewieſen iſt, daß auch alle Diejenigen, welche als Zauberer und Hexen verbrannt wurden, dies in der That geweſen ſeien.

Vermag man auch bei der Lektüre des Buches nicht immer all' den feinen Wendungen, allen logiſchen Schlüſſen und juriſtiſchen Ausfällen zu folgen, ſo giebt uns doch wieder die hohe Wahrheitsliebe, der ſittliche Ernſt, der ſeiner Entrüſtung bald in beißendem Spott, bald in vernichtenden Schlägen Luft macht, den Muth, dem Verfaſſer auf all' den verſchlungenen und ſich kreuzenden Wegen zu folgen, die uns ſchließlich auf das eine Ziel, das des Mitleids und chriſtlichen Erbarmens mit den Unglücklichen hinführen. Vor allem wendet ſich Spee mit eindringlichen Ermahnungen an die Fürſten und Herren, denen er räth, perſönlich die Prozeſſe zu leiten, damit ſie einen Einblick in das Thun und Treiben ihrer Kommiſſäre gewinnen. Denn eine große Verantwortung nehmen ſie auf ſich, wenn ſie, ohne ſich mit Art und Weiſe der Prozeßführung vertraut zu machen, ohne all' die techniſchen Ausdrücke zu kennen, die unter unſchuldigem Gewand manche Grauſamkeit verbergen, einfach die Verdammungsurtheile unterſchreiben. Immer wieder und wieder wendet er ſich mit dieſen Ermahnungen an Fürſten und Herren, mit erſchreckender Wahrheit ſchildert er ihnen das Treiben der habſüchtigen, blutgierigen Inquiſitoren und ihrer Henkersknechte, verfolgt die Thätigkeit derſelben bis in die dunkle Folterkammer und weiſt alle Trugſchlüſſe, mit denen ſie ihre blutige Arbeit zu rechtfertigen ſuchen, nach Gebühr zurück. Unter dieſen Trugſchlüſſen iſt es namentlich der eine, daß unter allen Angeklagten und Verurtheilten kein Unſchuldiger ſein könne, weil ja Gott Verderben und Tod eines ſolchen nicht zulaſſe, dem Spee wegen ſeiner Oberflächlichkeit und Haltloſigkeit beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkt und den er endlich mit den Worten ſeines oft citirten Lehrers Tannerus abweiſt: „Sollte Gott nach ſeinem ernſten

Gericht ſoviel andere greuliche verwerfliche Laſter geſtatten uns geſchehen laſſen und allein in dieſem Hexenprozeß ſich gleichſam mit einem Teſtament verbinden laſſen, daß er nicht zugeben wollte, daß einigen Unſchuldigen zu kurz geſchehen ſollte.“ Allein weil man weiß, daß in dieſen Prozeſſen ſo manche Unſchuldige leiden müſſen, iſt es auch Pflicht der Richter, mit der peinlichſten Genauigkeit und gänzlich unzugänglich für perſönliche Intereſſen irgendwelcher Art zu verfahren. Ja, hat nicht im alten Teſtament Abraham den Herrn gebeten, daß um einiger Unſchuldiger willen auch die Schuldigen ungeſtraft bleiben, und im neuen Teſtament giebt in einem Gleichniß des Herrn der Hausvater den Knechten den Beſcheid, das Unkraut nicht auszujäten, damit nicht auch der Weizen dabei zu Grunde gehe. Spee ſelbſt fügt hinzu: Denn man kann nicht alles Aergerniß aus der Welt wegſchaffen, ſondern was man deſſen füglich nicht ändern kann, dasſelbig muß man gewehren laſſen, es iſt beſſer, dreißig Schuldige loszulaſſen, als einen Unſchuldigen zu verdammen.

Wer aber ſind nun die Leute, welche dieſe Prozeſſe führen, die ihren Fürſten und Herren mit Drohen und Mahnen anliegen, bis dieſelben ihnen Vollmacht zur Verfolgung der Unglücklichen geben. Es iſt gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für Spee, wenn er als die erſten unter dieſen Unheilſtiftern, die er in vier Klaſſen theilt, die Geiſtlichen und Prälaten nennt. Scharf geht er mit ihnen und den Richtern, die lediglich um materiellen Gewinnes willen ſolche Prozeſſe aufnehmen, ins Gericht, und man verſteht es wohl, wenn Spee angeſichts ſolcher Thatſachen, die Deutſchland ärger verwüſten als der Krieg, ſich nicht enthalten kann, ſein deutſches Vaterland zu beklagen. „Ich ſchäme mich Teutſchlands,“ ſo ruft der wackere Jeſuit aus, „daß man in einer ſo hochwichtigen Sache nicht beſſer zu argumentiren und zu urtheilen weiß; was werden wohl andere Nationne

dazu ſagen, die unſerer Einfalt ſchon bereits lachen und ſpotten des Kindes, ſolltens ja erkennen, daß es unrecht ſei, ihnen die Hände gegen eine giftige Schlange zu binden, da man ihnen doch dieſelben gegen einige ohnmächtige Flöhe frei und ungebunden läßt."

Solche Worte laſſen uns ahnen, wie es damals in Deutſchland ausſah und welchen Händen die Leitung dieſer für einzelne Menſchen wie für ganze Gemeinden verhängnißvollen Prozeſſe anvertraut war. Es erſcheint uns faſt als ein Räthſel, wie ſich in eine Periode eine ſolch' wahnſinnige Verblendung, ſolch' ein ſinnloſes Wüthen zuſammendrängen konnte, um aus Deutſchland eine Folterkammer, einen nie erlöſchenden Scheiterhaufen zu machen. Aber wir haben nicht die geringſte Veranlaſſung, an der Wahrheit von Spees grauenhaften Schilderungen zu zweifeln, da es uns doch im Gegentheil billig wundern müßte, wenn ſich in dieſer Periode nicht ein Mann gefunden hätte, der mit einem ſolchen Freimuth und einer ſolchen, keinen Stand und keine Perſon verſchonenden Offenheit verſuchte, ſein Volk emporzurütteln aus ſeiner unheilvollen Verblendung und Theilnamloſigkeit. Dieſe war die natürliche Folge der Thätigkeit einer alles belauernden Inquiſition. Und dieſe hatte ein Werkzeug in Händen, mit deſſen Hülfe ſie von dem unſchuldigſten Menſchen die gräßlichſten Geſtändniſſe erpreſſen konnte, die Folter. Man weiß, in welcher Weiſe die Inquiſition es verſtand, dieſelbe zu gebrauchen; man weiß, wie kein Alter, kein Geſchlecht und kein Stand ſicher war vor dem Arme der Inquiſition, wie ein Wort, ein Zufall manchmal genügte, um einen Menſchen verſchwinden zu laſſen in einem Gefängniß, aus dem es nur einen Weg gab, den zum Scheiterhaufen. Verſchwindend klein iſt die Anzahl von Fällen, wo es menſchlichen Kräften gelang, allen Qualen der Folter zu trotzen und ſich mit einem gebrochenen und zerſchundenen Leib Leben und Freiheit zu erkaufen.

Die Folter hatte die Macht, den ſtummſten Mund beredt, das ſchwächſte Geſchöpf zum mächtigſten Zauberer zu machen, und die grauenvolle Art und Weiſe, wie ſie gehandhabt wurde, mußte für Spee eine Hauptwaffe in ſeinen Angriffen gegen Richter und Inquiſitoren geben. Meiſterhaft aber handhabte er dieſe Waffe.

Mit der Frage: „Was man von der Tortur oder Folterung zu halten, ob auch wohl dem Unſchuldigen dabei oftmals zu kurz geſchehen könne", leitet Spee einen Kampf gegen dieſe Ausgeburt menſchlicher Grauſamkeit ein, deſſen Gang zu verfolgen ſich wohl der Mühe lohnen möchte. Er ſieht in der Folter die einzige Urſache, „welche unſer liebes Teutſchland ſo voll Zauberer gemacht und dasſelbig mit unerhörten Laſtern erfüllet, und zwar nicht Teutſchland allein, ſondern auch andere Nationen und Länder, ſofern ſie nur den Prozeß und die Folter zur Hand nehmen." Denn Jedermann weiß mit dem Verfaſſer, dem das auch noch „etliche ſtarke Kerlen" beſtätigten, daß die Qualen und Schmerzen, die einer auf der Folter auszuſtehen hat, ſolche ſind, daß man unter denſelben ſich eines jeden Laſters ſchuldig bekennen wird und gerne alle Fragen des Richters nach deſſen Wunſch beantwortet, nur um ſich mit dem ſicheren Tode von dieſen Schmerzen loszukaufen. Sagt ja doch Spee ſelbſt: „Was mich anlangt, bekenne ich frei, daß, wenn ich auf die Folterbank geſpannt werden ſollte, ich nicht aushalten, ſondern lieber alle Bubenſtücke über mich bekennen und den Tod erwählen würde, als daß ich ſolche Schmerzen ausſtehen ſollte," und er weiß es ſehr wohl zu verſtehen, daß namentlich die Weiber vermöge ihrer Schwachheit zu allen möglichen Geſtändniſſen getrieben werden. „Denn wer weiß nicht, wie ein ſchwaches Werkzeug die Weiber und wie unleidſam, wie leichtzungig und ſchwatzhaftig dieſelben ſind;" wenn nun Männer die Folter nicht aushalten, „was ſollen dann die armen, ſchwachen Weibsbilder

nicht thun.“ Nebenbei wurde in den Hexenprozeſſen ein weit höherer Grad von Folter angewendet, als bei anderen Prozeßverfahren, ja man ſann immer wieder auf Mittel und Wege, die Schmerzen noch zu erhöhen, und man darf ſich ſo nicht wundern, wenn im Bunde mit der allen Geſetzen zuwiderlaufenden Dauer die Unglücklichen ſo geſchunden und gemartert wurden, daß, „wenn ſie endlich haben abgethan und eingerichtet werden ſollen, der Henker ſie nicht entblößen dürfen, weil er beſorgen müſſen, daß, wenn es die Leute ſehen würden, daß die angerichtet Perſon ſo jämmerlich und unchriſtlich zugerichtet geweſen, ſie ſich an ihm vergreifen möchten. Ja etliche ſind ſolcher Geſtalt ausgeſchunden geweſen, daß ſie den Gerichtsplatz nicht erreichen konnten und deßhalb unterwegs haben hingerichtet werden müſſen.“

Was aber verſtehen Richter und Geiſtliche von der Folter? Was verſtehen ſie von den Ausdrücken, die dabei gebraucht, ſich in Akten und Protokollen ſo mild und mäßig ausnehmen, während ſie in der Folterkammer ganz anderes bedeuten, wiſſen ſie, durch welche Qualen dieſe ſogenannten „gütlichen Bekenntniſſe“ erpreßt werden? Es ſchaudert uns förmlich die Haut, und mit Spee müſſen wir ausrufen: „Iſt's nicht zu verwundern, daß man ſich der Sprache ſo weit mißbraucht,“ wenn er uns mit wenigen Worten ſchildert, wie man zu dieſen Bekenntniſſen gelangt. Es werden da freilich nur die Beinſchrauben angewandt, aber an einer Stelle, „da dann die Empfindlichkeit und Schmerzen am größten iſt, indem man damit den armen Menſchen das Fleiſch und die Schienbeine gleich einem Kuchen oder Fladen zuſammenſchraubt, alſo daß das Blut herausfleußt.“

Geirrt hat ſich Spee, wie er nun erſt einſieht, in der Annahme, daß die Richter dazu daſeien, ihres Amtes nach Recht und Billigkeit zu warten, allein er wurde durch Thatſachen belehrt, daß an manchen Orten die Scharfrichter deren Stellung

einnehmen, und es ist von deren „Bosheit, Frevel und Uebermuth“ nicht zu erwarten, daß sie durch Milda die Richter beschämen würden. Denn gar Mancher von ihnen mag sich rühmen, daß er noch Keinen unter den Händen gehabt, der nicht zuletzt durch seine Behandlung mürbe gemacht, die umfassendsten Geständnisse abgelegt hätte. Die betreffenden Akten erzählen uns von manchen Fällen, wo ein besonders hartnäckiger Angeklagter den Richtern Veranlassung gab, sich einen in seiner Kunst besonders gewandten Scharfrichter zu verschreiben. Dabei wird freilich dann auch von einem Fall berichtet, wo der sich eines besonderen Rufes erfreuende Scharfrichter von Biberach, als er zur Folterung einer Angeklagten nach Eßlingen berufen wurde, trotzdem bekennen mußte, daß aus diesem Weibe nichts herauszubringen sei. Und dem Henker, der zugleich Arzt war, fiel nun die Aufgabe zu, die durch seine Folterkünste zerrissenen Glieder der Angeklagten wieder zu heilen.

Aber zurück zu Spee, der uns nun berichtet, daß nicht allein Richter und Henker, sondern auch die „Schandbuben, die Büttel und Folterknechte“ ihre Kunst wohl studirt und es darin manchmal zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht hatten. Nun mag man ja wohl begreifen, warum Deutschland so voll von Hexen ist, denn wer einmal in die Hände der Henker gefallen, der muß schuldig sein, er mag wollen oder nicht. Es wird sich ja wohl schwerlich Jemand finden, der sich stark genug fühlte, durch einen Widerruf seiner Aussagen auf der Folter sich von neuem Schmerzen auszusetzen, von denen man weiß, daß „kein Edelmann in Teutschland zugeben würde, daß man seine Jagdhunde in solcher Gestalt zerreißen möchte“. Trotz alledem blieb es für Spee unglaublich, „was für Lügen und Unwahrheiten über sich selbst und Andere durch die Schmerzen der Folter herausgepreßt werden, und muß endlich dasjenige wahr sein, was den Henkern und Peinigern gefällt; was die-

ſelbigen wollen, das müſſen die armen Sünder bekennen, und weil ſie es aus Furcht vor neuer Marter nicht widerrufen dürfen, ſo wird es alsdann durch ihren Tod verſiegelt.“ „Ich weiß, daß ich die Wahrheit rede, und wills an jenem großen Gerichtstag, welcher den Lebendigen und den Todten zu erwarten ſteht und woſelbſt viel wunderbare Sachen, die anitzo noch im Finſtern liegen, werden offenbar werden, auch ſagen: „Gott iſt bekannt, wie manchen Seufzer ich aus dem Innerſten meines Herzens gelaſſen habe, wenn ich bei meiner Nachtwache dieſem Handel nachgedacht und doch kein Mittel habe finden können, welchermaßen man dem Feuer oder Strömen dieſes insgemein gefaßten, ungleichen, ungütlichen und hochſchädlichen Wahns ſteuern oder hemmen möchte.“ Man kann es nicht umgehen, bei einem Verſuche, die Angriffe auf den Gebrauch der Folter zu ſchildern, großentheils Spees eigene Worte anzuführen, weil dieſelben das deutlichſte und ehrenvollſte Zeugniß für den Freimuth des Prieſters ſind, und es war bei Erörterung der Frage, welche ſich auf die Folter bezieht, um ſo weniger zu vermeiden, als dieſelbe auch zugleich den mächtigen Angriff gegen die Folter überhaupt bildet, während ſich die nun folgenden Fragen mit den Einzelheiten ihrer Anwendung befaſſen. Freilich, auch ſie eröffnen uns einen Blick in die ganze Scheußlichkeit eines ſolchen Verfahrens, und Fragen, wie die, ob „Diejenigen, welche des Laſters der Zauberei beſchuldigt und deshalb angeklagt werden, mehr als einmal gefoltert werden ſollen,“ oder die folgende: „woher es komme, daß viele Richter die Beklagten doch nicht loslaſſen, ob ſie ſich ſchon in der Tortur purgirt haben,“ in welcher Spee offen von der heilloſen Geldſucht und dem Glauben der Richter ſpricht, als ob ein Makel auf ihnen ruhe, wenn ſie einen Angeklagten unverrichteter Sache freilaſſen müſſen, bieten uns in manchem charakteriſtiſchen Zug noch eine nähere Ausführung der Hauptſache. Der Willkür der Richter iſt mit

Anwendung der Folter ein unumschränktes Feld angewiesen, und daß sie dasselbe nach möglichsten Kräften ausbeuten, vor allem in löblicher Fürsorge für ihre eigene Person und ihren Geldbeutel, dafür zeugt am kräftigsten die Art und Weise, wie sie leben. Der „Hexenhammer" vor allem ist es, auf den sie sich in Sachen der Folter als auf eine Autorität berufen, und den Vorwurf einer oftmaligen neuen Folter entkräftigen sie einfach dadurch, daß sie nicht von einer neuen, sondern nur von einer fortgesetzten Folter reden. Jedenfalls ist ein möglichst unmenschliches Verfahren gegen die Gefangenen und reichliches Ausnutzen aller auf der Folter gemachten Personalangaben erste und heiligste Pflicht der Richter, denn: „Ist etwa eine, die auf der ersten, zweiten oder dritten Folter nicht bekennen will, wohlan, wieder zu Loch mit ihr, in ein enges Gefängniß, an Fessel und Ketten gelegt, daß sie wohl kalt werden in Stank, Elend und Bekümmerniß ... Es hat ja ein Geringes zu bedeuten, ob sie also schon ein Jahr lang Elend schmelzen muß ... Fahr Du unterdessen fort, fang und foltre andre, und wenn Du merkest, daß sie die Schmerzen nicht ausstehen können, sondern schwazen und bekennen mußen, alsdann frage sie ..." Bei einem solchen Verfahren wird ja wohl auch der stummste Mund beredt und die Hülfe des Teufels, der seinen Anhängern auf der Folter Hülfe leistet, vernichtet. Spee hat namentlich über das Stillschweigen der Gefolterten seine eigenen Ansichten und hält es durchaus nicht für unmöglich, daß auch dann und wann mit den eigenen menschlichen Kräften alle diese Qualen ohne den von den Richtern gewollten Erfolg getragen werden können. Warum muß es denn gerade der Teufel sein, der hier helfend auftritt? Dem Richter und Henker freilich, dem von vornherein die Schuld des Beklagten feststeht, kann es nicht Gott sein; allein dem alltäglichsten Verstande muß es dabei auch klar sein, daß sie damit sich der unheilvollsten In-

konſequenzen ſchuldig machen, und ſchon daraus erhellt deutlich, daß die Folter ihr Entſtehen nur der Blutgier und Mordluſt der Richter verdankt.

Ueber einige weitere Fragen hinweg, die ſich damit beſchäftigen, ob die Tortur ein bequemes Mittel ſei, die Wahrheit zu erfahren, wie es mit den Gründen ausſehe, die man für den Gebrauch der Folter und die Wahrheit der durch dieſelbe erpreßten Ausſprüche anführe, endlich, ob man die Tortur wegen der allzu großen Gefahr ganz abſchaffen ſoll, wobei Spee entſchieden für Aufhebung oder doch mindeſtens möglichſte Einſchränkung ſpricht, kommen wir zu einem Abſchnitt, der uns das milde, echt chriſtliche Weſen Spees in ſchönſtem Lichte zeigt. Die 30. Frage beſchäftigt ſich nämlich damit, „weſſen ſich die Beichtväter vor den Gefangenen zu verhalten", und ſtellt dabei das Muſter eines Prieſters und Beichtvaters auf, das für alle Zeiten als gültig betrachtet werden kann. Entgegen der gewöhnlichen Praxis der damaligen Zeit, die zu Richtern und Beichtvätern in den Hexenprozeſſen am liebſten heftige, zudringliche und ungeſtüme Menſchen, vor allem aber blinde und willenloſe Werkzeuge ſucht, betont Spee ausdrücklich ein über alle ſolche menſchlichen Schwächen erhabenes, chriſtlich mildes Benehmen des Prieſters, der den Gefangenen nicht durch Drohungen einſchüchtern, ſondern ſein Herz durch verſöhnliche Milde, durch Hinweiſen auf die Vaterliebe Gottes, die ſich ſo gerne des verlorenen Kindes erbarme, weich und empfänglich machen ſolle. „Denn ſolchergeſtalt wirds geſchehen, daß, wenn die Sündenſtricke nunmehr zerbrechen und die Herzen und Gemüther der Gefangenen durch ſolch' heilſam Geſpräch der Beichtväter werden erweicht ſein, ſie hernach alles Sündengift nicht allein vor ihrem Prieſter, ſondern auch vor den Richtern ſelbſt und an der Gerichtsſtelle um ſo leichter und eher herausgießen und offenbar werden." Es handelt ſich ja bei dieſen Gefangenen nicht allein

um ein Bekenntniß, deſſen Erpreſſung bei den meiſten Beichtvätern der Hauptzweck iſt, ſondern deren Pflicht iſt es auch hauptſächlich, ihnen zu nahen als ein Vater, welcher ſie durch den Geiſt des Sohnes Gottes tröſten wolle, eine Eigenſchaft, die eine weſentliche Grenze bilde zwiſchen ſeinem Amte und dem eines Richters. Und andererſeits weiß ja der Prieſter recht wohl, wie er mit gutem Gewiſſen ſeines Amtes zu warten hat, er weiß, daß er ſich der Gefangenen annehmen ſoll mit ganzem, erbarmendem Herzen, daß ihre Bekenntniſſe dem Prieſter nicht zu einer Anklage gegen, ſondern zu einer Fürſprache für ſie bei den Richtern dienen ſollen. Ein ſolches Benehmen iſt nun allerdings nicht nach dem Sinne der Letzteren, die im Gegentheil ein möglichſtes Ungeſtüm des Prieſters und als Folge deſſen ſchleunige Bekenntniſſe der Gefangenen erwarten, weswegen ſich Spee, wie er in ironiſcher Weiſe erzählt, einmal einem Richter gegenüber erboten hat, auch das unſchuldige Weib, das allen Qualen der Folter Trotz geboten, durch ein ſolches Benehmen zu allen nur möglichen Geſtändniſſen zu bringen. Und wenn es ſolche Leute nicht gäbe, wer wollte dann Fürſten und Herren bereden, daß ganz Deutſchland voll ſei von Zauberern und Hexen. Jedermann weiß ja außerdem, welch' große Gefahren es auf ſich hat, einem Gefangenen das Wort zu reden, da die Richter in einem ſolchen Falle mit Freuden bereit ſind, dieſe Kühnheit als Schuldbewußtſein aufzufaſſen.

Eindringlich legt Spee am Schluſſe dieſer wichtigen und in gewiſſenhafter Weiſe behandelten Frage allen Beichtvätern ans Herz, ſeine Worte oft und nicht allein oberflächlich zu leſen, noch manchen einzelnen Fall führt er auf, der dem echt chriſtlichen Prieſter reichlich Gelegenheit giebt, ſich als wahren Diener Gottes zu zeigen, er verwirft z. B. vollſtändig die Anweſenheit eines Prieſters in der Folterkammer, er warnt ernſt vor Mißachtung des Beichtgeheimniſſes und findet immer wieder neue

Worte und Wendungen, um die Angeklagten als das zu empfehlen, was sie sind, arme, unglückliche Geschöpfe. Deswegen erhebt ihn auch die hierdurch ausgesprochene Gesinnung weit über sein Jahrhundert, und sein Bekenntniß am Schluß dieser Frage: „Ich sage und betheure es bei meinem Eid, daß ich alles reiflich erwogen habe, daß sie des Lasters in Wahrheit schuldig gewesen wäre" gewährt uns einen Einblick in die von Fragen und Zweifeln aller Art erfüllte Seele des Mannes, der sich erst durch diese Kämpfe losringen konnte von der unheilvollen Verblendung seiner Zeit. „Man trachte mit Fleiß," so räth er zuguterletzt, „daß ein anderes, überaus schreckliches, greuliches Laster, wodurch dem gemeinen Mann Schaden geschehen könnte und davon man vorher in Teutschland nichts gewußt, auch nicht weiß, zu finden wäre, man lasse das Geschrei davon auskommen, man setze Inquisitoren und Kommissarien darüber ein, man lasse sie auf die Maß und Weis procediren, wie sie bei den Hexenprozessen pflegen, wenn es nicht auf diese Weise dazu kommen wird, daß derjenigen, so sich zu diesem Laster bekennen, in kurzer Zeit soviel wird werden, als jetzund Zauberer und Hexen sein sollen, so will ich mich Kayſ. Maj. selbst darstellen, und sollte sie mich lebendig ins Feuer werfen lassen." Muß man hier nicht fragen: „Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Sind solche Worte, die aus dem Munde eines Zeitgenossen kommen, nicht hinreichend genug, um den in neuerer Zeit den Darstellern dieser Periode gemachten Vorwurf des Schwarzsehens in Bezug auf die Thätigkeit der Richter vollständig zu entkräften? Spee, der an jedem Menschen gewiß Gutes sah und schätzte, dem wir zweifellos ein unparteiisches Urtheil zutrauen können, hätte ja gewiß nicht unterlassen, das zu Gunsten der Richter und Geistlichen anzuführen, was hätte angeführt werden können. Allein er schweigt, er weiß namentlich auch nichts von einem rechten christlichen Benehmen der Priester

in dieſen Prozeſſen zu ſagen, was doch am eheſten noch hätte erwartet werden dürfen.

Es muß dem roheſten Menſchen die Röthe der Scham ins Geſicht treiben, wenn er ſich von Spee ſagen laſſen muß, wie der Menſch entarten und zum gemeinen Thier herabſinken kann. Seine Worte: „O des abergläubiſchen ſchändlichen Werkes und wie ſoll ichs nennen? Göttlich iſts nicht, engliſch iſts nicht, chriſtlich iſts nicht, jüdiſch, türkiſch, heidniſch iſts nicht, viehiſch iſts nicht, ſo iſts gewiß teufliſch, ja teufliſch und nicht menſchlich" ſind hierbei keineswegs zu kräftig. Und wo bleibt bei ſolchen Handlungen das alte Lob der Deutſchen, „als welche vor anderen den Namen und Ruf der Keuſchheit gehabt und verloren". Wohl könnte man am Ende alle dieſe Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten in einem etwas milderen Lichte betrachten, wenn die Schuld der Angeklagten mit abſoluter Sicherheit feſtſtände; dieſelbe ruht aber gewöhnlich auf einem ſo ſchwachen Grunde, daß die Richter mit ihrem Leichtſinn in Benutzung der Schuldindizien eine unverantwortliche Sünde auf ſich laden. Die Natur der Folter bringt es mit ſich, daß die Indizien, die zu einem ſolchen Verfahren veranlaſſen müſſen, keineswegs nur ſchwache ſein dürfen, ſondern wenn ſolche, die zur Verdammniß führen, die allergrößten und ſtärkſten ſein müſſen, ſo iſt daraus abzunehmen, daß die erſteren ſich dieſen ſehr nähern, ihnen beinahe gleichen müſſen. Sie ſollen „ſtark und klar und beinahe gänzlich gewiß ſein, alſo daß ein jedweder Verſtändiger denſelben viel zutrauen könnte." Freilich iſt hier die landläufige Anſicht die, daß eine Beurtheilung der Indizien für dieſen Zweck lediglich der Willkür der Richter zu überlaſſen ſei, allein Spee hält die Sache denn doch für zu ſchwerwiegend, als daß mit dem Urtheilsſpruch eines Einzelnen hier gedient wäre. Es iſt im Gegentheil eine Pflicht desſelben, ſich den Rath anderer Kollegen, wenn auch nicht für jeden einzelnen Fall, einzuholen,

und wird dadurch auch der Prozeß in die Länge gezogen, ſo hat man auf der anderen Seite doch wieder das Bewußtſein, nach beſtem Wiſſen gehandelt zu haben. Von anderer Seite wird freilich ein ſolches Verfahren, das nur den raſchen Verlauf der Prozeſſe hemme, als „engherzig“ bezeichnet, und ſelbſt die höchſte Obrigkeit ſtimmt der ſeitherigen Art des Prozeßverfahrens bei. Da möchte Spee das Herz brechen, wenn er daran denkt, wie ſich einige Inquiſitoren nicht ſcheuten, ſeinen gottesfürchtigen und frommen Lehrer Tannerus wegen ſeiner offenen Stellungnahme gegen die Folter als ein willkommenes Opfer für dieſelbe zu bezeichnen. Und wiederum macht er ſich bei dieſer Gelegenheit erbötig, daß er, wenn er ein Inquiſitor wäre, auch alle Prälaten, Kanoniker und Prieſter inquiriren wollte, „was gilts, ſie ſollten endlich bekennen, alsdann wollte ich euch ſagen, ſehet ihr nun, wo die Zauberer ſitzen. Ich weiß in Wahrheit nicht, was dem lieben Teutſchland hierin helfen könne, als der große Kayſer, denſelben mögen die Bedrängten anlaufen und Schutz und Schirm anrufen.“

Das einzige Indizium, das einen Anlaß zur Feſtnahme Verdächtiger bieten kann, ſind die böſen Gerüchte! Allein man ſehe erſt, wie dieſe entſtehen, von wem und wie ſie verbreitet werden, man lerne alle die kleinlichen Bosheiten, Eiferſüchteleien und Klatſchereien kennen, denen dieſe Gerüchte nur zu oft ihren Urſprung verdanken, man denke an die böſen Zeiten, in denen wir leben! Iſts doch der Verleumdungen und des Schändens aller Orten voll . . . . widerfährt uns etwas Widerwärtiges, ſo muß geſtracks Dieſe oder Jene uns bezaubert haben, da läuft man zu den Wahrſagern, und werden ſolchergeſtalt die armen, ehrlichſten und redlichſten Perſonen in böſen Verdacht gezogen, da geht man zu Dieſem oder Jenem ins geheim“ . . . . dem ſtrengen Kritiker aber gelten keine Entſchuldigungen und keinerlei Verſuche des Einen, die Schuld auf einen Andern abzuladen . . . .

Denn Fürsten und Herren haben ja dazu ihre Diener, daß sie sich von diesen über alles wahrheitsgetreue Berichte erstatten lassen, und sie vor allem, in deren Händen die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen und ihres Vaterlandes liegt, sollen alles bis auf die kleinste Kleinigkeit hinaus genau prüfen und erwägen.

Sie dazu zu veranlassen, ihnen ihre Pflichten vorzuhalten, sind die Geistlichen berufen. Sie sollen die Fürsten und Herren aus ihrem Schlafe aufrütteln, und wach erhalten, sie sollen durch ihren Einfluß dafür sorgen, daß die Gerüchte über die Angeklagten genau geprüft und auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden, so wird es wahrscheinlich keinen Menschen beifallen, den Richtern und ihrem Verfahren irgend etwas zur Last zu legen. Hat aber die Obrigkeit einmal erkannt, wie es sich mit all diesen bösen Gerüchten verhalte, so hat sie auch stracks all die Verleumder und Lügner aus dem Wege zu räumen, weil sie alles zu beseitigen hat, was einen Unschuldigen in Gefahr bringen könnte," so soll sie auch darauf aus sein, daß sie die giftigen Zungen aus dem Wege räumen, oder müssens ja gestehen, daß ihre Prozesse auf nichts, als auf einem Haufen erdichteter Lügen gegründet seien."

Macht sich aber die Obrigkeit hierzu nicht anheischig, so hat jeder Geistliche noch ein anderes Mittel, die Lästermäuler zu stopfen, nämlich das Wort Gottes. Allein eine beschämende und traurige Thatsache ist es, daß, wenn man beginnen wollte, alle diese Lästerer auszurotten, hierbei das Wort Gottes bei Ezechiel: „Fahet aber an an meinem Heiligthum" eine nur zu treffende Anwendung finden würde. Giebt es ja doch namentlich unter den Geistlichen Leute, die alles das, was böse Zungen ausstreuen, für ein Evangelium halten, und dadurch das Uebel, anstatt ihm zu steuern, nur vergrößern und vermehren. „Wie soll oder kann man sich nun zu solchen Leuten versehen, daß

die andere ſtrafen ſollen, die vor andern der Beſtrafung würdig wären!“ Wie aber kann man auch ſolchen Reden glauben, wenn man doch weiß, daß „viel arme unanſehnliche und verachtete Weiblein“ nicht den Muth und die Kraft haben, ſich von einem einmal auf ſie geworfenen Verdacht zu reinigen, von einem Verdacht, der ihnen gar oft zum erſten Male von „unachtſamen, unverſtändigen Kindern“ angehängt wird. Der Verſuch, ſich von einem ſolchen mit Hülfe der Gerichte zu reinigen, iſt auch ein ſehr gewagter, da man von Obrigkeitswegen nur zu leicht geneigt iſt, einen ſolchen als das Ergebniß eines böſen Gewiſſens anzuſehen, und da das Bekanntwerden eines ſolchen Verdachts, auch wenn derſelbe von Rechtswegen beſeitigt wurde, dennoch gar leicht einen Unglücklichen in Verruf bringen kann. „Denn daß Jemand geläſtert, geſchändet oder geſchmäht ſei, daß entfällt Niemand ſo leicht, daß aber der Geſchmähete losgeſprochen, und für fromm erkennet worden, deſſen vergißt ein Jeder bald, oder giebt man auch wohl dem Richter Schuld, daß er aus Gunſt oder um ein Geſchenk willen das Urtheil alſo gefället hat.“ Wir ſehen, Spee verſtand ſich gar wohl auf das menſchliche Herz!

In einem früheren Abſchnitt war die Frage behandelt worden, ob das Laſter der Hexen zu denjenigen zu rechnen ſei, die man als außergewöhnliche auch mit außergewöhnlichen Mitteln bekämpfen mußte. Hexenmeiſter und Inquiſitoren waren natürlich gerne bereit, eine ſolche Frage entſchieden zu bejahen und damit auch ihrem ganzen Gebahren den Stempel der Geſetzlichkeit aufzudrücken. Eine ſolche Anſicht, namentlich auch mit Bezug auf die unſchuldigen Gerüchte, hält Spee wohl der Ueberlegung für werth; zwar weiß er ſich auch hierbei im Widerſpruch mit manchen Rechtsgelehrten und Richtern ſeiner Zeit, allein er kann trotzdem nicht anders, als eine dahingehende Frage im verneinendem Sinne beantworten. Denn aus einer

von ihm angeführten Stelle folgert er, daß „wo das Geſetz keinen Unterſchied macht, da gebühret uns auch keinen unnöthigen Unterſchied zu machen“. Und wie bei anderen Laſtern das bloße Geſchrei durchaus keinen endgültigen Beweis bildet, warum ſoll dieſe in einem ſolchen Falle geringe Bedeutung des Gerüchts nicht auch für den Fall der Hexenprozeſſe gelten. Ein ſolches Verfahren ſteht ja an und für ſich ſchon im ſchreiendſten Widerſpruch zu den Regeln der menſchlichen Vernunft, die lehrt, daß je größer und greulicher ein Laſter iſt, je größer und ſtärker ſollen auch die indicia ſein, — ſintemalen allhier eine größere Gefahr zu beſorgen ſteht. Liegt die Regel für das ganze Verfahren ja doch ſchon im Namen des Laſters, das ein ſchweres und verborgenes genannt zu werden pflegt. Wie aber für Spee die Hauptwaffe nur die chriſtliche Liebe iſt und bleibt, ſo kann er es auch an dieſer Stelle nicht umgehen, darauf hinzuweiſen, daß ſie es gerade iſt, die den Richtern zur Pflicht macht, daß „eben von deswegen, dieweil die Zauberei ſo ein grauſames und verborgenes Laſter iſt, man deſſen deſto mehr Grund haben muß, ehe man procedirt“. Und damit wird auch der Einwand zurückgewieſen, daß mit einem langſamen und gar zu gründlichen Verfahren dem öffentlichen Nutzen nur ſchlecht gedient wäre.

Wir ſind mit alledem unſerem Autor auf ein Gebiet gefolgt, das, abſeits von dem allgemeinen Intereſſe liegend, ſich vielmehr ſpeziell mit einigen juriſtiſchen Fragen damaliger Zeit beſchäftigt. Sind auch die Ausführungen darüber ein ehrenvolles Zeugniß für die Beleſenheit und alles beachtende Gewiſſenhaftigkeit Spees, ſo bieten ſie an und für ſich doch weniger Bedeutendes, da ſie eine genaue Kenntniß der mittelalterlichen Jurisprudenz vorausſetzen. Das Eine indeſſen ſehen wir auch heute noch daraus, daß Richter und Inquiſitoren unbekümmert um das, was ihnen Geſetz und Recht vorſchrieb, den Wortlaut

desſelben ganz nach ihrer Willkür drehten und deuteten, und daß die Stimme der reinen menſchlichen Vernunft einfach unbeachtet blieb oder gewaltſam unterdrückt wurde. Obrigkeit und Diener ſehen wir dabei einmüthig handeln, und es iſt darum auch ihre Antwort auf die Frage, „ob auch Eine, welche auf der Folter nichts bekennet, kondemniret und verdammt werden möge", ein einſtimmiges „Ja". Spee aber hat auch hier unter der ausdrücklichen Vorausſetzung, daß kein Angeklagter ohne ganz untrügliche Beweiſe für ſeine Schuld verdammt werden könne, ſeine beſonderen Anſichten, die ihm ſagen, daß „Diejenigen, welche auf der Tortur nicht bekannt haben, mit Recht und Billigkeit nicht verdammt werden können". Das will freilich mit der Praxis der Richter durchaus nicht harmoniren, die ſich am beſten zeigt bei dem Beiſpiel einer Frau, die trotz drei- und viermaliger Folter doch bei der Ausſage ihrer Unſchuld beharrte, auch dann noch, als man ſie zum Scheiterhaufen führte.

Kam es alſo vor, daß die Folter ihren Dienſt verſagte, ſo mag es auch des öfteren geſchehen ſein, daß manche Angeklagte noch auf dem Weg zur Richtſtatt, ja ſelbſt auf dem Scheiterhaufen, ihre auf der Folter bekannte Schuld widerrief, und es ergiebt ſich daraus die Frage, ob auch einem ſolchen Widerruf noch Werth beizulegen ſei. Natürlich lautet hier die Antwort der Inquiſitoren „nein", und ſie haben dabei eine Stütze an der allgemeinen Praxis. Allein trotz aller Einwürfe von dieſer Seite hält Spee die Anſicht aufrecht, daß, „wenn einige arme Sünder, welche ſich zum Tod und Sterben wohl fürbereitet haben, ihr Bekenntniß widerrufen, man dasſelbige nicht allerdings verachten und in Wind ſchlagen, ſondern der Sache weiters nachdenken, die indicia von neuem und mit mehrerem Fleiß examiniren, und die Rechtsgelehrten um Rath fragen ſolle, und das zumalen und vorab beim Hexenhandwerk,

welches, weils ein ausgenommen heimlich Laſter iſt, nicht weniger, ſondern mehr und größeren Fleiß und Nachdenken erfordert. Aber wo iſt das jemals in Teutſchland geſchehen, ſo zu dieſen Zeiten etwa ein frommer gottesfürchtiger Mann ſich unterſtehen ſollte, den Richtern hierbei einzureden, und eins und anderes zu Gemüth zu führen, würde er bald hören müſſen: Was gehet Dich dieſe Sache an, wir wiſſen, was diesfalls die Rechte mit ſich bringen; etwa als wenn es mit den Rechten ſo ein verborgen Ding wäre, daß Niemand dieſelben geleſen, als welche ſich eben für Rechtsgelehrte ausgeben. Wollte Gott, daß ſie alle, ſobald ſie zu dieſem Handel gezogen werden, einen ſo erleuchteten Verſtand und rein Gewiſſen überkämen, daß ſie nicht irren könnten, ſo dürfte man dieſer Vermahnung und Sorge nicht, aber die Erfahrung giebts anders, uud iſts gewiß, daß man damit umgehe, wie in unſerem lieben Teutſchland nicht die Wahrheit, ſondern die Scheiterhaufen leuchten und ſcheinen mögen.“ Raſend und toll müßte demnach Einer ſein, der vor den Richtern anders redete, als ſie es haben wollen, denn er mag ſich drehen und wenden, wie er will, er mag bekennen oder leugnen, immer haben ſie in der Folter das Mittel, die Ausſagen zu bekommen, die ſie haben wollen. Daß dieſe Annahme, wie ſo manche andere, der geſunden Vernunft und dem Rechte ſchnurgrade entgegenläuft, wenn dieſe lehren, „daß ein Jedermann für ſo lange für aufrichtig und fromm gehalten werden ſolle, bis man ihn eines niedrigen mit gutem Grunde überweiſe“, und daß „wenn Jemand im Kerker todt gefunden wird, nicht gegen den Todten, ſondern gegen Hüter und Aufſeher der Gefängniſſe ſich der erſte Verdacht zu richten hat, als ob dieſe ein Verbrechen begangen“, daß ferner in den meiſten Fällen alles auf einen natürlichen Tod hinweiſt, den die körperlichen und ſeeliſchen Schmerzen gar leicht herbeiführen, dafür ſind die meiſten Richter blind und taub. Aber auch Fürſten

und Herren ſind ebenſo in dieſen Stücken blinde Werkzeuge in der Hand der Henker, deren Ausſage, daß der Teufel den Gefangenen den Hals umgedreht, einfach und ohne jede Prüfung als Evangelium angenommen wird, während doch eine ſolche alles als Lüge erweiſen würde.

Es iſt genugſam bekannt, welch großen Werth Inquiſitoren und Richter auf die durch die Folter erpreßten Angaben weiterer Schuldiger legten, wie ſie dabei nicht verfehlten, den Gefolterten die Angaben möglichſt leicht, und die Perſonen, die ſie angegeben wiſſen wollten, möglichſt handgreiflich zu machen. Man weiß auch, welches Unglück hierbei durch die Angeklagten, die freilich dabei nur den kleinſten Theil der Schuld zu verantworten haben, über manche Familie und manchen Bezirk gebracht wurde, wie Neid, Mißgunſt und Rachſucht eine willkommene Gelegenheit fanden, ſich Luft zu machen, wenngleich die Angeber ſelbſt dies mit ihrem Leben bezahlen mußten. Spee hatte in ſeiner amtlichen Thätigkeit jedenfalls reichlich Gelegenheit, die verhängnißvollen Folgen ſolcher Denunziationen kennen zu lernen, und die Frage: „Ob denn auch bei dieſem Laſter auf die Beſagung viel zu geben ſei", dünkt ihm wichtig genug, um ſie nach allen Seiten hin reiflich zu überlegen und zu erwägen. Er gelangt damit zugleich zum letzten Theil ſeiner Abhandlung und weiß noch einmal alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel in Bewegung zu ſetzen, um dem Wahn und Aberglauben, der in Deutſchland ſo gräßlich wüthete, ein Ende zu ſetzen. Kurz und bündig giebt er gleich im Anfang ſein Urtheil ab: „Ich achte auf ſolche Beſagungen, wenn deren ſchon ſo viele wären, ſo viel als nichts, ſintemalen ſie wenig auf ihnen tragen, ſondern es damit ein betrüglich, verführeriſch und wenn man vernünftig davon urtheilen will, ein verdächtig Ding iſt, und geſtehe nicht, daß ſolche derart ſeien, daß man darauf einige Perſonen, ſie ſeien ſonſt eines guten oder böſen Geſchreys, wenn

nicht andere ſtärkere indicia dazu kommen, gefänglich einziehen und foltern könne". Ihm genügt es nun freilich nicht, wie ſeinen Zeitgenoſſen, den Richtern und Inquiſitoren, einfach ſein Urtheil ohne jede Begründung auszuſprechen, und hinzuſtellen, ſondern er ſucht nach allen möglichen Beweiſen dafür. Dieſelben findet er einmal in der Meinung „ſehr vieler der fürtrefflichſten Direktoren", ſodann in den Paragraphen des Geſetzes, wo von einer derartigen Denunziation gar nicht geſprochen wird, was doch geſchehen wäre, wenn man dieſelbe irgendwie für bedeutſam gehalten hätte. „Sollte," ſo ſagt er, „die widrige Meinung ſtattfinden, ſo wirds dazu kommen, daß es in unehrlicher laſterhafter Menſchen Gewalt ſtände, die Fama und den guten Namen ehrlicher frommer Leute ihres Gefallens zu beſchmuzen, und dieſelben in Schand und Unehr zu ſezen, welches ja in allerwege ganz ungereimt wäre, und den Unſchuldigen gefährlich fallen würde. Doch ſoll man ihrer Verrätherei nicht glauben, weil der Teufel ein Lügner iſt, es wäre denn, daß noch andere indicia und facta mit einſtimmten."

Es gelten auch nach gewöhnlichem Recht die Ausſagen übel beleumundeter und laſterhafter Menſchen — und ſolche ſind ja doch wohl Zauberer und Hexen — nichts; allein das hindert die Richter keineswegs, in dieſem Falle ſolchen Angaben Glauben zu ſchenken, weil der Angeklagte durch eine zweite Folter gleichſam wieder ehrlich gemacht wurde, wenn er auch erbötig war, ſie ohne Anwendung der Tortur zu machen. Aber es iſt doch, und zu dieſem Schluß kommt Spee, nach Zurückweiſung aller möglichen Einwürfe, „der Natur und aller Vernunft zuwider, daß Du auf deſſen Wort und Zeugniß etwas bauen wollteſt, den Du weißt und kenneſt, daß er ein verlogener Menſch ſei, dieweil denn nur, wie ein Jedermann dasſelbig bekennen muß, und es anders nicht ſein kann, kein Volk unter der Sonne zu finden, welches des Lügens und Unwahrheit halber höher und

mehr beſchreiet ſein möchte, als eben die Zauberer und Hexen, als welche bei dem Meiſter der Lüge, dem Teufel zur Schule gegangen, ſo folget in Wahrheit, daß man keine beſchreiete und laſterhafte Leute, weniger als eben Hexen und Zauberer zu Zeugen führen ſollte oder könne". Werden jedoch im weltlichen und im geiſtlichen Gericht „die Weiber wegen ihres blöden Verſtandes in peinlichen Sachen zu Zeugen nicht zugelaſſen," wie will man denn in dieſem Fall Zauberer und Hexen gelten laſſen „ſinds doch gemeiniglich verachtete, ſchlechte, unverſtändige, mackelhafte, halbſinnige Weiblein". Mancher nimmt hier freilich als Vorwand die ganz beſondere Art des Verbrechens der Hexe, allein dies iſt und bleibt eben ein Vorwand, um die aller Vernunft hohnſprechende Art und Weiſe der Prozeſſe zu verbergen. Ein Widerſpruch um den andern fällt auch hier den Richtern zur Laſt, und anſtatt den Teufel auszutreiben, leiſten ſie demſelben mit einem ſolchen Verfahren nur Vorſchub, denn ihm natürlich iſt es eine Luſt, im Bunde mit ſeinem Geſinde alle unſchuldigen Menſchen ins Unglück und auf die Folterbank zu bringen. Wer wollte ihn auch daran hindern: „Sind doch jezt in Teutſchland alle Turm und Stöcke voll gefangener Leute, geſagt nur, daß dieſelbigen alle miteinander Zauberer und Hexen wären, bald ſpannet man ſie auf die Folter, damit ſie ihre Geſellen und Geſpielen anſagen ſollen, und weiß der Teufel wohl, daß alle diejenigen, welche ſie beſagen werden, eben denſelbigen Weg werden wandern müſſen, was wird denn dieſer Mordgeiſt, ſintemalen ein ſolcher von Anbeginn geweſen, wohl anders thun, als daran ſein, damit diejenigen beſagt werden mögen, deren Unheil und Untergang er längſt gewünſcht hat. Sollte auch wohl dieſer Schadenfroh einen näheren und beſſeren Weg haben erdenken können, ſeine mörderiſchen Anſchläge in Teutſchland ins Werk zu ſezen." Daß angeſichts ſolchen Benehmens die Richter das ihnen von Spee ertheilte Lob „ein-

fältiger Schafsköpfe" ſich ruhig gefallen laſſen mußten, wird Jedermann zugeben, zumal wenn man hört, welche weiſe und untrügliche Lehren ſie den Beichtvätern über die Hexen geben. Da iſt natürlich kein Name zu ſchlecht, um ihn nicht dieſen Unglücklichen beizulegen, keine Handlung zu niederträchtig, um derſelben nicht ein ſo ſchwaches Weſen zu beſchuldigen. „Fahret derwegen tapfer fort, ihr Inquiſitoren, greift nur die Beſagten friſch an, es darf keinem Zweifel, daß ſie nicht Hexen ſein ſollten, ſpannet ſie nur auf die Folter, bis ſie bekennen, wollen ſie nicht bekennen, ſo verbrennt ſie lebendig, denn es ſind ja Hexen, hats doch der Teufel geſagt, und zwar auf der Folter. O liebes Teutſchland was machſt du doch; dieſe einfältigen Schafsköpfe beſorgen ſich, daß die Geiſtlichen von den Hexen betrogen werden möchten, aber daß ſie ſelbſt ſollten können betrogen werden, das will in ihren Kopf nicht. Sie ſagen: „Ei die Schandvetteln lügen und trügen auch mitten im Sakrament der Beichte, aber auf der Folter da reden ſie die Wahrheit, da können ſie nicht betrügen, iſt das nicht ein verkehrter lächerlicher Handel, und dennoch will die Obrigkeit in Teutſchland, ohnangeſehen, daß ſie ſo viele verſtändige Räthe hat, dasſelbig noch nich bemerken, wo iſt denn Wunder, daß der Teufel Meiſter ſpielt, und ſeine Mordpfeile ſchießet, wohin er will." Nach Angabe der Richter iſt freilich der Umſtand in Betracht zu ziehen, daß ſich ja manche Hexen auf der Folter bekehren und ihr ſündiges Treiben verdammen, und es wird ſich daran die Frage knüpfen, ob man in einem ſolchen Falle ihren Angaben nicht doch Glauben ſchenken ſoll, wenn man dieſelben auch im gegentheiligen Falle unbeachtet ließe. Dieſen Einwand zu machen, koſtet aber nicht viel, wenn man weiß, daß alle Denunziationen gemacht und zu Protokoll genommen werden, ehe man den Gefangenen einen Geiſtlichen und dadurch zugleich einen äußeren Anlaß zu ihrer Bekehrung giebt. Sieht ſich die Angeklagte

aber nach Beichte und Buße veranlaßt, ihre zuvor gemachten Aussagen, als durch die Folter erpreßt oder in der Todesangst gemacht, zu widerrufen, so erhellt daraus, daß sie den Priester nur belogen und ihre Reue eine falsche und unaufrichtige war. Also giebt es auch in diesem Falle auf keinem Wege ein Entrinnen!

Aber wenn man nach Namen erst nach gefälltem Urtheil fragt, so würde man damit doch einen Weg betreten, auf dem man mancherlei Irrthümern nicht ausweichen könnte, und deswegen am klügsten daran thut, auf alle diese Angaben keinen Werth zu legen. Wer vermag zu konstatiren, ob die Aussagen nach der Beichte glaubwürdiger sind, als die vor der Beichte. „Ein Beichtvater kann wohl sagen, daß der Angeklagte ehrlich und aufrichtig Buße gethan habe, allein kann er nicht ebensogut, da ja doch einmal der Teufel ein Vater und Meister der Lüge ist, mit dieser Angabe selbst belogen und betrogen werden.“ Für alle Fälle wußten es aber auch hier wieder die Herren so einzurichten, daß es für die Angeklagten kein Entrinnen gab; denn, sagte der Priester: Die Hexe habe den Richter belogen, so sagen diese, sie habe den Priester belogen! und sie bleibt, was sie war, eine Hexe. Eines wurde freilich bis jetzt nur ganz kurz erwähnt, daß namentlich solchen „Besagungen“ zum großen Theil böswillige Absichten von seiten der Angeklagten zu Grunde liegen, die auf die einfache Rachsucht hinauslaufen; wenn sich dieselben nicht gar der Hoffnung hingeben, durch erheuchelte Buße die zu erwartende Strafe zu mindern oder gar aufzuheben. — Und selbst auch dann, wenn anzunehmen wäre, daß die Buße eines Angeklagten eine ernste und aufrichtige sei, muß man wohl davon absehen, die Aussagen desselben für glaubwürdig zu halten, wenn man weiß, daß ein Widerruf der auf der Folter gemachten Aussagen nur neue Schmerzen zur Folge hat, und es ist keineswegs unver-

ſtändlich und unverzeihlich, wenn ein Angeklagter, um ſolchen Qualen zu entgehen, trotz aufrichtiger und ernſter Buße bei ſeiner Beſagung beharrt. Denn die menſchliche Schwachheit iſt zu groß, noch größer aber, und für menſchliche Kräfte zu groß ſind die Qualen der Folter, und die Geſchichte der Hexenprozeſſe hat unzählige Beiſpiele von Unſchuldigen, die durch ſolche Beſagungen ins Gefängniß, auf die Folterbank und zum Scheiterhaufen geſchleppt werden. Das verſteht freilich nur der, dem die Qualen der Folter bekannt ſind, und drum werden nur Wenige gefunden, die ihre Ausſagen widerrufen. Verſucht das aber einmal einer und glaubt, ſein Gewiſſen wenigſtens inſofern erleichtern zu können, als er bezüglich einiger Perſonen ſeine Ausſagen widerruft, ſo mildert er weder für ſich die Strafe, noch erwächſt dem Angegebenen irgend ein Vortheil daraus, weil die übrigen, deren Namen nicht widerrufen wurden, um ſo ſicherer als ſchuldig erkannt und demgemäß behandelt werden. Immer noch aber bleibt ein Grund, den Ausſagen der Hexen ihre Glaubwürdigkeit zu nehmen, den die Hexenrichter ſelbſt anführen, wenn ſie ſagen: daß die Hexen nicht jedes Mal perſönlich und wahrhaftig auf ihren Geſellſchaften und Tänzen zuſammen kommen, ſondern daß ſie ſich deſſen oft viel einbilden, der Geſtalt, daß der Teufel ihnen entweder ſelbſt einen ſolchen blauen Dunſt vormalt, oder durch ſeine verzauberte Arznei ihre Phantaſie dermaßen verwirrt, daß ſie meinen, ſie ſeien dabei geweſen, und geſehen, welchermaßen die Hexen, nachdem ſie ſich mit einer gewiſſen Salbe angeſtrichen, entſchlafen, auch unterdeſſen von den Zuſchauern wohl abgeprügelt, an eben demſelben Ort verblieben ſind, und dennoch, wann ſie ausgeſchlafen, von ihrer Ausfahrt, Reiſe und Beiſammenſein muntere Schoſen erzählt haben.

Sollte er aber auf Mißtrauen oder gar Unglauben ſtoßen, ſo giebt Spee zu bedenken, daß ein ſolcher Vorgang, wie der

von ihm geſchilderte, keineswegs außerhalb der natürlichen Geſetze liege, da wir ja etwas ganz Aehnliches bei Traum und Erwachen beobachten, und es außerdem von dem Teufel nicht zu verwundern iſt, wenn er mit derartigen Künſten den menſchlichen Geiſt, zumalen den von „ſo armen thörichten Weiblein" zu verblenden ſucht. Jedenfalls aber iſt es Pflicht der Fürſten und Herren, bei den Richtern darnach zu forſchen, wie es ſich mit Rückſicht auf die oben angegebenen Punkte mit den Ausſagen der Hexen verhalte. Wie aber nun, wenn man annehmen wollte, der Teufel habe am Ende die Geſtalt irgend eines Weibes angenommen, um ſich als ſolches auf den Hexentänzen zu zeigen. Denn daß ſolches geſchehen kann, und thatſächlich auch ſchon geſchehen iſt, läßt ſich leicht durch verbürgte Thatſachen, namentlich aus der heiligen Schrift, beweiſen, und in jedem Falle thut man billig daran, dieſer Meinung und Annahme ſeinen Beifall zu ſchenken, und nicht der gegentheiligen, bei der es ſich um des Menſchen Leib und Leben handelt, während die erſtere nur warnen und belehren will. Darum darf auch Spee ſelbſt von einem Beweiſe für dieſe ſeine Behauptung abſehen, während es Pflicht ſeiner Gegner wäre, einen ſolchen ohne Zögern anzutreten. Nach ſeiner Gewohnheit ermangelt Spee nicht, dieſe Beweiſe ſeiner Gegner für ihre Anſicht anzuführen und auf ihren wahren Gehalt hin zu prüfen.

Noch einmal wendet ſich dann Spee nach längeren Ausführungen kriminaliſtiſcher, juriſtiſcher und religiöſer Natur an ſeine Leſer und giebt ihnen in kurzen Zügen ein treffendes Geſamtbild von der Art und Weiſe der Hexenprozeſſe, unterläßt dabei aber nicht, darauf aufmerkſam zu machen, „daß bei uns Teutſchen der Aberglaube, die Mißgunſt, Läſtern, Afterreden, Schänden, Schmähen und hinterliſtiges Ohrenblaſen unglaublich tief eingewurzelt ſei", Eigenſchaften, gegen die weder von geiſtlicher, noch von weltlicher Seite eingeſchritten werde, während

doch ihnen zumeiſt das Treiben und Thun der Hexen ſeinen Urſprung verdanke. Was Spee vorher des Ausführlicheren und Genaueren gebracht, faßt er nun noch einmal kurz zuſammen und ſchildert den Gang eines Prozeſſes nach gewöhnlicher Art und Weiſe, uns damit einen Blick eröffnend in eine Zeit, grauenvoll und entmenſcht, wie wir ſie ähnlich nur noch in der Periode der Chriſtenverfolgungen unter den römiſchen Kaiſern kennen. In ſeinem heiligen Eifer wendet er ſich noch ein Mal an die Obrigkeit: „Dieſe will ich endlich, alle und jede Gelehrte, gottesfürchtige, verſtändige und billigmäßige Urteiler und Richter (denn nach den andern frag ich nicht viel) um des jüngſten Gerichts willen gebeten haben, daß ſie das, was in dieſem Tractat geſchrieben iſt, mit ſonderbarem Fleiß leſen, und aber leſen und wohl erwägen ſollen. In Wahrheit alle Obrigkeiten, Fürſten und Herren, ſtehen in großer Gefahr ihrer Seligkeit, wofern ſie nicht ſehr fleißige Aufſicht bei dieſem Handel aufwenden. Sie wollen ſich auch nicht verwundern, wenn ich hierinnen bisweilen etwas hizig geweſen bin, und mich bisweilen der Kühnheit gebraucht, ſie zu warnen, denn es gebühret mir nicht, unter derjenigen Zahl befunden zu werden, welchen der Prophet vorwirft, daß ſie ſtumme Hunde ſeien, die nicht bellen können. Sie mögen nun wohl Acht haben auf ſich und ihre Heerde, welche Gott der Allmächtige dermaleinſt von ihrer Hand wieder fordern wird.“

Welch ungeheures Aufſehen Spees Buch hervorrief, läßt ſich bei der freimüthigen Sprache, die drin herrſcht, wohl begreifen. Die erſte Auflage, obwohl in lateiniſcher Sprache, war in kaum einem Jahre vergriffen. Sein Buch iſt vor allen andern getragen von einer hohen Liebe zu ſeinem deutſchen Vaterland und ſeinem deutſchen Volke. Er kann und will den Jammer und das Elend nicht länger mit anſehen, ihm ſind über allem Greuel der Hexenprozeſſe die Haare grau geworden,

aber in ſeinem Herzen lodert die heilige Flamme echter Menſchenliebe und flammt hell auf in dem Buche, mit dem er dem Aberglauben ſeiner Zeit kühn in den Weg tritt. Er iſt ehrlich genug, ſeines eigenen Standes nicht zu ſchonen und ihm ſogar einen Hauptantheil an der blutigen Schuld zuzuerkennen. Er verſteht es, alle Töne menſchlichen Zorns von der kalten beißenden Ironie bis zum lodernden heiligen Eifer über Lug und Trug anzuſtimmen. Wohl iſt auch er noch manchmal befangen vom Aberglauben ſeiner Zeit, hauptſächlich in dem Glauben an die Exiſtenz von Hexen und an ihr Bündniß mit dem Teufel. Allein, wenn er ſeiner Zeit damit den nothwendigen Tribut entrichtet, ſo entſchädigt er wieder durch echt prieſterliche Geſinnung, die ſich, wie wir aus ſeinem Lebensgang wiſſen, nicht allein in Worten, ſondern kräftiglich auch in der That ausſprach. Will man ihm den Vorwurf von Mangel an Muth machen, weil er es vermied, ſeinen Namen auf ſein Buch zu ſetzen, ſo läßt ſich dafür eine Entſchuldigung in der Mordluſt der Richter finden, die nach jedem anders Denkenden gierig die Hände ausſtreckten. Schärfer noch als ſein Meiſter Tannerus trat Spee auf, der an der Stätte des Gerichts Gottloſigkeit und an der Stätte der Gerechtigkeit Unrecht ſah. Und die Lehre, die er den Königen gab, war fürwahr keine milde nnd ſanfte. Er, der als Dichter der „Trutznachtigall", die weichlichſten, oft ſogar weichliche und ſentimal-unverſtändliche Töne zu finden wußte, redet hier eine Sprache, einfach und nüchtern, aber kräftig und klar, ſeine Gedanken reihen ſich aneinander, nicht in loſem, äußerem Zuſammenhang, ſondern innerlich feſt und unlösbar.

Der thatſächliche Erfolg entſprach freilich nicht dem des Buches ſelbſt. Zwar Philipp von Schörnborn, als er Kurfürſt von Mainz geworden, duldete hinfort in ſeinem Gebiet keine Hexenverfolgung mehr, und ſeinem Beiſpiel folgte der Herzog

von Braunſchweig, allein im allgemeinen iſt ein unmittelbarer Umſchwung als Folge von Spees Buch kaum zu finden. Wenn etwa vom Jahre 1660 ab doch eine Abnahme der Hexenprozeſſe zu bemerken iſt, ſo iſt das weniger einem einzelnen Buche, als dem neuerwachenden Leben Deutſchlands, das ſich vor allen Dingen an den Namen Leibniz knüpft, zuzuſchreiben. Streitſchriften für und wider erſchienen, und erſt dem kräftigen Auftreten eines Thomaſius und Becker gelang es, dem Unweſen ein entſchiedenes Ende zu machen. Wenn man mit gutem Gewiſſen von einem Ende reden kann. Der Prozeſſe ja wohl, nicht aber des Glaubens an Hexen, der fortdauern wird, ſo lange es Menſchen giebt, der für das Volksbewußtſein eine ſo nothwendige Zugabe iſt, daß alles Denken und Mühen, denſelben auszurotten, vergeblich ſein wird. Und begegnen wir denn nicht auf Schritt und Tritt im Leben und Glauben unſeres Volkes Spuren, die uns auf den mittelalterlichen Glauben zurückweiſen? Doch unſer Volk hat es verſtanden, dieſen Aberglauben in einer unſchuldigen und naiven Weiſe in ſein Denken und Glauben zu verweben und hat dadurch auch ſeinerſeits die Garantie geboten, daß eine neue Periode der Hexenprozeſſe für alle Zukunft ein Ding der Unmöglichkeit ſein wird.

# Die deutsche Arbeiterversicherung.

---

## Vortrag,

gehalten am 9. Dezember 1897 zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins im Altstadt-Rathhause zu Braunschweig.

Von

**von Frankenberg,**
Stadtrath.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Wenn dem Leſer durch dieſen Vortrag in großen Umriſſen ein Bild der deutſchen Arbeiterverſicherung vor Augen geſtellt werden ſoll, ſo könnte es vielleicht auffällig erſcheinen, wie wenig Berührungspunkte dieſe Einrichtung nach ihrem innerſten Weſen mit denjenigen Zwecken und Zielen beſitzt, die von dem Guſtav-Adolph-Vereine erſtrebt und ſeit langen Jahren ſo erfreulich gefördert ſind.

Was den Verein groß und ſtark gemacht, was ihn durch alle Fährlichkeiten zu immer neuen Erfolgen geführt hat, iſt die freiwillige, keinen Zwang duldende, aus tiefſter Herzensüberzeugung entſprungene Gemeinſchaft ſeiner Mitglieder in der Liebe zu den bedrängten Brüdern und im Glauben an die unvergänglichen Heilswahrheiten unſerer evangeliſchen Kirche.

Die Fürſorge für die deutſchen Arbeiter konnte und durfte dagegen, wenn ſie wirklich etwas Ausreichendes bieten, wenn ſie in die ärmſte Familie, in das entlegenſte Dorf Hülfe und Beiſtand bringen wollte, ſich nicht dabei beruhigen, daß der freiwilligen Betheiligung an den auf Selbſthülfe gegründeten Genoſſenſchaften oder der Wirkſamkeit der von Nächſtenliebe getragenen Vereinigungen weiter Spielraum gelaſſen ſei.

Es gehörten breite, ſtarke, widerſtandsfähige Schultern dazu, um die Laſten auf ſich zu nehmen, deren Tragung die neue Geſetzgebung erforderte, damit dem Arbeiterſtande in Fällen der Noth eine ergiebigere Unterſtützung als bisher gewährt würde.

Die mannigfachen Kräfte unſeres wirthſchaftlichen Lebens mußten energiſch zuſammengefaßt werden, um der Verarmung, der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Verhältniſſen einen dauerhaften Damm entgegenzuſetzen.

Es iſt aus Wohlthätigkeits-Beſtrebungen aller Art hinreichend bekannt, welche Stärke in der Einigkeit liegt, wie viele „Wenig" ein „Viel" ausmachen, wie vereinte Kräfte zum Ziele führen.

Wird ſchon in privaten Kreiſen hier wie anderwärts auf dieſe Weiſe großes und gutes geleiſtet, ohne daß dem Einzelnen übermäßige Anſpannung zugemuthet zu werden braucht, ſo wird man es um ſo mehr verſtehen und würdigen, wenn die Geſetzgebung ihr Ziel, die Sicherſtellung der Arbeiterfamilien, dadurch am beſten erreichen zu können glaubte, daß ſie im Wege des durchgreifenden Zwanges die Allgemeinheit, das ganze Volk, Arbeitgeber und -nehmer zur thätigen Theilnahme an der Einrichtung verpflichtete.

Es gründet ſich der Entſchluß zu dieſem Schritte, mit dem das Deutſche Reich der ganzen gebildeten Welt vorangegangen iſt, auf die großartige Auffaſſung, die unſer verewigter Kaiſer Wilhelm I. von den Aufgaben des heutigen Staats- und Volkswesens hatte und in der unvergeßlichen Botſchaft vom 17. November 1881 an den Reichstag zum Ausdruck brachte Wie die Hohenzollernfürſten die unentwegten Vorkämpfer des evangeliſchen Glaubens in Deutſchland geweſen ſind, ſo gebührt dem erſten Zollernkaiſer auch das große Verdienſt, daß er der Schirmherr geworden iſt für alle Beſtrebungen, welche die Förderung unſeres ſozialen Friedens zum Gegenſtande haben. Welches chriſtlich und menſchenfreundlich empfindende Herz ſchlägt nicht höher, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie damals durch den edelgeſinnten Herrſcher die Unterſtützung der Verunglückten und ihrer Hinterbliebenen, die Pflege der

Kranken, die Sorge für die Alten und Invaliden als eine Angelegenheit bezeichnet wurde, deren Förderung der Staat in höherem Maße als bisher sich vornehmen müsse, weil die Betheiligten gegenüber der Gesamtheit hierauf einen begründeten Anspruch hätten.

Indem dies dem Reichstage dringend ans Herz gelegt wurde, hieß es in der Kaiserlichen Botschaft weiter: „Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht."

Das sind goldene Worte; und es sind nicht bloße Worte geblieben, sondern Thaten geworden, deren segensreiche Folgen sich allenthalben seit nun mehr als einem Dutzend von Jahren fühlbar machen.

Vorsichtig, Schritt für Schritt, ist das damals aufgerollte Programm durchgeführt, und ein Theil harrt, wie wir sehen werden, noch heute seiner Erledigung.

Hätte man mit einem Schlage Alle, die durch Lohnarbeit sich und die Ihrigen ernähren, deren einziges Gut also ihre Gesundheit und Arbeitstüchtigkeit ist, gegen die Gefahren der längeren oder kürzeren Erkrankung und Dienstunfähigkeit, gegen plötzliche, Leben oder Kräfte vernichtende Betriebsereignisse, gegen das allmähliche Schwinden des Verdienstes durch Alter oder Siechthum sicherstellen und den Hinterbliebenen bei einem Verluste des Ernährers ebenfalls bessere Daseinsbedingungen schaffen wollen, dann wären die Warnungen und düsteren Prophezeiungen der Gegner nicht unberechtigt gewesen, die jede Staatshülfe eine verhängnißvolle Verirrung, einen Sprung ins Dunkle nannten.

Aber man war sich dessen wohl bewußt, daß bei dem Beschreiten völlig neuer Bahnen nur ein allmähliches Erreichen des Endzieles der Arbeiterversicherung denkbar sei.

So ist denn zunächst im Jahre 1883 die Krankenversicherung, ein Jahr darauf die Unfallversicherung und erst nach ferneren sechs Jahren die Invaliditäts- und Altersversicherung in Kraft getreten.

Inzwischen ist durch ergänzende und erweiternde Gesetzesbestimmungen die Wohlthat der Fürsorge einer Reihe von Personen zugewendet worden, die man ursprünglich nicht mit berücksichtigt hatte, weil es wünschenswerth erschien, vorderhand in einem enger begrenzten Kreise Erfahrungen zu sammeln.

Beispielsweise will ich erwähnen, daß die Krankenversicherung auf alle Transportgewerbe, die Unfallversicherung auf die Bauarbeiter, auf die Seeschiffahrt und auf die Land- und Forstwirthschaft, die Invalidenversicherung durch den Bundesrath auf die Hausweberei ausgedehnt ist.

Es ließ sich nicht gut vermeiden, daß auf diese Weise die Versicherung etwas schwer Uebersichtliches, Zersplittertes bekommen hat, und es ist vollkommen erklärlich, wenn der Wunsch nach Vereinfachung, Zusammenlegung lauter und lauter geäußert wird.

Vielleicht bietet sich am Schlusse Gelegenheit, hierauf mit einigen Worten einzugehen. Einstweilen müssen wir, Jeder in seinem Kreise, uns bemühen, der geltenden Gesetzgebung Verständniß zu verschaffen, damit sie ihren Zweck, die Förderung des socialen Friedens, möglichst gut erfüllt Und so will ich versuchen, die gegenwärtige Entwickelung der Arbeiterversicherung in so kurzen Zügen skizziren, wie es der Rahmen dieser Arbeit gestattet.

Man unterscheidet drei Hauptabtheilungen: Versicherung gegen Krankheit, gegen Unfälle, gegen Invalidität; die Altersversicherung ist nur ein Anhängsel, ein Nebenzweck der Invalidenversicherung.

Es ist kein bloßer Zufall, kein willkürliches Herausgreifen eines Bruchstückes gewesen, daß zuerst die Krankenversicherung durch den Machtspruch des Gesetzgebers in Wirksamkeit trat.

Die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß man in allererſter Reihe auf diejenigen Gefahren Rückſicht nahm, denen jeder Arbeiter, jede Arbeiterin für längere oder kürzere Zeit ausgeſetzt iſt.

Wenn es gelang, für den Fall einer Erkrankung dem Verſicherten ſofort ärztliche Behandlung und Arzneien frei zur Verfügung zu ſtellen und ihm während der Zeit ſeiner Erwerbsunfähigkeit die Einbuße ſeines Verdienſtes wenigſtens einigermaßen zu erſetzen, ſo war damit die Grundlage geſchaffen, auf der bei dauernder Schmälerung der Arbeitskraft der weitere Ausbau der Fürſorge erfolgen konnte.

So iſt denn vorgeſchrieben, daß Jeder, der gegen Vergütung, mag dieſe in Geld oder auch in Beköſtigung, Wohnung, Kleidung u. ſ. w. beſtehen, in gewerblichen und gewiſſen anderen Betrieben thätig iſt, dem Krankenverſicherungszwange unterworfen ſein ſoll.

Ausgenommen ſind nur die auf ganz kurze Zeit, auf ein paar Stunden oder Tage, jedenfalls nicht auf eine volle Woche angenommenen Perſonen; ebenſo Familienangehörige, Hausgewerbetreibende, die meiſten ſtaatlichen und ſtädtiſchen Arbeiter, ferner die Werkmeiſter, Aufſeher, Techniker, Handlungsgehülfen mit mehr als 2000 Mark Jahresverdienſt.

Auch land- und forſtwirthſchaftliche Arbeiter, ſowie Dienſtboten unterliegen reichsgeſetzlich nicht dem Verſicherungszwange; es hat aber bekanntlich die Landesgeſetzgebung im Herzogthum Braunſchweig es für durchaus angezeigt gehalten, dieſen Berufsklaſſen den Vortheil zuzuwenden, welchen andere, ſozial ganz gleichgeſtellte Perſonen ſchon ſeit Jahren genoſſen; dasſelbe gilt auch in Baden, den Hanſeſtädten u. a. m.

Der Zwang der Krankenverſicherung iſt ein unmittelbarer und unwiderſtehlicher. Wohl kann der Arbeitgeber durch das Verſprechen, in Krankheitsfällen während des ganzen erſten

Vierteljahres für den Arbeiter ausreichend zu ſorgen, deſſen Befreiung von der allgemeinen Verſicherung bei der Krankenkaſſe erzielen; aber ein Vertrag, nach welchem der Arbeiter überhaupt keine Rechte, der Arbeitgeber überhaupt keine Pflichten für den Krankheitsfall haben ſollte, würde gegen das Geſetz, gegen die guten Sitten, die wohlmeinende Abſicht der ganzen Einrichtung verſtoßen und deshalb null und nichtig ſein.

Auch handelt es ſich keineswegs bloß um die durch Strafdrohung verſchärfte Vorſchrift, daß der Arbeitgeber darauf bedacht ſein müſſe, die von ihm beſchäftigten Perſonen bei der zuſtändigen Ortskrankenkaſſe oder ſonſtigen Stelle anzumelden.

Hätte man ſich damit begnügt, ſo wäre die Sache leicht auf dem Papiere ſtehen geblieben, und bei einer hier und da doch vorkommenden Säumigkeit der Dienſtherrſchaft würde die Kaſſe zunächſt noch nicht zur Unterſtützung des Kranken verpflichtet ſein.

Nein, viel einfacher und zweckmäßiger iſt alles geregelt: wer gegen Lohn arbeitet, iſt *von ſelbſt* Mitglied einer Kaſſe, kraft des Geſetzes, eben deshalb, weil er arbeitet. Nicht die Anmeldung der Dienſtherrſchaft oder gar erſt eine Aufnahmeerklärung ſeitens der Kaſſe macht ihn zum Mitgliede: er iſt es vielmehr vom erſten Augenblicke an, in welchem er beginnt, gegen Lohn zu arbeiten, und er bleibt es, bis er damit aufhört, doch kann er auch freiwillig Mitglied bleiben, wenn er die Beitragszahlung fortſetzt.

Das An- und Abmelden durch die Dienſtherrſchaft, die Arbeitgeber, hat nur den Zweck, der Kaſſe die Buchführung, die Beitragseinziehung und die Kontrolle zu erleichtern; es iſt der Ordnung wegen unentbehrlich, aber es iſt nicht die Bedingung der Kaſſenmitgliedſchaft.

Unterläßt der Arbeitgeber aus Verſehen oder gar mit Abſicht die Anmeldung, ſo droht ihm polizeiliche Beſtrafung;

außerdem aber haftet er vom ersten Tage der Beschäftigung an für die vollen Kassenbeiträge — ganz folgerichtig, denn die Kasse trägt ja seitdem, wie wir sehen, das Risiko —, und er ist obenein verpflichtet, bei Erkrankung des ungemeldeten Mitglieds an die Kasse alle Aufwendungen zu erstatten, zu denen diese sich genöthigt sieht.

Es sind also ganz wirksame Mittel, welche dazu bestimmt sind, die rechtzeitige Anmeldung aller versicherungspflichtigen Personen herbeizuführen.

Was leisten nun die Krankenkassen? Die Beantwortung dieser Frage hängt aufs engste mit der andern zusammen: welche Arten von Krankenkassen giebt es?

Die ursprünglichste, einfachste, aber auch bescheidenste Form ist die, daß die Gemeinde im Anschluß an die Gemeindekasse eine Einrichtung unterhält, die bei Krankheitsfällen der in ihrem Bezirke beschäftigten versicherungspflichtigen Personen einzugreifen hat, die sogenannte Gemeinde-Krankenversicherung. Zu dieser gehören dann alle Personen, für die nicht eine besondere Kasse geschaffen ist, und die Gemeinde-Krankenversicherung sorgt im ersten Krankheitsvierteljahre für die Patienten, indem sie ihnen freie ärztliche Behandlung, freie Apotheke, freie Lieferung von etwaigen kleinen Heilmitteln zur Verfügung stellt.

Das gilt sowohl für solche Kranke, die trotz ihres Leidens noch ihrem Dienste sich widmen können, als auch für die Erwerbsunfähigen; letztere erhalten daneben für die Dauer ihrer Arbeitsbehinderung, aber höchstens für dreizehn Wochen hintereinander, ein Krankengeld in Höhe des halben Tagesverdienstes, den an dem betreffenden Orte ein gewöhnlicher Arbeiter zu haben pflegt.

Es ist also gleichgültig, ob der Kranke selbst in hohem oder niedrigem Lohne stand, ob er als Maurer 4 Mark und mehr täglich verdiente oder als Gelegenheitsarbeiter nur halb soviel bekam: wer in der Gemeindekrankenversicherung ist, er-

hält durchweg nicht mehr als den halben ortsüblichen Tagelohn eines gewöhnlichen Arbeitsmannes als Krankengeld.

Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß durch dieſe Leiſtungen zwar der bitterſten Noth vorgebeugt, aber noch keineswegs eine allen billigen Anforderungen entſprechende Art der Fürſorge geſchaffen iſt.

Und deshalb haben ſehr viele Gemeinden, beſonders die Städte, von der geſetzlichen Befugniß Gebrauch gemacht, Ortskrankenkaſſen für ihren Bezirk zu gründen; durch dieſe wird die Gemeindekrankenverſicherung entlaſtet, ja ganz entbehrlich gemacht.

In faſt allen großen Städten, auch hier in Braunſchweig, beſteht z. B. die Gemeindekrankenverſicherung ſeit längeren Jahren nicht mehr.

Jeder Arbeiter gehört infolge ſeiner Beſchäftigung irgend einer der Ortskrankenkaſſen an, die für die verſchiedenen Berufsarten errichtet ſind (Tiſchler, Buchdrucker, Baugewerbe, Fuhrleute, Zuckerinduſtrie, Konſervenfabriken, Land- und Forſtwirthſchaft, Metallarbeiter, Uhrmacher u. a. m.).

Dieſe Kaſſen dürfen bedeutend mehr leiſten, als die Gemeindekrankenverſicherung, ja ſie müſſen ſogar über die engen Grenzen, welche dieſer gezogen ſind, mehr oder weniger hinausgehen.

Sie bemeſſen die Unterſtützungen nach dem wirklichen Arbeitsverdienſte des Einzelnen oder doch beſtimmter Gruppen und Lohnklaſſen, ſie können unter günſtigen Verhältniſſen ſtatt des halben Lohnes dreiviertel als Krankengeld gewähren, und zwar bis zu einem Jahre, alſo viermal ſo lange als die Gemeindekrankenverſicherung, ſie zahlen Sterbegeld im zwanzig- bis vierzigfachen Betrage des Tagelohns an die Hinterbliebenen des Verſicherten, ſie bieten den Erwerbsloſen noch drei Wochen nach dem Ausſcheiden aus der Kaſſe Mitgliedsrechte, ſie leiſten Wochenbett-Unterſtützungen auf vier bis ſechs Wochen in Höhe

des Krankengeldes, und sie berechtigen die Versicherten und die Dienstherrschaft zur Selbstverwaltung der Kasse durch Mitwirkung in der Generalversammlung und in dem von dieser zu wählenden Kassenvorstand — Einrichtungen, die der Gemeindekrankenversicherung vollständig fehlen.

In ähnlicher Weise, wie die Ortskrankenkassen, können Innungen oder bergmännische Vereine vermittelst einer Innungs- oder Knappschaftskrankenkasse dieselben Aufgaben für ihr Gebiet übernehmen; ebenso sind einzelne Betriebsunternehmer berechtigt, für ihre Arbeiter besondere Kassen (sogenannte Betriebs- oder Fabrikkrankenkassen) zu gründen; das gilt natürlich nur für große Betriebe mit genügender Leistungsfähigkeit.

Bei all' diesen Kassen ist der Arbeitgeber ebenso wie bei der Gemeindekrankenversicherung verpflichtet, ein Drittel der Beiträge aus eigenen Mitteln zu leisten, während zwei Drittel von den Arbeitern durch Lohnabzüge aufgebracht werden sollen; der Arbeitgeber haftet der Kasse für den Gesamtbeitrag.

Will ein Arbeiter keiner derartigen Kasse angehören, die man mit dem Namen „Zwangskassen" bezeichnet, weil die Mitgliedschaft in ihnen durch unmittelbaren Zwang, nicht durch Anmeldung erworben wird, dann hat er das Recht, einer eingeschriebenen oder freien Hülfskasse beizutreten; in diesen sind die Arbeiter regelmäßig ganz allein beitragspflichtig und zur Selbstverwaltung berechtigt, doch kann statutarisch auch den Arbeitgebern eine Mitwirkung hierbei zugestanden werden.

Nur dann befreien indes diese Hülfskassen von der Zugehörigkeit zu einer Zwangskasse, wenn sie mindestens dasselbe wie die Gemeindekrankenversicherung bieten, also Arzt, Arznei, halben ortsüblichen Tagelohn für ein Vierteljahr, und wenn ihnen durch das Ministerium ihres Bundesstaats oder für das Reich durch den Reichskanzler ihr entsprechendes Vorrecht ausdrücklich anerkannt und bescheinigt ist.

Das einfachſte Mittel, ſich hierüber zuverläſſig aufzuklären, iſt für den Arbeitgeber die Einforderung des Statutenbuchs; aus dieſem iſt die betreffende Beſcheinigung der Centralbehörde zu erſehen.

Alle genannten Kaſſen haben das Recht, an Stelle der Krankengeldzahlung und ärztlichen Behandlung für die Erwerbsunfähigen deren Aufnahme in einem Krankenhauſe anzuordnen, und zwar bei alleinſtehenden Perſonen unbedingt, bei anderen nur, wenn die Krankheit oder das Verhalten des Kranken es nöthig macht. Wer einer ſolchen ſachgemäßen Anordnung nicht nachkommt und nicht ins Krankenhaus gehen will, hat keine weiteren Anſprüche auf Krankengeld und Behandlung.

Für die Dauer der Krankenhausverpflegung bekommen die Angehörigen des Patienten, die bisher von ihm unterhalten wurden, das halbe Krankengeld; es bezieht z. B. die Familie eines Schloſſers, der 3—4 Mark täglich verdient hat und ins Krankenhaus aufgenommen werden muß, eine wöchentliche Unterſtützung von 4½—6 Mark, immerhin ein willkommener kleiner Zuſchuß, der es der Familie bei nicht allzulanger Krankheitsdauer erſpart, ſich an die Armenpflege wenden zu müſſen.

Die Gewährung der Krankenhauspflege kann aber — darauf will ich beſonders hinweiſen — gegenüber der Kaſſe nicht gefordert werden, ſelbſt wenn die häuslichen Verhältniſſe dringend die Ueberführung in eine Anſtalt wünſchen laſſen ſollten. Sie ſteht im freien Ermeſſen des Krankenkaſſen-Vorſtandes, und ſelbſt die Aufſichtsbehörde kann ſie nicht erzwingen, obgleich anzunehmen iſt, daß ein billig und verſtändig denkender Vorſtand die Anſtaltsbehandlung ſchon um deswillen nicht verſagen wird, weil ſie viel nachhaltiger und ſachgemäßer iſt und viel raſcher die Wiederherſtellung zu bewirken pflegt als die häusliche Pflege.

Wenn ich ſoeben von der Aufſichtsbehörde der Kranken-

kassen sprach, so möchte ich zur Ergänzung erwähnen, daß die Kassen in den meisten Städten der Aufsicht des Stadtmagistrats unterliegen, während die ländlichen Kassen von den Kreisdirektionen, in Preußen von den Landrathsämtern beaufsichtigt werden. Klagen und Beschwerden sind also bei diesen anzubringen, und gegen deren Bescheid ist regelmäßig die Anrufung des Verwaltungsgerichtshofes gestattet.

Die Zahl der gegen Krankheit versicherten Personen läßt sich im ganzen Deutschen Reiche nach den neuesten statistischen Angaben auf über acht Millionen schätzen, es wird also jeder sechste oder siebente Mensch in Krankheitsfällen entsprechend versorgt. Die jährlichen Leistungen der Krankenkassen stellen sich auf etwa 120 Millionen Mark, die Zahl der Empfänger auf drei Millionen. Seit Bestehen der reichsgesetzlichen Krankenversicherung ist nicht weniger als eine Milliarde Mark an Krankenunterstützungen verausgabt.

Wenden wir uns nun von der Kranken- zur Unfallversicherung, so müssen wir uns zunächst klar darüber werden, daß es sich hier um Fürsorge in solchen Fällen handelt, die nicht so häufig den Einzelnen betreffen als Krankheiten, die aber in ihrer Dauer und in dem Entschädigungsbetrage meistens viel erheblicher sind.

Die Krankheiten der Versicherten erstrecken sich durchschnittlich auf zwei bis drei Wochen, die Folgen eines Unfalls währen oft lange Jahre hindurch.

Darum wäre es bedenklich, dies große Risiko ebenfalls der Krankenkasse des Verunglückten aufzulegen, und es sind als Träger der Unfallversicherung besondere Genossenschaften gebildet, die sich an die berufliche Gliederung des Erwerbslebens anschließen und deshalb Berufsgenossenschaften heißen.

So giebt es Baugewerks-Berufsgenossenschaften, Fleischerei-, Fuhrwerks-, Müllerei-, Brauerei-Berufsgenossenschaften u. s. w.,

zum Theil für das ganze Reich, zum Theil einzelne Bundesstaaten oder Provinzen umfassend.

Die Berufsgenossenschaften werden von den Unternehmern, die in ihnen vereinigt sind, durch selbstgewählte Vorstände verwaltet, ebenso wie die Aufbringung der jährlichen Beiträge hier ohne Mitwirkung der Arbeiter von den Unternehmern allein erfolgt.

Dem Unfallversicherungszwange unterliegen alle Fabriken, Steinbrüche, Berg- und Hüttenwerke, die Großindustrie, die Transportbetriebe, die Land- und Forstwirthschaft, die Seeschiffahrt, auch jedwede Bauarbeit und alle Dampfbetriebe mit Dampfkesseln oder mit Triebwerken einer elementaren Kraft; ausgeschlossen sind einstweilen noch die handwerksmäßigen Kleinbetriebe, der Handel, die Haushaltungen, die meisten Arbeiter in staatlichen, städtischen, Kirchen- und Schuldiensten, die Fischerei und die Binnenschiffahrt.

Worin besteht nun die Unfallversicherung? Sie hat, wie der Name besagt, dann einzutreten, wenn ein Arbeiter durch einen Unfall getödtet oder in seiner Gesundheit, seiner Erwerbsfähigkeit geschädigt wird; sie soll in solchen Fällen zwar nicht voll, aber doch annähernd Ersatz bieten.

Es muß jedoch der Unfall im Betriebe vorgekommen sein, also dem Gefahrenbereiche des betreffenden Unternehmens entspringen.

Wenn auf einem Spaziergange, oder in der eigenen Wohnung, bei häuslicher Thätigkeit den Arbeiter ein plötzliches Unglück trifft, so wird hierfür keine Rente gewährt.

Auch der Weg zur Arbeitsstelle, die Rückkehr von der Arbeit gehört regelmäßig noch nicht zu dem Betriebe selbst; erst wenn das Grundstück betreten wird, auf welchem die Beschäftigung erfolgen soll, greift die Versicherung ein.

Sie gewährt Entschädigung bei plötzlichen, zeitlich

abgegrenzten Ereigniſſen, z. B. Keſſelexploſion, ſchlagenden Wettern im Bergwerk, Einſturz eines Gerüſtes, Verletzungen durch die Arbeitswerkzeuge oder den bearbeiteten Gegenſtand und dergleichen.

Sie tritt alſo nicht ein bei den Gefahren des gewöhnlichen Lebens, auch nicht bei einer allmählichen Beeinträchtigung der Geſundheit, ſelbſt wenn ſie bedingt iſt durch die beſondere Schädlichkeit der verrichteten Arbeit (z. B. die Entwickelung von Rheumatismus bei Thätigkeit in Näſſe und Kälte, die langſame, Tag für Tag erfolgende Aufnahme von Staub und giftigen Dünſten in die Lunge).

Welche Leiſtungen bietet die Unfallverſicherung? Wenn durch Betriebsunfall der Tod eines Arbeiters herbeigeführt iſt, ſo erhalten die Hinterbliebenen vom Sterbetage an eine Rente, daneben auch Erſatz der Beerdigungskoſten im Mindeſtbetrage von 30 Mark.

Die Rente wird nach dem Jahresverdienſte des Verunglückten bemeſſen und beträgt für die Witwen 20 Prozent desſelben, für jedes Kind 15 Prozent. Büßt z. B. durch Sturz vom Thurme ein Dachdecker ſein Leben ein, der 3 Mark täglich verdient hatte, ſo erhalten ſeine Hinterbliebenen, eine Witwe mit zwei Kindern, zuſammen 50 Prozent ſeines Verdienſtes, alſo 450 Mark jährlich; die Witwe allein würde 180 Mark jährlich erhalten. Sind mehr als zwei Kinder vorhanden, ſo erhöht ſich die Rente noch, ſoll aber für alle Hinterbliebenen nicht über 60 Prozent betragen, alſo in unſerem Falle kann die Familie bis zu 540 Mk. Jahresrente bekommen.

Sobald ein Kind das 15. Lebensjahr erfüllt, fällt ſeine Rente fort; dasſelbe gilt für die Witwe, wenn ſie ſich wieder verheirathet. Sie bekommt aber dann noch eine Abfindung im dreijährigen Betrage ihrer Rente, alſo in dem erwähnten Falle 540 Mark.

Hinterläßt ein verunglückter Arbeiter bedürftige Eltern oder Großeltern, die bisher von ihm allein unterhalten wurden, so muß ihnen eine Rente von 20 Prozent (also ebenso viel wie der Witwe) bewilligt werden, und zwar auf Lebenszeit, es sei denn, daß ihre Bedürftigkeit durch irgend eine Verbesserung ihrer Verhältnisse wegfiele.

Ist der Betriebsunfall minder schwer, wird also der Versicherte nicht getödtet, sondern durch Verletzung in seiner Erwerbsfähigkeit beeinträchtigt, so hat, wie wir oben gesehen haben, in den ersten dreizehn Wochen lediglich die Krankenkasse einzutreten, unbeschadet des Rechts der Berufsgenossenschaft, aus freien Stücken die Behandlung zu übernehmen und die baldige Wiederherstellung durch geeignete Pflege anzustreben.

Ist aber das erste Vierteljahr nach dem Unfalle vorbei, und die Erwerbsfähiakeit bis dahin nicht vollständig zurückgekehrt, so muß die Berufsgenossenschaft nicht nur die Kosten des etwaigen ferneren Heilverfahrens voll und ganz tragen, sondern auch dem Verletzten eine Unfallrente nach folgenden Grundsätzen gewähren:

Für volle Erwerbsunfähigkeit werden zwei Drittel des bisherigen Verdienstes gezahlt; büßt also z. B. ein Bergwerksarbeiter, der 3 Mark Tagelohn bezog, durch Explosion vollständig sein Augenlicht ein, so wird ihm eine Rente von 2 Mark täglich, eine sogenannte Vollrente, gegeben.

Ist die Beeinträchtigung des Erwerbs keine volle, sondern nur eine beschränkte, so kann der entsprechende Theil einer Vollrente gefordert werden; wer z. B. nach Verlust eines Beins noch halb soviel als früher verdienen kann, hat die Hälfte einer Vollrente zu beanspruchen, also in unserem Beispielsfalle 1 Mark täglich.

Bessert oder verschlechtert sich nach der Rentenfestsetzung der Zustand, so ist die Rente entsprechend zu ändern.

Tritt schließlich doch noch der Tod als eine Folge des Unfalls ein, so haben die Hinterbliebenen fortan dieselben Ansprüche, als ob der Versicherte sofort getödtet wäre.

Die Entscheidung über die Rente und über deren Höhe erfolgt durch den Vorstand der Berufsgenossenschaft; auch können besondere Entschädigungsausschüsse gebildet und für einzelne Bezirke Sektionen geschaffen werden, welchen die Festsetzung überlassen bleibt.

Fremd ist der Unfallversicherung, wie schon erwähnt, die Mitwirkung der Arbeiter bei der ersten Entscheidung über die Rente.

Wer sich aber mit dieser Entscheidung nicht beruhigen will, sei es daß ihm die Rente ganz verweigert oder eine Rente bewilligt ist, die seiner Meinung nach nicht genügt, der hat binnen vier Wochen Berufung an ein Schiedsgericht zu verfolgen, welchem außer einem Beamten als Vorsitzendem je zwei Arbeiter und zwei Unternehmer angehören.

Auch das Urtheil des Schiedsgerichts ist, abgesehen von ganz geringfügigen Fällen, durch ein gleichartiges Rechtsmittel anfechtbar: Rekurs an das Reichsversicherungsamt; in letzterem wirken ebenfalls Arbeitgeber und -nehmer bei der Entscheidung mit.

Das Reichsversicherungsamt ist überhaupt die Aufsichtsbehörde in den Angelegenheiten der Unfallversicherung, während es bei der Krankenversicherung so gut wie gar nicht betheiligt ist.

Es hat die Genehmigung zu den Statuten der Berufsgenossenschaften zu ertheilen, es entscheidet über Beschwerden gegen Verfügungen derselben, über die Zugehörigkeit bestimmter Betriebe zu dieser oder jener Genossenschaft, über die Beitragshöhe u. s. w.

Trotz der Buntscheckigkeit des Bildes, welches die mannigfachen Berufsarten in ihrer Vertheilung auf die genossenschaftlichen Gruppen des ganzen Deutschen Reiches darbieten, fehlt

es alſo nicht an einem gemeinſamen Mittelpunkt, einer einheitlichen Spitze.

Und das iſt ſehr viel werth: die ganze Rechtſprechung in Rentenſachen wird dadurch beeinflußt und zu gleichmäßiger Entwickelung veranlaßt.

Allenthalben, auch in ſolchen Arbeiterkreiſen, welche den Segnungen der reichsgeſetzlichen Fürſorge kühl bis ans Herz hinan gegenüberſtehen, läßt man doch der Thätigkeit des Reichsverſicherungsamts Anerkennung widerfahren, und als vor einem halben Jahre der Präſident dieſer oberſten Spruchbehörde, Dr. Bödiker, aus ſeinem Dienſte ſchied, da wurde dies Ereigniß von allen Seiten, und nicht zum wenigſten in der Arbeiterſchaft, lebhaft bedauert.

Die Art und Weiſe, wie vom Reichsverſicherungsamt die Unfallverſicherungsgeſetze gehandhabt ſind, hat in der That dem Geiſte derſelben, dem wohlwollenden Grundgedanken der kaiſerlichen Botſchaft, den Bedürfniſſen der Praxis vortrefflich Rechnung getragen. Eine Unmenge von Beiſpielen könnte ich dafür anführen, wie weit dieſe Rechtſprechung ſich von juriſtiſchen Spitzfindigkeiten entfernt gehalten und in ſolchen Fällen, in denen ein ſtrenges Haften am Wortlaute des Geſetzes zu großen Härten geführt haben würde, durch verſtändige Auslegung ein brauchbares, der Billigkeit genügendes Ergebniß gewonnen hat.

Der Frage des Zuſammenhanges zwiſchen dem Unfalle und der verbliebenen Erwerbsminderung iſt beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet; das Reichsverſicherungsamt hat es verſtanden, in engſter Fühlung mit dem ärztlichen Stande, der ja ganz hervorragend bei der Anwendung der ſozialpolitiſchen Geſetzgebung betheiligt iſt, ſeine Schlußfolgerungen zu ziehen, es hat aber auch den Induſtriellen und den übrigen Arbeitgebern bei der Einrichtung und Verwaltung der einzelnen Berufsgenoſſenſchaften ſo viel Spielraum gelaſſen, als irgend möglich war.

Werfen wir einen Rückblick auf die gesamte Unfallversicherung. Die Zahl der gegen Unfall versicherten Personen beträgt im ganzen Deutschen Reiche zur Zeit über achtzehn Millionen, es wird also jeder dritte Mensch bei Unfällen reichsgesetzlich versorgt. An Entschädigungen sind bisher etwa 300 Millionen Mark gezahlt, und zwar an 450000 Personen. Von tausend Versicherten erleiden jährlich fünfzehn einen Unfall, aber nur bei drei oder vier davon sind die Folgen derart, daß der Tod eintritt oder daß über die dreizehnte Woche hinaus Fürsorge gewährt werden muß.

Die dritte und letzte der drei großen Fürsorgeeinrichtungen ist die Invaliditäts- und Altersversicherung. Sie besteht seit fast sieben Jahren, seit dem 1. Januar 1891.

Ihr Hauptzweck ist der, Invalidenrenten zu zahlen, also Denjenigen, welche dauernd erwerbsunfähig geworden sind, eine Entschädigung zu gewähren.

Als dauernd erwerbsunfähig, als invalide gilt, kurz gesagt, wer keine Aussicht mehr hat, wenigstens ein Drittel des früheren Verdienstes durch Lohnarbeit zu erwerben, weil sein Körper- oder Geisteszustand dies nicht mehr zulassen will; auf das Lebensalter kommt es dabei nicht an.

Die Invalidenrente hängt der Höhe nach von der Zahl und Art der geleisteten Beiträge ab, sie setzt mit 110 Mark jährlich mindestens ein und steigt für jedes Jahr, das in der Versicherung verbracht war, durchschnittlich um 3 Mark jährlich, Sie beträgt im Mindestsatze etwas über 9 Mark monatlich; gegenwärtig werden aber schon Renten in Höhe von 12 Mark monatlich und darüber bewilligt; je höher der Verdienst des Invaliden war, desto höher ist auch seine Rente.

Eine sehr wichtige und wohlthätige Gesetzesbestimmung giebt den Versicherungsanstalten das Recht, auch solche Aufwendungen zu machen, welche dem Eintritte der Invalidität

vorbeugen sollen. Von dieser Befugniß ist seitens der Anstalten ausgiebiger und erfolgreicher Gebrauch gemacht. Der Vorstand der Braunschweiger Versicherungsanstalt hat seit verflossenem Sommer eine sehr günstig gelegene, einfach, aber zweckmäßig eingerichtete Heimstätte für Genesende, besonders für Lungenkranke, bei Stiege im Harz eröffnet, in welcher vorläufig vierzig Personen Aufnahme finden können; eine Erweiterung der Anlage steht zu hoffen und wird auch voraussichtlich bald erfolgen.

Neben der Fürsorge für die Invaliden ist die Altersversicherung Aufgabe der Anstalten. Altersrente, und zwar im Betrage von 9— 16 Mark monatlich, je nach der Höhe des bisherigen Verdienstes und Beitrages, erhalten die Versicherten, sobald sie siebzig Jahre alt werden. Voraussetzung ist allerdings, daß sie ziemlich regelmäßig Beschäftigung gehabt oder Beiträge geleistet haben.

Als fernere Nebenzwecke der Invaliditätsversicherung sind zu nennen die Gewährung von Beihülfen zur Aussteuer an heirathende weibliche Versicherte und von Zuschüssen bei Todesfällen an die Hinterbliebenen.

Der Antrag auf Rückzahlung der halben geleisteten Beiträge im Falle der Heirath muß binnen drei Monaten nach der Eheschließung gestellt werden; wird dies übersehen (und das geschieht leider noch immer nicht ganz selten), so erlischt das Recht vollständig.

Stirbt ein versicherter Ehemann, dem noch keine Rente bewilligt war, so erhält seine Witwe oder in deren Ermangelung seine Kinder unter fünfzehn Jahren die für ihn gezahlten halben Beiträge zurück.

Es ist ja keine sehr große Summe, die auf diese Weise geboten wird, aber es sind doch Beträge von 25—35 Mark, die gegenwärtig schon in Menge den Ehefrauen und Witwen

gezahlt sind und bei der Begründung eines eigenen Hausstandes oder bei dem Verluste des Familienhauptes recht willkommen sein mögen. Voraussetzung ist Erfüllung von 235 Beitragswochen, wie bei der Invalidenrente. Es ist bisher über eine halbe Million Invaliden- und Altersrenten bewilligt; im vorigen Jahre sind mehr als 50 Millionen Mark von den Anstalten gezahlt, und zwar 21 Millionen Mark für Invaliden-, 28 Millionen Mark für Altersrenten, 2 Millionen Mark für Beitragserstattungen. Gegenwärtig beziehen 402000 Personen im Deutschen Reiche Invaliden- oder Altersrente.

Wer ist nun gegen Invalidität versichert? Alle gegen Lohn beschäftigten Arbeiter, Gesellen, Gehülfen, Lehrlinge, Dienstboten, Aufseher, Betriebsbeamte aller Art, Handlungsgehülfen bis zu 2000 Mark Jahresverdienst, die Besatzung der See- und der Binnenfahrzeuge, alle vom vollendeten sechzehnten Lebensjahre an ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, auch ohne Rücksicht, ob verheirathet oder ledigen Standes.

Auf die Art der Beschäftigung und des Betriebes kommt es im allgemeinen nicht an. Nur die Personen, die eine höhere Art von Ausbildung genossen haben, die Akademiker, die Reichs-, Staats-, Kommunal- und sonstigen öffentlichen Beamten (aber letztere nur bei Pensionsberechtigung) sind versicherungsfrei; ebenso natürlich die Betriebsinhaber selbst, doch können die Unternehmer von Kleinbetrieben und die Hausgewerbetreibenden für versicherungspflichtig erklärt werden.

Das hat der Bundesrath gethan in Bezug auf die Hausindustriellen der Tabakfabrikation und die Hausweber; es ist ja bekannt, in welcher traurigen Lage diese Industrie sich besonders in manchen Gebirgsgegenden befindet, und wie dringend die Weber deshalb der sozialpolitischen Fürsorge bedurften.

Wer aus der Pflichtversicherung für längere oder kürzere Zeit ausscheidet, kann sich freiwillig weiter versichern, um seine

Anrechte ſich zu wahren und durch jeden Beitrag noch zu erhöhen.

Die Verſicherung erfolgt bekanntlich durch Einklebung von Marken für jede Kalenderwoche in eine Quittungskarte, die früher 52, jetzt 56 Felder enthält. Es giebt Beitragsmarken zu 14, 20, 24 und 30 Pfg., und dieſelben ſind je nach der Lohnklaſſe des Betreffenden zu verwenden (Klaſſe I bis 350 Mark jährlich, Klaſſe II bis 550 Mark, Klaſſe III bis 850 Mark, Klaſſe IV über 850 Mark).

Die Laſt der Verſicherungsbeiträge iſt hier halb dem Arbeitgeber, halb dem Arbeiter auferlegt, alſo abweichend wie bei der Unfall- und bei der Krankenverſicherung.

Sehr vereinfacht kann die Mühe und Verantwortung für die Dienſtherrſchaft werden, wenn der Verſicherte einer Ortskrankenkaſſe oder einer ähnlichen Zwangskaſſe angehört. Für dieſen Fall darf durch die Behörde der Kaſſe die Pflicht des Einklebens übertragen werden, wie dies mit beſtem Erfolge im ganzen Herzogthum Braunſchweig ſeit Beſtehen der Invalidenverſicherung geſchehen iſt. Unſere hieſige Verſicherungsanſtalt würde ſchwerlich eine ſtändige Jahreseinnahme von über einer Million Mark haben, wenn nicht dieſe Angliederung der neuen Verſicherung an die ſchon beſtehenden, eingearbeiteten Stellen der Krankenfürſorge die Richtigkeit und Pünktlichkeit der Beitragsentrichtung gewiſſermaßen garantirte.

Zur Gewährung der Renten verpflichtet ſind die Verſicherungsanſtalten, deren es 31 im ganzen Reiche giebt; in Preußen für jede Provinz, im übrigen meiſt für einen oder mehrere Bundesſtaaten eine Anſtalt. Die Verſicherung wird alſo auch hier durch große Verbände durchgeführt, aber nicht nach Berufsgruppen, wie bei der Unfallverſicherung, ſondern nach geographiſchen Bezirken, weil man damit den bei Berufswechſeln ſich ergebenden Schwierigkeiten aus dem Wege ging.

Zu jeder Rente giebt das Deutſche Reich 50 Mark, der übrige Theil, alſo die größere Hälfte, wird durch die Verſicherungsanſtalten aufgebracht je nach Verhältniß der Beiträge, die im Gebiete der einen oder der anderen geleiſtet ſind. Die Zeiten, in denen das Arbeitsverhältniß durch Krankheiten oder durch militäriſche Dienſte unterbrochen iſt, werden als Beitragswochen mit angerechnet.

Ueber die Gewährung der Renten hat, ähnlich wie bei den Berufsgenoſſenſchaften, die zahlungspflichtige Anſtalt, auf deren Namen die zuletzt geklebte Marke lautet, als erſte Inſtanz zu entſcheiden; gegen ihren Beſcheid iſt Berufung an ein Schiedsgericht, dagegen wiederum Reviſion an das Reichsverſicherungsamt geſtattet, das auch hier als Aufſichtsbehörde thätig iſt. In den beiden letztgenannten rechtſprechenden Körperſchaften wirken Arbeitgeber und -nehmer mit; dem Vorſtande der Verſicherungsanſtalten gehören ſie gleichfalls an, ebenſo dem Ausſchuſſe, der den Anſtalten zur Führung der Selbſtverwaltung beigegeben iſt; die laufenden Geſchäfte, auch die Rentenbeſcheide, werden von Beamten bearbeitet, und als Vertreter des allgemeinen Intereſſes iſt den Verſicherungsanſtalten ein Staatskommiſſar beigeordnet, deſſen Stellung ſich etwa mit der eines Staatsanwalts im gerichtlichen Verfahren vergleichen läßt.

Es iſt ein Rieſenapparat, der für die Zwecke der Arbeiterverſicherung in Bewegung geſetzt wurde; er arbeitet Tag für Tag ununterbrochen, ein Heer von Beamten iſt ihm dienſtbar, die Koſten ſeiner Verwaltung ſind ſehr beträchtlich, und man nimmt an, daß für die Arbeiterfürſorge täglich im ganzen Reiche zuſammengenommen etwa 1 Million Mark an Beiträgen erhoben wird. Davon entfällt die Hälfte auf die Krankenverſicherung, während von dem Reſte die Invaliden- etwas mehr als die Unfallverſicherung erfordert. Seit dem Beſtehen der Arbeiterverſicherung ſind reichlich 1½ Milliarden Mark Ent-

ſchädigungen gezahlt, davon 1 Milliarde für Kranken-, über 300 Millionen für Unfall-, über 200 Millionen für Invaliden- und Altersverſicherung.

Angeſichts ſolcher gewaltiger Summen iſt die Frage faſt überflüſſig: Hat denn wirklich dieſe ſozialpolitiſche Geſetzgebung etwas genützt? Hat ſie Erfolge erzielt, die es der Mühe werth ſcheinen laſſen, derartige Koſten und Laſten dem deutſchen Volke auch fernerhin aufzuerlegen?

Ich glaube, es wird jetzt kaum noch ernſtlich beſtritten, daß die Verſicherungsgeſetze ſehr weſentlich und günſtig die Lebenshaltung des Arbeiterſtandes beeinflußt und ganz bedeutend zur Entlaſtung der Armenpflege beigetragen haben.

Es ſind über dieſe Frage ſeitens der deutſchen Regierungen und durch Vereine umfangreiche Unterſuchungen angeſtellt, die zu dem Ergebniſſe führten, daß ſich die ganze Lebensweiſe der Arbeiterbevölkerung inzwiſchen gehoben habe, und daß die Armenpflege in der That jetzt namhafte Summen erſpare, weil die Organe der Arbeiterfürſorge einzutreten verpflichtet ſind. Und dann bedenke man, welche Förderung des Selbſtgefühls, der Zufriedenheit und der Geſundheit des Arbeiterſtandes darin liegt, wenn in Nothfällen nicht ein kümmerliches Sichhinhelfen oder ein Bitten um Unterſtützung erforderlich iſt mit all' ſeinen demüthigenden Folgen, wenn vielmehr ein begründeter Anſpruch an die Geſamtheit erhoben werden kann, deren geſetzlich verbürgte Pflicht es geworden iſt, für die Kranken, die Alten, die Verunglückten und ihre Hinterbliebenen ergiebige Hülfe zu ſchaffen.

Was aber den Armenkaſſen hiernach zu Gute kommt, das iſt auch für die Entwickelung der chriſtlichen Liebesarbeit, der Wohlthätigkeitsbeſtrebungen in Stadt und Land von Bedeutung: ſie brauchen ſich nicht mehr bei einem Uebermaß von Anforderungen nach allen Richtungen hin zu zerſplittern, die reichsgeſetzliche Fürſorge nimmt ihnen viele Einzelfälle ab, ſie können

zwar hier und da die Verſicherungsorgane wirkſam unterſtützen und Hand in Hand mit ihnen die Wohlfahrt des Arbeiterſtandes fördern, aber in der Hauptſache iſt es ihnen nur möglich, ſich anderen, nicht minder wichtigen Zwecken auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, der inneren und äußeren Miſſion, der Volksbildung und Erziehung, der Pflege verſchämter Armer, der Wohnungsfrage u. ſ. w. zuzuwenden.

Auch darauf will ich hinweiſen, daß die Arbeiterverſicherung einer ganzen Reihe von wiſſenſchaftlichen Fächern die Veranlaſſung gegeben hat, ſich viel eingehender und gründlicher mit den Arbeiterverhältniſſen zu beſchäftigen, als dies bisher nöthig war: der Arzt hat dadurch, daß die Verſicherten ſich nun regelmäßig hülfeſuchend an ihn wenden, ein erweitertes Gebiet für ſeine Beobachtungen erhalten, und wir verdanken, wie erſt kürzlich bei der hier ſtattgehabten Naturforſcher- und Aerzte-Verſammlung von berufener Seite anerkannt wurde, dieſem Umſtande manche ſehr ſchätzenswerthe Erfahrung in der Volksgeſundheitslehre, der Unfallheilkunde und der Krankenbehandlung überhaupt.

Dem Statiſtiker, dem Volkswirthſchaftslehrer ſind die Jahresüberſichten und Geſchäftsberichte der Verſicherungsorgane eine wichtige Quelle für eingehende Forſchungen, dem Juriſten öffnet ſich der Blick in das bunte Getriebe unſeres Erwerbslebens und in die eigenartigen Verhältniſſe der einzelnen Beſchäftigten, er lernt die Grenzlinien zwiſchen den Arbeitgebern, den Zwiſchenunternehmeen, den Betriebsaufſehern, den techniſch geſchulten und den gewöhnlichen Hülfskräften, den Hausinduſtriellen und Heimarbeitern erkennen, ihm erwächſt die Aufgabe, dafür zu ſorgen, daß die Anwendung der wohlgemeinten Geſetze nun auch wirklich dem Geiſte entſpreche, in welchem ſie erlaſſen wurden, und ſo bietet ſich oft Gelegenheit, dem rechtsunkundigen, ungewandten Arbeiter, der in ſeiner Noth nicht aus noch ein weiß, helfend und berathend zur Seite zu ſtehen.

Etwas allerdings bleibt dabei zu wünſchen übrig: eine Vereinfachung der Arbeiterverſicherung einerſeits, einer Ausdehnung derſelben andererſeits auf alle Betriebe, die noch nicht von ihr erfaßt werden. Das eine wird nicht gut ohne das andere erfolgen können, wenn man ſich nicht auf halbe Arbeit beſchränken will.

In der Krankenverſicherung ſtehen, wie wir ſehen, vielerwärts noch die land- und forſtwirthſchaftlichen Arbeiter und die Dienſtboten außerhalb des Fürſorgezwanges, ebenſo die Hausinduſtriellen, die ſtaatlichen, die ſtädtiſchen Hülfsarbeiter u. ſ. w.

Die Unfallverſicherung bedarf dringend der Ausdehnung auf das Handwerk, den Handel, die Haushaltungen und die behördlich beſchäftigten Perſonen. Wenn ein Dienſtmädchen durch Sturz beim Fenſterputzen ſich ſchwer verletzt und zeitlebens nicht wieder ganz geſund wird, ſo fehlt es an jeder inneren Berechtigung, weshalb nicht auch ſie die Unfallrente haben ſollte; und ebenſo unhaltbar ſcheint es auf die Dauer, daß der Schloſſergeſelle, dem bei der Arbeit ſeines Handwerkes ein Eiſenſtückchen ins Auge fliegt, dafür nicht entſchädigt werden kann, wenn er nicht in einer Fabrik oder Bauſchloſſerei thätig war.

Die Invalidenverſicherung hat ja im allgemeinen wohl den weiteſten Umfang. Aber bei ihr wie bei den andern Verſicherungen wäre vom Standpunkte einer geſunden Mittelſtandspolitik aus auch die obligatoriſche Einbeziehung der Unternehmer von Kleinbetrieben ſehr ernſtlich zu erwägen, da mit dem Rechte freiwilliger Betheiligung an den Verſicherungseinrichtungen praktiſch verſchwindend wenig erreicht wird: denn läßt man die Sache gehen wie ſie geht, dann beſinnen ſich die meiſten Leute auf die Verſicherung erſt dann, wenn es ſchon zu ſpät iſt.

Am beſten dazu geeignet, die übrigen Verſicherungen in ſich aufzunehmen, iſt die Invalidenverſicherung, deren überſichtliche Organiſation gegen diejenige der Berufsgenoſſenſchaften den Vor-

zug verdient, weil auch die Arbeiterſchaft an der Beitragsleiſtung und der Verwaltung gleichmäßig Antheil hat, und weil Beamte des Staates an ihrer Spitze ſtehen.

Ein Zweig der Arbeiterverſicherung wird dann wohl erſt zur vollen Entwickelung gelangen können, der jetzt nur bei der Fürſorge gelegentlich eines Unfalles in Betracht kommt: die Unterſtützung der Witwen und Waiſen aller Arbeiter, die erfolgen müßte, ohne Unterſchied, ob deren Tod durch ein plötzliches Unglück im Betriebe, durch Krankheiten, durch allmählich aufreibende Thätigkeit oder andere Urſachen eingetreten iſt.

Erſt wenn dies Ziel erreicht iſt, wird das Programm der kaiſerlichen Botſchaft von 1881 erfüllt ſein.

Es iſt neben dem Ueberblick über die bisherigen Ergebniſſe ein weiter Ausblick, die wir auf die fernere Geſtaltung der Arbeiterverſicherung geworfen haben.

Bei allem Streben nach ausreichender Entſchädigung der arbeitenden Bevölkerung für die wirthſchaftlichen Gefahren, denen ſie ausgeſetzt iſt, wollen wir nicht vergeſſen, daß die Wurzel vieler Uebelſtände an anderer Stelle ſich befindet. Die vorbeugende Volksgeſundheitspflege muß Hand in Hand mit der Arbeiterverſicherung gehen, der Arbeiterſchutz und ſeine Bedeutung muß fortgeſetzt mit Nachdruck betont werden, damit in beſonders gefährlichen Betrieben die unbedingt nöthigen Maßregeln zur Bekämpfung drohender Krankheiten und Unglücksfälle getroffen, und damit ganz allgemein die Arbeiter vor übermäßiger Anſtrengung und frühzeitigem Verbrauch ihrer Kräfte bewahrt werden.

Sehr erfreuliche Erfolge haben auf dieſem Gebiete die Berufsgenoſſenſchaften mit ihren Vorſchriften zur Verhütung von Unfällen erzielt; ebenſo die Verſicherungsanſtalten mit der Förderung des Baues von Arbeiterwohnungen durch billige Hypotheken; auch von der Thätigkeit der Fabrik- und Gewerbe-Inſpektoren, von den Anordnungen des Bundesraths, der einzelnen

Landesregierungen und der Polizeibehörden über die Einrichtung der Betriebe, die Beſchaffenheit der Arbeiterkaſernen und Schlafgängerwohnungen, über die Beſchränkung der Frauen- und Kinderarbeit läßt ſich viel Gutes erwarten, falls man den einmal als richtig erkannten Kurs, unbeeinflußt durch Gegenſtrömungen, mit Eifer weiter verfolgt.

Wenn Jeder fernerhin an ſeinem Platze ſoviel als angängig für das geſundheitliche Wohlergehen des Arbeiterſtandes thut, und wenn die Ueberzeugung von der Bedeutung und dem Nutzen unſerer deutſchen Arbeiterverſicherung, wie ich hoffe, in immer weiteren Kreiſen Eingang findet, dann wird unſer liebes Vaterland eine weſentliche Kräftigung in ſeinen Grundfeſten erfahren, zum Heile für das geiſtige und leibliche Wohl der arbeitenden Bevölkerung, zum Nutzen für die Erhaltung unſerer Wehrkraft und unſerer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte, zum Segen für die Wahrung unſeres Friedens nach außen wie nach innen.

# Bei den Mönchen auf dem Athos.

Von

**Otto Kern,**
a. o. Professor in Rostock.

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
**1898.**

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Wer auf dem thrakiſchen Meere von der dürren, kahlen Hephaiſtosinſel Lemnos nach der Marmorinſel Thaſos hinüberfährt, auf der die Fichten grünen, wie in unſeren deutſchen Wäldern, der ſieht rechts und links von ſeinem einſamen Boot aus zwei hohe Bergkegel in den dunkelblauen Himmel ragen, die ihn wie zwei mächtige Wahrzeichen zu begleiten ſcheinen.[1] Links erhebt ſich auf der öſtlichen Landzunge der Chalkidike bis zu einer Höhe von faſt 2000 Metern der Athos; rechts liegt die hohe Felswarte von Samothrake, von der aus Poſeidon nach dem Lied des homeriſchen Sängers auf die Kämpfe der Griechen und Troer um Ilion herabſieht. Beide Berge bedeuten zwei Markſteine in der Geſchichte der Religion. Unzählige Pilgerſchiffe haben die Fluthen des thrakiſchen Meeres durchkreuzt, — und es wird noch Jahrhunderte dauern, bis dem Athos die Bedeutung genommen wird, der Hort der griechiſch-orthodoxen Chriſtenheit zu ſein. Daran hat auch die Herrſchaft der Türken nichts ändern können: ſeit länger als einem Jahrtauſend iſt der Athos das Hagion Oros, der heilige Berg. Samothrake freilich iſt verödet. Wer es heute betritt, findet ein verlaſſenes Eiland, von wenigen Menſchen bewohnt, die hier nothdürftig ihr Leben friſten, ſich aber einer ſchon im Alterthum ſprichwörtlichen Geſundheit erfreuen. In dem romantiſchen, üppig wuchernden Geſtrüpp, das die geringen Trümmer des berühmten Kabirenheiligthums umgiebt, findet ſich der Wanderer

ſchwer zurecht. Es gehört Wiſſen und Phantaſie dazu, ſich auf den durch zwei öſterreichiſche Expeditionen wieder aufgedeckten Ruinen klar zu machen, daß hier namentlich in der Zeit nach Alexander dem Großen ein frommer Myſteriendienſt geblüht hat, zu dem aus allen Ländern und Städten griechiſcher Zunge die Frommen herankamen, um den Weihen der großen Götter, der Kabiren, beizuwohnen. Der ſtolze Berg von Samothrake, der heilige Hain an ſeinem Fuße mit dem wundervollen Ausblick über Platanenwaldung und Meer nach den thrakiſchen Bergen hin hat ſeine Bedeutung verloren; kein Pilgerſchiff landet mehr an ſeinen ſteinigten Ufern: ſein religiöſes Leben iſt verrauſcht für alle Zeiten. Deſto feſter hält der andere Bergrieſe, der ihm gegenüberliegt, an ſeiner heiligen Tradition.

Vom Berge Athos möchte ich hier den Leſern erzählen, ſie für eine Weile der Gegenwart entreißen und ihnen ein noch heute lebensvolles Stück Mittelalter zeigen, wie es ſich erhalten hat in der alten, ſtarren, urſprünglichen Form, unberührt von dem Strom der Jahrhunderte. Die Wellen des ewigen Meeres beſpülen den Athos wie damals, als an ſeinem Abhange der heilige Athanaſios das erſte Kloſter gründete; die Wellen der geſchichtlichen Entwickelung, die ſonſt alles berühren, heben und mitnehmen, ſind an dieſer Stelle Europas ohne Wirkung geblieben. In den Klöſtern des Athos hat man den Eindruck, als träte man plötzlich in eine andere Welt ein, in eine Periode, die lange Jahrhunderte hinter uns liegt, in dem Dämmerlicht des frühen Mittelalters.

Der Athos liegt in ſtolzer Einſamkeit, fern von allem Verkehr, weltabgewandt. Die großen Dampferlinien berühren den Ort Dafni nicht, an dem man den heiligen Berg zu betreten pflegt. Kleine Lokaldampfer legen wohl hier und da an; aber meiſt ſind es Segelboote, Pilgerſchiffe, welche die Frommen nach den einzelnen Klöſtern bringen, in denen ſie oft ihr ganz

dem Götterdienſt gewidmetes Leben beſchließen. Der große Schwarm der Reiſenden kommt nicht hierher; dieſe heilige Einſamkeit wird kein Stangen oder Rieſel jemals ſtören. Nur beſondere Fügungen bringen einem Fremdgläubigen den Beſuch des Athos. Der Eintritt in das Gebiet der Athosmönche wird uns erſchwert. Es bedarf der direkten Empfehlung des Patriarchen in Konſtantinopel. Der Grund der Reiſe muß genau angegeben werden, und mit dem Schreiben des Patriarchen verſehen, muß man vor die heilige Synode treten und Zweck und Abſicht ſeines Aufenthalts auseinanderſetzen.

Vor fünf Jahren, in den erſten Tagen des Auguſt, betrat ich die Athoshalbinſel, um im Auftrage der Berliner Akademie eine Handſchrift des Kirchenvaters Hippolytos zu unterſuchen, die in dem Kloſter Vatopädi der verdiente Theologe Philipp Meyer, früher Prediger der deutſchen evangeliſchen Gemeinde in Smyrna, entdeckt hatte.[2] Sechs Wochen bin ich auf dem Athos geweſen, in verſchiedenen Klöſtern, die letzten acht Tage in Gemeinſchaft mit dem damaligen Generalkonſul von Smyrna, Herrn Dr. Stannius, in deſſen Vaterſtadt ich mit beſonderer Freude von dem Aufenthalt bei den Mönchen des Athos erzähle, weil dieſer ſchöne Beziehungen zwiſchen uns weiter pflegte, die das gaſtliche Konſulatshaus in Smyrna, die Ausgrabungen von Magneſia am Mäander und die gemeinſame, herzliche Verehrung für unſeren großen Landsmann, den unvergeßlichen Karl Humann, geknüpft hatten.

Reſte des klaſſiſchen Alterthums kann man auf dem Athos kaum erwarten; eine nichtsſagende Inſchrift, ein ſpätrömiſches Grabrelief im Kloſter der Iberer ſind eigentlich alles, was ich geſehen. Der Traum, in den reichen Kloſterbibliotheken die Reſte der griechiſchen Lyriker oder die Komödien des Menandros wiederzufinden, iſt verflogen: der Wüſtenſand Aegyptens, aus dem jetzt alljährlich neue, ungeahnte Schätze gehoben werden und der

uns eben die Gedichte des Bakchylides wiedergeſchenkt hat, iſt die beſte Bibliothek, für die Alterthumsſtudien unendlich wichtiger, als alle Bibliotheken des Athos zuſammengenommen. Denn faſt alle wirklich bedeutenden Handſchriften griechiſcher Schriftſteller, die es auf dem Athos im Mittelalter ohne Frage gegeben hat, ſind jetzt verſchwunden; zu günſtiger Stunde haben ſie die Ruſſen nach Moskau,[3] die Franzoſen nach Paris entführt.

Im Alterthume hat die Athoshalbinſel niemals eine große Rolle geſpielt, die größte damals, als die ſtolze Flotte des Mardonios an ihren Felswänden zerſchellte und die Ufer Makedoniens mit Tauſenden von Perſerleichen bedeckt waren. Berühmt iſt dann der Kanal geworden, den Xerxes an der ſchmalſten Stelle der Halbinſel anlegen ließ, um eine zweite derartige Kataſtrophe zu verhindern. Ob dieſer Kanal je ganz fertig geworden iſt, weiß man nicht. Die Spuren, die man heute von ihm ſieht, ſcheinen gering zu ſein. Lange Zeit iſt der Athos von Nichthellenen bewohnt geweſen, und im Gegenſatz zu den beiden anderen Zungen der Chalkidike, — großes ſtädtiſches Leben hat hier in dem meiſt unwegſamen Waldgebirge nie geherrſcht. Die Städte, deren Namen wir hören, haben nur lokale Bedeutung gehabt und ſind mit Olynth, Potidaia, Torone nicht zu vergleichen. Sie werden meiſt da gelegen haben, wo heute die Klöſter ſtehen, über die ganze Halbinſel verſtreut. Die Klöſter Vatopädi und Iviron zeichnen ſich noch heute durch eine ſo vortreffliche, natürliche Hafenanlage aus, daß man es ſchwer begreifen könnte, wenn das für jeden Vortheil, den die Natur bietet, ſo vorzüglich geſchulte Auge der Alten hier achtlos vorbeigeſchweift wäre. Auch ein religiöſes Centrum iſt der Athos niemals im Alterthum geweſen. Nur befand ſich auf ſeiner Höhe ein Altar des Zeus, wie auf den meiſten hohen Bergen Griechenlands, und als Sitz des Zeus kennt ihn auch

ſchon Aiſchylos in der grandioſen Rede der Klytaimeſtra, in der ſie die hellleuchtende Fackelpoſt ſchildert, die den Fall von Troia, von Berg zu Berg, bis zu dem Königspalaſt in Mykenai verkündigt. Als anekdotenhafte Erzählung aber ſtreichen wir wohlgemuth die Nachricht, daß einmal das Projekt aufgetaucht ſein ſoll, den Athos in eine Koloſſalſtatue Alexanders des Großen umzugeſtalten, und damit iſt wohl das Weſentlichſte geſagt, was wir über die Bedeutung des Athos im griechiſchen Alterthum wiſſen.

Eine Geſchichte der Athosklöſter, eine Entwickelung des Mönchsthums in ihnen, wenn man hier überhaupt von einer Entwickelung ſprechen darf, kann ich nicht geben. Ich müßte da aus Büchern ſchöpfen, würde überall im Dunklen tappen und nur Abgeleitetes bringen, weil mir hier die Kenntniſſe fehlen. Was für die Geſchichte der chriſtlichen Kultur hier zu lernen iſt, muß einmal ein Berufener ſchildern. Für meine Aufgabe betrachte ich es, aus meinen Aufzeichnungen das zuſammenzuſtellen, was von weiterem kulturgeſchichtlichen Intereſſe iſt, und die Folgerungen daran anzuknüpfen, die mir für den heidniſch-griechiſchen Kultus unabweislich ſcheinen. Denn auch ein Alterthumsforſcher findet auf dem Athos ſeine Rechnung, wenn er ſich nur entſchließt, den Blick von den alten Steinen und Büchern wegzuwenden zu dem Leben, das ihn umgiebt, und überzeugt iſt, daß es Dinge giebt, die niemals ganz untergehen, die in anderen Formen, aber oft ebenſo kräftig wiederauftauchen — in dem Wechſel der Zeiten.

Auf der Kuppe des Athos, der, ein ſteiler Marmorkegel, die äußerſte Südſpitze der Halbinſel bildet, befindet ſich kein Kloſter. Da oben wohnt kein Menſch, und ſelbſt viele Mönche haben dieſe Höhe nie erſtiegen, treu dem neugriechiſchen Volkscharakter, der jede Anſtrengungen ſcheut, giebt es doch z. B. in der Stadt Bergama viele Leute, die niemals die Burg von

Pergamon erſtiegen haben, die ihnen täglich unmittelbar vor Augen liegt. Auf halber Höhe etwa nahm uns für die Nacht eine kleine ruſſiſche Anſiedelung Kerasiá, das Kirſchendorf, auf, in der mehrere junge Mönche wohnten, die aber die ganze Nacht mit lautem Gebet ausfüllten, ſo daß wir nur ſchwer etwas Schlaf finden konnten. Am nächſten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, machten ſich Herr Generalkonſul Stannius und ich auf den Weg, begleitet von einem Laienbruder, der uns führte. Zuerſt ging es hinauf durch wundervolle Waldungen noch von verſchiedenem Gehölz, hier und da vorbei an einer zackigen Felsnaſe, — dann gelangten wir zu einem Hauſe, das völlig leer ſtand, auf einem wundervollen, freien Platze erbaut, von dem der Blick auf das tief unter uns liegende Meer fällt. Hier wohnt kein Mönch mehr; unſer Führer aber fand es gut, hier auf die weitere Begleitung zu verzichten und wies uns als auf ein nahes Ziel auf die über uns liegende Athosſpitze hin, die von einer kleinen Kapelle gekrönt iſt. Der Weg wurde immer mühſamer, die Vegetation immer ſpärlicher. Das Geröll der Marmorſplitter gab unſeren Füßen keinen Halt. Endlich waren wir oben, wo es eiſig kalt war. Tief unter uns lag das Meer, an dem das Gedächtniß der Perſer für alle Zeiten haften wird, und in ihm, leider von Nebel faſt ganz umhüllt, die vier Inſeln des thrakiſchen Meeres, am meiſten kenntlich und hervorſtechend die Bergkuppe von Samothrake. Die Kapelle der Panagia, zu der einmal im Jahre, am 6. Auguſt, eine beſchwerliche Wallfahrt ſtattfindet, macht einen armſeligen Eindruck; ohne jeden Schmuck, vernachläſſigt, kalt, öde. Wir eilten aus dem kellerartigen Raume bald wieder heraus und ſetzten uns auf einen Felſen nieder, den Blick nach Norden gewandt, um die ganze Halbinſel, ſoweit es der Nebel zuließ, zu überſchauen. In einigen Schlüften lag noch Schnee; ſonſt waren es meiſt die mit Wäldern bedeckten Höhen, auf die unſer

Blick fiel, welche die ganze Halbinsel von Norden nach Süden durchziehen und hier in dem steilen Athoskegel, auf dem wir saßen, ihren imponirenden Abschluß finden. An einzelnen Stellen leuchtete ein weißer Flecken auf, die Gebäude eines der zwanzig Klöster, die, auf beide Seiten der Halbinsel vertheilt, bald dicht am Meere, bald im Grün der Wälder versteckt auf den Höhen liegen. Bei klarem Wetter muß man hier alles überschauen und weit nach Makedonien hinüberblicken können. Für mich war diese Besteigung des Gipfels fast der Endpunkt meiner Reise, für Generalkonsul Stannius der Anfang seines mehrtägigen Aufenthalts bei den Mönchen.

Einundzwanzig Klöster zählt die Mönchsrepublik, abgesehen von zahlreichen Einsiedeleien und Filialen der großen Klöster, in denen meist die Mönche wohnen, denen die Bestellung des Ackers als ihre Arbeit zugefallen ist. Siebzehn Klöster gehören den Griechen; eines, das neueste und prächtigste, nicht weit vom Landungsplatz Dafni, den Russen; je eins den Serben, Rumänen und Bulgaren. Man schätzt die Zahl der in den verschiedenen Klöstern lebenden Mönche auf dreitausend und auf ebensoviel Laienbrüder, Kosmiki, die den Mönchen die gewöhnlichen Geschäfte abnehmen. Denn der griechische Mönch, wenigstens der vornehmere in den großen Klöstern, lebt nur dem Gottesdienste und dem Nichtsthun. Den Sinn von Goethes Wort: „Des echten Mannes wahre Feier ist die That" würde ein Athosmönch nie verstehen. Früher ist das vielleicht anders gewesen, als hier die Klosterbibliotheken entstanden, als die Mönche heilige und profane Werke ihrer Vorfahren eifrig abschrieben, um damit ihre Sammlungen zu füllen. Von geringen Ausnahmen abgesehen, habe ich wissenschaftlichen Eifer auf dem Athos nicht entdecken können; ja gleich an dem ersten Tage meines Aufenthalts in Vatopädi trat mir ein Beispiel häßlicher Gewinnsucht entgegen, indem mir ein junger Mönch eine aller-

dings sehr junge Handschrift des Neuen Testaments zum Kauf anbot, die er aus den Falten seines weiten, schwarzen Gewandes zusammen mit einigen römischen Münzen in aller Heimlichkeit hervorholte. Man darf sich überhaupt nicht der Erwartung hingeben, hier auf dem Athos lauter abgeklärte Menschen zu finden, die in seine Waldeinsamkeit geflüchtet sind, um den Gottesfrieden zu finden, den die laute Welt nicht giebt. Sehr verschiedene Erscheinungen begegnen uns, ehrwürdige Gestalten, die uns mit tiefer Ehrfurcht erfüllen, und deren kreideweißen, knochigen, ernsten Gesichtern man es ansieht, daß ein Leben hinter ihnen liegt, welches von frühen Mannesjahren an ausgefüllt war durch angestrengte Nachtwachen und fortgesetztes Fasten. Neben diesen auch in ihren Klöstern hochverehrten Greisen sehen wir kräftige Männer schreiten, das reiche schwarze Haar in einen Knoten gebunden, weil es das Gesetz verbietet, das Haar je zu scheren. Diesen Männern sieht man es oft an, daß es ihnen nicht leicht wurde, auf die Freuden dieser Welt zu verzichten, daß ihnen der Seelenkampf schwer geworden ist, daß sie nun aber mit heiligem Ernst und wahrer Freude Mönche und Knechte geworden sind. Mancher von diesen hat sich aus einer dunklen, oft schandbefleckten Vergangenheit in die stille Einsamkeit des Athos geflüchtet, um durch Nachtwachen, Fasten und Gebet Fehler und Verbrechen zu sühnen. Auch ganz jugendlichen Mönchen, denen noch kaum der Bart sproßt, begegnet man, darunter manchem, dem das Feuer leidenschaftlicher, inniger Frömmigkeit aus den dunklen Augen leuchtet; aber auch solchen, an deren Aufrichtigkeit man zu zweifeln genöthigt wird, wie an der jenes Mönches in Vatopädi oder an der eines anderen im Kloster Isphigmenu, der sich abmühte, eine in seine Zelle verirrte junge Schwalbe zu Tode zu ängstigen.

Die Bildung der Mönche ist meist eine sehr geringe. Die Mehrzahl thut Tag für Tag das, was das Klostergesetz vor-

ſchreibt. Ein Mehr und ein Weniger giebt es nicht. Die freie Zeit iſt dem Nichtsthun gewidmet. Aber es giebt auch ſehr rühmliche Ausnahmen, zu denen ich vor allem rechne die Bibliothekare der beiden großen Klöſter Laura und Vatopädi, Alexandros und Eugenios, welche die Schätze kennen, die ſie hüten, und deren Namen den Hiſtorikern des Byzantinismus ſeit lange wohlbekannt ſind. Es waren das zwei ehrwürdige Greiſe, deren Kenntniſſe nicht gering waren, und die ſich auch über religiöſe Fragen gern unterhielten. Eugenios zeigte mir in einem Raume der in einem hohen Thurm untergebrachten Bibliothek von Vatopädi eine Ausgabe des kleinen Katechismus: ſeine Augen leuchteten leidenſchaftlich, und der Fanatiker in ihm konnte mir nicht entgehen. Trotzdem war alles, was er ſagte, ſo ausgedrückt, daß es nicht verletzen konnte, daß es mich nur mit Achtung vor der ernſten, religiöſen Ueberzeugung dieſes Greiſes erfüllen konnte.

Zwei Tugenden zieren die Athosmönche, Duldſamkeit und Gaſtfreundſchaft. Wer einmal von der heiligen Synode die Erlaubniß erhalten hat, von Kloſter zu Kloſter zu wandern, der wird überall, wohin er kommt, auch in der abgelegenſten Einſiedelei, mit Freundlichkeit aufgenommen werden. Die Gaſtfreundſchaft iſt eine der wenigen Tugenden, die ſich von den Männern des Alterthums auf die Neugriechen übertragen hat und die gerade in den Klöſtern des Athos geübt wird als ein heiliges, von den Vätern ererbtes Gut. Die Klöſter liegen bald wenig, bald weit voneinander entfernt. Nie aber wird es geſchehen, daß der Fremdling von dem einen zum anderen zu Fuße gehen muß. Ein gutes Pferd wird geſattelt, ein junger Laienbruder wird als Führer bezeichnet, und an dem Thore des Kloſters erſt nimmt der Fremdling von ſeinen Gaſtfreunden Abſchied; ein freundliches *Καλὴν ἀντάμωσιν*, „Auf Wiederſehen", geleitet ihn auf den Weg zu dem anderen Kloſter.

Die Klöſter zerfallen in zwei Klaſſen, in die könobitiſchen und idiorrhythmiſchen. Die könobitiſchen haben ihren Namen daher, daß alle in ihnen wohnenden Mönche gemeinſchaftlich ihre Mahlzeiten einnehmen und daß Niemand beſonderes Vermögen beſitzen darf. Es giebt eine große Kloſterkaſſe, aus der Alle gleichmäßig verſorgt werden. Das Leben iſt hier beſonders ſtreng und feſt geregelt. Kein Fleiſch darf in dieſe Klöſter gebracht werden. Mit derſelben Wehmuth, mit welcher der junge Helmuth von Moltke einſt ſeine letzte Rheinweinflaſche im Euphrat ſchwinden ſah, blickte ich der letzten Fleiſchkonſerve nach, die mein griechiſcher Diener beim Kloſter Isphigmenu verſchwinden ließ, weil er ſich nicht entſchließen konnte, ſie mit ins Kloſter zu nehmen, und mir dabei auf das Entſchiedenſte betonte, daß durch ſie das Kloſter für alle Zeiten entweiht werden würde. Der Aufenthalt in den könobitiſchen Klöſtern gehört gerade nicht zu den behaglichſten Stunden meines Lebens. Es ſcheinen auch meiſt die ärmſten aller Klöſter zu ſein. Die Koſt iſt mager; den feurigen Athoswein vermißt man beſonders ſchmerzlich. Hier leben die Mönche nur von Waſſer, Brot und Gemüſe. Isphigmenu war das erſte von mir betretene Kloſter, und als ich die ſchwindlichte, morſche Treppe in das Fremdenzimmer hinaufgeführt wurde, konnten meine Erwartungen nicht hoch geſpannt ſein. Als ich dann aber des Abends, wie Alles um mich herum in tiefem Schlafe ruhte, von dem hochgelegenen Zimmer hinabſah auf das Meer und weiter hinaus auf die makedoniſchen Berge hinter dem Schlachtfeld von Philippi, von dem ich gekommen war, als da vor mir eine Mondlandſchaft ohne gleichen lag, das böſe thrakiſche Meer ſpiegelglatt und hell beleuchtet von dem glänzenden Sternenhimmel, dieſe Stimmung kann nur eines Dichters Mund ausdrücken, und ſo laſſe ich Childe Harold ſprechen:

„Der Klausner führt ein glücklicheres Leben,
Der einſam dort vom Athos niederſieht,
Er darf am Abend auf der Höhe ſchweben,
An deren Fuß die blaue Welle zieht.
Wem einmal hier ein ſolches Stündlein flieht,
Der wird entzückt auf dieſem Flecke ſäumen
Und ungern ſcheiden aus dem Luſtgebiet
Mit heißem Wunſch, hier bis ans End' zu träumen,
Dann neu umfahn die Welt, die ſchon zerrann zu Schäumen."

Anders als in den könobitiſchen iſt das Leben in den idiorrhythmiſchen Klöſtern geſtaltet. Dieſe Klöſter, darunter die beiden wichtigſten, die heilige Laura, die Gründung des Athanaſios, und Vatopädi, verfügen offenbar über große Reichthümer, und ſie vor allen werden es ſein, die es möglich machen, daß die Mönchsrepublik auf dem Athos der hohen Pforte noch heute einen jährlichen Tribut von etwa 40000 Francs zahlt. In den idiorrhythmiſchen Klöſtern lebt jeder Mönch für ſich allein in ſeiner Zelle, nach ſeinem Wohlgefallen. Nicht *ein* Abt ſteht an der Spitze des Kloſters, wie bei den Könobiten; ſondern mit jedem Jahre wird eine aus drei oder vier Mönchen beſtehende Behörde neugewählt, die namentlich für die Verwaltung der reichen Kloſtergüter Sorge zu tragen hat. Jeder Mönch kleidet und beköſtigt ſich ſelbſt. Die einzelnen Zellen ſehen ganz wohnlich aus. An den Wänden hängen hier und da Bilder, meiſt Ausſchnitte aus illuſtrirten griechiſchen Zeitſchriften, die Porträts des griechiſchen Königs, des Kronprinzen, des ruſſiſchen Kaiſers und ruſſiſcher Großfürſten. Jetzt wird man hier und da wohl auch den Bildern des *deutſchen* Kaiſers begegnen, und zwar ſolchen, die auf Veranlaſſung des Generalkonſuls Stannius ihren Weg auf den Athos gefunden haben. Ganz verſtohlen zeigte mir der alte Eugenios in Vatopädi eine Photographie der Kronprinzeſſin Sophie, die er aus einem Gewahrſam hervorholte. Denn dem weiblichen Geſchlecht iſt der

Zutritt zum Athos verwehrt; ſelbſt die Bilder von Frauen dürfen nicht an den Wänden hängen. An der makedoniſchen Grenze ſtehen Wächter, die darauf achten müſſen, daß kein weibliches Weſen das Reich der Klöſter betrete; auch keine Kuh kein Huhn. Die Eier, welche man mir in der Faſtenzeit als beſondere Freundlichkeit geſtattete, kamen fernher aus makedoniſchen Dörfern. In einem Kloſter wurde mir erzählt, daß vor hundert Jahren eine als Mann verkleidete Engländerin auf den Athos gekommen wäre. Man hätte aber den Trug gemerkt und ſie ergrimmt todtgeſchlagen. Auch die Türken müſſen dies Geſetz achten. Der Paſcha, der in dem Städtchen Karyäs mit wenigen Beamten und Soldaten die Souveränität der Pforte vertritt, darf ſeinen Harem nicht mitbringen. Aber Eines muß ich hervorheben. Als ich mit den Vertretern des Kloſters der Iberer, die mich beſonders herzlich aufgenommen hatten, die letzte Mahlzeit einnahm auf der nach dem weiten, ſtillen Kloſterhof gerichteten Veranda, da hielt der Erzbiſchof mehrere längere Reden, von denen die eine den deutſchen Frauen galt. Das Lob der deutſchen Frau iſt auch in die Einſamkeit der Athosmönche gedrungen. Sonſt iſt der Name Deutſchlands gerade kein beliebter. Denn wie könnte ein Athosmönch je das Kanzlerwort vergeſſen, daß die ganze orientaliſche Frage nicht die Knochen eines pommerſchen Grenadiers werth ſei! Das Wort habe ich in meinen ſechs Athoswochen in mehreren Variationen oft gehört.

Das Centrum der Athoshalbinſel iſt das Städtchen Karyäs, das ſeinen Namen von den Nußbäumen herleitet, die es rings umgeben. Der Athos iſt ſehr reich an den verſchiedenſten Baumarten und Pflanzen und wird deshalb von Botanikern oft beſucht. Neben der Eiche die Platane, neben der Linde der Oelbaum, Kaſtanien, Pinien, Nußbäume, Cypreſſen, blühendes Keuſchlamm, das Lieblingsgewächs der Hera, und überall ein

üppiges Schlinggewächs, auch Epheu, dem man im Orient ſonſt ſelten begegnet. Der etwa zwei Stunden lange Weg von Vatopädi nach Karyäs iſt beſonders herrlich, und wer würde nicht an die Farbengewalt Böcklinſcher Gemälde erinnert, wenn aus dieſem ſchwarzen Dickicht ſich dann plötzlich ein Ausblick bietet auf das dunkelblaue Meer, eben von einer Farbe, wie ſie von allen Malern nur Arnold Böcklin hat nachſchaffen können. Der Ort Karyäs gehört zu dem Merkwürdigſten, was ich in meinen Wanderjahren geſehen habe, und treffend ſind die Worte, die der Verfaſſer der Fragmente aus dem Orient darüber geſchrieben hat: „In Karyäs iſt Niemand zornig, Niemand laut; es iſt wie im Mohnpalaſte des Schlafes.“ Wie ſollte es in dieſer Stadt, in der ſich nur Mönche und einige türkiſche Soldaten aufhalten, auch laut zugehen! Ich durchwandle die lange Straße, an deren beiden Seiten ſich lauter Magazine befinden, in denen die Mönche an beſtimmten Bazartagen das Wenige kaufen, was ſie brauchen. Keine Frauengeſtalt begegnet dem Wanderer, keine mit dem rothen Schleier tief verhüllte Orientalin; keine Kinderſtimme ſchallt an mein Ohr. Fürwahr, dieſe Stadt erſcheint wie der Mohnpalaſt des Schlafes. Sie iſt der Mittelpunkt des Athos. Hier ſoll nach einer Tradition das älteſte Heiligthum gegründet ſein. Die Kirche des Ortes, die durch werthvolle byzantiniſche Malereien ausgezeichnet iſt, führt daher den Namen Protaton. In Karyäs wohnen die Vertreter der Klöſter. Jedes Kloſter hat hier ſeinen palazzo oder κονάκ, wie der Türke ſagt, in dem der ἀντιπρόσωπος wohnt. Dieſe jährlich wechſelnden Vertreter bilden die heilige Synode, die ſich um die inneren Angelegenheiten der einzelnen Klöſter nicht kümmert, aber vor allem die Beziehungen zur Pforte zu regeln hat und gewiſſermaßen äußere Politik treibt. Hier muß jeder Fremde eingeführt werden; hier giebt man den Brief des Patriarchen ab und erhält dafür ein ſummariſches Schreiben, das

an alle Klöſter gerichtet iſt und den Reiſenden der Gaſtfreundſchaft derſelben empfiehlt. Wer neugriechiſch ſprechen kann, muß gewiſſermaßen eine kleine Antrittsrede halten, und wie freuten ſich die ſchwarzgewandeten Geſtalten, die um mich herum an den Wänden ſaßen, als ich für die Werke ihrer großen Ahnen von Herzen eintrat! Sie fanden ſoviel Geſchmack daran, daß wir im Geſpräch faſt die ganze Litteraturgeſchichte durchgingen. Dieſe ἀντιπρόσωποι ſind überhaupt die Gebildetſten der ganzen Mönchsgeſellſchaft. Dazu werden immer die Geſcheidteſten gewählt, die Wahl kann dieſelben auch mehrere Jahre hintereinander treffen. Ich wohnte bei dem Vertreter von Vatopädi, einem wirklich gebildeten Manne, der in ſeiner Jugend auch in Paris geweſen iſt und, was ich nie vergeſſen werde, — einen trefflichen Pariſer Koch hatte, deſſen Speiſen die faſt entſchwundene Erinnerung an europäiſche Genüſſe in mir belebten. Nur einmal an einem Faſtentage war es auch hier ſchlimm, und ich ſehe noch das ſchalkhafte Lächeln meines Gaſtfreundes, als er ſah, mit welcher Todesverachtung ich die in einer Oelſuppe ſchwimmenden Tintenfiſche herunterſchlang.

Keine Kirche lehnt den Gedanken einer Reformation energiſcher ab, als die griechiſch-orthodoxe. Hier gelten die alten Satzungen, unberührt von dem Wechſel der Jahrhunderte. Nirgends wird uns dies aber unmittelbarer vor Augen geführt, als auf dem Athos. In der Nähe von Vatopädi liegt auf einem Hügel die ſtattliche Ruine eines gewaltigen Gebäudes, das an einen türkiſchen Han erinnert. Es ſind die Reſte einer Kloſterſchule, die im achtzehnten Jahrhundert Eugenios Bulgaris gegründet hat, der feingebildete Grieche, der ſich rühmen konnte, zuſammen mit Voltaire an der Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sansſouci theilgenommen zu haben. Er ſuchte zu reformiren durch die Gründung einer großen Kloſterſchule, zu der die Jünglinge aus allen griechiſchen Landen herbeieilten.

Aber er mußte unverrichteter Sache aus Vatopädi abziehen, und heute liegt das ſtolze Gebäude in Trümmern, zerbrochen der Stein mit der Inſchrift, die das Jahr 1757 als Gründungszeit der Schule angiebt und einſt über dem Portal ſtand.

Hier in den Klöſtern des Athos gelten die alten Satzungen; es ſind dieſelben Melodien, in denen die Hymnen erklingen wie vor tauſend Jahren. Man ſieht die alten Pſalterien mit den Noten, die vergilbten Pergamenthandſchriften, die dem Kultus zu Grunde gelegt werden wie damals, als in der abgelegenen Wildniß des Athos die erſten Klöſter gegründet wurden. Darum kann auch der altchriſtliche Kultus nirgends beſſer ſtudirt werden als in dieſen alten Kloſterkirchen, und aus einer ſorgfältigen Betrachtung der ſakralen Gebräuche wird der Kirchenhiſtoriker wohl mehr Gewinn ziehen als aus den handſchriftlichen Aufzeichnungen, die in den Bibliotheken bewahrt werden. Bei jeder Kultushandlung, der man beiwohnt, hat man den Eindruck, daß ſie aus alter, durch Jahrhunderte überlieferter Gewohnheit ſtammt. Die große Gaſtfreundſchaft aber, die dem Fremdling in allen Stücken auf dem Athos geleiſtet wird, ſpricht ſich nirgends ſchöner und ernſter aus als in der Kirche. Die Mönche ſchließen den Andersgläubigen nicht von ihrer Gemeinſchaft aus, ſondern ſie laden ihn zum Eintritt in den Hauptraum der Kirche ein, den während des Gottesdienſtes außer den Prieſtern Niemand betreten darf.

Mein Aufenthalt in Vatopädi fiel in die vierzehntägigen Faſten der Panagia, in die der Mutter Gottes im Monat Auguſt geweihten Feſtwochen. So war mir oft die Gelegenheit gegeben, den Kulthandlungen aus nächſter Nähe, an bevorzugtem Platze beizuwohnen. Sehr lehrreich war mir die Theilnahme an einem feierlichen Nachtgottesdienſt. In tiefer Nacht weckte mich Glockenläuten aus dem Schlafe. An meine Thür klopfte der Mönch, dem für den Aufenthalt in Vatopädi mein leibliches Wohl und

Wehe anvertraut war. Er bedeutete mir, daß die Feier bald beginnen würde. Ueber den dunklen Kloſterhof, in dem viele ſchwarzgekleidete und halbverſchleierte Geſtalten umherzogen, ging ich in die Kirche. Aus der dunklen Nacht trat ich in den hell erleuchteten Raum, in dem die vielen Bilder der Heiligen mit ihrem Gold und ihren Edelſteinen heute beſonderen Eindruck auf mich machten. Alle Kandelaber und Leuchter waren angezündet, die Kirche erſtrahlte in wunderbarem Glanze, und in ihren weiten Räumen ſchritten die dunklen Geſtalten langſam umher oder ſaßen ſchon auf ihren Plätzen, das Prieſterperſonal im Hauptraum, die Mönche und Laienbrüder im Vorraum. Mir war als dem Bekenner einer anderen Religion ein Ehrenplatz angewieſen neben dem Hoheprieſter, der in farbenprächtigem Gewande neben mir ſaß auf einem mit rothen Teppichen geſchmückten Throne, auf dem in früheren Jahrhunderten manch' byzantiniſcher Prinz geſeſſen haben ſoll. In der linken Hand hielt er das Scepter. Schon die Tracht dieſes Prieſters allein, eine wahrhaft königliche Tracht, mußte mich an das Koſtüm der altgriechiſchen Prieſter erinnern. Vor dem Hoheprieſter ſtand, etwa in der Mitte des Raumes, lange Zeit geſenkten Blickes ein junger Mönch, ganz verſchleiert, ſchwarz wie die Nacht. Nur ein kleiner Theil des kreideweißen, durch Faſten und Nachtwachen offenbar ganz abgezehrten Geſichts blickte aus der Gewandung hervor. Nach einer halben Stunde, während der die Prieſter mit näſelnder Stimme ihre Hymnen ſangen und das Weihrauchbecken fortwährend an uns vorübergetragen wurde, winkte der Hoheprieſter, der Mönch küßte ſeine Hand, fiel dreimal nieder auf den prächtigen Moſaikfußboden, bekreuzigte ſich und ſprach dann ein Gebet. Auf meine ſpätere Frage, was dieſe Ceremonie zu bedeuten hätte, erfuhr ich, daß dieſer Mönch geweiht worden ſei, daß er nun Prieſter werden könne. Wie ſollte da einem Kenner der griechiſchen Religion nicht die heilige Nacht der Myſterien in Eleuſis

ins Gedächtniß kommen, da in dem großen Weihetempel, in dem von Säulen dicht belebten Saale der Hierophant die Weihung an den Myſten vollzog, da nach den Zeugniſſen der Alten dort ungeheure Lichteffekte ſtattfanden! Solche Lichteffekte gab es nun auch in jener Nacht. Die gewaltigen Kronleuchter, die von der Kuppel herunterhingen, wurden fortwährend bewegt durch Stricke, welche die Mönche auf und nieder zogen. Ich blieb etwa zwei Stunden in der Nacht da und hörte dem Hymnenſingen mit Andacht zu, und vor mir ſtiegen die Weihrauchdüfte hinauf in den hohen, hellen Raum.

Die Mönche beteten und ſangen während der ganzen Nacht. Auch mein Schlaf währte nicht lange; denn bereits um halb ſechs Uhr weckte mich wieder Papás Klemes. Eine halbe Stunde darauf ertönten die Schläge auf einem ſchmalen Brette vor der Kirche, die zu der großen Liturgie einluden. Jetzt mußten auch alle Greiſe erſcheinen, die vom Nachtgottesdienſt zum Theil entbunden ſind. Der Vorraum der Kirche war dicht gefüllt. Nicht nur ſchwarze Mönche ſtanden in ihm und Laienbrüder. Auch von der gegenüberliegenden Inſel Thaſos waren ſie während der Nacht herübergeſegelt, um der Feier beizuwohnen. Der Hoheprieſter ſaß noch da, an derſelben Stelle, in derſelben ſteifen Haltung. Bald begann die große Liturgie. An dieſer erſchien mir nun als beſonders bedeutungsvoll der Moment, wo der Hoheprieſter aus dem durch Vorhänge abgeſchloſſenen Altarraum, den er kurz vorher betreten hatte, heraustrat und an der Schwelle mit hoch erhobenen Händen das Heilige Buch zeigte. Denn dies Zeigen einer heiligen Sache, die *δεῖξις τῶν ἱερῶν*, bildete einen Haupttheil der eleuſiniſchen Myſterien. Der oberſte, prieſterliche Beamte in Eleuſis, der Hierophant, hat von dieſer Thätigkeit ſeinen Namen, und wer ſich das eleuſiniſche Teleſterion im Geiſte wieder aufbauen kann, den Säulenwald in der Mitte des gewaltigen Saales, ringsherum auf den Stufen ſitzend die Zahl

der Geweihten, den weiten Raum erhellt durch Fackelglanz und bunten Lichterſchein, der wird es nachfühlen können, daß es für ein frommes Griechenherze die weihevollſte Stunde ſeines Lebens war, in der ihm die heiligen Symbole in den Händen des Hierophanten offenbart wurden. Dies Zeigen von heiligen Bildern, Büchern und Reliquien, das auch im römiſch-katholiſchen Kultus eine große Rolle ſpielt, und deſſen mächtigen Eindruck auch der niemals vergeſſen wird, der auf der Treppe von Araceli den Moment erlebt hat, da der verſammelten, tauſendköpfigen Römermenge bei Sonnenuntergang zum letzten Male im Jahre der Bambino gezeigt wird, welcher vom Weihnachtsfeſte an tagelang der Gegenſtand andächtiger Verehrung geweſen iſt, — dies Zeigen hat ſeinen Urſprung in der Handlung des Hierophanten in der heiligen Bucht von Eleuſis. Der griechiſch-orthodoxe Kultus hängt in viel höherem Grade von dem althelleniſchen Ritual ab, als viele heute annehmen.

Alle Religionen des Alterthums überragt an Gehalt und Tiefe die Religion der Myſterien von Eleuſis. Das aufkeimende Chriſtenthum hat mit den Göttinnen von Eleuſis den ſchwerſten Kampf ausgefochten, und erſt als kurz vor Alarichs Einzug in Athen der perſiſche Mithrasdienſt den Kult der beiden hehren Göttinnen, die viel länger als ein Jahrtauſend an der heiligen Bucht gewaltet haben, verdrängt hatte, war es mit dem Anſehen, mit der Würde dieſer Myſterien vorbei, in denen Millionen von Menſchen ihr Seelenheil geſucht und gefunden haben. Nicht die Gothen ſind die Zerſtörer der eleuſiniſchen Religion, ſondern das Myſterienweſen iſt in ſich zerfallen in dem Augenblick, da die alten heiligen Satzungen befleckt waren und ein perſiſcher Gott von einem aus Boiotien ſtammenden Hierophanten bedient wurde. Das Gericht, das die Eleuſinier traf, war ſchwer; wie dann das Heiligthum zerſtört worden iſt, in zügelloſem Fanatismus, ſo daß keine Säule mehr von ſeiner Pracht verkündet, das lehren heut

die wiederaufgedeckten Ruinen, die in ſtrahlendem Sonenglanze daliegen, dicht am Meere, gegenüber den Bergen von Salamis, und die auch ſo noch eine vernehmliche Sprache reden. Aber ehe der Tag des Untergangs kam, hat der altchriſtliche Kultus mit weiſer Berechnung, in dem Bewußtſein, daß die eleuſiniſchen Myſterien eine große geiſtige Macht geweſen ſind, von dem Ritual der Weihen genommen, was in ſein Ceremoniell hineinpaßte. Auf den Klöſtern des Athos, wie auch in vielen römiſch-katholiſchen, verliert der neue Mönch den alten Familiennamen, — auch der Hierophant verlor ſeinen bürgerlichen Namen; es hieß, die Wellen des Meeres hätten ihn weggeſpült. Durch das Waſſer des Poſeidon erhielt er ſeinen neuen Namen. Er wurde durch Waſſer geweiht: das Meer ſpült alle Schuld des Menſchen fort, ſagt die Iphigenie des Euripides. Es iſt geleugnet worden, daß der althelleniſche Gottesdienſt das Faſten kennt, mit Unrecht und wider die Ueberlieferung. Das Faſten, das gerade auf den Athosklöſtern eine ganz beſondere, uns nach ſeiner Ausdehnung kaum verſtändliche Bedeutung hat, ſpielte eine große Rolle auch in Eleuſis. Dem Schauen der heiligen Symbole ging ein Faſten voraus, wahrſcheinlich am Tage, wie auch heut noch die Bekenner des Islams während des Ramaſâns nur am Tage faſten, und ſofort, wenn von den Minarehs der Imâm Feierabend verkündet und das Gebet an Allah vollendet iſt, ihre Mahlzeit einnehmen und dann faſt die ganze Nacht mit Schmauſen, Geſang und Luſtbarkeit verbringen. Das Faſten iſt auch eine wichtige kultliche Handlung, hier auf dem Athos, wie dort im griechiſchen Alterthum bei den Eleuſiniern.

Auch im Kloſter der Iberer konnte ich einer Ceremonie beiwohnen, die ihre Analogie im Alterthum hat. In der Mittagsſtunde war ich den ſteilen Bergweg von dem Städtchen Karyaes nach Iviron hinabgeritten, in großer Sonnengluth. Im Kloſter herrſchte tiefſte Stille; die Mönche hielten Mittagsſchlaf. All-

mählich aber wachten die Leute auf; ein Greis hieß mich mit ein paar Brocken Italieniſch willkommen und gab mir dann einen jungen Mönch als Führer mit, der mich im Kloſter orientiren ſollte. Wir durchſchritten den weiten, leeren Raum zur Kloſterkirche, aus der gerade das Muttergottesbild in feierlicher Prozeſſion nach einer Kapelle getragen wurde. Die Glocken läuteten; die Prieſter ſchritten voran in langen, gelben Gewändern; ein Prieſter trug das goldbedeckte Muttergottesbild heraus. In langer Reihe folgten die Mönche. Aber ſie blieben alle vor der Kapelle ſtehen. Nur die Prieſter ſchritten hinein und ſtellten das Bild der Panagia unter vielen Gebeten an ſeinen Platz, an dem es bis zu dem nächſten großen Feſt verbleibt. Auch dieſer Brauch iſt antik, auch dieſer führt uns vom Athos nach Eleuſis. In langem Zuge wurde an einem Septemberabende in jedem Jahre das Bild des Gottes Jakchos nach Eleuſis getragen, geleitet von der jungen, waffenfähigen Mannſchaft, die hier den Ehrendienſt hatte. Vier Stunden lang, an vielen Heiligthümern vorbei, ging es auf der heiligen Straße von Athen nach Eleuſis, unter feierlichem Hymnenklang, aber hie und da auch mit neckiſchen Geſängen. Das Bild des Gottes wurde dann feierlich von dem Prieſterperſonal empfangen, wundervolle Geſänge ertönten, die Euripides und Ariſtophanes nachgedichtet haben, und es begann die erſte, dem Fremdling Jakchos geweihte, heilige Nacht. Nach der Beendigung der ganzen Myſterienfeier wurde dann das Bild des Jakchos wieder nach Athen zurückgebracht, wo es im Jakcheion ſeinen Platz hatte. Wir wiſſen nichts von den dabei geübten Ceremonien; aber viel anders als bei jener Panagiaprozeſſion im Kloſter der Iberer wird es da auch nicht zugegangen ſein.

Es wäre gewiß lehrreich, wenn ein Forſcher ſich einmal zur Weihnachtszeit in die Einſamkeit der Athosmönche begäbe und genau beobachtete, unter welchen Riten dort die Geburt Chriſti,

die *Χριστούγονα*, gefeiert wird. Denn die Vermuthung liegt ſehr nahe, daß ſich auch da Reſte vom eleuſiniſchen Kultceremoniell erhalten haben. An dem Myſterienfeſt wurden in einer der Nächte auch heilige Dramen aufgeführt, von deren Inhalt wir leider ſehr wenig wiſſen und von deren Beziehung zu der im Dionyſoskult entſtandenen Tragödie wir gar nichts ſagen können. Aber wir wiſſen doch, daß die Myſten durch die Darſtellung von religiöſen Dramen in eine geſteigerte Illuſion verſetzt wurden. Man nimmt gewöhnlich an, daß es ſich hier nur um pantomimiſche Aufführungen handle. Sicher bezeugt iſt die Begleitung des heiligen Dramas durch Hymnen, die der Hierophant ſang, deſſen ſchöne, klangvolle Stimme oft gerühmt wird. Der Kirchenvater Hippolytos hat uns noch ein Wort aufbewahrt, das der Hierophant während der heiligen Nacht in dem durch Fackelglanz hell erleuchteten Raume laut gerufen haben ſoll: „Einen heiligen Knaben hat die Hehre geboren, den Brimos die Brimo.“ Mit Brimos kann nur Jakchos, mit Brimo nur Demeter gemeint ſein, die unter dieſem Namen auch ſonſt verehrt wird. Es war alſo in einer Scene des heiligen Dramas aller Wahrſcheinlichkeit nach die Geburt des Jakchoskindes dargeſtellt, und es ſcheint ſo, daß ſich ein Nachklang davon auf einer vor mehreren Jahren auf der Inſel Rhodos gefundenen, jetzt in Konſtantinopel befindlichen, leider noch immer nicht veröffentlichten Vaſe erhalten hat. Iſt alſo für die eleuſiniſchen Myſterien die Darſtellung der Geburt eines göttlichen Kindes bezeugt, ſo liegt es nahe anzunehmen, daß der griechiſch-orthodoxe Kultus in den die Geburt Chriſti betreffenden Ceremonien von jener eleuſiniſchen beeinflußt iſt. Wohl würde ſich alſo ein Beſuch des Athos zur Weihnachtszeit lohnen. Aber während des Winters ſoll es da in den Klöſtern für einen Nordländer ganz unerträglich ſein. Mächtige Gießbäche ſtürzen von den Felſen herunter und zerſtören alljährlich das die Klöſter umgebende Gelände. Die Kommunikation

zwiſchen den einzelnen Klöſtern iſt aufgehoben, und noch weniger als ſonſt kommen die Mönche aus ihren Behauſungen heraus. Mein greiſer Freund, der Bibliothekar Eugenios, hat die durch einen reißenden Gießbach angerichtete Zerſtörung im Gebiet von Vatopädi in einem längeren Gedicht beſungen und mir unter anderen gleichartigen Poëmen als Erinnerungsgabe mitgegeben.[4]

Eine Geſchichte der griechiſchen Religion müßte mit einer Darſtellung des Kultceremoniells ſchließen, wie es ſich aus dem Alterthum erhalten hat und in den griechiſchen und ruſſiſchen Kirchen fortlebt bis auf unſere Tage. Wem klingt das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ nicht in den Ohren, wenn er von dem Ruf des Hierophanten über Brimo, die den Brimos gebar, heute hört, und wer kann leugnen, daß der Kultus hier abhängig iſt von den Riten der heidniſch-griechiſchen Kirche. Dieſe Auffaſſung berührt unſeren proteſtantiſchen Glauben und unſer Dogma nicht, — aber ſie weiſt den Weg nach Rom und nach dem Athos. Es iſt feſtgeſtellt, daß die Verehrung der Madonna von dem fünften Jahrhundert n. Chr. an einen immer ſteigenden Aufſchwung nimmt, alſo gerade in der Zeit, da das Myſterienweſen in Trümmer ging, da es zu Ende war mit der Herrlichkeit in der Bucht von Eleuſis. Alles Lebensfähige aber, alles, was zum Herzen der Menſchen ſprach, haben die klugen Prieſter des Chriſtenthums für ihren Kultus verwandt, — kleine und große Züge, — und das Mächtigſte, Wichtigſte war doch, daß ſie die Madonna bereits vorfanden, die Mutter mit dem Kinde an ihrer Bruſt, und ſo iſt von den elendeſten kleinſten Terrakotten, die eine Frau darſtellen, wie ſie ein Kindlein auf den Armen trägt, und von der Eirene des Kephiſodots, der demetergleichen Friedensgöttin, eine einzige Entwickelung bis zu den Heiligenbildern der griechiſch- und römiſch-katholiſchen Kirche und bis zu den Madonnen Raffaels und weiter bis in unſere Tage. Wer die in den katholiſchen Kirchen aufbewahrten Heiligenbilder ſieht, mit

ihrem Schmuck aus Goldblech, mit den Gewändern, die sie an Festestagen erhalten, der muß sich erinnern an das Kultbild des Alterthums. Die methodische Forschung hat hier noch kaum angesetzt, und es wäre eine allerdings nur in Griechenland und Italien auszuführende, verheißungsvolle Aufgabe, wenn ein Kunsthistoriker, der auch Geschichte und Religion kennt, energisch und vorurtheilslos an die Arbeit ginge, das antike Gut in den Bildern des Byzantinismus und der Renaissance aufzuzeigen. Die bekannte Darstellung der Geburt Christi z. B., die in den verschiedensten Variationen sich in den Werken der Renaissance findet, ist ein den Alterthumsforschern wohlbekannter Typus. Die geschichtliche Entwickelung ist ungehemmt ihren Lauf gegangen. Oft scheint es freilich, daß sie unterbrochen ist. Etwas Neues scheint aufzutauchen. Aber es ist demselben Quell entsprungen. In Griechenland giebt es Flüsse, die ganze Strecken lang einen unterirdischen Lauf haben, dann aber mit doppelter Gewalt aus dem Felsen hervorbrechen. Staunend steht der Wanderer davor und betrachtet sie als ein Wunder. Aber es ist kein Wunder, nichts Neues. Es ist derselbe Fluß, vor dem er schon einmal stand. So, ganz genau so geht es auch mit der Wirkung einer großen Religion, wie es die der Mutter von Eleusis, der antiken Madonna gewesen ist. Und weil sie sich an rein menschliche Gefühle wendet, weil sie verheißt, was Aller Sehnsucht und Wunsch ist, darum hat sie gezündet und darum hat sie allein ihren Weg gemacht bis in unsere Zeit.

Schiller hat in seiner akademischen Antrittsrede mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Methode, nach Analogie zu schließen, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel sei. Dieser Grundsatz ist heut allgemein anerkannt, und durch seine Anwendung sind in der Darstellung der Geschichte der Menschheit schon große und bleibende Resultate erzielt. Denn das allgemein Menschliche ändert und wechselt sich nicht.

Wer ſich bemüht, die Geſchichte einer Religion zu verſtehen, ihr Werden, Wachſen und Vergehen, kommt ohne Analogien nicht aus, wobei es zunächſt völlig gleichgültig iſt, ob er den Islam zur Vergleichung heranzieht oder den Glauben der Dakota-Indianer. Aber durch eine Vergleichung des altgriechiſchen und des griechiſch-orthodoxen Kultus müſſen wir für beide Religionen noch ſehr viel mehr lernen, weil hier der geſchichtliche Zuſammenhang nicht zu verkennen iſt. Die helleniſche Religion kennt kein Dogma: ſie wirkt auf ihre Gläubigen durch den Kultus, auf deſſen Ausgeſtaltung ſie den höchſten Werth legt. Selbſt in den Myſterien von Eleuſis, wo man noch am erſten von einer Kirchenbildung im Alterthum ſprechen könnte, war das Weſentliche das Zeigen des Hierophanten, das Schauen der geweihten Menge. In den alten, von Jahrhundert zu Jahrhundert zäh fortgepflanzten Kultformen liegt auch allein die Lebenskraft der griechiſch-orthodoxen Kirche. Von den älteſten Zeiten her war das im heutigen Hellas wohnende Volk an beſtimmte Kultusformen gewöhnt, und es hat von ihnen nicht gelaſſen, auch damals nicht, als eine neue Religion vom Oſten her ihren ſiegreichen Lauf begann.

Was ich hier heute nur andeuten kann, es würde an Beweiskraft und an Deutlichkeit gewinnen, könnte ich noch ſchildern, wie treulich auch das moderne griechiſche Volk in Aberglauben, in Märchen und in Sagen die antike Tradition bewahrt hat, wie dieſelben Spukgeſtalten heut in der Kinderſtube eines attiſchen Bauers walten, wie vor zweitauſend Jahren, als Lamia und Mormo die Schreckbilder der Kinder waren. Selbſt die Namen ſind geblieben. Mit faſt denſelben Gebräuchen wird die Geburt eines Kindes heute in Neugriechenland begrüßt, wie in Althellas. Gewaltige Völkerverſchiebungen haben auch nach der klaſſiſchen Zeit noch in Griechenland ſtattgefunden. Das ſlaviſche Element iſt vom Norden hineingebrochen und hat die meiſten Landſchaften des alten Hellas zu ſeinem Unheil überfluthet. Aber Himmel,

Sonne, Mond und Sterne, Waſſer und Luft, Berge und Höhen ſind dieſelben geblieben, — an ſie knüpfen ſich Sagen und Gebräuche, Aberglaube und Religion an, — und ſolange Homers Sonne da unten noch leuchtet, werden dieſe Spuren des antiken Geiſtes nicht vergehen.

## Anmerkungen.

Dieſer Vortrag iſt am 13. Dezember 1897 in der Aula der Univerſität Roſtock gehalten worden. Ich habe nur hier und da einiges hinzugefügt, was auszuſprechen die Kürze der Zeit nicht erlaubte. In ausführlicherer, die perſönlichen Erlebniſſe mehr hervorhebender Darſtellung habe ich über meinen Aufenthalt auf dem Athos in der „Voſſiſchen Zeitung", Auguſt 1894, berichtet. In dem Vortrage kam es mir vor allem darauf an, die Beziehungen des altchriſtlichen Kults zu dem griechiſch-römiſchen aus Autopſie zu betonen, ohne ihn mit gelehrtem Ballaſt zu beſchweren, was einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleibt. Ich werde dann auch das reiche Material zu verwerthen ſuchen, was in Tredes vierbändigem Werk über das Heidenthum in der römiſchen Kirche aufgeſpeichert liegt, über das W. Kroll in dieſer Sammlung, Heft 278 (Antiker Aberglaube), S. 43 zu hart geurtheilt hat. Die moderne Litteratur über den Einfluß des antiken Myſterienweſens auf das Chriſtenthum habe ich für dieſen Zweck mit Abſicht nicht berückſichtigt. H. Uſeners bahnbrechende religionsgeſchichtliche Unterſuchungen hier noch beſonders zu erwähnen, wird heute kaum mehr nöthig ſein.

[1] Darüber vergl. auch Alexander Conzes Reiſe auf den Inſeln des thrakiſchen Meeres. Hannover 1860. S. 45.

[2] Jetzt benutzt in der im Auftrage der Akademie von N. Bonwetſch beſorgten Ausgabe des Danielkommentars von Hippolytos. Leipzig 1896. Vergl. S. VI.

[3] Die in Moskau befindliche wichtige Handſchrift des Periegeten Pauſanias ſtammt z. B. aus dem Kloſter der Iberer (Iviron), was die neueſten Herausgeber des Pauſanias nicht erkannt haben.

[4] Das Büchlein führt den Titel: *Περιγραφὴ ἐμμέτρος τῆς ἐν Ἄθῳ ἱερᾶς καὶ σεβασμίας μεγίστης λαύρας τοῦ Βατοπεδίου φιλοπονηθεῖσα ὑπὸ Εὐγενίου μονάχου Βατοπεδινοῦ Σαμοΐν. Ἐν Ἀθήναις ἐκ τοῦ τυπογραφείου Ἀλεξ. Παπαγεωργίου* 1891.

[5] Einer der ſchönſten in dieſes Gebiet fallenden Aufſätze iſt der von B. Erdmannsdörffer, „Das Zeitalter der Novelle in Hellas." Preußiſche Jahrbücher XXV (1870), S. 121—141, 283—308.

# Mittelalterliche Volkssagen

## als Ausdruk religiös-politischer Kämpfe.

Von

**Conrad Thuemmel,**
Amtsgerichtsrath in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Wir Kinder der heutigen, an Hülfsmitteln des geiſtigen Verkehrs ſo überreichen Zeit können uns nur ſchwer in die Gedankenſtrömungen jener Zeiten verſetzen, in denen die Arten ſowohl als die Mittel geiſtiger Mittheilung ſo durchaus abweichend waren von denjenigen, die heute unſer tägliches Brot bilden faſt in jeder Beziehung des Einzel- ſowohl wie des öffentlichen Lebens. Die Thatſache an ſich iſt ja unbeſtreitbar, daß es auch in jenen zeitungsloſen Zeiten und ſelbſt in den Jahrhunderten vor Erfindung der Buchdruckerkunſt jene im Volke lebende und wachſende und in ſeinen breiteſten Schichten wurzelnde geiſtige Macht gab, die wir heute mit einem ſehr abgeſchwächten Ausdruck die „öffentliche Meinung“ nennen und die man vielmehr das Denken und Fühlen des Volkes als Ganzes betrachtet, der Volksſeele, nennen ſollte. Daß dieſe außer durch das Mittel der Sprache ſich nur wie durch ein geheimnißvolles Fluidum mittheilenden Empfindungen und Ueberzeugungen ſich nicht wie heute in täglichen, millionenfach verbreiteten Druckerzeugniſſen äußern konnte, bedingte zwar einen langſameren Schritt der Ausbreitung, diente aber ſicherlich auch dazu, ihnen bei langſamerem Wachsthum eine Stärke und Widerſtandskraft gegen entgegenwirkende andere Mächte zu geben, zu deren Dauer und Zähigkeit die oft ſo ſchnell wechſelnden Anſchauungen unſerer immer ſchneller lebenden Zeit kaum ein Gegenſtück liefern dürften.

Allerdings hatten jene Zeiten, wenn wir im besonderen hier auf die des früheſten germaniſchen Mittelalters ſehen wollen, ganz unverhältnißmäßig ſchwerere Arbeit als die heutige. Denn das Suchen nach dem Neuen, welches gerade unſere neueſte Zeit auf faſt allen Gebieten des geiſtigen Lebens kennzeichnet, verhält ſich wie ein leichter und angenehmer Spaziergang zum Stromaufwärtsziehen ſchwerer Schiffsfahrzeuge gegenüber der Aufgabe, ſich mit einem aufgedrungenen Neuen auf allen Gebieten des Lebens ab- und zurechtzufinden.

Dieſes Neue war die Einführung des Chriſtenthums in die Welt der germaniſchen Völker, deren geſamter Anſchauungs- und Denkweiſe dieſes Neue, bald für ihre Staatenbildung als maßgebend erklärte Weltprinzip eine vollſtändige Aenderung und Umkehrung auferlegte. Seine faſt ausnahmslos durch die ſich gleichzeitig neu bildende Staatsgewalt erfolgte zwangsweiſe Einführung verſchärfte nicht nur den Druck, den jene neue an die Stelle der alten Einzelfreiheit getretene Macht empfinden ließ, ſondern erhielt auch nach rein pſychologiſchen Naturgeſetzen die Erinnerung an den alten Glauben als die einer glücklicheren und beſſeren Zeit noch jahrhundertelang trotz aller eben nur auf dem Boden des Chriſtenthums möglichen Kulturfortſchritte.

Dies fand nun vor allem ſeinen Ausdruck in der treuen Weiterüberlieferung der alten Göttergeſchichte und -ſage in mehr oder weniger dichteriſcher Form in Mund und Herzen des Volkes, wenn es auch dabei ein Knie vor dem neuen Gotte beugte. Die durchgängige und durchgreifende Vermiſchung von allem Religiöſen mit dem, was wir heute politiſches Leben nennen, die das ganze Mittelalter kennzeichnet, bot hierzu den fruchtbaren Boden. Erhoben die damaligen Staatsgebilde aller heutigen Kulturvölker im Mittelalter den Anſpruch, auf dem Gedankenboden des Chriſtenthums zu ſtehen und in ihm zu wurzeln (ein Anſpruch, den der heutige Staatsbegriff vollſtändig

fallen läßt, wie am kürzeſten ja ein Blick auf die Inſel Kreta beweiſt), ſo mußte ſich die Unzufriedenheit mit ſtaatlichen und innerpolitiſchen Zuſtänden auch gegen das wenden, was damals Chriſtenthum zu repräſentiren den ausſchließlichen Anſpruch erhob: die katholiſche Kirche. Dies konnte nun nach zweierlei Richtungen hin ſeinen Ausdruck finden: einmal in dem Zurückverſetzen in den Gedankenkreis des alten Götterglaubens oder bei den Gebildeten unter Anlehnung an das Heidenthum des klaſſiſchen Alterthums; oder zweitens in dem Streben nach einem vergeiſtigten, höheren Begriff des Chriſtenthums, wie es ſich in den Reformationsbeſtrebungen darſtellt.

Dieſe beiden Strömungen finden wir nun als den innerſten Kern zweier Sagen, die anſcheinend ſo verſchieden voneinander ſind, daß es auf den erſten Blick ſchwer zu fallen ſcheint, überhaupt einen gemeinſamen Geſichtspunkt für ſie zu entdecken: die vom Ewigen Juden und die vom Ritter Tanhäuſer. Beide ſind jedoch, um uns in der Sprache der heutigen Zeit auszudrücken, Agitations- und Tendenzſtoffe von beſtimmt erkennbarer religiös-politiſcher Richtung. Dabei hat die erſtgenannte noch zwei deutlich zu unterſcheidende Seiten. Einmal iſt in ihr die alte Volksüberlieferung zu erkennen, welche den Dogmeninhalt des alten Heidenthums liebend weiterträgt, und dann die geſchickte Bemächtigung dieſes Stoffes durch Bearbeitung und Umkleidung von kirchlicher Seite zu kirchlichen Machtzwecken. Dem entgegen bietet die Tanhäuſerſage den Kern entſchiedener Abwehr hiergegen aus der Mitte des deutſchen Volkes mit dem deutlichen Ausdruck der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Zuſtänden der Kirche und der Sehnſucht nach einem höheren Standpunkte des geiſtigen Volkslebens überhaupt. Wir können alſo in dieſen beiden Sagen ſchon drei geſonderte Stadien des Kampfes zwiſchen der verweltlichten Kirchenherrſchaft und dem nach Freiheit und höherer geiſtiger Entwickelung ringenden Volksgeiſte

erkennen: in der erſten die liebevolle Erinnerung an den alten Glauben unter dem Drucke des neuen; dieſen Angriff parirt und verdeckt durch den geſchickten Gegenſtoß der Umarbeitung der alten Wotansſage in eine chriſtliche Legende von freilich ſehr zweifelhafter ſittlicher Berechtigung und innerer Wahrheit. Dann folgt in der zweiten Sage der kräftigere, auf ein Neues hinzielende Vorſtoß des Volksthums, der allerdings abſchließt mit dem Tone ergebungsvoller Entſagung, die vorläufig ſelbſt den Sieg verloren giebt, nicht jedoch ohne die Hoffnung auf ein ſiegreiches Wiederaufflammen der Bewegung nach geiſtiger und politiſcher Freiheit durchblicken zu laſſen, ebenſo wie dies in rein politiſcher Beziehung die mit der Tanhäuſerſage in engem Zuſammenhang ſtehende und in demſelben Boden wurzelnde Kyffhäuſerſage thut. Aber doch hat die Kirche das letzte Wort zu finden und zu behalten gewußt. Es war eine Replik nöthig auf dieſe beiden letzterwähnten Sagen, deren prophetiſch drohender Abſchluß einen ſo nachhaltigen Widerhall in dem Herzen des Volkes fand, als erkenne es ſchon in den elegiſchen Schlußakkorden dieſer verſchmolzenen Sagen vom Tanhäuſer und der von dem genialſten Träger neuer Ideen auf Deutſchlands Kaiſerthrone, Friedrich dem Zweiten (nicht Barbaroſſa), die Motive der dröhnenden Trompetenklänge, welche die Gedankenfreiheit der neuen Zeit ankündigten. Als dieſe Replik ſchuf die Kirche eine dritte, von den beiden erſterwähnten wiederum ſcheinbar ſo grundverſchiedene und doch wiederum nur eine neue Variation desſelben Thema darſtellende: die Gralſage. Im Gegenſatz zu den beiden erſterwähnten trägt dieſe alle Kennzeichen nicht volksthümlicher Entſtehung, ſondern des künſtlich Geſchaffenen, des Kunſtgedichtes im guten wie im — gegenüber der ſpontanen Entſtehung im Volke ſelbſt — minderwerthigen Sinne des Wortes. Wenn man auch ihren erſten Dichter ebenſowenig mit Namen zu nennen weiß, wie den des alten

Kerns der Sagen vom Ewigen Juden, vom Ritter Tanhäuſer und dem Zukunftshelden im Kyffhäuſer, ſo haben wir ihn doch unzweifelhaft ebenſo in der Kutte eines Mönches und der Zelle eines Kloſters zu ſuchen, wie den Bearbeiter der alten Wotansſage; während dieſe ſelbſt und die beiden anderen ganz unverkennbar nicht in düſterer Kloſterzelle oder von einer einſeitig in den Legenden und Myſterien der Kirche ſchwelgenden Phantaſie erdacht, ſondern in einem, ſeine alte Freiheit zurückſehnenden, alter, von der Erinnerung verſchönter Zeiten wehmüthig gedenkenden Naturvolke entſtanden ſind. Für das Kunſtmäßige der Gralſage ſpricht ſchon die Geſchichte in ihrer engliſch-franzöſiſchen Entſtehung, ebenſo wie bei der Sage vom Ewigen Juden die älteſte engliſche Quelle die Bearbeitung alten, rein germaniſchen Stoffes im Dienſte einer über den damaligen Nationalitäten ſtehenden univerſellen Weltmacht andeutet. Die damalige Kirche durfte zudem gerade ſolche, in das Gebiet des Uebernatürlichen hineinſpielende und durch ihre Entſtehung und Verbreitung im Volke die Macht einer geiſtigen Bewegung gewinnende Sagen nicht ohne Antwort laſſen, da ſie ja eben ihre Macht in der Vorſtellung des Volkes auf ihre Allein- oder wenigſtens über alles Uebrige triumphirende Herrſchaft im Gebiete des Uebernatürlichen ſtützte.

Stellen wir zunächſt feſt, um unſerer ſoeben entwickelten Anſchauung über das gegenſeitige Verhältniß der genannten Sagen die feſte Stütze zu geben, welches der gemeinſame Kern ihrer aller iſt. Das iſt bei dem Ewigen Juden, wie bei Tanhäuſer und der Gralſage die Fortdauer der Perſönlichkeit eines Menſchen, gewährleiſtet und bedingt durch unmittelbaren Verkehr mit dem Ueberirdiſchen über die Schranken des menſchlichen Daſeins hinaus: eine Unſterblichkeit, aber keine unbedingte, ſondern eine an gewiſſe Bedingungen geknüpfte, ja mit dem Hintergrunde eines an die Erfüllung eines großen Zieles ge-

knüpften Aufhörens. Wir müſſen uns bei dieſem eigenthümthümlichen Begriff der bedingten Unſterblichkeit daran erinnern, daß auch die Götter der altnordiſchen und germaniſchen Heidenwelt keine abſolute Unſterblichkeit in ſich tragen; ihnen allen ſteht, wenn ſie auch die Ueberirdiſchen, an keine Schranke von Zeit und Raum Gebundenen ſind, ein Ende bevor — die Götterdämmerung. Aber hinter dieſem drohenden Untergange leuchtet das Licht einer ganz neuen Zeit auf. Der Wotansſang, der auf einſamer Felſenhöhe erſchallt, wenn er dort als „wilder Jäger" endlich Raſt macht, erzählt von der ſeligen Zeit, in der aller Kampf auf Erden vorbei ſein wird, in der Götter und Menſchen, ja die ganze Natur fried- und freudvoll mit- und nebeneinander wohnen werden. Denn auch der wilde Jäger iſt ja kein Anderer, als Wotan, der ewige Wanderer — zu Pferde; und ſelbſt in der lokalen Anknüpfung auch dieſer Sage an den Hörſelberg als ihren vornehmſten Sitz finden wir ſchon wieder den Zuſammenhang mit der ausſchließlich an dieſen alten Sagenſitz geknüpften Tanhäuſerſage. Auch Tanhäuſer iſt den Schranken des irdiſchen Daſeins entrückt durch ſeinen Verkehr mit Ueberirdiſchem, mögen wir in der Frau Venus, die ihn umfangen hält, die alte germaniſche Göttin Hulda erblicken oder eine volkspoetiſche Neubelebung des altklaſſiſchen Heidenthums. In der Gralſage tritt dieſe Bedingtheit der Unſterblichkeit am deutlichſten und ſchärfſten hervor: ſie liegt in dem täglichen Anſchauen des Wundergefäßes, welches hier, echt katholiſch-kirchlich, das Ueberirdiſche verkörpert, das heißt, in einem Natur- oder Kunſterzeugniß darſtellt. Und die Thatſache der Reihe von aufeinanderfolgenden Gralkönigen zeigt ja weiter, daß von der darinliegenden Möglichkeit, die Unſterblichkeit freiwillig aufzugeben, auch regelmäßig Gebrauch gemacht wird. Darin tritt der Gedanke zu Tage, daß hierin auch eine Erlöſung liegt; und ſo iſt wieder der Ring geſchloſſen durch An-

knüpfung an die im Ewigen Juden als Hauptgedanke hervortretende tief weltſchmerzliche Auffaſſung von dem Fluche, der für das Einzelweſen in der Unſterblichkeit auf Erden liegen muß. Dieſer auch der Grundſtimmung der altnordiſchen Götterſage durchaus nicht fremde Gedanke zeugt, wie geſagt, von einem Hauche der Weltverneinung, der hier gerade am leichteſten und nächſten die Annäherung an den weltflüchtigen Kern des Chriſtenthums erleichtert. Sehr treffend verbindet Hamerling daher in ſeinem Ahasver dieſe beiden hier in Frage kommenden Seiten der Unſterblichkeit, indem er ſie ſeinem Kain-Ahasver von dem Tode ſelbſt zu theil werden läßt zugleich als Lohn und als Strafe, daß er ihn, den allmächtigen Menſchenbezwinger, zuerſt in die Welt gebracht hat.

Am ſtärkſten ausgeprägt iſt dieſe für die menſchliche Natur grauenvolle Seite, der Fluch der Unſterblichkeit, in der erſten Sage vom ruheloſen Wanderer Wotan oder in der chriſtianiſirten Form vom Ewigen Juden, während in der vom Tanhäuſer offenbar die freundliche Seite mehr in den Vordergrund tritt, und beim Gral vollends zugleich mit dieſer im chriſtlich-kirchlichen Gewande einherſchreitet. In der Abart der zweiten endlich von dem im Berge lebenden Kaiſer hat ſie das rein ſtaatlich-politiſche Gepräge angenommen. Aber in allen dieſen Sagen wurzelt ihr Kern darin, daß eine menſchliche Einzelperſönlichkeit durch eine Verbindung, in die ſie mit überirdiſchen Weſen oder Mächten tritt oder gebracht wird, als der zeitlichen Begrenzung des Menſchendaſeins entrückt erſcheint. Sehen wir uns daraufhin zunächſt nun die Sage vom Ewigen Juden an.

Trotz des rein legendären Charakters, den dieſe Sage in der chriſtlichen Einkleidung erhalten hat, ſpricht ſchon die verhältnißmäßig ſo ſehr ſpäte Zeit ihres erſten Auftauchens im Schriftthum auch gegen die bloße Möglichkeit eines Zuſammenhanges mit der Legendenbildung aus den erſten Jahrhunderten

des Chriſtenthums. Erſt gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts finden wir die erſte auf ſie bezügliche ſchriftliche Aufzeichnung, und zwar in der Historia major des 1259 verſtorbenen engliſchen Mönches und Chroniſten Matthias Paris (Parisiensis), welcher in der Geſchichte Englands dort unter dem Jahre 1228 berichtet, daß ein in der Begleitung eines armeniſchen Erzbiſchofs nach England gekommener Ritter aus Antiochia, der, der franzöſiſchen Sprache mächtig, den Dolmetſcher ſeines Herrn, des armeniſchen Erzbiſchofs, machend, einmal erzählt habe, es habe zuweilen an der Tafel ſeines Herrn ein Mann geſpeiſt, der ſchon zur Zeit des Leidens Chriſti gelebt habe. Allerdings iſt die nun folgende Geſchichte dieſes Mannes eine etwas andere, als wir ſie aus noch ſpäterer Zeit von dem Schuhmacher von Jeruſalem, Ahasverus, kennen, der dem vom Tragen ſeines Kreuzes ermüdeten Heiland die geſuchte Raſt auf ſeiner Hausſchwelle verwehrt. In der Erzählung des armeniſchen Ritter-Dolmetſchers heißt er Cartaphilus und iſt Pförtner bei Pontius Pilatus geweſen. Als Chriſtus, von Jenem den Juden überliefert, aus dem Palaſte des Pilatus geführt worden ſei, da habe ihn dieſer Pförtner von hinten mit der Fauſt in den Nacken geſtoßen und ihm zugerufen: „Gehe hin, Jeſus, immer gehe ſchneller, was zögerſt Du?“ worauf ſich Jeſus umgewendet und ihm erwidert habe: „Ich gehe, aber Du ſollſt warten, bis ich wiederkomme.“ Dieſe Worte erinnern allerdings in etwas auffälliger Weiſe an die nach dem Evangeliſten Johannes von Chriſtus kurz vor ſeinem Leiden zu ſeinem Lieblingsjünger geſprochenen, die nach demſelben Evangeliſten Urſache zu dem ſich unter den Jüngern verbreitenden Gerede gaben: „Dieſer Jünger ſtirbt nicht“ (Evang. Johannis Kap. 21, Vers 22 und 25). In Zuſammenhang mit dieſem, allerdings nach einer ganz anderen Seite deutenden Anklange mag es dann auch ſtehen, daß dieſer Pförtner, der übrigens

in allen ihn erwähnenden Quellen als später von Ananias auf den Namen Joseph getauft erscheint, in jener ältesten, auf Armenien zurückführenden Quelle in höchst auffälliger Weise verwechselt oder identifizirt wird mit jenem Joseph von Arimathia, der doch im Evangelium, wie später in der Legende als einer der treuesten Anhänger und sogar als, wenn auch heimlicher, Jünger Christi erscheint und der auch gerade, wie wir unten noch sehen werden, mit der Gralsage in so enger Beziehung steht. Denn er ist der erste Besitzer des köstlichen Gefäßes, welches Christus bei der Abendmahlseinsetzung benutzte und in dem später das Blut seiner Wunden aufgefangen wurde. Und dieser Anklang ist sicher kein zufälliger, wie wir aus der unten noch nachzuweisenden Gleichzeitigkeit der ersten Anfänge der Graldichtung ebenfalls durch einen Kleriker schließen können.

In ähnlicher Fassung und mit dem gleichen Namen finden wir diese Erzählung dann auch bei dem ungefähr gleichaltrigen flandrischen Reimchronisten Philipp Monskes (1220—1282), und erst viel später, nämlich als dieser „Ewige Jude" nun in Europa selbst auftauchte, erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wird seine Geschichte in der jetzt bekannteren Form erzählt und er als der Schuhmacher (auch Gerber) von Jerusalem mit dem Namen Ahasverus bezeichnet. Dabei ist zu bemerken, daß dieser Name weder aus dem Hebräischen zu erklären, noch überhaupt ein jüdischer ist, wenngleich er in den Büchern des alten Testaments (Propheten Esra und Daniel, Buch Esther) mehrfach vorkommt. Dort dient er aber zur Bezeichnung persischer, also heidnischer Könige, und zwar namentlich derer, die uns unter den Namen Cambyses, Astyages und Xerxes bekannter sind.

Auch die Erzählung von der Begegnung dieses vor den Thoren Jerusalems wohnenden Schuhmachers Ahasver mit Christus erscheint gegen die erste Form wesentlich verändert.

Nach dieſer zweiten, die ihn, aber erſt zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, zuerſt in Europa auftreten läßt, hat er mit ſeinem Kinde auf dem Arme vor der Thür ſeines Häuschens geſtanden, als Chriſtus, ſein Kreuz tragend, zum Berge Golgatha hinausgeführt wurde. Von der Laſt ermüdet, habe ſich Jeſus, an dem Hauſe anlehnend, ausruhen wollen, worauf ihn Ahasver aber barſch angefahren: er ſolle ſich verfügen, wohin er gehöre. Und darauf habe ihn Jeſus „ſtracks" angeſehen mit den Worten: „Ich will allhier ſtehen und ruhen, aber Du ſolt gehen biß an den Jüngſten Tag." Darauf von einer unerklärlichen Unruhe ergriffen, habe er ſein Kind niedergeſetzt, ſei dem Kreuzigungszuge gefolgt, habe Chriſtus leiden und ſterben ſehen und ſei von dort, ohne Weib und Kinder wiederzuſehen, als Pilgrim in der Welt umhergezogen, auch erſt nach vielen, vielen Jahren wieder nach Jeruſalem gekommen, wo er es vollſtändig zerſtört gefunden habe. Dies berichtet ausführlich ein von Chryſoſtomus Duduläus, Weſtphalus, unter dem 1. Auguſt 1613 herausgegebenes ſog. „Fliegendes Blatt" unter dem Titel „Neue Zeitung von einem Jüden von Jeruſalem, Ahasverus genannt, welcher die Creutzigung unſers HErrn Jheſu Chriſti geſehen und noch am Leben iſt, aus Dantzig an einem guten Freunde geſchrieben." Nicht viel jünger ſind die Chronikenberichte aus jener Zeit über ſein erſtes Auftreten in Deutſchland, welche Th. Gräſſe in ſeiner verdienſtlichen kleinen Schrift (Dresden, Schönfeld, 2. Aufl., 1861) zuſammengeſtellt hat und wonach er zuerſt 1505 zu Königinhof in Böhmen, 1547 in Hamburg und dann in Danzig, 1575 in Madrid, 1599 in Wien und 1601 in Lübeck geſehen und geſprochen ſein ſoll. Von dort hat er einen Abſtecher nach Rußland über Reval, Krakau und Moskau gemacht, iſt dann aber 1604 in Paris, 1633 wieder zu Hamburg, 1640 in Brüſſel, wo ihn zwei in der Gerberſtraße wohnende Bürger gaſtlich bewirthen, wobei er aber den der holländiſchen

Form der Sage eigenen Namen Isaac Laquedem (statt Ahasver) angiebt und 1642 in Leipzig. Die letzte beglaubigte Nachricht von ihm scheint die Thorwache zu München unter dem 22. Juli 1721 gegeben zu haben. Auch in England ist er zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder mehrfach gesehen worden, hier aber merkwürdigerweise wieder an die erste ursprüngliche Form der Sage anknüpfend, nur daß er vom Pförtner des Pilatus zu einem Offizier des Hohen Rathes zu Jerusalem vorgerückt ist. Man erkennt leicht aus dieser in den verschiedenen Ländern germanischer Abstammung sich leicht an besondere örtliche Gestaltungen anschmiegenden Verschiedenartigkeit der Form die Gemeinsamkeit der Wurzel dieser Sage in dem altgermanischen gemeinsamen Götterglauben von dem ruhelosen, ewigen Wanderer Wotan.

Auch in den Einzelheiten über das vielhundertjährige Leben des Wanderers finden sich manche Abweichungen. Häufig wiederkehrend ist der Bericht, daß er alle hundert Jahre in einer todähnlichen Ohnmacht befallen werde, aus der er dann jedesmal wieder in dem Alter stehend erwache, in welcher er sich zur Zeit des Todes Christi befunden. Diese Einzelheit war jedenfalls ersprießlich, wenn ein unternehmender jüdischer „Schnorrer" einmal diese gewiß oft sehr einträgliche Rolle zu spielen unternahm, ohne im Besitz eines ausgesprochen greisenhaften Aussehens zu sein. Mehr vertrauenerweckend ist die zuweilen vorkommende Eigenheit, daß er nur Speise und Trank, aber kein Geld annimmt: sie ist jedoch selten, ebenso wie die, daß er nur stehend essen und trinken dürfe (während er ja schon bei dem armenischen Erzbischof an der Tafel *sitzt*).

Das nach der langen Pause vom dreizehnten Jahrhundert her so überaus häufige Auftreten des wunderbar grausigen Wanderers ist wohl unzweifelhaft mit als eine Folge der inzwischen entstandenen und jungen Kunst des Buchdrucks zu

ſuchen. Die ſich ſchnell vermehrenden Jünger dieſer neuen Kunſt mußten danach ſtreben, ſich neue Gebiete für ihre Bethätigung zu ſchaffen. Von dem, was erſt nach und nach aus ihr entſtanden und dem wiederum ſie ihre heutige weltumſpannende Bedeutung verdankt, dem Zeitungsweſen, gab es nur ſchüchterne Vorläufer in den ſogenannten „fliegenden Blättern", welche einzelne wichtige Zeitereigniſſe zur möglichſt allgemeinen Kenntniß zu bringen ſuchen. Es wird nun wohl ſeit dem Entſtehen der Sage oder vielmehr ihrer Ausprägung in der Form der chriſtlichen Legende nicht an, wohl meiſtens jüdiſchen, vereinzelt auch wohl anderen Schwindlern und Abenteurern gefehlt haben, welche die Leichtgläubigkeit jener Zeiten in Bezug auf alles, was dem Gebiete des „Glaubens" anzugehören ſchien, zu ihrem Vortheil auszubeuten verſtanden. Aber in den engen Kreiſen, in denen ſich das Leben des Mittelalters bewegte, mußte der Betrug doch wohl immer nachträglich zu Tage kommen und der Wanderer alſo ſchon wieder ſeines falſchen Ruhmes entkleidet ſein, ehe es zur Aufzeichnung kam. Aber die ſchnell entſtehenden (wenn auch gegen heute außerordentlich langſam ſich weiter verbreitenden) „fliegenden Blätter" bewahrten, ſobald ſie einmal die Buchdruckerwerkſtatt verlaſſen hatten, jedes ſolches Auftreten für immer unwiderſprochen auf. Denn bei dem Mangel periodiſch erſcheinender Preßerzeugniſſe konnte es auch überhaupt keine „Berichtigungen" (geſchweige denn im Sinne des ſchätzenswerthen § 11 des Reichsgeſetzes vom 7. Mai 1874) geben, und ſo verfiel jeder einmal aufgetauchte „ewige Jude" wenigſtens auf dieſe Weiſe jedenfalls der Unſterblichkeit in den Büchern der Chronikenſchreiber. Und ſo wurde das chriſtliche Gewand immer dichter gewebt um die Geſtalt des uralten Wanderers Wotan, der raſtlos die Welt durchzieht, um zu erſpähen, ob und wo der Götterwelt der Aſen Gefahr droht und ſich Anzeichen bemerkbar machen ihres dereinſtigen Unterganges,

der Götterdämmerung — alſo des jüngſten Tages der altgermaniſchen Götterzeit.

Noch deutlicher erkennbar ſind dieſe Spuren dieſer alten Götterwelt in der Tanhäuſerſage. Dieſe iſt im Gegenſatz zu der erſten von dem die ganze Welt durchziehenden Wanderer ſtreng an eine beſtimmte Oertlichkeit gebunden: den thüringiſchen Hörſelberg. Aber wir dürfen nicht überſehen, daß dieſe ſtrenge Ortsbeziehung eine nothwendige Folge davon iſt, daß die Sage hier eine ſehr allgemeine typiſche Sagenfigur in einer ganz beſtimmten beſonderen Richtung ausarbeiten will. Sie hebt hier einen der vielen im Berge verborgenen, mit Ueberirdiſchen verkehrenden und ihre Wiederkehr zur Erde zu einer beſonderen Sendung abwartenden Helden heraus, um eben dieſe Sendung als eine ganz beſonders eigenartige zu kennzeichnen. Der Schlachtenheld im Berge iſt in allen germaniſchen Ländern eine ſo allgemein verbreitete und überall an die jedesmal am nächſten ſich darbietende Oertlichkeit geknüpfte Sage, daß ſich heute noch eine lange Reihe von Bergen und eine nicht unbedeutende von Volkshelden und -lieblingen aufſtellen läßt, die alle dieſelben weſentlichen Züge tragen, wie der Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer. Bekanntlich iſt durch die neuere Forſchung vollſtändig feſtgeſtellt, daß mit dieſem Kaiſer, von deſſen Wiederkehr die glänzende Wiedererſtehung des Deutſchen Reiches zu erhoffen war, nicht Friedrich I., Barbaroſſa, von der ſchaffenden Volksſage gemeint war, ſondern ſein Enkel und ſpäterer Nachfolger Friedrich II. — und auch hierin drückt ſich die ſcharf antiklerikale Kennzeichnung dieſer Sagenbildung aus. Nicht in dem Kaiſer, der dem Papſte den Steigbügel zum Aufſitzen hielt, der, was für den Geſchichtsſchreiber wichtiger iſt, die Kreuzzüge ganz im Sinne der nach dem Blute der Ungläubigen dürſtenden Hierarchie auffaßte und durchführte, ſondern in dem weit- und hochherzigen Herrſcher, der ſelbſt ſeinen ſarazeniſchen Unterthanen

ein ebenſo wohlwollender und gerechter Beſchützer geweſen war. wie den chriſtlichen, und der das außer ihm nur einmal noch unter unzähligen Verſuchen erreichte praktiſche Endziel aller Kreuzzüge, den Beſitz des heiligen Grabes und Jeruſalems, ſtatt durch Ströme von Blut durch friedliche Staatskunſt zu erreichen verſtanden hatte — beides Umſtände, die ihm vom Papſtthum als ebenſoviel Verbrechen angerechnet wurden —, ſah oder hoffte erſtehen zu ſehen das deutſche Volk den Mann, der die geiſtige Bedeutung ſeines Reiches emporheben würde über die beengenden und dumpfen Schranken einer herrſchſüchtigen und immer mehr verknöchernden Hierarchie; der ein Reich ſchaffen würde, deſſen Geiſtesmacht und -glanz die ſchwarzen Raben verſcheuchen ſollte, deren Gekrächz dem Volke nicht nur Lebensluſt und -freude nahm, ſondern ihm vor allem die Freiheit des Denkens und Glaubens beſchränkte. So war der kirchlich-freiſinnige Friedrich II. die Hoffnung auch ſeiner Deutſchen geworden, für die er leider ſelbſt bei ſeinen Lebzeiten nicht viel mehr als eine Sage ſein konnte, da ihn Apulien und Sizilien mehr beſchäftigten als ſeine deutſchen Lande. Die innere Verwandtſchaft der ſo zu verſtehenden Kyffhäuſerſage mit der vom Ritter Tanhäuſer giebt ſich auch in der Geiſtesähnlichkeit der beiden Helden zu erkennen. Iſt doch Friedrich II. nicht nur im wirklichen Leben ein Bekenner der Lebens- und Liebesluſt, die bei Tanhäuſer in ſeinem ununterbrochenen Verkehr mit der Göttin der Liebe ſelbſt verkörpert wird, ſondern auch über dieſelben Stoffe ein Dichter und Sänger, dem das Volk Unteritaliens ja heute noch von ihm geſungene Liedchen als Urheber zuſchreibt: ganz wie der Ritter Tanhäuſer, dem dieſe Eigenſchaft und dieſer Hintergrund von der Sage dadurch verliehen wird, daß ſie ihn in unmittelbare Beziehung zu dem Sängerkriege auf der Wartburg bringt. Endlich ſcheint aber ſogar die Zeitrechnung einen unmittelbaren perſönlichen Zuſammenhang

zwiſchen den Helden dieſer beiden Sagen zu erweiſen. Wenn nämlich die Sage vom Tanhäuſer eine ebenſo beſtimmte Zeitbeziehung zu enthalten ſcheint, wie dies bezüglich der Oertlichkeit durch ihre ganz ausſchließende Anknüpfung an den Hörſelberg der Fall iſt, ſo kann dies freilich bei der recht ungeſchichtlichen Beſchaffenheit jenes „Sängerkrieges" weniger aus der mehr gelegentlichen Herbeiziehung dieſes Umſtandes, als aus anderen, weſentlicheren geſchloſſen werden. Die Sage enthält aber einen anderen beſtimmten und weſentlichen Umſtand, der eine genaue Zeitbeſtimmung erlaubt. Das iſt die genaue Bezeichnung des in der Volksſage eine weſentliche Rolle ſpielenden Papſtes als „Urban". Die Vergleichung der dieſen Namen führenden acht Päpſte ergiebt dann aus verſchiedenen Umſtänden, daß hier nur Urban IV., als welchen ihn übrigens auch eins der Lieder beſtimmt bezeichnet, gemeint ſein kann, der von 1264 bis 1268 regierte. Dieſe Zeit iſt nun mit der des ziemlich nebelhaften Wartburgkrieges (1207) nicht zu vereinigen. Dafür ſtimmt ſie ziemlich gut überein mit der des Minneſängers aus dem öſterreichiſch-bayeriſchen oder dem fränkiſchen Geſchlecht derer von Tanhuſen, deſſen Tod um 1266 angenommen wird. Und dieſer „Tanhuſer", ein Minneſänger, hat in perſönlichem Verkehr mit Friedrich II. ſowohl, wie mit deſſen Söhnen geſtanden, wenn er ihrer freigebigen Gunſt auch nicht ſoviel irdiſche Güter verdankt zu haben ſcheint, wie ſeinem erſten Gönner, Friedrich dem Streitbaren von Oeſterreich, deſſen er oft dankbar gedenkt in ſeinen „Leichen".[1] Dieſer geſchichtliche Zuſammenhang erhält nun aber erſt Werth für unſere Würdigung der Sage, wenn wir berückſichtigen, daß er erſt durch die etwa zwei bis drei Jahrhunderte ſpäter erfolgte Faſſung der Sage rückwärts in dieſe hineingebracht iſt, mit anderen Worten, wenn wir von ihm aus die Tendenz dieſes Werkes der dichtenden und ſchaffenden Volksſeele verſtehen und würdigen lernen wollen. Dieſe Tendenz

zeigt ſich nun bei der Schöpfung der Tanhäuſerſage im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert als eine entſchieden kirchenfeindliche, wenigſtens als eine Feindin der Kirche, die damals ſchon ſo lange von den beſten und führenden Geiſtern als reformbedürftig anerkannt wurde. Der tragiſche Abſchluß der Sage vom Tanhäuſer erſchien als eine äußerſt geeignete Handhabe, um den Widerſtreit zwiſchen der zelotiſchen und eigenmächtigen Verwaltung der Heilsgüter der chriſtlichen Lehre durch eine herrſchſüchtige Prieſterkaſte und den Forderungen einer auf höherem Standpunkte ſtehenden geläuterten Sittenlehre und der reinen Menſchlichkeit in ein helles Licht zu ſetzen. Daher ſpitzen die die Sage behandelnden Lieder aus jener Zeit vor, während und nach der Reformation in Deutſchland die Erzählung vollſtändig auf den Abſchluß in Rom zu, bei dem der höchſte chriſtliche Prieſter ſelbſt dem ſeine Sünde reuig Bekennenden Ablaß und Losſprechung hartherzig verweigert. Und die Lieder begnügen ſich nicht damit, die Ueberhebung des hartherzigen Prieſters durch das göttliche Wunder des wiedererblühenden dürren Stabes Lügen ſtrafen zu laſſen, ſondern ſie knüpfen an dieſe anſcheinend doch genügende und vollſtändige Widerlegung noch den ſcharfen Ausdruck einer in die Form einer „Moral“ gekleideten ſentenzenhaften Mißbilligung — eine Form des Ausdrucks, die doch ſonſt gerade in der naiven Volksſage äußerſt ſelten iſt und da, wo ſie in ſeltenen Fällen unerwartet durchbricht, von einem tiefen zu Grunde liegenden „aktuellen“ Intereſſe zeugt, davon, daß es ſich hier um Fragen handelt, die gerade zur Zeit der Entſtehung und Bildung dieſer Form der Sage den Geiſt des ganzen Volkes in ſeinem tiefſten Innern aufwühlen und bewegen.

Es iſt kennzeichnend, daß dieſe polemiſche Nutzanwendung am Schluſſe den älteſten Liedern fehlt, ſich dann erſt ſchüchtern hervorwagt in einer Einzelbetrachtung über die von Urban durch

ſeine Hartherzigkeit begangene Sünde und dann endlich dazu übergeht, dieſe als drohende Warnung für den ganzen Stand der Prieſterſchaft zu verallgemeinern.

Das erſte Lied in der von Gräſſe (ſ. die oben angeführte Einzelſchrift S. 33—73) gegebenen Zuſammenſtellung unter Nr. III, welches einen ſolchen Schluß enthält, iſt das mit den Worten beginnende:

Nun will ich aber heben an
von dem Danhauſer ſingen
und was er wunders hat getan
mit Venus der edlen Minne.

Hier lautet der Schlußvers:

Da was er wiederum in den berg
und het ſein lieb erkoren,
des muoß der vierte bapſt Urban
auf ewig ſein verloren.

Schon in dem unter Nr. V mit dem Anfangsverſe:

Wele groß wunder ſchauen wil
Der gang in grünen wald uſſe,
Danhuſer war ein ritter guot,
groß wunder wolt er ſchauen.

kommt die Verallgemeinerung und Nutzanwendung:

Drum ſol kein papſt, kein kardinal
kein ſünder nie verdammen;
der ſünder mag ſein ſo groß er wil,
kan gottes gnad erlangen.

Und am energiſchſten klingt dieſer Schluß in dem Liede, welches ſich durch ſeine Sprache als das jüngſt entſtandene kennzeichnet (unter Nr. VI der oben bezeichneten Sammlung) mit dem Anfangsverſe:

Nun wil ich aber heben an,
Von Tanhäuſer wöllen wir ſingen,
Und was er wunders hat gethan
Mit Frau Venuſſinnen.

Hier lautet der Schlußvers:

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben:
Wil er dann Buß' und Reu' empfan
Sein Sündt ſeyndt ihm vergeben.

Spricht nicht aus dieſen aus dem Volke ſelbſt heraus im Zeitalter eines Johannes Huß und des Strebens nach allgemeiner Kirchenverbeſſerung „an Haupt und Gliedern" entſtandenen Geſängen dieſelbe Stimmung, wie ſie ſich noch durch Jahrhunderte in der Humaniſtenbewegung zeigt?

Und gerade dieſe geiſtige Bewegung, die für uns ja beſonders in den glänzenden Namen eines Erasmus, Ulrich von Hutten u. A. verkörpert erſcheint, dürfte noch in einer viel weitergehenden Weiſe ebenfalls in der volksthümlichen Bearbeitung und Verbreitung dieſer Sage eine Stelle gefunden haben, die freilich nur in ganz allegoriſcher und ſinnbildlicher Auffaſſung zu verſtehen iſt.

Das Volksgefühl ſieht in dem edlen Ritter Tanhäuſer, dem Minneſänger, der in der Sprache ſeines eigenen Volkes ſingt und dichtet, ſeine eigenen beſten und edelſten Söhne, die führenden Geiſter, von denen es Beſſerung und Höherhebung ſeines ganzen geiſtigen Lebens erhofft. Aber es ſieht dieſe im Kampfe mit der allmächtigen Kirche zwar nicht unterliegen, aber zurückgewieſen und geſcheitert mit der Hoffnung, den ihnen innewohnenden Geiſt auch dort zur Geltung zu bringen; und es ſieht mit Schmerz, wie dieſe beſten Geiſter ſich nun, tief enttäuſcht, auch von ihm, dem Volke, dem lebendigen Leben der Gegenwart, abwenden und ſich vergraben in dem Schachte der

Erinnerungen und Schätze des heiteren, lebensfreudigen klassischen Alterthums, wie sie es vorziehen, sich an den nur Wenigen zugänglichen geistigen Genüssen jener Welt zu vergnügen und dadurch für ihr Volk, die Oberwelt verloren und vergraben sind. So ist die Frau Venus zwar eine Urania; aber wer in ihren Genüssen schwelgt, der ist kein Bahnbrecher mehr in dem rauhen Dornengestrüpp der geistigen Wildniß, in der das ganze übrige Volk zu leben durch die Satzungen eines erstarrten, die ganze Welt in Fesseln schlagenden Dogmatismus verurtheilt ist. Und so wird die obige Schluß- und Nutzanwendung jener Lieder wieder eine Verwünschung gegen den Geist der Hierarchie, der die Versöhnung mit dem der reinen Menschlichkeit schroff und herrisch abgewiesen hat.

So erhielt der ursprüngliche uralte Sagenstoff des dreizehnten Jahrhunderts eine auch für jene Zeit (das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert) ganz „moderne" und „aktuelle" Spitze und wurde zum Werkzeug und zur Waffe in den Kämpfen der Parteien. Immerhin aber blieb auch in dieser neuesten Fassung manches, was an den ältesten Ursprung aus altnordischer Heidenzeit erinnert und uns daran denken läßt, daß ja auch der „wilde Jäger", dessen Wohnsitz neben zahlreichen anderen Bergen in deutschen Gauen auch der Hörselberg, der „Venusberg" des Tanhäuser ist, ganz und gar sein Dasein den Jagdritten Wotans durch die Luft verdankt. So giebt es in der scheinbar verchristlichten Fassung der Tanhäusersage einen kleinen, unscheinbaren Zug, der mitten aus der stolzesten Kirche der katholischen Christenheit, der St. Peterskirche in Rom, heraus auf die düsteren, altheidnischen, gottesdienstlichen Gebräuche des hohen Nordens hinweist. Das ist eine anscheinend unerklärliche Beigabe des Papstes, die zwar zuerst nebensächlich zu sein scheint und doch nicht entbehrt werden kann, weil sich an sie eben das die Grundsätze der Hierarchie gleichsam durch göttliche

Obermacht verdammende Wunder knüpft: das ist der dürre Stab, den der Papst in der Hand hält. Wie kommt der „Papst Urban" zu diesem Stabe? Dem Nichtkatholiken und Laien wird gewöhnlich die hier zu Tage tretende Unwahrscheinlichkeit oder Schwierigkeit der Erklärung nicht leicht aufstoßen, da er im guten Glauben an die Allgemeinheit des Bischofstabes auch diesen oder einen ähnlichen dem Papste ohne weiteres zutheilen wird. Das ist aber gänzlich falsch; der Papst, obgleich ursprünglich ja nichts anderes als Bischof von Rom, führt in jener seiner allmählich entstandenen höheren Würde nichts Derartiges; und der Mangel des sogenannten Krummstabes bei ihm trotz seiner bischöflichen Herkunft erscheint so kennzeichnend und bedeutsam, daß eine eigene Legende dazu erfunden ist, um den Mangel auf solchem Wege herzuleiten und zu erklären. St. Petrus habe nämlich einmal, als er zu einem Schwerkranken kommen sollte und nicht Zeit dazu hatte, nur seinen Stab hingesandt, damit dieser auf die Brust des Kranken gelegt werde. Dies sei nun auch bei dem inzwischen Verstorbenen geschehen, und habe den Todten wieder zum Leben erweckt. Da nun aber St. Peter so seinen Stab weggegeben, führten auch seine Nachfolger keinen mehr.

Man hat versucht, die Schwierigkeit so zu lösen, daß, da der Papst selbst unmöglich einen solchen dürren Stab bei der Hand haben kann, er den von Tanhäuser selbst geführten Pilgerstab ergriffen und an ihn seine abweisende Betheuerung angeknüpft habe. Aber das Gezwungene dieser Auslegung leuchtet um so mehr ein, als dann doch weiter ganz unerklärlich bleibt, wie der Papst dazu kommen sollte, diesen Stab dann auch noch dazubehalten, offenbar nur zu dem Zwecke, damit sich nach drei Tagen das Wunder des Wiederergrünens ihm sichtbar daran vollziehen kann. Das Natürliche wäre doch jedenfalls, daß der zurückgewiesene Pilger seinen Stab wieder mitnimmt,

den er jetzt vielleicht noch nöthiger braucht, als auf der Herreiſe.

Die einzige natürliche Erklärung der Schwierigkeit iſt in einem altnordiſchen, heidniſchen Zauberbrauche zu finden. Bei der Verwünſchung, die dabei von den Prieſtern insbeſondere gegen einen Feind ausgeſprochen wird, bedienen ſich dieſe als ſymboliſcher Zuthat der ſogenannten „Neidſtangen" (nidstang), hölzerner Stäbe, auf deren Spitze ein Pferdekopf mit aufgeſperrtem Maule geſteckt war und die in der Richtung gegen den zu verwünſchenden gehalten werden (Grimm, Deutſche Mythologie, S. 625). Nimmt man dieſe Erklärung an, ſo wäre daraus zu folgern, daß die Sage in heidniſchen Kreiſen entſtanden iſt, oder wenigſtens in ſolchen, die noch eine ganz deutliche Kenntniß von den im Heidenthum üblichen Gebräuchen hatten und dieſe dann auch in der halb unbewußten Naivetät der Volksdichtung auf das chriſtliche, das katholiſche Gebrauchthum übertrugen, mit dem der Held ihrer Sage in einen Zuſammenhang mehr oder weniger feindlicher Natur gebracht wird. Die Verweigerung der Losſprechung des ſich des Zuſammenlebens mit einer heidniſchen Gottheit ſelbſt anklagenden Ritters wirkt thatſächlich als eine Verfluchung gegen ihn; und ſo giebt die Sage auch die ihr bekannte heidniſche Beigabe einer ſolchen auch dem chriſtlichen Oberprieſter in die Hand.

Daß um die Zeit der Entſtehung dieſer Sage ſolche heidniſchen Gebräuche auch in Mitteldeutſchland allgemein bekannt ſein konnten, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir z. B. in der „Handfeſte der Preußen" (einer den Weſtpreußen von deutſchen Ordensrittern gegebenen Art Verfaſſungsurkunde) vom 7. Februar 1249 (Preuß. Sammlung, Danzig 1747, Bd. I, S. 650) die ausführliche Schilderung aller bei einem heidniſchen Begräbnißplatz vorkommenden Ceremonien finden, die, als damals noch häufig vorkommend, bei ſchwerer Strafe verboten werden.

Wie man ſich nun aber auch dieſe kleine, immerhin auffallende Einzelheit der Sage mag erklären wollen, immer leitet ſie über zu dem in allen Lesarten gleichen Abſchluß, der den an der Menſchlichkeit der Kirche verzweifelnden Ritter zu ſeiner übermenſchlichen Gefährtin und ihren Genüſſen tief im Berge verſteckt zurückkehren läßt. Auch eine Hoffnung auf dereinſtige Rückkehr an die Oberwelt leuchtet aus dem Schluſſe dieſer Sage nicht wie aus der des Kyffhäuſers hervor: das Volk hat endgültig ſeine Hoffnung auf eine Verſöhnung zwiſchen genußfroher, freier Menſchlichkeit und dieſer Kirche aufgegeben.

Unzweifelhaft hat nun gerade die Kirche aber auch die Wirkung einer ſo polemiſch ſich zuſpitzenden, ſo weit verbreiteten und in ſo alten Ueberlieferungen wurzelnden Sage ſehr unangenehm empfunden und daher nach einem Gegenmittel geſucht, das natürlich nach homöopathiſchem Rezept gebraut von dem Grundſatze ausgehen mußte: Similia similibus (Gleiches durch Gleiches). Der Sage von dem einen Ritter im Berge, verkehrend mit zwar übernatürlichen, aber doch Weſen von etwas zweideutigem Rufe, wurde die Sage von einer ganzen Schar von Rittern auf einem Berge gegenübergeſtellt, von denen wenigſtens Einer, ihr König, ebenfalls die Unſterblichkeit haben konnte, ſolange er wollte, durch das bloße Anſchauen eines Gegenſtandes, der zu der chriſtlichen Gottheit ſelbſt in unmittelbare Beziehung gebracht wurde, dem Gral. Die Sage vom heiligen Gral trägt den Stempel kunſtmäßiger Bildung und Entſtehung im Gegenſatz zu der rein volksmäßigen des Tanhäuſer deutlich an der Stirn. Volksmäßig und frei erwachſen iſt nur der Kern in ihr, der in der Artusſage, der Sage der Ritter von der Tafelrunde des Königs Artus wurzelt. Allein die Gralsritter ſind zu etwas ganz Anderem umgemodelt worden, als die Helden der alten gäliſch-normänniſchen Volksſage vom König Artus. Wenn die erſten Dichter oder Bearbeiter der

Gralſage deren Ritter einfach mit den viel früher bekannten und gefeierten Namen der Artusritter zu verſchmelzen unternahmen, ſo zeugt dies nur von der Willkür, mit der überall die Kunſtdichtung ſich der volksmäßigen und volksthümlichen Sagenſtoffe bemächtigte. In der dem Arrodian von Köln zugeſchriebenen angeblichen Chronik der Thaten der Ritter von der Tafelrunde findet ſich noch kein Wort von ihrem Aufenthalt auf Montſalvatſch als Hüter des Grals, der auch ſchon räumlich mit ihrem Sitze an der nur durch Zauberei zu bewegenden ſteinernen Tafel in Wales nicht zu vereinigen wäre. Es iſt ſchon ſehr beachtenswerth, daß dieſe Tafel, nicht nur der Sitz, ſondern gewiſſermaßen auch das Wahrzeichen dieſes Ritterordens, von dem Zauberer Merlin gefertigt und nur von ihm zu bewegen iſt. Dieſer Zuſammenhang mit der von der Kirche ja immer ſchwer verfolgten Zauberei deutet immer auf die Herkunft aus der alten heidniſchen Zeit hin; und in dieſe haben wir alſo den Urſprung der Artusſage zu verlegen. Im Gegenſatz dazu iſt die Gralſage ſchon ihrer Natur und ihrem Stoffe nach von vornherein ausgeprägt chriſtlichen Urſprungs; ja wir müſſen anerkennen, daß ihr ebenſo von Anfang an die Verherrlichung des Prieſterthums als geiſtiger Ritterſchaft als Tendenz zu Grunde gelegt iſt. Wenn wir auch nicht ſo weit gehen wollen, wie der Jeſuitenpater Gietmann, der in einem ſehr gut und mit großer Quellen- und Sachkenntniß geſchriebenen Aufſatze[2] nachzuweiſen verſucht hat, entgegen den von ihm bekämpften „proteſtantiſchen“ Auslegungen von Wolfram von Eſchenbachs Parzival, daß in Parzival ſelbſt geradezu das Idealbild des katholiſchen Prieſters geſchildert werdeu, ſo iſt für unſere Darſtellung um ſo werthvoller das auch von ihm gegebene und begründete Zugeſtändniß, daß die älteſte Bearbeitung der Gralſage von der Artusſage nichts wiſſe und unabhängig von ihr daſtehe. Allerdings ſtammte der Stoff und die Quelle, welche

die älteſte uns bekannte franzöſiſche Gralbichtung benutzt hat, aus demſelben Lande und derſelben Zeit, aus dem und in der auch die „Romane“ des Artusſagenkreiſes nach Frankreich kamen und dort in Verſe gebracht wurden. Chreſtien de Troyes verfaßte ſeinen „Parceval“ etwa um 1175 nach einem „Buche“, wahrſcheinlich einem engliſch-normänniſchen Gedichte, welches ihm Philipp von Elſaß, Graf von Flandern aus England mitgebracht hatte. (Vergl. Gaſton Paris: „La littérature française au moyen âge.“ Paris 1890. §§ 57, 59 u. ff.) Hier iſt noch von keiner Verſchmelzung der beiden Stoffe die Rede; „la quête du saint graal“ (wie der Titel eines älteren, im franzöſiſchen Original verloren gegangenen, aber in portugieſiſcher Ueberſetzung erhaltenen Proſaromans, vielleicht wieder eine Ueberſetzung der anglo-normänniſchen Quelle, lautet) iſt der Inhalt und Endzielpunkt der Abenteuer des Ritters Perceval („Perceval le Gallois“, wie ein anderer Romantitel lautet; gäliſch heißt der Name Peredur; man ſieht, daß die ziemlich gewaltſame Umtaufung Rich. Wagners in „Parſifal“ geſchichtsetymologiſch ohne jede Stütze iſt). Aber das Werk Chreſtiens von Troyes blieb unvollendet; dem beiſpielloſen Erfolge, den er trotzdem mit ihm gehabt hatte, war wohl zu verdanken, daß nicht weniger als drei Fortſetzungen uns erhalten geblieben ſind. Die erſte, von Gaucher de Dourdan unternommen, ließ das Werk ebenfalls unvollendet; die andere, von Menneſſier, wurde 1220 vollendet, und die dritte, von Gerbert de Montreuil, iſt uns in einer Handſchrift erhalten, welche dieſe Fortſetzung zwiſchen den letzten Vers Gauchers und den erſten Menneſſiers einſchaltet. Erſt in dieſen ſpäteren Fortſetzungen iſt die Anknüpfung an die chriſtliche Legende, an Joſeph von Arimathia mit der urſprünglichen „conte du graal mysterieux“ zu bewirken verſucht worden. Gaſton Paris bemerkt mit Recht, daß hierdurch der ganze urſprüngliche Plan und die Anlage des Werkes Chreſtiens

von Troyes geändert worden ſei. Durch die Einfügung dieſes chriſtlich-bibliſchen Zuſammenhanges wird der wunderbare und wunderthätige heilige Gral zur Hauptſache und das rein menſchliche, tiefſinnige Mitleidsmotiv der unterlaſſenen Frage Percevals, auf dem in der urſprünglichen Dichtung der ganze innere Aufbau der Entwickelung beruht, zu einer Nebenſache, allenfalls zur Bedeutung eines „retardirenden Moments“ herabgedrückt.

Noch gründlicher nahm nun aber die Verſchmelzung der alten Artusſage mit neuchriſtlicher, das heißt neuerfundener bibliſcher Legende und die Umwandlung der ganzen Gralſage in dieſem Sinne vor ein anderer, mit den beiden Letztgenannten ziemlich gleichzeitiger Troubadour aus der Franche-Comté: Robert de Boron (um 1215). Er ſchrieb eine Trilogie: Joſeph d'Arimathie — Merlin — Parceval. Allerdings bedurfte der alte Zauberer Merlin, um in dieſer Geſellſchaft erſcheinen zu können, einer durchgreifenden Aenderung und Beſſerung; und daran hat es denn auch dieſes Gedicht in der beſten Abſicht nicht fehlen laſſen. Nun hatte freilich ſchon faſt ein Jahrhundert früher ein engliſcher Biſchof verſucht, dieſe uralte Geſtalt der gäliſchen Volksſage (deren Name von dem eines Zauberers und Propheten Myrddhin abzuleiten ſein ſoll) etwas für den chriſtlichen Geſchmack und Gebrauch zuzuſtutzen. Es war dies der 1154 als Biſchof von St. Aſaph (der kleinen Biſchofsſtadt in Wales) verſtorbene Ganfrei von Monmouth in ſeiner „Historia regum Britanniae“. Darin läßt er Merlin, dem er den chriſtlichen Vornamen „Ambroſius“ beilegt und den er ganz ohne Vater geboren ſein läßt (offenbar um ihn auf dieſe radikale Weiſe von der ihm durch die Volksſage beigelegten Abſtammung vom Teufel ſelbſt zu befreien), dem im fünften Jahrhundert lebenden Könige Wortigern alle Schickſale Britanniens bis zum Jahre der Abfaſſung dieſes Buches (1135) vorausſagen — wobei natürlich die gläubigen Leſer der damaligen Zeit zu

ihrem Erstaunen finden mußten, daß alles so richtig eingetroffen sei. Die ganze Gestalt des auf so billige Weise zum Rufe eines unfehlbaren Propheten gekommene Merlin ist aber, wie gesagt, keineswegs eine Erfindung des walisischen Bischofs, sondern wiederum nur eine in bester Absicht (zum Besten des Christenthums) geschehene Adoptirung (und theilweise Adaptirung) eines hervorragenden und charakteristischen Erzeugnisses des alten heidnischen Götterglaubens.

Bei Robert de Boron ist die Besserung Merlins nun eine noch gründlichere, als bei Ganfrei; er verwendet die ihm angeborene umfassende Kenntniß aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge dazu, um den Gralsrittern sowohl wie Perceval selbst alle möglichen guten Rathschläge zu geben, die natürlich nicht wenig zur Ueberwindung aller Fährlichkeiten und Abenteuer beitragen.

Die Geschmacklosigkeit dieser gewaltsamen Verbindung so verschieden gearbeiteter Stoffe hat die deutsche Dichtung Wolframs von Eschenbach mit ebensoviel richtigem Gefühl vermieden, als sie andererseits wieder das oben erwähnte rein menschliche Mitleidsmotiv wieder stärker hervortreten läßt. Allein der Anknüpfung an die nun einmal so berühmte „Tafelrunde des Königs Artus" (oder Arthur) glaubt auch sie nicht entbehren können: im Gegensatz zu seinem Vorgänger Albrecht von Scharfenberg, der in seinem „Titurel", vielleicht in Anknüpfung an ältere uns nicht mehr bekannte französische Quellen, die Gralsage fast ganz ohne Anknüpfung an den König-Artus-Sagenkreis behandelt.

Und in der That dürfte es auch stofflich kaum zwei Sagenkreise geben, die ihrem innersten Grunde nach einander so fremdartig, ja feindlich gegenüberstehen — fast so feindlich, wie nationales Heidenthum und römisch-internationales Christenthum in jener Zeit. Während die Gralsage unmittelbar an die

Darſtellung der bibliſchen Urkunden über die letzten Tage und den Tod des Heilandes und an eine Perſon des neuen Teſtaments (Joſeph von Arimathia) anknüpft, verdankt König Artus nicht nur ſeine ganze Bildung und Erziehung dem Zauberer Merlin, ſondern ſein Daſein ſelbſt und ſeine Geburt einem durch deſſen Zauberkunſt ermöglichten und vermittelten Ehebruch! Allerdings erſcheint ſeine Mutter, Igerna, Gemahlin Gorlas, Herzogs von Cornwallis, hierbei ſchuldlos; denn Uther Pendagron hat ſich ihr in Abweſenheit des Gemahls in deſſen ihm von Merlins Kunſt verliehener Geſtalt genähert. Allein die bloße Thatſache einer ſolchen Abſtammung hätte nach der in der geſamten Gralbichtung des Mittelalters vertretenen allgemeinen Grundanſchauung genügt, um den Sproß einer ſolchen Verbindung mindeſtens als Haupt einer ritterlichen Gemeinſchaft unfähig erſcheinen zu laſſen. Und König Artus verdankt nicht nur ſein Daſein einem — wenn auch auf einer Seite unwiſſentlichen — Ehebruch, ſondern er geht auch an einem ſolchen zu Grunde. Denn ſeine eigene Gemahlin, deren eigentlichen keltiſchen, für andere Zungen allerdings faſt unausſprechbaren Namen Gwenhwywar die romantiſche Dichtung in Ginevra wandelte und die mit der Gralkönigin die äußere Aehnlichkeit hat, daß ſie wie dieſe als das einzige Weib im Kreiſe der Männer neben ihrem Gatten thront, iſt nicht frei von Schuld und Sünde. Sie läßt ſich von Artus eigenem Neffen Modred ver- und entführen, und König Artus fällt im Kampfe um ſie gegen Modred, wenn auch mit dieſem. Offenbar konnte eine Kunſtdichtung mit der Tendenz der Gralsdichtungen mit einem ſolchen Hintergrunde wilder, ungezügelter Leidenſchaften nichts anfangen. Es bleibt eine rein äußerliche Herübernahme, wenn ſie Namen und Geſtalten aus der im Volke lebendigen Tafelrundenſage zu verwerthen ſucht. Doch aber erſcheint es nicht unmöglich, daß die Gralsdichter ſich durch einzelne Motive jenes

aus rauher, wilder Urzeit eines kraftſtrotzenden Volkes ſtammenden Sagenkreiſes anregen ließen, entſprechende Gegenſtücke dazu mit ihnen zuſagender und in ihren Plan ſich einfügender Tendenz zu ſchaffen. So könnte man das abgeſchwächte Gegenſtück zu jener Untreue der Königin Ginevra in der nur kurzen und bald bereuten Sünde des Königs Amfortas finden, die ja der Grund ſeiner unheilbaren Verwundung geworden iſt. Die Abſchwächung liegt natürlich darin, daß auch ſchon wie noch heute in den beiden hier in Frage kommenden Kulturepochen: der keltiſchen und der ſkandinaviſch-germaniſchen Reckenzeit, wie in der des mehr internationalen, chriſtlichen Ritterthums der Ehefrevel der Frau ſo ungleich ſchwerer wiegt, als der des Mannes.

Ebenſo kann Merlins Perſon (mit der ſich übrigens auch eines der apokryphen, Shakeſpeare zugeſchriebenen, in der zweiten Folio-Ausgabe ſeiner Werke enthaltenen Schauſpiele „Merlins Geburt“ beſchäftigt, das ihn direkt vom Teufel mit einem braven Dorfmädchen Hanne Willig erzeugt ſein läßt), offenbar das Vorbild für den Inhaber und Beherrſcher des Château merveil, des Zauberſchloſſes geliefert haben. Aber während der Zauberer in der Artusſage einer der erſten Faktoren der Dichtung bildet, iſt er in der Gralsdichtung Wolframs von Eſchenbach nur dazu da, einerſeits, um mit ſeiner Burg ein zu ihrem Nachtheil ausfallendes Gegenſtück zu der Gralsburg zu bilden, andererſeits, um als Nebenfigur in der Handlung verwendet zu werden.

Indes, ſo grundverſchieden nach Tendenz und Entſtehung alſo dieſe beiden Sagen waren, ſo mußten ſich doch der alte, von heidniſchem Zauberſpuk umgebene König Artus und die Ritter ſeiner vom Höllenſohn Merlin gefertigten Tafelrunde gefallen laſſen, von den chriſtlich- oder prieſterlich-ritterlichen ſpäteren Nachdichtern der Gralſage mit in ihre Ritter- und

Prieſterthum in durch letzteres beherrſchter Vereinigung verherrlichende Tendenzdichtungen hineingezogen zu werden, wenngleich ihnen in keiner Weiſe eine entſcheidende Stelle in der eigentlichen Handlung oder für die Tendenz des Gedichtes eingeräumt wurde.

Dagegen finden wir in dieſer das geiſtliche Ritterthum (oder wie der Pater Gietmann S. J. meint, den katholiſchen Prieſter als ſolchen im Bilde des Ritterthums) feiernden Kunſtdichtung das als den inneren Kern, aus dem die ganze Handlung entſpringt, wieder, was wir bei den zuerſt beſprochenen Volksſagen als den inneren Kern fanden: Verkehr von Sterblichen mit Uebernatürlichem und dadurch gewährleiſtetes Leben über die Schranken der Sterblichkeit und Menſchlichkeit hinaus. Allein was dort in den Volksſagen als einfache Wirkung eines ſolchen Verkehrs unvermittelt eintritt, das wird hier vermittelt durch eine an die chriſtlichen Symbole und den Kernpunkt des chriſtlichen Glaubens anknüpfende Thätigkeit: das Anſchauen des heiligen Gral. Dieſes Gefäß, dem natürlich auch phyſiſch-wunderbare Eigenſchaften zugeſchrieben werden, erinnert unmittelbar an den geſchichtlichen Opfertod Chriſti und gleichzeitig an das von ihm geſtiftete Symbol des Abendmahls, welches die Kirche in der Meſſe zum Kern- und Brennpunkte des ganzen Kultus gemacht hatte. Da die geſamte Gralsritterſchaft ihren Daſeinszweck nur in dem Schutze und Dienſte dieſes Gefäßes ſucht und findet, ſo iſt auch die der Dichtung äußerlich zu Grunde liegende Allegorie von der Kirche überhaupt, in deren Schutz und Dienſt alle weltliche Macht (die ja damals das Ritterthum verkörperte) allein ihre Daſeinsberechtigung zu ſuchen und zu finden hat, klar erſichtlich; damit aber auch die Kennzeichnung der Dichtung als Tendenzdichtung. Bemerkenswerth hierfür iſt ferner auch der Umſtand, daß ſowohl Chreſtien von Troyes, als auch ſein Fortſetzer Menneſſier in „hohem Auf-

trage", alſo gewiſſermaßen „auf Beſtellung" gearbeitet haben. Wie Chreſtien durch Philipp von Flandern, der ihm das zu Grunde liegende engliſch-normänniſche „Buch" übergab, zum Beginn des Werkes veranlaßt wurde, ſo ſchrieb Menneſſier direkt (wie ſich Gaſton Paris ausdrückt, S. 99 a. a. O.) „für" Johanna von Flandern, die Großnichte Philipps und thatkräftige Herrſcherin von Flandern (ſeit 1205), Gemahlin Ferdinands von Portugal and in zweiter Ehe des Grafen Thomas Savoyen (1237). Johanna hatte neben äußeren Kriegen auch mit inneren Unruhen zu kämpfen, die ihren Ausdruck in dem Auftreten eines Kronprätendenten Bertrand fanden, der ſich für ihren in Griechenland verſtorbenen Vater Balduin (IX.) ausgab und den ſie ſpäter in Lille hängen ließ. Derartige Bewegungen haben in jenen Zeiten immer einen religiöſen Hintergrund; und wo das niedere Volk derartigen Kronprätendenten im Gegenſatz zu den in der Herrſchaft Befindlichen zufällt, da liegt es nahe, bei jenen einen Zuſammenhang mit nationalen altheidniſchen Ueberlieferungen zu ſuchen, denen dieſe die neue, überwältigende Macht des Chriſtenthums entgegenhalten. So iſt es wohl denkbar, daß die Förderung dieſer, gegenüber dem altheidniſchen Artusſagenkreiſe in ſo ausgeprägt chriſtlichem Gewande auftretenden und jenen ſich noch dazu aneignenden und unterordnenden Dichtung vom heiligen Gral von politiſchen Gründen mit diktirt wurde. Man darf nicht vergeſſen, daß das ganze geiſtige Leben jener Zeit, ſoweit es nicht von rein religiös-dogmatiſchen Stoffen beherrſcht wurde und ſich überhaupt „profanen" Stoffen zuwandte, von jenen Dichtungen und Ritterromanen in Vers und Proſa ausgefüllt war; daß in ihnen alſo alles das ſeine Befriedigung finden mußte, was heutzutage Preſſe, Vereinsleben und ſchöne Litteratur ins Leben ruft und unterhält. So gut alſo, wie heutige politiſch-kirchliche Parteien auch in der Tagespreſſe, in Vergnügungs- und geſelligen Ver-

einen eine Stütze und ein Werkzeug für ihre Zwecke ſuchen, ſo war man damals auf den Weg tendenziöſer Beeinfluſſung der Sagen- und Abenteuerdichtung gewieſen, wenn man einerſeits für ſeine Partei wirken, andererſeits die ſchädlichen Einflüſſe der alten Ueberlieferungen bekämpfen wollte, die um ſo gefährlicher waren, als ſie für große Volksmaſſen den Reiz des Altheimiſchen, der verfloſſenen „guten alten Zeit“ hatten.

Es iſt hier nicht der Ort, Unterſuchungen darüber anzuſtellen, ob und wieweit eine Tendenz in der Dichtkunſt mit deren innerſtem Weſen verträglich oder ihr zuträglich iſt; feſthalten kann man wohl, daß ſie nicht gehindert hat, in jedem Zeitalter große Kunſtwerke entſtehen zu ſehen, die gar nicht ohne ſie verſtändlich ſind, und doch noch volle und reine dichteriſche Wirkung ausüben, wenn das Ziel jener „Tendenz“ längſt einer todten Vergangenheit angehört. So gut wie Ariſtophanes' Luſtſpiele ihre zu jener Zeit ſehr „aktuelle“ politiſche Tendenz hatten und wir uns heute an ihnen ergötzen, obgleich wir oft zweifelhaft und z. B., was Sokrates' Perſon anbetrifft, gar nicht zweifelhaft ſein können, ob wir uns auf Seite des Spötters oder des Verſpotteten ſtellen ſollen, ſo gut wie wir Dantes erhabenes Gedicht bewundern, obgleich der Gegenſatz zwiſchen Guelphen und Ghibellinen in dieſer Form wenigſtens für Italien gänzlich todt iſt, ebenſowenig könnte uns der Verdacht tendenziöſer Entſtehung hindern, an dem deutſchen „Parcival“ unſeres Wolfram von Eſchenbach reinen dichteriſchen Genuß zu finden. Und dieſer wird erhöht durch die Beſchaffenheit und Behandlung des inneren Motivs, welches Wolfram allerdings nicht zuerſt hineingelegt hat, weil es ſich ſchon in der erſten franzöſiſchen Bearbeitung auch findet, welches er aber als einen gerade dem deutſchen Volksgemüth außerordentlich naheliegenden Zug mit einer ganz beſonderen Kraft und Kunſt hervorgehoben und in den Mittelpunkt des dichteriſchen Planes gerückt hat: das Motiv

der unterlaſſenen Frage, welche das Mitleid zu fordern, die ſchablonenhaft angewendete höfiſche Sitte aber zu verbieten ſcheint. Es liegt aber noch ein Drittes in dieſem Motiv der unterlaſſenen Frage, eben das, was wir als eine dem deutſchen Volksgemüth beſonders naheliegende Beſonderheit bezeichneten: Es iſt die Scheu davor, innere ſeeliſche Zuſtände ohne Noth durch Ausſprechen gewiſſermaßen zu profaniren: die Schämigkeit, welche das nicht nach außen treten laſſen mag, was die innere Seele doch ſtark erfüllt und bewegt. Es iſt dieſelbe Grundſtimmung, welche der große britiſche Dichter in ſeiner Cordelia ſo verhängnißvoll für ſie zum Ausdruck bringt. Parzival iſt in dieſer Hinſicht zwar nicht etwa ein Seitenſtück zu jener tragiſchen Geſtalt, aber das Urbild des trotzigen und doch ſo weichen und, eben weil er ſich dieſer Weichheit bewußt iſt und ſich ihrer ſchämt, nach außen hin rauh oder gleichgültig erſcheinenden echt deutſchen Jünglings, ſo wie ihn noch die Dichter der „Freiheitskriege" ſchildern. Dieſe „Schämigkeit" — eine Eigenſchaft der Unreife und doch zugleich eine ſolche, die bei geſunder Entwickelung und Eintreten der Reife den Keim hervorragender Charaktereigenſchaften in ſich ſchließt — wird denn ja auch bei Parzival nicht durch die Kraft des Mitleids überwunden, ſondern durch eine nach und nach eintretende, von außen geförderte und von innen erwachſende Erkenntniß, die ihn dann bei ſeiner zweiten Wiederkehr die einfache und doch ſo folgenreiche Frage thun läßt.

Dieſe „Frage" hat nun bekanntlich den Anknüpfungspunkt geboten, um der deutſchen Dichtung eine Tendenz nach ganz entgegengeſetzter Seite beizulegen. Man hat Wolframs Parcival von proteſtantiſcher Seite in Anſpruch genommen: als Ausdruck einer ſchon in dieſer Zeit des Mittelalters vorhandenen Stimmung in Glaubensſachen, die nahe verwandt mit der der ſpäteren Reformatoren geweſen ſei. Man will in dieſer „Frage"

das ſelbſtändige Forſchen einer das ewige Heil ſuchenden Menſchenſeele ſehen. Dieſe Deutung ſcheint mehr einem geiſtreichen Spiele mit Vergleichungen entſprungen zu ſein, als daß ſie dem rein menſchlich und in der Charakterzeichnung national gedachten Motive gerecht würde; ſie findet aber auch vor allem keine Stütze in der geſchichtlichen Forſchung, weder in der nach Herkunft und Entſtehung der Dichtung, noch in der über die Perſonen ihrer Sänger.

Nun haben wir allerdings bloß bei einem der obengenannten Quellenſammler, bei Gaufrei von Monmouth, den prieſterlichen Charakter in ſeiner Bezeichnung als Biſchof (von St. Aſaph) gewährleiſtet. Aber die Vermuthung dieſes Charakters liegt auch bei Manchem der nachgenannten nahe, wenn auch die beſondere Hervorhebung unterbleibt, weil ſie es jedenfalls nicht zu einer ſo hohen Stufe in der Hierarchie gebracht haben, wie jener erſte Sammler der Artusſagen. Und ſelbſt wenn, wie bei unſerem deutſchen Sänger Wolfram von Eſchenbach, ſein nachgewieſener Ritterſtand die Vermuthung des geiſtlichen ausſchließt, ſo weiſt doch das Gedicht ſelbſt zahlreiche unverkennbare Spuren eines es durchwehenden und belebenden Geiſtes auf, der nicht bloß der des Chriſtenthums, ſondern der des Klerus iſt. Und dieſer Klerus des dreizehnten Jahrhunderts kannte noch nicht weder Befürworter noch Bekämpfer einer Reformation der Kirche „an Haupt und Gliedern“. Dieſe ſelbſt hatte noch ſo viel damit zu thun, in den Ländern der nordiſchen Welt um ihr eigenes Daſein zu ringen und ſich in den in der großen Maſſe noch von ganz anderartigen Vorſtellungen erfüllten keltiſchen, normänniſchen, germaniſchen und ſkandinaviſchen Völkern erſt einen Boden für ihre Geiſteswelt zu ſchaffen, daß ſie keine Zeit zu Reflexionen über ſich ſelbſt finden konnte. Die der großen Volksmaſſe ſchwer verſtändliche philoſophiſche Tiefe und weltumfaſſende Bedeutung der von ihr vertretenen Gedanken

und Grundanſchauung bedingte, daß ſie dieſen Kampf nicht nur mit der Aufſtellung und Verkündung ihrer Dogmen führen konnte und durfte. Sie mußte auch die ethiſchen Grundlagen und Folgeſätze der neuen Weltreligion in ein Gewand kleiden, welches den unterworfenen Völkern ſchon bekannt und lieb war; und hierzu bemächtigten ſich ihre zu ſolch' geiſtigem Kampfe geſchickten Vertreter und Anhänger, mochten dies Kleriker oder Ritter ſein, mit Erfolg der von ihnen nach und nach in Ritterromane umgewandelten alten Recken- und Heldenſagen: Sagen, die man ſelbſt auf dieſer Seite wohl gläubig für Geſchichte nahm. Wo es nun irgend anging, wurden die Helden der alten Sage dann auch zu Trägern der neuen Ideen gemacht oder durch Zweitheilung auf der einen Seite als Vertreter, auf der anderen als wirkſame Gegenſätze dazu hingeſtellt. So kam der ethiſche, der philoſophiſch-chriſtliche Gedanke des Mitleids, der Selbſtverleugnung, ja ſelbſt der Askeſe in die dichteriſche Darſtellung der urſprünglich dieſen Gedanken ganz fremden Sagen hinein, falls ſich dieſe nur irgend dazu zu eignen ſchienen. Unter dem Vorſtehenden darf nun natürlich keineswegs verſtanden werden, als ſeien die alten anglo-normänniſchen Heldenſagen jedes ethiſchen Inhalts bar, als werde in ihnen nur die Gewaltthat, der Ehebruch und Raub gefeiert. Aber ihre ſittlichen Ideale ſind andere, als die oben berührten der neuen chriſtlichen Geiſtesrichtung; es iſt die herbe, trotzige Männlichkeit, das Feſthalten an gelobter Treue und an den von der Natur gegebenen Banden des Blutes, die Unterwerfung unter das einmal gegebene Manneswort und unter einen jener heidniſch-nationalen Welt entſtammenden Ehrenkodex, deſſen Forderungen ja bis heute noch mit einer Stärke nachwirken, die durch die jahrhundertelange Alleinherrſchaft der chriſtlichen Gedanken- und Vorſtellungswelt nur wenig gemindert erſcheint.

Dieſe Ideale indes, ſowohl diejenigen, welche wir heute

noch voll anerkennen, als auch diejenigen, welche wir vom heutigen Kultur- und Sittenſtandpunkt aus zurückweiſen müſſen, werden an ſittlicher Höhe unzweifelhaft überragt von den in der Parzivaldichtung zur dichteriſchen Begründung und Darſtellung verwendeten. Was aber über dieſen inneren Aufbau hinaus zur Ausſchmückung und Verherrlichung des ſpezifiſch chriſtlichen Ritterthums hinzugefügt wird, das ſcheint uns allerdings dem obenerwähnten Jeſuitenpater wohl darin Recht zu geben, wenn er in dem Gralsritter- und beſonders -königthum geradezu die Idealiſirung oder eine Verherrlichung des katholiſchen Prieſterthums ſieht. Und gerade hierin tritt die Tendenz der ganzen von Angehörigen des Klerus hervorgegangenen oder beeinflußten Um- und Neugeſtaltung der alten Sage hervor, die ſie geradezu als ein geiſtiges Kampfmittel gegen das zwar äußerlich überwundene, innerlich aber in der großen Maſſe des Volkes noch urgewaltige nationale Heidenthum erſcheinen läßt.

Alſo jedenfalls auch in dieſem Punkte glauben wir eine innere Verwandtſchaft der drei oben vorzugsweiſe behandelten Sagen: der vom ewigen Juden, vom Ritter Tanhäuſer und der Parzival-Gralſage nachgewieſen zu haben. Hierfür ſpricht auch noch der aus der äußeren Geſchichte der Verbreitung dieſer drei Sagen ſich ergebende gemeinſame Urſprungsort. Alle drei ſtammen aus England; denn auch bei der anſcheinend doch an den Boden des deutſchen Landes, den Hörſelberg, gefeſſelten Tanhäuſerſage wird uns von einem alten Schriftſteller (Kornmann: De miraculis mortuorum. 1610. L. II. c. 47) berichtet, daß die unheilvolle Eigenſchaft gerade dieſes Berges als Eingang zum Fegefeuer von der Witwe eines engliſchen Königs, Reinswiga, entdeckt worden ſei, der ihr Gemahl im Traume erſchienen ſei und ihr verkündet habe, daß ſeine Seele ſich in dieſem Berge Thüringens befinde. So würde nach dieſer zwar alleinſtehenden, aber immerhin beachtenswerthen Angabe

auch hier der Weg angedeutet ſein, den dieſe Sage aus dem die früheſte Blüthe einer eigenartigen nordiſchen Volkspoeſie bergenden angelſächſiſch-normänniſchen Inſelreiche nach dem Theile des europäiſchen Feſtlandes hin genommen hat, der auch die Wiege eines großen Beſtandtheils der Einwohner des Inſelreichs geweſen war. Daß dieſer Urſprungsort für die Herkunft der beiden anderen Sagen feſtſteht, haben wir oben an der Hand unbezweifelter Nachweiſe dargethan.

In allen drei Sagen aber haben wir mannigfach in den wechſelnden Formen ihrer Geſtaltung das anziehende Beiſpiel dafür, wie eine in einem Volke neu auftauchende mehr oder weniger tendenziöſe Kunſtdichtung die Stoffe alter Volksdichtung, deren erſter Sänger Namen „kein Lied, kein Heldenbuch" meldet, ſich anzueignen, für ihre Zwecke umzugeſtalten und auszubilden ſucht: alles zu dem Zwecke, um dadurch wieder zu wirken auf das, woraus dieſe Stoffe ſcheinbar ſelbſtſchöpferiſch entſtanden ſind, die ewig dichtende, ſingende und ſagende Volksſeele ſelbſt!

## Anmerkungen.

[1] Daß dieſer Ritter ſich wohl zu einem ſolchen Abenteuer eignete, geht auch aus ſeinem eigenen poetiſchen Geſtändniß hervor, daß er alle ſeine Güter habe verpfänden müſſen, weil ihm „die ſchönen Frauen, der gute Wein, der leckere Imbiß und wöchentlich zweimal Baden" zuviel Geld gekoſtet hätten.

[2] Die Idee der Gralſage, Bd. VIII, Heft 9 der „Frankfurter zeitgemäße Broſchüren". Frankfurt a. M. und Luzern 1887.

# Der Graphit,

## seine wichtigsten Vorkommnisse und seine technische Verwerthung.

Von

**Dr. E. Weinschenk.**
Privatdozent in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Weit zurück in prähiſtoriſche Zeiten datirt die Bekanntſchaft der Menſchheit mit dem Graphit; hin und wieder wurden ſchon in Hünengräbern, zumal in Franken, Stücke von Rohgraphit und mit Graphit beſtrichene Gefäße aufgefunden, welche beweiſen, daß ſelbſt auf jener niederen Stufe der Kultur das eigenthümliche, ſchwarze, glänzende Mineral Beachtung gefunden hat. Aber ganz anders liegen die Verhältniſſe, wenn es ſich um die Frage handelt, ſeit welcher Zeit der Menſch es verſtanden hat, die mannigfaltigen Eigenſchaften des Graphits ſich dienſtbar zu machen, welcher heute in unſerem Kulturleben eine ſo wichtige Rolle ſpielt, daß er uns geradezu unentbehrlich dünkt. Sicher iſt das eine, daß die Völker des Alterthums, wenn ſie auch den Graphit als Mineral wohl ohne Zweifel gekannt haben, ihn doch nicht zu bearbeiten verſtanden und ihn jedenfalls nicht von dem ähnlich ausſehenden Molybdänglanz unterſcheiden konnten, mit welchem übrigens der Graphit noch bis zu Anfang unſeres Jahrhunderts häufig genug verwechſelt wurde.

Die älteſten, zuverläſſigen hiſtoriſchen Nachrichten über die techniſche Verwendung des Graphits datiren etwa vierhundert bis fünfhundert Jahre zurück, zu welcher Zeit ſchon im Markte Hafnerszell bei Paſſau die Fabrikation der ſogenannten „Paſſauer Tiegel“ ausgeübt wurde, welche daſelbſt auch heute noch in Blüthe ſteht. Dieſe feuerfeſten, aus Graphit und Thon her-

gestellten Tiegel waren in den Laboratorien der Alchymisten die aktiven Zeugen der abenteuerlichen Versuche, den Stein der Weisen zu finden, und wie manches Mal blickten wilde, goldgierige Augen auf den in feuriger Lohe schwebenden Tiegel, und von Habgier zitternde Hände zerbrachen das kaum erkaltende Gefäß in der stets getäuschten, stets erneuten Hoffnung, endlich einmal das größte Juwel in Händen zu halten, welches alle Schätze der Erde mit einem Schlage spendet.

Vorüber sind die Zeiten jener blinden Versuche, vorüber all' jene abenteuerlichen Pläne; die Alchymie hat den Grundstein zur modernen Chemie gelegt, welche uns in klarer Sprache die Grenze zeigt, bis zu welcher Menschenwitz in der Zerlegung und Umwandlung der Materie fortschreiten kann. Aber heute noch, vor allem in den Münzstätten, den Laboratorien der modernen Alchymisten, wo das rothe Gold geschmolzen wird, sind die Passauer Tiegel geradezu unentbehrlich, wenn sie heute auch nicht mehr wie damals ausschließlich in der Passauer Gegend erzeugt werden.

Viel wichtiger aber als die Verwendung des Graphits zu Tiegeln erscheint dem Nichteingeweihten die Herstellung der Bleistifte, welche dem modernen Menschen von den ersten Zeichenversuchen auf der Schulbank das ganze Leben hindurch unzertrennliche Begleiter sind. Auch die Fabrikation der Bleistifte ist keine alte Kunst, und kaum dreihundertfünfzig Jahre sind verflossen, seitdem die ersten Graphitstifte in England angefertigt wurden, wozu die Auffindung eines ganz vorzüglich reinen und gleichmäßig feinen Materials im Borrowdale bei Keswik in Cumberland den Anlaß bot. Und Jahrhunderte hindurch bewahrten die aus englischem Graphit gefertigten „echten" Bleistifte ihren Weltruf, welcher auch in dem Preise derselben seinen Ausdruck fand, bis sie erst in neuerer Zeit theils durch das Nachlassen des Graphitreichthums in Cumberland selbst, theils

durch neue, vorzügliche Funde und vervollkommnete Fabrikationsmethoden, zumal von deutschen Fabrikaten mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden.

Der Name „Bleistift" oder „Reißblei" (= Zeichenblei, im Gegensatz zum Wasserblei, dem Molybdänglanz) rührt einestheils davon her, daß man vor der Verwendung des Graphits zu Schreibstiften sich hin und wieder kleiner Stäbchen von Blei zum Schreiben auf Papier bediente, anderentheils aber vermuthete man in dem Graphit, dessen chemische Zusammensetzung man erst gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts kennen lernte, wegen seiner bleiähnlichen Farbe und seines Glanzes einen Gehalt von Blei, und dementsprechend führt auch heute noch der Graphit im Französischen den Namen plombagine, im Englischen plumbago oder blak lead.

Der Name Graphit selbst wurde erst von dem berühmten Mineralogen A. G. Werner in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die Wissenschaft eingeführt und hat sich von da an, wenigstens soweit das Mineral selbst, sowie die Rohware in Betracht kommt, allgemein eingebürgert, während für die Bleistifte der alte Name geblieben ist.

Erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte der Chemiker Scheele, daß der Graphit im Sauerstoffstrom zu reiner Kohlensäure verbrennt, also aus Kohlenstoff besteht, aber noch lange wurde über die wahre Zusammensetzung desselben gestritten, da die natürlichen Vorkommnisse des Minerals in höherem oder geringerem Maße unrein sind und bei der Unvollkommenheit der damaligen Untersuchungsmethoden kaum die Möglichkeit geboten war, das mechanisch Beigemengte von dem eigentlichen, chemischen Bestande zu trennen.

Erst als man allmählich die Widerstandsfähigkeit des Graphits gegen alle möglichen Reagentien kennen lernte und es gelungen war, nach Zerstörung der Beimengungen den Graphit

ſelbſt rein darzuſtellen, erſt da ward ſeine Natur als elementarer Kohlenſtoff allgemein anerkannt.

Graphit und Diamant ſind zwei Modifikationen eines und desſelben Elementes, des Kohlenſtoffes, jener das weichſte aller Mineralien, ſchwarz, undurchſichtig und unanſehnlich, dieſer der härteſte Edelſtein, klar, glänzend und ſtrahlenprächtig.

Und doch — trotz ſeines beſcheidenen Ausſehens — übertrifft der Graphit den leuchtenden Bruder um ein Bedeutendes, wenn es ſich um die techniſche Verwendbarkeit handelt und um die Wichtigkeit, welche beide für den Kulturfortſchritt der Menſchheit beſitzen. Denn nicht nur die große Menge, in welcher der Graphit in der Natur vorkommt, verglichen mit der Spärlichkeit des Diamants, iſt es, welche jenem die höhere Stufe in unſerer Werthſchätzung ſichert; in bedeutenderem Maße noch durch ſeine mannigfaltigen, techniſch wichtigen und werthvollen Eigenſchaften iſt der Graphit der Sieger im Wettbewerbe mit dem Diamant, welcher nur durch ſeine hohe Lichtbrechung und ſeine Härte für die Technik in Frage kommt.

Von den Eigenſchaften des Graphits, welche dieſen zu einem techniſch wichtigen Mineral machen, ſind vor allem zu nennen: der metallartig glänzende, rein ſchwarze Strich und ſeine äußerſt geringe Härte, welche beide zuſammen den Gebrauch desſelben zur Anfertigung von Zeichenſtiften ermöglichen. Aber die wenigſten der in der Natur vorkommenden und keine der künſtlich hergeſtellten Graphitvarietäten eignen ſich ohne weiteres zu dieſem Zweck, ja eine große Anzahl ſelbſt ſehr reiner Vorkommniſſe läßt ſich überhaupt nicht zu Bleiſtiften verarbeiten.

Die erſten „echten“ engliſchen Bleiſtifte wurden aus dünnen Stäbchen gemacht, welche aus dem Rohmaterial, wie es die Natur bot, direkt herausgeſchnitten und zwiſchen Holzſtreifen eingelegt wurden, und noch lange Zeit war dies das einzige Verfahren, wirklich gute Bleiſtifte herzuſtellen, denn die aus

erdigem Graphit oder aus den Abfällen bei der Fabrikation der „echten“ Bleistifte mit irgend einem Bindemittel, wie Leim, Colophonium, Schwefel ꝛc. dargestellten Stifte erfreuten sich, aus leicht begreiflichen Gründen, einer sehr geringen Beliebtheit. Erst als vor gerade hundert Jahren etwa gleichzeitig Condé in Paris und Hartmuth in Wien fanden, daß man durch Mengen des Graphits mit Thon und nachheriges Ausglühen des Gemisches beliebige Abstufungen in Härte und Farbe erzielen kann, und gleichzeitig auch den übrigen Anforderungen, welche an einen guten Stift gestellt werden müssen, gerecht wird, konnte die Bleistiftmanufaktur sich zu der Ausdehnung entfalten, in welcher sie heute dasteht.

Aber auch so ist die Zahl der Graphitvorkommnisse, welche für die Bleistiftfabrikation in Frage kommen, eine sehr beschränkte, und die meisten und reichsten Graphitvorkommnisse können auch heute nicht zu diesem Zwecke verarbeitet werden.

Ein zu solcher Verarbeitung geeigneter Graphit muß nämlich schon im Naturzustande außer der unter allen Umständen nothwendigen Reinheit einige besondere Eigenschaften haben, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. Die wichtigste von diesen Eigenschaften ist die richtige Größe der einzelnen Graphitblättchen. Ganz dichte Graphite haben zwar ein ziemliches Färbungsvermögen, aber dafür einen matten, schwarzen Strich, und das Pulver derselben haftet weniger fest auf dem Papier. Grobblättrige Vorkommnisse andererseits sind zur Bleistiftfabrikation nicht verwendbar, weil die einzelnen Graphitblättchen auf ihrer Tafelfläche eine eigenartige, fettige Beschaffenheit haben und daher über das Papier hingleiten, ohne mehr als einzelne metallglänzende Schüppchen zu verlieren und zumal ohne einen Strich zu hinterlassen. Wenn daher das zu Bleistiften verwendete Graphitmaterial nicht fein gepulvert und von vollkommen gleichmäßiger Beschaffenheit ist, so wird jedes derartige

Spaltblättchen, welches in der Maſſe vorhanden iſt, ein Ausgleiten und Verſagen des Stiftes zur Folge haben. Anderentheils hat aber der Graphit einen ſo geringen Grad von Sprödigkeit, daß er gegen Stoß und Druck äußerſt widerſtandsfähig iſt und daher nur mit großer Mühe zerkleinert werden kann, ſo zwar, daß es viel leichter iſt, ein Korn des mehrere hundert Mal härteren Diamants zu zertrümmern, als ein Blättchen vom Graphit zu zerkleinern. Zu Bleiſtiften kann man daher nur ganz gleichmäßig feinblättrige Varietäten verarbeiten, während die in viel größerer Maſſe und an einer größeren Anzahl von Punkten vorkommenden gröberſchuppigen ebenſo wie die dichten Abarten zu dieſem Zwecke ſo gut wie unbrauchbar ſind.

Man hat zwar ſchon mehrfach Verſuche gemacht, auf Grund einer eigenartigen Reaktion, welche ſolche blättrige Graphite geben, eine Zerkleinerung des Materials zu ſtande zu bringen, um ſo den weniger koſtſpieligen Schuppengraphit zur Bleiſtiftfabrikation brauchbar zu machen. Wenn man nämlich ſolche Graphite mit rauchender Salpeterſäure befeuchtet und erhitzt, ſo entſtehen aus den einzelnen Blättchen infolge einer ſtarken Oxydation des Graphits durch die Salpeterſäure in der erhöhten Temperatur und der dabei ſich entwickelnden Gaſe eigenthümliche, wurmförmige Aufblähungsformen, welche nach ihrem Entdecker als Brodieſcher Graphit bezeichnet werden. Dieſelben beſitzen oft das hundertfache Volumen des urſprünglichen Graphits und ſind zuſammengeſetzt aus einer Hülle von äußerſt fein zerriſſenem Graphit und zahlreichen Zwiſchenböden, welche aus einzelnen kompakten Graphitſpaltblättchen beſtehen. Dieſe wurmförmigen Gebilde ſind äußerſt leicht und ſchwimmen auf dem Waſſer; man wendet daher die Darſtellung von Brodieſchem Graphit gern zur möglichſt vollſtändigen Reinigung eines blättrigen Graphits an, indem man denſelben in Waſſer einträgt, wobei die fremden Bei-

mengungen unterſinken und der reine Graphit abgeſchöpft werden kann. Zur Bleiſtiftfabrikation dürfte das Verfahren aber kaum je im Großen Anwendung gefunden haben, weil das entſtehende Produkt immer noch zu ungleichmäßig iſt und zahlreiche größere Blättchen von Graphit enthält, welche wieder mechaniſch zertrümmert werden müßten.

Wirklich gute Bleiſtifte werden daher nur mit den im Naturzuſtande ſchon feinſchuppigen Vorkommniſſen hergeſtellt, welche ein um ſo werthvolleres Material darbieten, je reiner und je gleichmäßiger ihre Beſchaffenheit iſt. Im übrigen fällt der hohe Preis des Rohmaterials nur bei den feinſten und daher ſehr theuren Sorten von Graphit einigermaßen ins Gewicht, da der Materialverbrauch ja ein äußerſt geringer iſt, ſo daß die geſamte Bleiſtiftfabrikation der Welt heutzutage noch nicht 4% der Geſamtproduktion an Graphit abſorbirt.

Da es bis heute kein im Großen anwendbares Verfahren giebt, um feinvertheilten Graphit aus einem Geſtein zu iſoliren oder auch nur in demſelben einzureichern, ſo kann man auch von denjenigen Vorkommniſſen, in welchen der Graphit die richtige Beſchaffenheit hat, nur diejenigen gebrauchen, welche ſchon im Naturzuſtande ſehr rein ſind.

Graphite, welche für die Bleiſtiftfabrikation zu dicht ſind, oder welche eine zu grobſchuppige Beſchaffenheit haben, dienen hauptſächlich zu Zwecken der Metallurgie, vor allem der Stahlinduſtrie, ſowie zum Bronzeguß und in den Edelmetallſchmelzereien.

Der dichte Graphit, welcher z. B. den größten Theil der Produktion von Oeſterreich ausmacht, wird in feingemahlenem Zuſtande in den Handel gebracht. Da es jedoch für alle metallurgiſchen Zwecke von großem Nachtheil iſt, wenn Schwefel, ſelbſt in Spuren, vorhanden iſt, müſſen diejenigen Vorkommniſſe, welche mit Schwefelkies vermengt ſind, und das iſt der häufigere Fall, zuerſt auf das ſorgfältigſte von dieſem Mineral

befreit werden. Dies geſchieht durch umfangreiche Schlemmvorrichtungen, wie ſie z. B. im ſüdlichen Böhmen angewandt werden, in welchen das feinzermahlene Geſtein mit Waſſer aufbereitet wird. Das ſchwerere Erz fällt in den erſten Setzkäſten zu Boden, und ſchließlich erreicht man durch dieſe Behandlung ein völlig ſchwefelfreies Produkt.

Die Verluſte an Graphit ſind natürlich dabei ziemlich bedeutend, und außerdem wird durch die ganze, ziemlich umſtändliche und zeitraubende Manipulation nichts weiter erreicht, als eben die Entfernung des ſchwefelhaltigen Erzes; im übrigen iſt der Graphitgehalt des Rohmaterials wie der „Raffinaden" ziemlich derſelbe. Daß man daher ſolche koſtſpielige Vorbereitungen dort unterläßt, wo der Graphit ſchon im Naturzuſtande frei von Schwefel iſt, liegt auf der Hand.

Derartige ſchwefelkiesfreie Graphite, wie z. B. die Vorkommniſſe aus Steiermark, werden einfach ſortirt und dann gemahlen; die ſo erhaltenen „Mehle" ſind den beſten böhmiſchen Raffinaden völlig gleichwerthig, wenn auch in vielen Fällen der an die Form der Raffinaden gewöhnte Abnehmer denſelben viel Mißtrauen entgegenbringt. Auch unter den dichten Graphiten ſelbſt kann man noch einige Abſtufungen unterſcheiden; ſo laſſen z. B. die Vorkommniſſe des Böhmerwaldes bei mikroſkopiſcher Betrachtung die einzelnen Graphitindividuen noch als kleine, aber wohlausgebildete Kryſtalle erkennen, während man in anderen Varietäten ſelbſt bei ſtarken Vergrößerungen nur einen gleichmäßig feinen, ſchwarzen Staub erkennt, welcher das ganze Geſtein erfüllt. Die erſteren haben noch einen verhältnißmäßig glänzenden Strich, während der Strich der am feinſten vertheilten Graphitſorten ganz matt und rußartig iſt und dieſelben auch ein viel geringeres Färbungsvermögen beſitzen. Sie erſcheinen daher bei gleichem Graphitgehalt viel weniger anſehnlich als die nicht ſo vollſtändig dichten Sorten und werden im All-

gemeinen auch weniger gern gekauft und ſchlechter bezahlt. Thatſächlich ſind aber für die in Betracht kommenden Zwecke die verſchiedenen, dichten Varietäten ziemlich gleichwerthig.

Die hauptſächlichſte Verwendung finden die dichten Graphite bei der Gußſtahlfabrikation, indem ſie einestheils zur Herſtellung der Tiegel verwendet werden, anderentheils zum Auslegen der Stahlformen dienen. Die Schmelztiegel, welche aus feuerfeſtem Thon unter Zuſatz von dichtem Graphit hergeſtellt werden, haben allerdings durchaus nicht alle werthvollen Eigenſchaften in gleichem Maße, wie diejenigen, zu deren Herſtellung Schuppengraphit verwendet wurde. Aber da die Tiegel bei den enorm hohen Temperaturen, welchen ſie zum Schmelzen des Stahls ausgeſetzt werden, doch nicht öftere Schmelzungen aushalten würden, und die Preisdifferenz zwiſchen dem dichten und dem ſchuppigen Graphit eine ſehr bedeutende iſt — der letztere koſtet das ſechs- bis achtfache des erſteren —, ſo benutzt man in der Stahlinduſtrie faſt ausſchließlich dichte Graphite zur Anfertigung der Tiegel. Dieſelben halten im Allgemeinen nur einen bis zwei Güſſe aus. Große Mengen von ſolchem dichtem Graphit werden auch zum Auslegen der Gußformen verwendet, um ein leichteres Ablöſen des Guſſes von der Form zu ermöglichen. Endlich benutzte man derartige dichte Graphite zum Anſtreichen eiſerner Gegenſtände gegen das Roſten; namentlich eiſerne Oefen werden mit einem Schutzanſtrich von Graphit verſehen, welcher ſich hierzu wegen ſeiner ſchweren Verbrennbarkeit beſonders eignet. Beſſer iſt allerdings auch zu ſolchen Zwecken ein feinſchuppiger Graphit, da derſelbe einestheils noch viel langſamer verbrennt als die dichten Varietäten, und weil er dem betreffenden Gegenſtande infolge ſeines glänzenden Striches ein ſehr viel ſchöneres Ausſehen verleiht. Die Differenz im Preiſe läßt aber auch hier zumeiſt die Verwendung der minderwerthigen, dichten Sorten geeigneter erſcheinen.

Während man mittelſt techniſch möglicher Verfahren den Graphit in einem Geſtein weder iſoliren noch ihn auch nur konzentriren kann, wenn er in feiner Vertheilung zugegen iſt, und daher von den dichten Graphiten nur die reicheren techniſch verwerthet werden können, iſt dies bei den Schuppengraphiten anders. Einestheils wird der ſchuppige Graphit, welcher in der Hauptſache zur Anfertigung von Tiegeln für den Bronzeguß, ſowie für die Schmelzung der Edelmetalle dient, nur in ſehr viel reinerem Zuſtande dem Thon hinzugefügt, als dies bei den dichten Varietäten der Fall iſt, anderentheils läßt er ſich leicht von der Hauptmaſſe ſeiner Verunreinigungen befreien. Zumal die Aufbereitung der Geſteine, welche an ſich verhältnißmäßig graphitarm ſind, auf trockenem Wege liefert im Paſſauer Graphitdiſtrikt gute Reſultate, und der auf dieſe Weiſe hergeſtellte „Flinz“ hat zum Theil einen ſehr hohen Gehalt an Graphit gegenüber dem urſprünglich angewandten Rohmaterial. Zu dieſem Zwecke werden die graphithaltigen Geſteine zerſtampft, wobei die ſteinigen Gemengtheile zu Staub werden, die Graphitblättchen aber ſich nur wenig verändern, und dann bläſt oder ſiebt man den Staub ab und erhält weitaus den größten Theil des Graphits in ſehr gleichmäßiger Größe und ziemlicher Reinheit, wie er für die Tiegelfabrikation gebraucht wird. Je größer und gleichmäßiger die einzelnen Graphitſchuppen in einem derartigen Geſtein ſind, deſto reiner wird der „Flinz“ und deſto größer iſt die Ausbeute, welche die Verarbeitung liefert. Bei der ungleichmäßigen Ausbildung aber, welche der Graphit häufig in einem und demſelben Geſtein hat, wäre nichts verkehrter, als aus dem Geſamtkohlenſtoffgehalt eines ſolchen Geſteins auf ſeinen techniſchen Werth zu ſchließen, vielmehr iſt eine ſolche Werthſchätzung ſtets eine rein ſubjektive, und es erfordert viel Erfahrung, um ohne eingehende Verſuche zu beſtimmen, welchen Werth das Rohmaterial für dieſe Art der Aufbereitung beſitzt.

Unter Umſtänden liefert ein Geſtein mit nur 25% Graphit eine beſſere und größere Ausbeute als ein ſolches, welches im Naturzuſtande 50—60% aufweiſt.

Zum Behuf der Tiegelfabrikation und namentlich zur Herſtellung einer Primaware muß der Graphit möglichſt vollkommen von allen denjenigen Beimengungen befreit werden, welche geeignet ſind, die Feuerbeſtändigkeit des Thons, mit welchem er ſpäter vermengt wird, zu gefährden. Schlecht gereinigte Schuppengraphite ebenſo wie die geſamten dichten Graphite kann man nur zu minderwerthigen Sorten verwenden, in welchen der Graphit aber auch oft durch Abfälle von Retortenkohle, ſowie durch Kokes erſetzt wird.

Der Unterſchied, welcher bei der Tiegelfabrikation zwiſchen der Brauchbarkeit eines ſchuppigen und derjenigen eines ebenſo reinen, dichten Graphits beſteht, iſt merkwürdigerweiſe ein ſehr bedeutender; die mit letzterem hergeſtellten Tiegel beſitzen nicht den zehnten Theil der Widerſtandsfähigkeit der erſteren. Eine Erklärung der Urſache dieſer Verſchiedenheit iſt aber doch nicht zu ſchwierig. Der ſchuppige Graphit, welcher innig mit dem Thon gemengt iſt, bildet innerhalb desſelben nach dem Brennen eine Art von mehr oder weniger zuſammenhängendem Gerüſt, welchem der Thon ſeine Feſtigkeit giebt. Da nun die einzelnen Graphitblättchen ſich nach ihren Spaltflächen außerordentlich leicht verſchieben, erhält der Tiegel einen hohen Grad von Elaſtizität, welche ihn gegen raſchen Temperaturwechſel unempfindlich macht. Dagegen iſt im anderen Falle Thon und Graphit mehr gleichmäßig gemengt; die einzelnen Graphitindividuen treten nicht in Kontakt miteinander und der Tiegel hat nur eine geringe Widerſtandsfähigkeit gegen das Zerſpringen.

Zur Fabrikation guter Graphittiegel, wie ſie namentlich für die Edelmetallſchmelzereien, aber auch zum Bronzeguß ꝛc. gebraucht werden, wird der Graphit zunächſt möglichſt gleich-

mäßig zerkleinert, was bis zu einer gewiſſen Grenze nicht allzu ſchwierig, aber immerhin ziemlich langwierig iſt, und dann mit dem viertel bis halben Volumen eines möglichſt feinen, feuerfeſten Thons zuſammengebracht, mit welchem er durch eigene Miſchmaſchinen möglichſt gleichmäßig gemengt wird. Die ſo vorbereitete Maſſe wird auf der Töpferſcheibe oder in Formen gedreht und dann der geformte Tiegel im Ofen gebrannt. Die oberflächliche Graphitſchicht verbrennt im Flammofen ziemlich leicht und die Tiegel brennen ſich daher leicht weiß, ohne dabei aber ihre Eigenſchaften zu ändern, da der in der Thonmaſſe gleichmäßig vertheilte Graphit vor der Oxydation geſchützt bleibt.

Gute Graphittiegel ſind nicht ſo porös, wie andere feuerfeſte Tiegel, ſie ſchlucken daher weniger Metall ein als die anderen, was namentlich beim Schmelzen von Edelmetallen in Frage kommt. Bei richtiger Behandlung geht ein guter Graphittiegel eigentlich erſt dadurch zu Grunde, daß allmählich die feuerfeſte Thonmaſſe an den oberen Theilen abſchmilzt und die Wandungen hier daher allmählich ſo dünn werden, daß ſie das Gewicht der Metallmaſſe nicht mehr aushalten. Die beſten aus Schuppengraphit hergeſtellten Sorten laſſen fünfzig, ſechzig, ja ſiebzig Güſſe von ſehr ſchwer ſchmelzbaren Metallen zu, während die aus dichtem Graphit hergeſtellten nach zwei bis vier Güſſen zerberſten. Vor der Verwendung eines ſolchen Tiegels ſollte man aber ſtets die Vorſicht gebrauchen, denſelben durch Ausſchmelzen von einem ſehr geringen, aber faſt ſtets vorhandenen Gehalt an Schwefel zu reinigen, da ſonſt die erſte Schmelze gern brüchig wird.

Der Graphit verleiht den Tiegeln noch eine Anzahl anderer, für die techniſche Verwendung werthvoller Eigenſchaften, welche hauptſächlich in dem hohen Leitungsvermögen des Graphits für Wärme und Elektrizität begründet ſind. Dadurch erhalten die Graphittiegel einige beſondere Vorzüge metallener Tiegel, ohne

gleichzeitig deren Fehler zu beſitzen, welche vor allem in der leichten Legirbarkeit der Metalle begründet ſind und metallene Tiegel für alle in Betracht kommenden Zwecke der Metallurgie unmöglich machen.

Die Eigenſchaften eines guten Graphittiegels ſind daher neben der nöthigen Feſtigkeit und Feuerbeſtändigkeit, welche durch die Auswahl des Thons bedingt werden, eine hohe Widerſtandsfähigkeit gegen ſchroffen Temperaturwechſel und gute Leitungsfähigkeit für Wärme und Elektrizität.

Die Verwendung des Graphits in der Galvanoplaſtik iſt gleichfalls techniſch von hohem Werthe, indem man Gegenſtände, welche die Elektrizität nicht leiten, wie Gipsformen ꝛc., durch einen dünnen Graphitüberzug leitend machen kann, ohne dadurch ſelbſt das feinſte Detail im Relief der Form zu verwiſchen. Der Graphit haftet infolge ſeiner fettigen Beſchaffenheit in einer äußerſt dünnen, zuſammenhängenden Haut auf dem beſtrichenen Gegenſtand und geſtattet ſo, Formen aus verſchiedenartigſtem Material auf galvanoplaſtiſchem Wege zu reproduziren, wobei gleichzeitig durch die dünne Graphitſchicht ein leichtes Ablöſen des Abdruckes von der Form ermöglicht wird. Zu dieſen Zwecken allerdings iſt beſonders reiner Graphit von feinblättriger Beſchaffenheit nothwendig, damit der Ueberzug möglichſt zuſammenhängend wird, und man verwendet daher hierzu mit großem Nutzen den obenerwähnten Brodieſchen Graphit.

Eine weitere Verwerthung findet der Graphit als Schmiermittel zur Verminderung der Reibung von Maſchinentheilen, wozu ſich das Mineral infolge ſeiner fettigen Beſchaffenheit und ſeiner Weichheit vorzüglich eignet. Auch das hierzu verwerthete Material muß natürlich auf das ſorgfältigſte von allen, namentlich härteren, ſandigen Beimengungen befreit werden, und man erzielt auch hier mit dem Brodieſchen Graphit die beſten Reſultate. Die Graphitſchmierung haftet außerordentlich lange auf

den betreffenden Metalltheilen und beſitzt ſchon dadurch einen großen Vorzug gegenüber anderen Schmierungsverfahren. Auch als Dichtnng von Dampfkeſſeln werden graphithaltige Kitte mit großem Nutzen verwendet.

Endlich iſt der Graphit ein für viele Zwecke brauchbares Polirmittel, welches namentlich in der Pulverfabrikation verwendet wird, aber auch in einer Reihe anderer Induſtriezweige, ſo z. B. zur ſogenannten Glanzvergoldung von Bilderrahmen und anderen Luxusgegenſtänden viel benutzt wird. Die Verwendbarkeit des Graphits in der Technik iſt ſomit eine ſehr mannigfache, aber weitaus am wichtigſten, weil er da überhaupt unerſetzbar iſt, bleibt ſeine Verwendung zur Anfertigung von Bleiſtiften und Graphittiegeln. Je nach der Verwerthbarkeit und der Menge der Vorkommniſſe iſt der Preis der verſchiedenen Graphitſorten ein äußerſt verſchiedener. Am wenigſten geſchätzt ſind die ganz dichten Graphite, welche von der Stahlgießerei in ſehr bedeutenden Quantitäten verbraucht werden und die zum Theil in Form von Raffinaden (Böhmen) oder Mehlen (Steiermark) in den Handel kommen und vor allem die Eigenſchaft beſitzen müſſen, neben einem nicht unter etwa 50% herabgehenden Gehalt an Graphit völlig frei von Schwefel zu ſein. Gute Produkte dieſer Art mit einem durchſchnittlichen Gehalt an Graphit von 60 bis 70% — 80%ige ſind ſehr ſelten — werden nur mit 35—65 Mark pro Tonne bezahlt. Die Beurtheilung ſolcher Vorkommniſſe nach dem äußeren Anſehen iſt indes ſehr ſchwierig, da der feinvertheilte Graphit ein ſtarkes Färbungsvermögen beſitzt. Namentlich der Laie wird leicht ſchlechte, graphitarme Raffinaden für reines Material anſehen und auch dem Geübten giebt die wünſchenswerthe Sicherheit in der Beurtheilung nur die quantitative Beſtimmung des Gehalts an Kohlenſtoff. Wie ſchon aus dem niederen Preis der Verkaufsware hervorgeht, ſind derartige Graphite am weiteſten verbreitet, und

dieſelben finden ſich in äußerſt mächtigen Ablagerungen. Da aber eine Reinigung ſolcher Vorkommniſſe von ihren Beimengungen in der Technik nicht ausgeführt werden kann, eignen ſich diejenigen, in welchen der Gehalt an Graphit unter 40 bis 45% herabſinkt, zur Verarbeitung überhaupt nicht mehr, und dieſe ſind daher auch dann, wenn die Gewinnungskoſten ſehr niedere ſind, ziemlich werthlos.

Sehr viel theurer ſind die Schuppengraphite, welche in gereinigtem Zuſtande faſt zehnmal ſo hoch bezahlt werden, wie jene, wobei allerdings zu bedenken iſt, daß die Ware dann 92 bis 98% Graphit enthält. Die Vorkommniſſe der Inſel Ceylon, welche ſchon im Naturzuſtande dieſe reine Beſchaffenheit aufweiſen und daher auch faſt ausſchließlich als Naturware in den Handel kommen, ſtellen daher bei der enormen Menge, in welcher dort Graphit gewonnen wird, außerordentlich hohe Werthe dar; aber auch die Gewinnung des ſchuppigen Graphits aus Geſteinen, welche nur 25 bis 30% davon enthalten, rentirt ſich noch recht gut, wie die Verhältniſſe im Gebiete von Paſſau beweiſen, zumal wenn die Förderung eine wenig koſtſpielige iſt. Bei der Beurtheilung des techniſchen Werthes eines Geſteines, welches Schuppengraphit enthält, verfällt man leicht in den entgegengeſetzten Fehler, wie bei der Betrachtung der dichten Graphite. Während man dort zu leicht den Gehalt von Graphit überſchätzt, iſt man hier viel eher geneigt, noch wohl verwerthbare Geſteine als minderwerthig zu betrachten, da dieſelben ein oft ganz unanſehnliches Ausſehen beſitzen. Der in Schuppen auftretende Graphit bewirkt erſt bei einem ziemlich hohen Gehalt eine Schwarzfärbung des Geſteins. Aber auch die quantitative Beſtimmung des Kohlenſtoffgehaltes giebt hier kein genaues Bild des techniſchen Werthes eines ſolchen Geſteins, da bei der Aufbereitung je nach der mehr oder minder ungleichmäßigen Beſchaffenheit des Graphits ein größerer oder geringerer Theil desſelben verloren geht.

Am höchsten im Preise stehen die für die Bleistiftfabrikation geeigneten Vorkommnisse, welche entweder eine sehr feinschuppige oder eine feinfaserige Beschaffenheit haben müssen und die dazu schon im Naturzustande den nothwendigen Grad von Reinheit aufweisen. Wenn auch heutzutage die früher für den englischen Graphit bezahlten Preise bei weitem nicht mehr erzielt werden, für welchen bis zum zehntausendfachen des für den dichten Graphit heute bezahlten Preises erreicht wurde, so stellen dieselben doch immer noch ein sehr kostbares Material dar, dessen Werth allerdings je nach der Qualität des Graphits und der Lage des Marktes sehr bedeutenden Schwankungen unterliegt.

Die wichtigsten Produktionsgebiete für Graphit sind: Oesterreich, wo in den Kronländern Böhmen, Mähren, Niederösterreich und Steiermark an zahlreichen Punkten mehr oder minder reiche Lagerstätten von Graphit ausgebeutet werden, von welchen allerdings die meisten — mit Ausnahme ganz vereinzelter böhmischer Bleistiftgraphite — eine dichte Beschaffenheit haben und daher fast nur für Gießereizwecke, speziell für den Rohguß in Frage kommen. Die Jahresproduktion beträgt zwischen 25 000 und 30 000 Tonnen, wodurch sich, was die Menge des Rohmaterials betrifft, Oesterreich in gleiche Linie neben Ceylon stellt. Die Produktion auf Ceylon beziffert sich gegenwärtig gleichfalls auf etwa 30 000 Tonnen* pro anno, aber Ceylon liefert fast ausschließlich großblättrigen bis grobstengligen Graphit, welcher für die Tiegelfabrikation das werthvollste Material bildet, da sich der „Ceylon-Graphit" außer durch seine großblättrige Beschaffenheit durch einen hohen Grad von Reinheit auszeichnet, welcher kostspielige Reinigungsprozesse völlig unnöthig macht. „Prima" Graphit von Ceylon enthält

* In den letzten Jahren ist ein äußerst rapides Sinken der Ceyloner Produktion zu verfolgen, welches mit einer starken Preissteigerung Hand in Hand geht.

95 bis 98% Kohlenstoff, während minderwerthige Sorten immer noch 80 bis 85% aufweisen. Im Gegensatz dazu ergeben die besten in Oesterreich produzirten Sorten nur 86 bis 88% Kohlenstoff, und diese bilden einen sehr geringen Theil der Gesamtproduktion, während die meisten nur etwa 50 bis 70% Kohlenstoff enthalten. Die Menge des in dem Rohmaterial gewonnenen reinen Graphits ist daher in Oesterreich jährlich etwa 15- bis 18000 Tonnen, während in dem auf Ceylon im Verlaufe eines Jahres geförderten Rohgraphit über 25000 Tonnen reinen Graphites vorhanden sind.

Neben diesen beiden, für die Graphitproduktion wichtigsten Gebieten, ist die Bedeutung der übrigen graphitproduzirenden Länder eine sehr untergeordnete. Die Produktion an Rohgraphit, welche Deutschland aufweist, beträgt im jährlichen Durchschnitt den zehnten Theil derjenigen in jedem der beiden vorher erwähnten Gebiete, also etwa 3000 Tonnen. Es kommt dafür ausschließlich Bayern in Betracht und auch von diesem nur ein kurzer, schmaler Streifen nächst der österreichischen Grenze nordöstlich von Passau, welcher eine reiche und ergiebige Graphitlagerstätte umschließt, die schon seit mehreren Jahrhunderten ausgebeutet wird, ja vermuthlich das älteste Vorkommniß darstellt, welches überhaupt Graphit für technische Zwecke geliefert hat. Leider ist hier heute, wie vor Jahrhunderten, im Allgemeinen von einem systematischen Betrieb keine Rede; die Förderung des Graphits, welche sich selbst bei den ungünstigen gesetzlichen Verhältnissen vorzüglich rentirt, wird von den einzelnen Grundbesitzern bewerkstelligt, und nur ein einziges, der Firma Bessell in Dresden-Neustadt gehöriges Bergwerk in der Kropfmühle bei Hauzenberg wird im bergmännischen Sinne geleitet. Dasselbe zeigt zur Genüge den hohen nationalökonomischen Werth, welchen die Passauer Lagerstätte bei systematischer Ausbeutung besitzt.

Der hier gewonnene Graphit ist ein guter Tiegelgraphit; im rohen Zustande allerdings sehr unrein, 25 bis 50% C., wird er durch trockene Aufbereitung zu einem hohen Grade von Reinheit gebracht (92 bis 94% C.), und der so gewonnene „Flinz", welcher zur Anfertigung der Passauer Tiegel dient, stellt ein durchaus dem Ceyloner Material ebenbürtiges Produkt dar. Der schlechte Ruf, in welchen der in Passau gewonnene Graphit namentlich auch durch wissenschaftliche Untersuchungen gebracht wurde, erscheint durch die thatsächlichen Verhältnisse in nichts gerechtfertigt, und das Uebergewicht des Ceylon-Graphites beruht nicht in der besseren Qualität des schließlich zur Verwendung kommenden Produktes, sondern hauptsächlich auf der großen Masse der dortigen Produktion, sowie darauf, daß der für die Tiegelfabrikation nöthige Grad von Reinheit, welchen der Passauer Graphit* erst durch mehr oder weniger kostspielige Reinigungsverfahren erhält, den Ceyloner schon im Naturzustande auszeichnet. Während daher Ceyloner Rohmaterial mit 300 bis 400 Mark, die allerreinsten und grobstengligen Varietäten selbst mit 600 Mark pro Tonne loco gezahlt werden, kostet die Tonne Passauer Rohgraphit nur 55 bis 65 Mark. Geringere Mengen von Graphit produziren in Europa noch Frankreich, Italien und Spanien, während England, welches früher durch das Vorkommen des besten, ja damals einzigen „Bleistift"-Graphits ausgezeichnet war, heute seinen Bedarf ausschließlich durch Import deckt. Die vermuthlich ziemlich reichen Graphit-

* Die absprechenden Bemerkungen, welche namentlich in englischen Schriften über das „German blak lead" enthalten sind, beziehen sich zumeist gar nicht auf den Passauer „Flinz", sondern auf die dichten Vorkommnisse von Böhmen, Steiermark ꝛc., welche, wie schon oben bemerkt, für die Tiegelfabrikation ein minderwerthiges Material darstellen. Deutschland selbst produzirt ausschließlich Schuppengraphit, und dieser ist, wenn sorgfältig gereinigt, für alle Zwecke der Tiegelfabrikation dem von Ceylon kommenden Material durchaus gleichwerthig.

lagerstätten Rußlands, welche aber heutzutage für die Produktion ohne Bedeutung sind, liegen zumeist auf asiatischem Boden. Von außereuropäischen Vorkommnissen sind außer Ceylon einige Punkte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sowie in Canada zu nennen, doch ist die Produktion auch dort eine verhältnißmäßig geringe; am bedeutendsten scheint noch die Ausbeute in Sonora, Taolumne Cy., Californien, zu sein, wo ein guter Bleistiftgraphit gewonnen wird (wurde?), sodann in Ticonderoga, New York, welches jährlich einige Hundert Tonnen eines grobschuppigen, dem Ceyloner ebenbürtigen Materials liefert.

Ebenso wie das berühmte englische Graphitvorkommen erlegen ist auch dasjenige in den Batougolbergen bei Irkutsk an der sibirisch-mongolischen Grenze, welches als „sibirischer Graphit" oder „Alibert-Graphit"* bezeichnet wird.

Der dort geförderte Graphit war das feinste und beste Material, welches jemals zur Bleistiftfabrikation diente, und übertraf auch das englische Vorkommniß um ein Bedeutendes; die mächtigen Blöcke von 97—98%igem, ganz gleichmäßig feinfaserigem Graphit, welche dort gewonnen wurden, sind uns noch in zahlreichen Trophäen erhalten, welche, von dem Entdecker mit kunstvollen Schnitzereien versehen, auf den verschiedenen Ausstellungen seiner Zeit berechtigtes Aufsehen erregten; eine technische Wichtigkeit aber dürfte das Vorkommniß schon seit langen Jahren nicht mehr besitzen.

Die natürlichen Vorkommnisse von Graphit sind in mehr oder weniger hohem Maße verunreinigt, und es finden sich von den reinsten Graphitsorten, wie Ceylon- und Alibertgraphit, bis

* Dieses Vorkommniß wurde 1838 von Tunkinsker Kosaken aufgefunden, deren Chef Tscherepanow dasselbe 1847 um 300 Rubel an den Franzosen Alibert verkaufte. Seit 1856 ist es in die Hände Fabers übergegangen.

zu ſolchen Geſteinen, welche den Graphit nur in einzelnen Blättchen oder in ganz feiner Vertheilung als Pigment enthalten, alle möglichen Uebergänge. Die Unreinigkeiten beſtehen aus verſchiedenen Silikaten, aus Karbonaten, aus Eiſenkies und endlich aus Rutil, welch letzterer der konſtanteſte Begleiter des Graphits iſt. Chemiſch rein erhält man den Graphit nur durch öfters wiederholtes Schmelzen mit Kaliumhydroxyd, durch welches die ſchwer zerſetzbaren Beimengungen allmählich zerſtört werden. Der ſo dargeſtellte Graphit verbrennt im Sauerſtoffſtrom ſtark erhitzt mit helleuchtender Flamme ohne Rückſtand zu Kohlenſäure, während „Rohgraphite" und „Raffinaden" ſtets mehr oder minder bedeutende Mengen von „Aſche" zurücklaſſen. Im übrigen iſt der Graphit nicht ſo ſchwer verbrennbar, als man gewöhnlich annimmt; es gelingt vielmehr durch lange genug andauerndes Glühen über dem Bunſen'ſchen Brenner bei Luftzirkulation jede Graphitſorte in Kohlenſäure zu verwandeln, wobei allerdings die Oxydation ſehr langſam und nur bei den am feinſten vertheilten Varietäten unter Aufleuchten vor ſich geht. Die Schnelligkeit der Verbrennung iſt dabei nicht nur von der Feinheit der Vertheilung, ſondern ebenſo von der Menge der Verunreinigungen abhängig.

Ringsum ausgebildete Kryſtalle von Graphit ſind in der Natur ziemlich ſelten. Sie finden ſich zumeiſt eingewachſen in körnigem Kalk. Aber auch unter Beobachtung der äußerſten Vorſichtsmaßregeln gelingt es nicht, dieſelben unverletzt zu iſoliren, da das weiche, ſpaltbare und äußerſt biegſame Mineral bei der leiſeſten Berührung ſchon Deformationen erleidet. Daher iſt auch die Frage nach dem Kryſtallſyſtem des Graphits noch nicht ſicher entſchieden, doch iſt es wahrſcheinlich, daß derſelbe rhomboëdriſch kryſtalliſirt.

Häufiger als in Kryſtallen findet ſich der Graphit in kryſtalliniſchen Aggregaten, welche bald eine ſehr grobblättrige, bald

eine mehr ſchuppige und endlich eine ganz dichte Beſchaffenheit haben. Weit verbreitet ſind auch langſtenglige bis faſerige Aggregate, welche gewöhnlich aus beſonders reinem Graphit beſtehen. Dieſelben haben meiſt eine feſtere Beſchaffenheit als die blätterigen und ſchuppigen Varietäten und pflegen auch eine viel gleichmäßigere Struktur aufzuweiſen. Die Härte des Minerals läßt ſich bei ſeiner ſchuppigen Beſchaffenheit nur ſchwer feſtſtellen, indes dürfte ſie ſich nicht allzu weit von 1 entfernen; der Graphit gehört ſomit zu den weichſten Mineralien. Das ſpezifiſche Gewicht des vollſtändig reinen Graphits iſt 2,252 bis 2,254, die Angaben darüber variiren indes ſehr ſtark, da zu den Wägungen mehr oder minder unreines Material verwendet wurde, weshalb die meiſten Beſtimmungen zu hoch erſcheinen.

Die Spaltbarkeit des Graphits nach der Baſis iſt höchſt vollkommen. Spaltblättchen zeigen hohen, diamantähnlichen Metallglanz und beſitzen eine eigenthümlich ſchlüpfrige Beſchaffenheit. Die Farbe dichter Aggregate von Graphit, welche meiſt wenig anſehnlich ſind, ebenſo wie deren glänzender Strich iſt ſchwarz; auf größeren Spaltblättchen dagegen erſcheint infolge des hohen Glanzes die Farbe etwas wechſelnd vom reinſten Eiſenſchwarz bis zu bläulichem Bleigrau. Der Graphit iſt auch in dünnſter Schicht vollſtändig undurchſichtig: für die X-Strahlen aber gehört er ebenſo wie der Diamant zu den durchläſſigſten Körpern, und es iſt intereſſant, wenn man bei einer ſolchen Durchleuchtung von Graphittafeln, welche Einſchlüſſe anderer Mineralien enthalten, dieſe letzteren als Schatten aus dem lichten Grunde hervortreten ſieht. Auf die hohe Leitungsfähigkeit des Graphits für Wärme, welche höher iſt als diejenige des Diamants, ſowie für Elektrizität, welche beide Eigenſchaften ſeine Verwendung zu Tiegeln bedingen, wurde ſchon hingewieſen. Reiner Graphit fühlt ſich ſehr kalt an. Durch Reiben wird der Graphit, wenn iſolirt, negativ elektriſch. Daß der Graphit unſchmelzbar iſt,

dürfte bekannt sein, ebenso wenig läßt er sich als solcher verflüchtigen, wenigstens nicht bei Temperaturen, welche im gewöhnlichen Gebrauch in Frage kommen. Nur in der Hitze des elektrischen Flammenbogens scheint er einen geringen Grad von Flüchtigkeit zu besitzen. Gewisse schuppige und blättrige Graphitsorten geben, wie schon oben bemerkt, eine höchst bemerkenswerthe Reaktion, indem sie sich beim Erhitzen mit Salpetersäure oder anderen stark oxydirenden Mitteln, zu dem sogenannten „Brodieschen" Graphit aufblähen.

Diese Erscheinung, welche darauf beruht, daß die von dem Blättchen kapillar aufgefangene Säure in der erhöhten Temperatur unter gleichzeitiger, kräftiger Oxydation des Graphits eine große Menge von Dämpfen entwickelt, die das Blättchen auftreiben, zeigen die dichten Vorkommnisse nicht, und man hat versucht, auf Grund derselben zwei verschiedene Modifikationen des Graphits als eigentlichen „Graphit" und als „Graphitit" zu unterscheiden. Doch ist diese Trennung in der Natur der Sache nicht begründet. Die beiden Arten von Graphit unterscheiden sich nur durch die Art ihrer Vertheilung, sind aber an sich durchaus identisch. Hier muß ferner bemerkt werden, daß vielfach von „amorphem" Graphit die Rede ist; auch diese Bezeichnung ist völlig unberechtigt, indem sie sich auf Varietäten bezieht, welche durch dichte Struktur ausgezeichnet sind, im übrigen aber ebenso wie die grobschuppigen aus Aggregaten krystallisirter Individuen bestehen, also durchaus nicht amorph sind. Sehr häufig allerdings findet sich der Graphit in staubartig feiner Vertheilung (sog. Graphitoid) und es ist dann oft recht schwer, seine krystallinische Natur selbst unter dem Mikroskop zu erkennen, aber in allen Fällen ist die Grenze zwischen dem krystallisirten und dem amorphen Kohlenstoff eine durchaus scharfe, von Uebergängen zwischen beiden kann nicht die Rede sein.

Besonders bezeichnend ist in dieser Beziehung der Unterschied

zwiſchen den verſchiedenen Arten des Kohlenſtoffs gegenüber der Einwirkung eines Gemenges von chlorſaurem Kali mit rauchender Salpeterſäure. Aller amorphe Kohlenſtoff von der Retortenkohle bis zum Kienruß wird dadurch ziemlich leicht zu einer braunen Flüſſigkeit aufgelöſt, während der Graphit dagegen eine ganz allmähliche Umwandlung in eine gelbe, durchſcheinende blättrige Subſtanz erleidet, welche in Salpeterſäure unlöslich iſt, und die ein Oxydationsprodukt des Graphits darſtellt, das in ſeiner Zuſammenſetzung und Konſtitution allerdings noch ſehr wenig bekannt iſt. Dieſes ſtets kryſtalliniſche Produkt, welches bis jetzt überhaupt nur aus Graphit erhalten wurde, wird Graphitſäure genannt, und die Bildung dieſer Graphitſäure iſt die ſicherſte Reaktion auf Graphit, welche wir kennen. Die Graphitſäure behält in allen Fällen die Form des urſprünglichen Graphits bei, indem die Schüppchen des Minerals, ohne ihre Geſtalt zu ändern, ganz allmählich gelb und durchſcheinend werden. Man kann daher an denſelben durch Unterſuchung im Polariſationsmikroſkop in allen Fällen den Nachweis liefern, daß der urſprüngliche Graphit kryſtalliniſch und nicht amorph war, auch wenn dieſer Nachweis an dem unveränderten Mineral nicht gelingt, da dies eben undurchſichtig iſt und daher bei feiner Vertheilung eine Sicherſtellung der kryſtalliniſchen Struktur nur ſchwierig zuläßt. Durch ein Gemenge von chromſaurem Kali und Schwefelſäure dagegen wird der Graphit direkt zu Kohlenſäure oxydirt.

Die künſtliche Darſtellung des Graphits gelingt auf mancherlei Weiſe: ſo entſteht derſelbe als Nebenprodukt bei einigen techniſchen Prozeſſen, unter welchen die Gewinnung des Eiſens in erſter Linie ſteht. Der in dem ſchmelzflüſſigen Eiſen gelöſte Kohlenſtoff kann von der erſtarrenden Maſſe nur zum Theil in Verbindungen zurückgehalten werden, während der Ueberſchuß ſich in elementarer Form und zwar wahrſcheinlich bei normalen

Verhältniſſen ſtets als Graphit ausſcheidet. Er bildet dann zum Theil größere Blättchen, welche aber auf dem Bruche des Eiſens wegen ihres metallähnlichen Ausſehens nur wenig hervortreten, ſo namentlich im weißen Roheiſen, welches bis über ein Prozent Graphit enthalten kann, oder er iſt mehr gleichmäßig in feinſter Vertheilung ausgeſchieden, wodurch die lichte Farbe des Eiſens in Grau übergeht; man bezeichnet ſolche Eiſenſorten als graues Roheiſen, welches hin und wieder $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Prozent Graphit führt. Indes iſt, namentlich in dem letzteren Fall, eine Trennung des als Graphit vorhandenen Kohlenſtoffs von demjenigen Kohlenſtoff, welcher ſich erſt beim Auflöſen des Eiſens durch Zerſetzung der Eiſenkarbide bildet, nirgends durchgeführt werden, obgleich derſelbe nicht allzu ſchwierig ſein dürfte, da durch das oxydirende Gemenge von rauchender Salpeterſäure mit chlorſaurem Kali die amorphe Kohle aufgelöſt wird, bevor der Graphit noch merklich angegriffen iſt.

Auch die Schlacken, welche bei Eiſenhüttenprozeſſen fallen, ſind nicht ſelten, namentlich in den oberen Lagen, in hohem Maße graphithaltig, indem ſich der Kohlenſtoff ebenſo wie in dem ſchmelzflüſſigen Metall auch in dem Silikatſchmelzfluß löſt und von demſelben beim Erkalten als Graphit ausgeſchieden wird. In einzelnen Fällen findet man auch in den Blaſenräumen der Schlacken in größerer Menge aufgewachſene Kryſtalle von Graphit und auch Höhlungen und Riſſe der Geſtellſteine* des Hochofens ſind hin und wieder von Graphitkryſtallen ausgekleidet, welche ihrem ganzen Auftreten nach an Ort und Stelle auskryſtalliſirt ſind, alſo nicht als fertiger Graphit hineingeblaſen wurden. Dieſe Bildungen weiſen darauf hin, daß der Graphit beim Hochofenprozeß nicht nur durch Ausſcheidung aus

* Die Graphitbildnng dringt auch in die Geſtellſteine ſelbſt ein und bildet Knötchen namentlich um kleine Schwefelkiestheile, wodurch die Steine geſprengt werden.

dem Schmelzfluß entſteht, ſondern daß er auch aus irgend einer gasförmigen Verbindung durch Zerſetzung hervorgehen kann.

Noch viel deutlicher aber wird dieſe Erſcheinung in den ſogenannten „Eiſenſauen," welche ſich in den Hochöfen als ſchwer ſchmelzbarer Bodenſatz bilden. Dieſe ſind oft ſo reich an großen Graphitlamellen, daß es nicht wahrſcheinlich gemacht werden kann, daß all dieſer Kohlenſtoff in der geringen Menge des mit vorkommenden Metalls gelöſt geweſen wäre, ganz abgeſehen davon, daß die meiſt zahlreich vorhandenen Hohlräume der Maſſe mit ſchlechten, aber frei ausgebildeten Kryſtällchen von Graphit beſetzt ſind. Hier tritt der Graphit namentlich auch mit dem ſogenannten Stickſtoffcyantitan zuſammen auf, welches gleichfalls als bei hoher Temperatur verflüchtigt angeſehen werden muß. Ferner ſcheint mir die Bildung des als „Garſchaum" bezeichneten Hochofengraphits beweiſend für die Entſtehung des Graphits aus gasförmigen Subſtanzen zu ſein, welcher oft in enormer Menge niederfällt, ſobald ſich beim Aufmachen des Hochofens Gelegenheit zum Eindringen von Luft zu den über dem geſchmolzenen Eiſen lagernden Gaſen bietet.

Außer beim Eiſenhüttenprozeß wurde früher wenigſtens ziemlich viel Graphit als Nebenprodukt bei der Sodafabrikation hergeſtellt. Wenn man nämlich die Cyannatrium enthaltenden Rückſtände des Leblancſchen Verfahrens eindampft, ſo findet plötzlich ein Aufſprudeln der Lauge ſtatt und aus dem zerſetzten Cyannatrium ſcheidet ſich Graphit in Menge auf der Oberfläche der Flüſſigkeit ab. Heute wird Graphit für elektriſche Zwecke namentlich durch Einwirkung ſtarker elektriſcher Ströme auf amorphe Kohle hergeſtellt und in der allerletzten Zeit wurde ein Verfahren zur Darſtellung von Graphit patentirt, welches auf der Bildung dieſes Minerals durch Zerſetzung von Acetylen durch Waſſerſtoffſuperoxyd unter hohem Druck beruht.

Auch ſonſt kennen wir noch einige Methoden zur Darſtellung

von Graphit. Beſondere Wichtigkeit für die Kenntniß der Prozeſſe, durch welche der Graphit in der Natur entſtanden ſein dürfte, beſitzt dabei die Erfahrung, daß der Graphit ſich außer durch Zerſetzung der Cyanverbindungen nur durch die Einwirkung von Kohlenoxyd auf erhitzte Metall-, ſpeziell Eiſenverbindungen darſtellen läßt. Dabei bilden ſich vermuthlich die Kohlenoxydverbindungen der Metalle, die ſogenannten Karbonyle, welche bei verhältnißmäßig niederer Temperatur flüchtige und dabei leicht zerſetzbare Stoffe ſind. Durch geringe Aenderungen in den umgebenden Faktoren zerſetzen ſich dieſe Verbindungen, wobei ſich unter beſonderen Umſtänden ein Zerfall in Metalloxyd und Graphit einſtellt. Auf ganz ähnliche Verbindungen dürfte auch das plötzliche Einfallen des als Garſchaum bezeichneten Graphits beim Eiſenhüttenprozeß, ſowie ſeine Bildung innerhalb der Geſtellſteine zurückzuführen ſein, da dort gerade die günſtigſten Bedingungen zur Entſtehung von Eiſenkarbonylen gegeben ſind.

Demgegenüber iſt zu betonen, daß durch Zerſtörung der normalen Kohlenwaſſerſtoffe und analoger Verbindungen niemals Graphit, ſondern ſtets nur amorpher Kohlenſtoff erhalten wurde, wenn die Zerſetzung nicht in der hohen Temperatur des elektriſchen Flammenbogens oder unter gleichzeitigem Auflöſen des gebildeten Kohlenſtoffs in einem Schmelzfluß vor ſich ging, aus welchem, wie ſchon oben angeführt, derſelbe beſonders leicht als Graphit kryſtalliſirt.

Denn die bei der Gasfabrikation ausfallende, ſogenannte Retortenkohle, welche wohl auch fälſchlich als Retortengraphit bezeichnet wird, iſt nichts weiter als eine ſehr feſte, aber amorphe Kohle und hat mit dem kryſtalliniſchen Graphit nichts zu thun. Wenn ſie auch ſchon eine höhere Leitungsfähigkeit für Wärme und Elektrizität beſitzt, als andere, weniger kompakte Arten der amorphen Kohle, ſo iſt dieſe Leitungsfähigkeit doch bedeutend niedriger als beim Graphit ſelbſt und nur auf Koſten der kom-

pakten Beſchaffenheit der Retortenkohle gegenüber den anderen Kohlen, wie z. B. Holzkohle, Cokes ꝛc. zu ſchreiben; ferner löſt ſie ſich in dem Gemenge von chlorſaurem Kali und Salpeterſäure ziemlich leicht zu einer braunen Flüſſigkeit ohne die Bildung einer Spur von Graphitſäure. Außerdem unterſcheidet ſich die Retortenkohle vom Graphit durch ihre bedeutende Härte, welche ihre Verwendung zu Schleifſteinen, ſelbſt für den härteſten Stahl, geſtattet, durch ihre völlig amorphe Beſchaffenheit und durch ihr niedrigeres ſpezifiſches Gewicht, welches etwa gleich 1,8—1,85 iſt. Erſt durch die Temperatur der elektriſchen Bogenlampe läßt ſie ſich in eigentlichen, dichten Graphit verwandeln, welcher dann ebenſo wie der natürliche Graphit durch Oxydation Graphitſäure liefert. Schon daraus folgt, daß trotz der Uebereinſtimmung in der chemiſchen Zuſammenſetzung des Graphits und der amorphen Kohle ein bedeutender Unterſchied in der Konſtitution beider vorhanden iſt, welcher die Verwandlung der letzteren in erſteren nur unter beſonders gearteten, in der Natur ſelbſt ſelten in Betracht kommenden Verhältniſſen möglich erſcheinen läßt, ſo daß man alſo nicht a priori annehmen darf, daß der Graphit ein normales Endglied in der Reihe der Kohlengeſteine iſt, welche von Lignit und Braunkohle durch allmähliche Uebergänge zu den kohlenſtoffreichſten Anthraciten führt. So nahe die Uebereinſtimmung dieſer letzteren mit dem Graphit in quantitativer Beziehung auch ſein mag, ſo iſt der in den natürlichen Kohlen vorhandene freie Kohlenſtoff doch ebenſo wie die Retortenkohle amorph, und ſteht daher dem Graphit in ſeinem ganzen Verhalten fern. Man wird aber nach dem ganzen Verhalten des amorphen Kohlenſtoffs nur unter beſonders intenſiv wirkenden chemiſch-geologiſchen Verhältniſſen eine Umwandlung von Kohlenablagerungen in Graphit erwarten dürfen.

Der kryſtalliſirte Kohlenſtoff, der Graphit, bildet einen

häufigen Bestandtheil in denjenigen Gesteinen, welche man als krystallinische Schiefer zusammenfaßt, in jenen Gesteinen, die allenthalben als unterstes, ältestes Glied in der Reihe der geologischen Formationen erkannt sind, und welche sich außer durch ihre krystallinische Beschaffenheit auch dadurch von allen jüngeren Schichtgesteinen unterscheiden, daß deutliche Reste organischer Wesen in denselben vollkommen fehlen. Wenn auch hin und wieder die Nachricht auftauchte, daß in den Gesteinen der krystallinischen Schieferreihe erkennbare Fossilreste gefunden wurden, so ergab in allen Fällen eine genauere Untersuchung, daß entweder die Uebereinstimmung solcher Gebilde mit organisirten Wesen nur eine scheinbare war, und es sich um eigenthümliche, aber sicher nicht auf organischer Struktur beruhende Aggregationsformen von Mineralien handelte; oder aber daß die krystallinischen Gesteine, in welchen unzweifelhafte Fossilfunde gemacht worden waren, nicht als eigentliche, krystallinische Schiefer im engeren Sinne, also als Bestandtheile der ältesten Formationen, angesehen werden dürfen, sondern daß sie, wie schon aus der völligen Uebereinstimmung der in denselben beobachteten Fossilreste mit solchen aus viel jüngeren Schichtensystemen hervorgeht, umgewandelte, den jüngeren, aus Trümmermaterial aufgebauten Gesteinen äquivalente Bildungen sind, deren heutige krystallinische Beschaffenheit auf sekundäre, chemisch-physikalische Prozesse zurückzuführen ist. Das erstere war der Fall mit dem sogenannten Eozoon aus der graphitführenden Gneißformation Canadas, Bayerns und Böhmens, das letztere mit den Petrefaktenfunden in den steirischen Graphitlagerstätten und in den „krystallinischen Schiefern der Halbinsel Bergen in Norwegen.

Wir müssen somit heute festhalten, daß die ältesten Ablagerungen, welche die Jugend unserer Erde bezeichnen, krystallinische Gesteine sind, in denen erkennbare Reste organischer Wesen irgendwelcher Art nicht aufgefunden wurden, und daß

über dieſer Formationsreihe erſt das Auftreten organiſchen Lebens in ziemlich hochentwickelten Formen zu beobachten iſt. Das Anfangsglied in der Entwicklungsgeſchichte, die Baſis, auf welcher ſich die ganze Theorie von der Entſtehung der Lebeweſen aufbaut, iſt von der geologiſchen Forſchung bis heute nicht nachgewieſen worden. Man hat daher verſucht, in den mächtigen Ablagerungen kryſtalliſirten Kohlenſtoffs, welche uns die Graphitlagerſtätten darbieten, einen Beweis für die Exiſtenz eines großartig entwickelten organiſchen Lebens zu finden, welches in jenen weit zurückliegenden Epochen der Erdbildung ſich abgeſpielt hätte, und dem wir die Entſtehung der Graphitlagerſtätten zuſchreiben müßten. Wie von den Braunkohlen in den jüngſten zu den Steinkohlen in den mittleren und den Anthraciten in den älteſten foſſilführenden Formationen mit dem Alter eine fortdauernde Zunahme des Gehalts an Kohlenſtoff in den aus den Reſten einer mächtigen Vegetation entſtandenen Kohlenablagerungen verfolgt werden kann, ſo nahm man an, daß die in den allerälteſten Geſteinen, den kryſtalliniſchen Schiefern eingelagerten Vorkommniſſe von Graphit nur als das Endglied dieſer Reihe der Kohlengeſteine angeſehen werden dürfen, welche in der langen Zeit, die ſeit dem Untergang der ſie produzirenden Vegetation vergangen iſt, weitgehenden Umwandlungen ausgeſetzt waren und endlich durch völligen Verluſt des Gehalts an Waſſerſtoff und Sauerſtoff in den kryſtalliſirten Kohlenſtoff, den Graphit, übergehen mußten. Das Fehlen von deutlichen Spuren der urſprünglichen Organismen, welche ſonſt in allen Kohlenablagerungen in ſo außerordentlicher Fülle beobachtet wurden, ſollte einestheils damit zuſammenhängen, daß die niedere Stufe der Entwicklung, welche die damaligen Organismen beſaßen, zu einer Erhaltung ihrer Form wenig geeignet war, und daß anderentheils durch die weitgehenden metamorphiſchen Prozeſſe, die zur Bildung des Graphits nach dieſer Anſchauung führen

ſollten, auch ſolche Theile, welche vielleicht etwas erhaltungsfähiger waren, durch die Umbildung des ganzen Geſteines zerſtört wurden.

Aber ſchon der Unterſchied zwiſchen der Retortenkohle und dem Graphit, auf welchen früher aufmerkſam gemacht wurde, und der als ein grundlegender bezeichnet werden muß, macht die eben ausgeführte Annahme wenig wahrſcheinlich; denn es wird durch das Verhalten dieſer beiden Modifikationen des Kohlenſtoffes zur Evidenz bewieſen, daß die Ueberführung einer verhältnißmäßig kohlenſtoffarmen Kohle in reinen, amorphen Kohlenſtoff unter den verſchiedenartigſten Bedingungen um vieles leichter vor ſich geht, als die Umwandlung des letzteren in Graphit, ſo daß man alſo erwarten müßte, bei der gleichmäßigen und langſamen Wirkſamkeit, welche wir den normalen Umwandlungsprozeſſen in der Natur zuſchreiben müſſen, wenigſtens als Zwiſchenglied zwiſchen dem Anthracit und dem Graphit ſolche Ablagerungen amorpher Kohle in weiterer Verbreitung zu finden. Mit Ausnahme des ſogenannten Schungits aus dem Gouvernement Olonetz in Rußland wurde aber bis jetzt niemals von derartigen Bildungen berichtet, und auch für dieſes Vorkommniß ſcheinen die geologiſchen Verhältniſſe nicht klar genug zu ſein, um dasſelbe als direkten Beweis für den hypothetiſchen, allmählichen Uebergang von Kohle in Graphit verwerthen zu können. In allerhöchſtem Maße aber ſprechen die geologiſchen Beobachtungen in den Graphitlagerſtätten ſelbſt, welche im Folgenden ausführlicher behandelt werden ſollen, gegen die Anſicht, daß ſich der Graphit durch eine Art von allgemeinem Metamorphismus aus Kohlengeſteinen entwickeln kann. Es erſcheint ſomit die Hypotheſe völlig unhaltbar, daß das Vorhandenſein von Graphiteinlagerungen in den älteſten Formationen, in welchen ſonſtige Reſte von Lebeweſen fehlen, ebenſo als Beweis für die Exiſtenz eines mächtigen, organiſchen Lebens

angeſehen werden dürfen, wie etwa die Ablagerungen von Kohle in den jüngeren Bildungen. Alle Folgerungen, welche aus ſolchen Anſchauungen für das erſte Auftreten organiſchen Lebens auf unſerer Erde gezogen und für die Entwicklungsgeſchichte ſo vielfach ausgebeutet wurden, entbehren eines thatſächlichen Fundamentes vollkommen. Man erkennt gerade bei einem eingehenden Studium der Graphitlagerſtätten aufs klarſte, welch' geringes Maß kritiſcher Beobachtung ſelbſt bedeutenden Forſchern übrig bleibt, wenn es ſich darum handelt, Vorausſetzungen, die bewieſen werden ſollen, zu beweiſen.

Im Gegenſatz zu der heute noch allgemein gemachten Annahme, daß in den Graphitlagerſtätten uns die weitgehend umgewandelten Reſte organiſcher Gebilde erhalten geblieben wären, daß dasjenige, was uns heute als Graphit vorliegt, aus dem urſprünglichen Holze rieſiger Wälder während der allererſten Epochen unſerer Erdgeſchichte entſtanden, die verſchiedenen Stadien von Braunkohle, Steinkohle und Anthracit durchgemacht hätte, um endlich nach weiteren Millionen von Jahren in den reinen, kryſtalliſirten Kohlenſtoff überzugehen, im Gegenſatz dazu finden wir bei einem einigermaßen kritiſchen Studium der Graphitlagerſtätten, daß überall da, wo eine ſolche Umbildung organiſchen Materials in Graphit nachgewieſen werden kann, dieſer Uebergang kein allmählicher, durch lange Zeitläufe ſich vollziehender geweſen iſt, ſondern daß vielmehr unter den Einflüſſen benachbarter vulkaniſcher Thätigkeit wie mit einem Schlage die Kohlen zu Graphit geworden ſind. Noch viel häufiger aber iſt die Erſcheinung zu beobachten, daß der Graphit den Geſteinen, in welchen er auftritt, nicht als primärer Gemengtheil angehört, ſondern vielmehr — wiederum ſtets im Zuſammenhange mit vulkaniſcher Thätigkeit — wohl nach Art der Fumarolen in leicht zerſetzbaren gasförmigen Verbindungen aus der Tiefe der Erde, dem inneren vulkaniſchen

Herde, hervorgebracht wurde und somit rein anorganischer Entstehung ist.

Die Art des Vorkommens von Graphit in der Natur ist sehr mannigfaltig und kaum in irgend einem anderen Kapitel der Geologie haben sich so viele Irrthümer eingeschlichen und unrichtige Ansichten ausgebildet, wie in der Lehre von den Graphitlagerstätten. Plutonisten und Neptunisten stehen sich hier am schroffsten gegenüber, ohne daß weder die einen noch die anderen Beweise für ihre theoretischen Anschauungen durch ein eingehendes Studium der natürlichen Vorkommnisse gesammelt hätten. Denn seit so langer Zeit auch die technische Wichtigkeit des Graphits erkannt ist, und obwohl an zahlreichen Punkten, welche inmitten von geologisch aufs Genaueste untersuchten Gebieten liegen, Graphitlagerstätten in großem Maße ausgebeutet werden, und daher die geologischen Verhältnisse gerade dieser Bildungen besonders gut aufgeschlossen sind, so ist doch heute noch unsere Kenntniß der geologischen Bedeutung derselben eine äußerst lückenhafte.

Es lohnt sich daher wohl der Mühe, das wenige, was bisher über die Art des Vorkommens dieses interessanten Minerals bekannt geworden ist, mit eigenen Beobachtungen zusammenzustellen, welche der Verfasser bei einem detaillirten Studium einiger besonders wichtiger Lagerstätten von Graphit zu machen in der Lage war.

Verhältnißmäßig selten ist der Graphit als Gemengtheil vulkanischer Gesteine, und er ist in denselben wohl meist durch Umwandlung kohliger Fragmente entstanden, welche von der schmelzflüssigen Masse bei ihrer Eruption umschlossen wurden. daher findet er sich hier auch kaum je in gleichmäßigerer Vertheilung, sondern vielmehr stets in einzelnen größeren Putzen von dichter Struktur vor wie z. B. in einem Porphyrgestein von Elbingerode am Harz; etwas gleichmäßiger verbreitet scheint er

nur in den diamantführenden Gesteinen am Cap, dem sog. Blue ground zu sein, über dessen genauere petrographische Stellung aber eine völlig befriedigende Entscheidung nicht gegeben wurde.

Aufs engste schließen sich hieran die Vorkommnisse von Graphit in den Meteoriten, welche in ihrer Zusammensetzung soviel Analogie mit jenen diamantführenden Gesteinen aufweisen. Der Graphit ist in dichter Ausbildung ein äußerst weitverbreiteter Gemengtheil derselben, welcher allerdings zumeist nur in den meteorischen Eisenmassen in größerer Menge vorhanden ist, aber auch den eisenarmen Steinmeteoriten nicht zu fehlen scheint. In einzelnen Meteoreisen finden sich verhältnißmäßig große, rundliche Partieen von Graphit, und man wird wohl zu der Annahme berechtigt sein, daß derselbe hier, wie in unserem Roheisen, durch Auskryſtallisation aus dem Metall bei seiner Erkaltung entstanden ist. Es mag betont werden, daß in dem Meteoreisen wie in den Meteoriten der Diamant in vereinzelten Fällen als Begleiter des Graphits auftritt, und daß manchmal auch völlig in Graphit umgewandelte größere oder kleinere Diamant-Kryſtalle in Meteoreisen beobachtet werden.

In geringen Quantitäten ist Graphit in dem Bereiche der kryſtallinischen Schiefer und der durch die Berührung mit einem Eruptivgestein umgewandelten sog. kontaktmetamorphischen Gesteine ungemein häufig und die dunkle bis schwärzliche Färbung solcher Gebilde läßt sich in den meisten Fällen auf den Graphit zurückführen, welcher zum Theil in feinster Vertheilung (als sog. Graphitoid) das ganze Gestein imprägnirt, zum Theil auch in mikroskopischen, aber wohl ausgebildeten Kryſtällchen vorhanden ist. Seltener ist der Graphit in solchen Vorkommnissen, in welchen er in untergeordneter Menge auftritt, deutlich schuppig ausgebildet, und verhältnißmäßig größere Kryſtalle finden sich nur in grobspäthigen Kalken, welche im allgemeinen ihre jetzige Beschaffenheit durch Kontaktmetamorphose erlangt haben; in solchen

Gesteinen trifft man anderentheils das Mineral auch in rundlichen, tropfenförmigen, sehr dichten Aggregaten, welche aus besonders reinem Graphit bestehen, wie z. B. bei Wunsiedel im Fichtelgebirge. Die Vorkommnisse in den körnigen Kalken sind aber meist von ganz untergeordneter Bedeutung, so daß sie für die Technik kaum in Frage kommen; dagegen kann der Graphitgehalt in den silikatischen Schiefern oft so bedeutend sich anreichern, daß abbauwürdige, ja sehr reiche Graphitlagerstätten sich entwickeln, welche stellenweise einen Graphitgehalt bis 90 % aufweisen können, im allgemeinen allerdings viel ärmer (50 bis 70 % Graphit) sind. Derartige graphitreiche Vorkommnisse führen bald schuppigen Graphit, welcher durch geeignete Behandlung aus denselben in ziemlicher Reinheit isolirt werden kann, bald ist der Graphit hier sehr dicht, und die technische Bearbeitung des Rohmaterials beschränkt sich dann auf eine Raffinirung, welche im allgemeinen eine Konzentrirung des Graphitgehaltes nicht zur Folge hat. Diesen Typus der Lagerstätten zeigen besonders die österreichischen Graphitlager, welche weitaus in der Hauptsache dichten Graphit in Schiefergesteinen verschiedener Art angereichert enthalten, sowie das Vorkommniß in der Umgebung von Passau, wo Schuppengraphit in der gleichen Weise auftritt. Dieselben haben insgesamt gemeinsam, daß der Graphitgehalt in einzelnen Schichten bedeutend hervortritt, welche in einigen Fällen außerordentlich rasch ihre Mächtigkeit ändern, so daß sie mehr als Aneinanderreihungen starker „Linsen" anzusehen sind, in anderen Fällen aber wieder im Streichen auf lange Strecken in ziemlich gleichbleibender Mächtigkeit und ohne weitergehende Aenderungen in der Graphitführung aushalten. Ueberall aber sind solche Lager in mehreren Reihen neben einander angeordnet, welche durch äußerst graphitarme bis völlig graphitfreie Schiefergesteine von einander getrennt werden, und eigentliche Uebergänge durch ein allmähliches Nachlassen des

Graphitgehaltes ſind kaum je zu beobachten. Beſonders charakteriſtiſch iſt es für dieſe Lagerſtätten, daß ſie häufig in Geſellſchaft kryſtalliniſcher Kalke auftreten, welche dann meiſt auch in ſehr geringem Maße graphitführend ſind. Und namentlich die Verbindung der Anhäufungen des kryſtalliſirten Kohlenſtoffs mit Kalkſteinen, welch letztere ja ſo häufig durch Organismen gebildet werden, wurde als Hauptſtütze für die Anſchauung hervorgehoben, daß organiſche Weſen zur Entſtehung dieſer Art von Lagerſtätten die Veranlaſſung begeben haben. Bei der genaueren Betrachtung der genetiſchen Verhältniſſe derſelben muß man die ſcheinbar zuſammengehörige Gruppe aber in zwei Abtheilungen zerlegen, von welchen die eine durch die ſteiriſchen Graphitlagerſtätten am öſtlichen Ausläufer der Zentralzone der Alpen zwiſchen St. Lorenzen und Kaiſersberg weſtlich von Leoben in Steiermark repräſentirt wird, während die andere ihre ſchönſte Ausbildung an der bayeriſch-öſterreichiſchen Grenze zwiſchen Hauzenberg und Obernzell nordweſtlich von Paſſau erreicht, weniger typiſch aber auch in den Lagerſtätten von Graphit am Südabhang des Böhmerwaldes vorliegt, wo eine Reihe graphitreicher Streichen von Stuben und Schwarzbach in Böhmen in einem leicht gekrümmten Bogen über die Ausbiegung der Moldau hinüberſetzt und bei Budweis ihr Ende erreicht.

Die Geſteine, in welchen die ſteiriſchen Ablagerungen auftreten, ſind ſicher nicht kryſtalliniſche Schiefer im eigentlichen Sinne, ſo ſehr ihre heutige mineraliſche Zuſammenſetzung mit derjenigen echter kryſtalliniſcher Schiefer übereinſtimmen mag. Das nicht ſeltene Vorkommen von Pflanzenreſten, welche der Karbonformation angehören, in den eigentlichen hochkryſtalliniſchen Graphitſchiefern, das Auftreten von Einlagerungen Steinkohle-ähnlicher Bildungen, welche aus reinem Graphit beſtehen, in ihrem Ausſehen und ihrer Struktur aber von echtem Anthracit nicht unterſchieden werden können, machen es klar, daß

wir es hier mit weitgehend umgewandelten Ablagerungen der Karbonformation zu thun haben. Es ist somit in denselben der direkte Beweis gegeben, daß kohlehaltige Schiefer, ja daß eigentliche Steinkohlen einer Umwandlung in Graphit fähig sind.

Wenn man sich die allgemeinen Gesichtspunkte über den geologischen Aufbau jener Gegend zu eigen macht, welche die Aufnahme der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien ergeben haben, so kommt man zu dem Schluß, daß in diesen Lagerstätten ein System von Gneißen, Glimmerschiefern, Graphitschiefern, krystallinischen Kalken ꝛc. vorliegt, welche durch allgemeinen Metamorphismus, durch gebirgsbildende Prozesse, lange Zeiträume oder Aehnliches aus ursprünglich klastischen, organische Reste enthaltenden Schichtgesteinen entstanden sind. Wer möchte dann noch in Abrede stellen, daß das, was an verhältnißmäßig so jungen Gebilden ohne eine direkte lokale Ursache vor sich ging, an den um so vieles älteren Vorkommnissen aus dem Gebiete der krystallischen Schiefer als wahrscheinlich oder wenigstens möglich angenommen werden muß? Eine Verallgemeinerung der hier gemachten Erfahrung auf die ganze in Betracht kommende Gruppe von Graphitlagerstätten müßte schließlich zu der oben bekämpften Anschauung führen, daß die Vorkommnisse von Graphit in der Formation der krystallinischen Schiefer als letzte Reste einer untergegangenen organischen Welt anzusehen sind, daß also das organische Leben auf unserer Erde weit über jene entlegenen Zeiträume zurückdatirt, aus welcher uns wohl erhaltene Reste von Lebewesen erhalten blieben. Eine zusammenfassende geologische Untersuchung führt aber zu ganz anderen Resultaten und zeigt aufs deutlichste, daß hier keine ungewöhnliche, zu weitgehenden Schlüssen berechtigende Bildung vorliegt. Wie in der ganzen Zentralzone der Alpen, so wird auch in den östlichen Ausläufern derselben, welche hier in Betracht kommen, der Kern des Gebirges nicht von einem „Gneiß", wie die österreichischen

Geologen annehmen, also von einer den umgebenden Gesteinen gleichaltrigen Bildung, sondern von einem echten, intrusiven „Granit" gebildet, welcher erst nach der Ablagerung der Schichtgesteine, hier also der Karbonformation, innerhalb welcher er auftritt, in schmelzflüssigem Zustande heraufgepreßt wurde, unter gleichzeitiger weitgehender Umänderung dieser Schichtgesteine, welche hier, wie überall, wo ähnliche geologische Verhältnisse zu beobachten sind, eine rein krystallinische Struktur angenommen haben. Dabei wurde die organische Substanz in Graphit umgebildet, was gleichfalls überall im Bereiche der Kontaktmetamorphose, aber soweit unsere Erfahrungen reichen, auch ausschließlich in diesem Bereiche der Fall ist. Der Nachweis, daß das für Gneiß angesehene Gestein, welches die Graphitlagerstätten der Steiermark begleitet, ein eigentlicher Granit ist, und daß die Entstehung der Graphitlagerstätten aus den ursprünglichen Kohlengesteinen den chemischen Prozessen der Kontaktmetamorphose zugeschrieben werden muß, welche einen solchen Massenerguß begleiten, läßt die Eigenart dieser Vorkommnisse bedeutend weniger merkwürdig erscheinen. Und jedenfalls ist man nicht berechtigt, in den hier beobachteten Umwandlungen organischer Gebilde im Graphit einen Beweis für eine gleichgeartete Entstehung aller Vorkommnisse zu suchen, welche innerhalb der eigentlichen krystallinischen Schiefergesteine auftreten.

Die anderen gleichfalls in Form von Lagern auftretenden Vorkommnisse von Graphit, welche in der Passauer Gegend am besten ausgebildet sind, finden sich nicht wie die eben besprochenen in nachweisbar jüngern, durch spätere Prozesse erst krystallinisch gewordenen Schichtensystemen, sondern vielmehr in echten, krystallinischen Schiefern, welche man wohl allgemein der eigentlichen Gneißformation zuzählt. Im Passauer Gebiete sind es in besonders ausgezeichneter Weise rasch anschwellende und rasch wieder auskeilende „linsen"förmige Einlagerungen, welche

ſich zu langen Ketten aneinander ſchließen, in denen ein höherer Gehalt an Graphit auftritt. In dem benachbarten böhmiſchen Territorium dagegen pflegen die einzelnen Glieder dieſer Reihen im Streichen etwas mehr auszuhalten und nehmen z. Th. die Form regelmäßiger Lager an. In beiden aber häufen ſich dieſe Lagerzüge gerne in größerer Anzahl zu Komplexen zuſammen, welche durch weniger mächtige, graphitfreie Zwiſchenmittel getrennt ſind. Daß aber auch hier kontaktmetamorphiſche Einflüſſe ſich bemerkbar machen, das beweiſt die mineraliſche Zuſammenſetzung der Kalke, welche oft ganz ungewöhnlich reich an Kryſtallen ſolcher Mineralien ſind, die man nur als die typiſchſten Vertreter kontaktmetamorphiſcher Umbildung kennen gelernt hat. Im Paſſauer Graphitgebiete iſt die Urſache dieſer Umwandlungsvorgänge aufs klarſte vor Augen liegend in einem mächtigen Granitmaſſiv, welches die graphitführende Gneißſcholle gegen die öſterreichiſche Grenze zu abſchließt, und es iſt im höchſten Maße bezeichnend, daß der grobſchuppigſte Graphit ſich in beſonderer Weiſe mit der Annäherung an den Granit anreichert, und daß dort die meiſten und reichſten Graphit-„Linſen" auftreten. In Böhmen iſt dieſer Zuſammenhang weniger klar, indem die Graphitlager ſich weit von dem an der Oberfläche anſtehenden granitiſchen Maſſiv entfernen, aber zahlreiche kleine Granitputzen, welche man im ganzen Streifen beobachtet, beweiſen ebenſo wie die charakteriſtiſchen Kontaktmineralien der Kalke, welche die Granitſchiefer überall begleiten, daß der granitiſche Herd in der Tiefe nicht allzu entfernt liegt.

Die graphitführenden Geſteine im Paſſauer Gebiete wie im ſüdlichen Böhmerwald ſind mitſamt ihrer Umgebung oft ſehr ſtark umgewandelt, und allenthalben beobachtet man in der Begleitung des Graphits mehr oder weniger mächtige Lager von Kaolin, welche aus dem benachbarten Gneiß und deſſen ſilikatiſchen Einlagerungen entſtanden ſind.

Ferner ſind an zahlreichen Stellen in der Nähe der Graphitlinſen die Geſteine in ein lockeres, gelblichgrünes Aggregat („Grünling") von Nontronit, einem waſſerhaltigen Eiſenoxydſilikat, oder in einem braunen Mulm („Mog") von vorherrſchendem Manganſuperoxydſilikat umgewandelt, was auf eine Zufuhr ziemlich bedeutender Mengen dieſer Metalloxyde ſchließen läßt, da dieſelben in den urſprünglichen Geſteinen nur in ſehr geringer Menge enthalten ſind.

All dieſe intenſiven Umwandlungen, welche in jeder Tiefe gleichbleibend vorhanden ſind, ſind keine Verwitterungserſcheinungen, ſondern weiſen auf intenſive Fumarolenthätigkeit hin, durch welche allein ſo weitgehende Umbildungen erklärt werden können und die ſich im Zuſammenhang mit dem Maſſenerguß des benachbarten Granites abgeſpielt haben dürfte. Wenn man dann noch die graphitführenden Gneiße genauer im Mikroſkop durchmuſtert, ſo kommt man zu der Ueberzeugung, daß der Graphit in denſelben durchaus nicht gleichmäßig, wie die übrigen Beſtandtheile, verbreitet iſt, ſondern ſich vielmehr da in beſonderer Menge findet, wo das Geſtein von Riſſen und Klüften durchzogen wird, auf welchen es dann zur Ablagerung des Graphites kam. Der Graphit trägt hier ſomit gegenüber dem Geſtein, in welchem man ihn beobachtet, den Charakter einer jüngern Bildung, er iſt ſicher nicht auf irgend einem Wege durch Umwandlung eines urſprünglichen, organiſchen oder anorganiſchen Beſtandtheiles der Gneiße entſtanden, ſondern vielmehr durch ſpätere chemiſche Vorgänge in dem fertigen Gneiß abgeſetzt worden, welche das ganze Geſtein in Mitleidenſchaft zogen und oft in ſeinem ganzen urſprünglichen Beſtande vernichteten. Wir haben es hier ganz unzweifelhaft mit einer Aeußerung des Vulkanismus zu thun, welche durch die aus der Tiefe aufſteigenden Gaſe und Dämpfe die Zerſetzung des Nebengeſteins bewirkte, unter gleichzeitiger Zuführung von Kohlenſtoffverbin-

dungen, die unter den veränderten Bedingungen der höheren Regionen zur Abscheidung von Graphit Anlaß geben.

Die Vorkommnisse der Passauer Lagerstätten gehören ausschließlich zu den Schuppengraphiten und werden fast nur zum Zwecke der Tiegelfabrikation ausgebeutet. Der Gehalt an Graphit in den zahlreichen „Linsen" ist äußerst wechselnd, ebenso wie die Größe der Schuppen, welche um so bedeutender zu sein pflegt, je mehr man sich der Grenze gegen den Granit nähert.

Zwischen einem Gehalt von 25 % und einem solchen von etwa 70 % treten alle möglichen Abstufungen auf; über 50 % findet man allerdings ziemlich selten und der Werth des Rohmaterials ist daher im Vergleich mit demjenigen von Ceylon ein ziemlich geringer, zumal sehr häufig noch eine innige Durchdringung des ganzen graphithaltigen Gesteins mit Schwefelkies die Ausbringung guten Materials für Schmelztiegel bedeutend erschwert. Aber die Leichtigkeit der Gewinnung desselben aus dem zersetzten Nebengestein, die geringe Tiefe, aus welcher im allgemeinen gefördert wird und die große Zahl der vorhandenen Graphiteinlagerungen bedingen den hohen nationalökonomischen Werth dieser Vorkommnisse.

Im Gegensatz dazu sind die südböhmischen Graphite zumeist ganz dicht, nur selten feinschuppig, und die Lager sind hier mächtiger und auf längere Erstreckung gleichmäßig aushaltend. Diese dichten Varietäten werden erst bei einem Gehalt von 45 bis 50 % Graphit verwerthbar und erreichen einen solchen von 70 % nur selten. Einen höheren Gehalt (85—88 %) weist nur der sogenannte „fette" Graphit aus den fürstlich Schwarzenbergschen Werken zu Schwarzbach auf, eine weiche, zerreibliche, äußerst gleichmäßig feinschuppige Varietät, welche das werthvollste Material darstellt, das heute für die Bleistiftfabrikation im Großen gewonnen wird. Die Mächtigkeit des Lagers, das diesen Graphit liefert, welches inmitten mehrerer gewöhnlicher

Graphitlager eingeſchaltet iſt, erweiſt ſich als ziemlich bedeutend, und auch im Streichen iſt dasſelbe ſehr aushaltend, ſo daß es wohl die werthvollſte von ſämtlichen, heutzutage ausgebeuteten Graphitlagerſtätten darſtellt.

Um vieles vorzüglicher aber und reiner als der in dieſen lagerförmigen Vorkommniſſen auftretende Rohgraphit iſt derjenige, welcher ſich auf Gängen findet, die zum Theil in granitiſchen Eruptivgeſteinen ſelbſt, zum Theil in der nächſten Umgebung beobachtet werden. Wenn nicht, wie bei Paſſau, das ganze Geſtein im Innerſten zermalmt iſt und ſo eine gänzliche Durchdringung desſelben durch die graphitbildenden Agentien ermöglicht wird, ſondern vielmehr einzelne mehr oder weniger weite Klüfte durch dasſelbe hindurchſetzen, ſo wird der von der Tiefe aus gebildete Graphit auch nicht das ganze Geſtein imprägniren können, ſondern ſich vielmehr in dieſen Klüften abſetzen, welche er in mehr oder minder vollkommener Weiſe ausfüllt. Alle im Naturzuſtande über 90 % Graphit aufweiſenden, techniſch verwerthbaren Vorkommniſſe gehören dieſer Art von Lagerſtätten an, und nur ſelten iſt es, daß der Gehalt an Unreinheiten in denſelben 5 % erreicht. Hierher gehört das Graphitvorkommen im Borrowdale bei Keswik in Cumberland, welches den berühmten „engliſchen“ Graphit lieferte, die Lagerſtätte in den Batougolbergen bei Irkutsk in Sibirien, von welcher der ſogenannte „Alibert-Graphit“ oder „ſibiriſche Graphit“ ſtammte, ferner die zahlreichen Vorkommniſſe auf Ceylon, der ſogenannte „Ceylongraphit“, und endlich diejenigen von Triconderoga in New-York, von Sonora in Californien, zahlreiche Vorkommniſſe in Canada und noch eine Anzahl weniger wichtiger Lagerſtätten.

Ueber das Vorkommen der beiden zuerſt genannten, welche das vorzüglichſte Material für die Bleiſtiftfabrikation geliefert haben, ſtehen uns nur ſpärliche Nachrichten zur Verfügung.

Nach dieſen fand ſich der Cumberländer Graphit in mächtigen und außerordentlich reinen Putzen zuſammen mit Braunſpath auf Gängen in einem Felſitporphyr und wurde daſelbſt in großen Blöcken von ſehr feinſchuppiger bis dichter Beſchaffenheit gebrochen. Da in den erſten Zeiten England durch dieſes Vorkommniß das Monopol für die Bleiſtiftfabrikation beſaß, war der Bergbaubetrieb und der Handel mit Cumberländer Graphit geſetzlich aufs eingehendſte geregelt und die Vorſichtsmaßregeln, mit welchen die Gruben im Borrowdale umgeben wurden, erinnern lebhaft an die Art und Weiſe, in welcher heutzutage bei Gewinnung der Diamanten am Cap das Vorkommen von Unterſchleifen unmöglich gemacht wird.

Es wird dies einigermaßen verſtändlich, wenn man erfährt, daß das Kilogramm dieſes Graphites durchſchnittlich auf 70 bis 80 Mark zu ſtehen kam, und daß beſonders ausgezeichnete Sorten bis 300 Mark pro Kilo eintrugen. Die Gruben waren daher von feſtungsartigen Bauten umgeben mit Schießſcharten, vergitterten Fenſtern und $1^1/_2$ m dicken Mauern, welche von Soldaten bewacht wurden, und die Bergleute und Sortirer mußten nach vollendeter Schicht ſich einer Leibesviſitation unterziehen, damit ſie auch nicht kleinere Mengen des koſtbaren Minerals entwenden konnten. Um den Preis des Rohmaterials in der Höhe zu halten, wurde jährlich nur etwa 6 Wochen lang Graphit gebrochen, und man kann ſich von der Ergiebigkeit der Lagerſtätte ein Bild machen, wenn man bedenkt, daß das in dieſer kurzen Friſt gewonnene Material, welches in London verſteigert wurde, in der beſten Zeit bis nahe 1 Million Mark jährlich einbrachte. Des Ferneren war der Export von Rohgraphit aus England bei ſchweren Strafen verboten, ſo daß auch die ganze Fabrikation der Bleiſtifte dem Lande verblieb. Aber nachdem die Hauptadern abgebaut waren, erwies ſich das Vorkommen als ſehr unzuverläſſig, die Gewinnungskoſten ſteigerten

ſich infolge des geringen Aushaltens neu aufgedeckter Klüfte, während gleichzeitig ſowohl die Quantität als auch die Qualität des Materials eine Abnahme zeigte. Als dann vollends durch Alibert das ſibiriſche Vorkommniß nach Europa gebracht wurde, war das Urtheil über dieſe Graphitlagerſtätte geſprochen, welche durch faſt drei Jahrhunderte eine ſcheinbar unerſchöpfliche Quelle des Reichthums geweſen war. Schon vor Jahrzehnten erinnerten nur noch die aufgeſchütteten Halden, die Trümmer der mächtigen Befeſtigungswerke an einen Bergbaubetrieb, welcher für unſer ganzes Kulturleben einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß gewonnen hatte, und heute iſt ſelbſt der Eingang zu der weltberühmten Grube im Hochthal Borrowdale im dichten Geſtrüpp kaum mehr aufzufinden.

Uebertroffen wird der im Borrowdale geförderte Graphit nur noch von dem ſog. ſibiriſchen, deſſen Vorkommen von 1847 an durch mehrere Jahrzehnte hindurch reichen Ertrag lieferte. In einem granitiſchen Maſſiv wurde ein $1^1/_2$—2 m mächtiger und eine größere Anzahl ſchwächerer Gänge aufgedeckt, welche von einem ungewöhnlich reinen und namentlich ſehr gleichmäßig dichten Graphit erfüllt waren, aus dem in großer Menge mächtige Blöcke direkt verwendbaren Materials gewonnen werden konnten. Die beſſeren Sorten dieſes Graphites enthalten nicht mehr als 1,5—3 % an Unreinheiten; dabei iſt die Beſchaffenheit desſelben eine äußerſt feinfaſrige, ſo daß das Rohmineral bei aller Weichheit und Milde doch einen hohen Grad von Feſtigkeit beſitzt. Die Faſern des Graphites, welche ſich auf dem Bruche ſchon mit bloßem Auge deutlich erkennen laſſen, ſtehen ſenkrecht auf den Wänden der Kluft und ſetzen manchmal durch die ganze Mächtigkeit derſelben in ziemlich gerader Richtung hindurch. Meiſt aber iſt durch die Faltungen, welche das Gebirge betroffen haben, auch der Graphit in Mitleidenſchaft gezogen; die Bruchflächen desſelben beſitzen dann eine leichte, fein-

wellige Fältelung und zeigen Verbiegungen der Faserrichtung, so daß dieser Graphit gewöhnlich im unbearbeiteten Zustand eine holzfaserähnliche Struktur besitzt, welche zu der Ansicht führte, als habe man es mit fossilem Holze zu thun. Gegen diese Hypothese, welche vielfach vertheidigt wurde, spricht aber schon die Art des Auftretens dieses Graphites auf Gängen innerhalb eines Eruptivgesteins. Auch in dem diesem granitischen Gestein benachbarten und jedenfalls kontaktmetamorphisch beeinflußten, körnigen Kalk fand sich reiner, sehr dichter Graphit in ziemlich großen Massen, welcher aber immerhin nur einen geringen Bruchtheil der gesamten Ausbeute lieferte.

Dieses für die Bleistiftfabrikation ungewöhnlich vollkommene Material wurde von der Firma A. W. Faber in Stein bei Nürnberg seiner Zeit durch einen Vertrag mit Alibert monopolisirt, und derselbe war mit die Ursache des Weltrufes dieser Firma; aber die weite Entfernung der Lagerstätte von Europa und die Schwierigkeit des Transportes größerer Massen durch die moorigen Tundren, welcher überhaupt nur im Winter bewerkstelligt werden konnte, machten diesen Graphit, trotz der bedeutenden Menge, in welcher er an Ort und Stelle auftritt, zu einem sehr kostspieligen, und schließlich wurde auch hier der Betrieb eingestellt. Aber es trug nicht wie in Cumberland die Erschöpfung der Lagerstätte die Schuld an diesem Verfall, sondern vielmehr die Schwierigkeiten, welche durch die klimatischen Verhältnisse einestheils, durch die russische Regierung anderentheils einem gewinnbringenden Betriebe entgegengesetzt wurden. Heutzutage dürfte auch das Vorkommen des „sibirischen" Graphites ausschließlich historische Bedeutung besitzen.

Es mag hier bemerkt werden, daß außer in der erwähnten Lagerstätte noch an einer Anzahl von Punkten in Sibirien, so bei Turuchansk im Gouvernement Jenisseisk, an der unteren Tunguska u. a. O. reiche Vorkommnisse von vorzüglichem Graphit

entdeckt wurden, in bedeutenderem Maße wurde aber nirgends die Gewinnung dieſes Minerals betrieben, und ſo verſteht man heute unter dem Namen „ſibiriſcher“ Graphit ſchlechtweg die Produkte der Alibertſchen Minen.

Während der Graphit dieſer beiden, früher ſo wichtigen Lagerſtätten durch ſeine gleichmäßige und dichte Beſchaffenheit das vorzüglichſte Material für die Bleiſtiftfabrikation lieferte, iſt das dritte der hierher gehörigen Vorkommniſſe durch ein beſonders grobblätteriges und großſtengeliges Produkt ausgezeichnet und liefert das beſte Material für die Tiegelfabrikation. Die Graphitgänge auf Ceylon, welche in einem maſſigen Granit und in Gneißgeſteinen auftreten, die dieſem benachbart ſind, haben oft ebenſo wie diejenigen der erwähnten Vorkommniſſe eine ziemlich bedeutende Mächtigkeit, und die Blätter oder Stengel des Graphits ſtehen auch hier ſtets ſenkrecht auf den Wandflächen der Klüfte. Mannigfaltige Verbiegungen und Stauchungen derſelben ſind keine Seltenheit, bei der groben Beſchaffenheit der einzelnen Individuen tritt aber die Aehnlichkeit mit der Faſerung des Holzes bedeutend weniger hervor. Ein ausgedehnter, aber ziemlich primitiver Bergbau beſchäftigt ſich mit der Ausbeutung dieſer Gänge und liefert, wie ſchon oben angeführt, die größte Menge von reinem Graphit, welche überhaupt ein Land der Welt produzirt. Doch hat namentlich im letzten Jahre die Graphitproduktion auf Ceylon ſehr bedeutend nachgelaſſen, da infolge des Raubbaues, welcher viele Jahre lang betrieben wurde, die Gewinnungskoſten ſich mehr und mehr erhöhen, und eine techniſche, bergmänniſche Bildung bei den Unternehmern abſolut mangelt. Das auf Ceylon gewonnene Material iſt ganz vorzüglich; gute Qualitäten, welche einfach durch Ausleſen der reineren und namentlich großblätterigen Stücke gewonnen werden, enthalten 96—98 % Kohlenſtoff und ſind nach einfacher Zerkleinerung zur Tiegelfabrikation direkt

verwendbar. Unreinere, meiſt aus Abfällen zuſammengeſetzte Varietäten, die gewöhnliche Handelsware, enthalten bis zu 20% Aſche, und dieſe müſſen vor dem Gebrauch zur Tiegelfabrikation erſt gereinigt werden, da durch die Menge der Unreinheiten die Feuerfeſtigkeit der Tiegel leiden würde.

An dieſe verſchiedenen Typen von Graphitlagerſtätten dürften ſich die übrigen anſchließen, und ſoweit die ſpärlichen geologiſchen Beſchreibungen derſelben erkennen laſſen, ſind die bei den einzelnen Typen von Lagerſtätten im Obigen ausführlicher auseinandergeſetzten Grundzüge auch an den übrigen, techniſch aber weniger wichtigen Vorkommniſſen zu verfolgen. Bemerkt ſoll nur noch werden, daß gangförmige und lagerförmige Vorkommniſſe von Graphit häufig in nächſter Verbindung miteinander auftreten; ſo beobachtet man in den Paſſauer Lagerſtätten vereinzelte Gänge mit großblätterigem oder ſtengeligem Graphit, welche, abgeſehen von ihrer geringen Mächtigkeit, mit denjenigen von Ceylon aufs genaueſte übereinſtimmen. Anderentheils pflegen dann auch wieder an ſolchen Punkten, wo hauptſächlich Gänge von Graphit vorkommen, Imprägnationen ganzer Schichten mit dieſem Mineral vorhanden zu ſein, welche an ſolchen Orten allerdings wegen der viel geringeren Reinheit nur wenig Beachtung finden. Jedenfalls aber iſt zu betonen, daß, wie bei anderen Mineralvorkommniſſen, auch bei denjenigen des Graphits ein prinzipieller Unterſchied zwiſchen „Lagern“ und „Gängen“ von genetiſchem Standpunkte aus nicht beſteht, ſondern daß dieſer Unterſchied in der Art des Auftretens vielmehr durch die verſchiedenen Verhältniſſe bedingt wird, welche das Geſtein, in welchem die Ablagerung erfolgt, den dieſelbe bewirkenden Agentien darbietet.

Ein gemeinſamer Grundzug ferner in all' jenen Lagerſtätten, in welchen der Graphit als ſekundär eingeführt angeſehen werden muß, iſt die ſtändige Begleitung desſelben durch Rutil, eine

kryſtalliſirte Form der Titanſäure, welche in den Paſſauer Vorkommniſſen ebenſo wie in den böhmiſchen, im Cumberländer Graphit ebenſo wie im ſibiriſchen, im Ceylon-Graphit wie in dem von Triconderoga ſtets vorhanden iſt, und deſſen Bildung in Zuſammenhang mit der Bildung des Graphits gebracht werden muß.

Wenn man ſo den allgemeinen Grundzug, welchen die meiſten und wichtigſten Graphitlagerſtätten darbieten, etwas eingehender betrachtet, ſo kommt man zu dem Schluſſe, daß der Graphit ſich als ein Produkt vulkaniſcher Thätigkeit darſtellt. Durch zahlreiche Begleiterſcheinungen, die man bei einem genaueren Studium derartiger Vorkommniſſe beobachtet, wird in vielen Fällen die Bildung desſelben aus gas- und dampfförmigen Exhalationen nach Art der Fumarolen außer Zweifel geſtellt, und es frägt ſich nur, welcher Art die Verbindungen geweſen ſind, die, von dem vulkaniſchen Zentrum ausgeſtoßen, zur Entſtehung des Graphits Anlaß geben. Wie die Verſuche im Laboratorium, ſo weiſen auch alle Erſcheinungen in der Natur darauf hin, daß es nicht Kohlenwaſſerſtoffe geweſen ſind, die als Graphitbildner fungirten, wie überhaupt Kohlenwaſſerſtoffe in den eigentlichen vulkaniſchen Exhalationen und in den Abſätzen derſelben kaum je mit Sicherheit nachzuweiſen ſind. Dagegen finden wir in denſelben die Oxydverbindungen des Kohlenſtoffs, die Kohlenſäure und das Kohlenoxyd, in weiterer Verbreitung, und durch die reichliche Imprägnation der den Graphit begleitenden Geſteine mit Metalloxyden werden wir an die Entſtehung des Garſchaums und ähnlicher Graphitbildungen bei unſeren Hochofenprozeſſen erinnert, welche, wie früher betont wurde, durch Zerſetzung der flüchtigen und wenig beſtändigen Kohlenoxydverbindungen der Metalle entſtanden ſein dürften. Die ſtändige Begleitung des Graphits durch Titan, welches Element eine ſo große Verwandtſchaft zum Cyan beſitzt, läßt vielleicht auf die Mitwirkung cyanhaltiger Dämpfe mit dem Kohlenoxyd ſchließen.

Neben dieſen im ſtrengſten Sinne anorganiſchen Kohlenſtoffablagerungen bilden diejenigen, welche aus organiſchen Bildungen hervorgegangen ſind, eine verſchwindend kleine Gruppe, aber auch bei dieſen iſt durchaus nirgends von einer allmählichen Umbildung organiſchen Materials in Graphit die Rede, von einem langſamen Verkohlungsprozeß, wie derſelbe angenommen werden müßte, wenn man die Bildung des Graphits den während ungeheuer langer Zeiträume wirkenden Prozeſſen des allgemeinen oder regionalen Metamorphismus zuſchreiben wollte. Vielmehr iſt der Uebergang von Kohle in Graphit ein plötzlicher, wie er nur durch beſonders intenſiv wirkende chemiſche Agentien hervorgebracht werden kann. Und ſolche im Großen wirkende, die ganze Beſchaffenheit eines Geſteines wie mit einem Schlage verändernde Prozeſſe, bieten uns nur mächtige vulkaniſche Maſſenergüſſe dar, welche durch ihre erhöhte Temperatur und durch die großen Mengen gas- und dampfförmiger Subſtanzen, die in einem ſolchen Schmelzfluß gelöſt ſind, die benachbarten Geſteine von Grund aus umzuwandeln im ſtande ſind. In allen Fällen iſt alſo die letzte Urſache zur Entſtehung des Graphits in einer intenſiven vulkaniſchen Thätigkeit zu ſuchen, und das Vorkommen ausgedehnter Lagerſtätten dieſes Minerals bietet nicht den geringſten Anhaltspunkt dafür, daß das organiſche Leben auf unſerer Erde über jene Zeiten zurückreicht, in deren Ablagerungen wir die erſten wohlerhaltenen Reſte von Organismen auffinden.

# Heymann Steinthal.

Von

**Dr. Th. Achelis**
in Bremen.

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
**1898.**

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Zwiſchen den Bedürfniſſen des Gemüths und den Ergebniſſen menſchlicher Wiſſenſchaft iſt ein alter, ungeſchlichteter Zwiſt. Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zuſammenhang der Welt anders und ſchöner geſtaltet wiſſen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu ſehen vermag: dieſe Entſagung iſt zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einſicht gefordert worden. Und gewiß iſt das, was man ſo gern als höhere Anſicht der Dinge dem gemeinen Erkennen gegenüberſtellt, am häufigſten doch nur eine ſehnſüchtige Ahnung, wohl kundig der Schranken, denen ſie entfliehen, aber nur wenig des Zieles, das ſie erreichen möchte. Denn aus dem beſten Theil unſeres Weſens entſprungen, empfangen doch jene Anſichten ihre beſtimmtere Färbung von ſehr verſchiedenartigen Einflüſſen. Genährt an mancherlei Zweifeln und Nachgedanken über die Schickſale des Lebens und über den Inhalt eines doch immer beſchränkten Erfahrungskreiſes, verleugnen ſie weder die Eindrücke überlieferter Bildung und augenblicklicher Zeitrichtungen, noch ſind ſie ſelbſt unabhängig von dem natürlichen Wechſel der Stimmungen, die andere ſind in der Jugend, andere nach der Anſammlung mannigfaltiger Erfahrungen. Man kann nicht ernſtlich hoffen, daß eine ſo unklare und unruhige Bewegung des Gemüths den Zuſammenhang der Dinge richtiger zeichnen werde, als die beſonnene Unterſuchung, mit der in der Wiſſenſchaft das Allen gemeinſame Denken beſchäftigt iſt. Dürfen wir

dem menſchlichen Herzen nicht gebieten, ſeine ſehnſüchtigen Fragen zu unterdrücken, ſo wird es gleichwohl ihre Beantwortung als eine nebenher reifende Frucht jener Erkenntniß erwarten müſſen, die nicht von denſelben Fragen, ſondern von leidenſchaftsloſeren und darum klareren Anfängen ausging. Dieſe Worte, mit denen Lotze ſeinen Mikrokosmus einleitet, laſſen ſich als Prinzip und Motto für die Lebensarbeit eines ſcharfſinnigen Denkers verwerthen, dem es ebenſo wie ſeinem Geſinnungsgenoſſen um die Herſtellung eines ehrlichen und dauerhaften Friedens um Wiſſenſchaft und Gemüth zu thun iſt, nämlich H. Steinthals, Profeſſor für allgemeine Sprachwiſſenſchaft in Berlin. Vielleicht könnten wir für ihn in dieſer Begründung auch dasſelbe Ziel in Anſpruch nehmen, das dem verſtorbenen Göttinger Philoſophen vorſchwebte, nämlich den Nachweis, wie ausnahmslos univerſell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ſei, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen habe.

Der Lebenslauf eines deutſchen Gelehrten bietet meiſt keine beſondere Ueberraſchungen und glänzende Höhepunkte für den Betrachter, und ſo findet der Biograph auch hier keine reiche Ernte. Steinthal wurde geboren am 16. Mai 1823 in Gröbzig, einer Ortſchaft im Anhaltiſchen; er ſtudirte in Berlin 1843 Philologie und Philoſophie und habilitirte ſich 1850 an der dortigen Univerſität, wo er über Sprachwiſſenſchaft und Mythologie las. Um tiefer in die chineſiſche Sprache und Litteratur einzudringen, blieb er drei Jahre (1852—55) in Paris, wurde dann 1855 Profeſſor der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft in Berlin, wo er ſeit 1872 auch an der Hochſchule für die Wiſſenſchaft des Judenthums Religionsgeſchichte und Religionsphiloſophie lehrt. Daneben geht eine rege wiſſenſchaftlich-litterariſche Produktion einher, ſei es in Form abgeſchloſſener, ſelbſtändiger Werke, ſei es als Vorträge und Abhandlungen. Ein beſonderes

Verdienſt erwarb ſich der Forſcher durch die Gründung der vortrefflichen Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft im Verein mit ſeinem Freunde Mor. Lazarus (1860), weil hier zum erſten Male, wie wir ſpäter ſehen werden, der erfolgreiche Verſuch unternommen wurde, die beſchränkte Grenze individualpſychologiſcher Betrachtung zu verlaſſen und das große Gebiet des Völkerlebens unter ſozialpſychologiſcher Perſpektive aufzufaſſen.

Die Ergebniſſe der modernen Sprachvergleichung begiunen ſchon, wenn man von ſpezielleren linguiſtiſchen Problemen abſieht, ein Gemeingut unſerer Bildung zu werden, und das mit vollem Recht; denn es verdient die ſchärfſte Aufmerkſamkeit und das nachhaltigſte Intereſſe, daß es gelungen iſt, uns über Zuſtände und Vorgänge in der Geſchichte oder, beſſer geſagt, in der Vorgeſchichte der menſchlichen Raſſen aufzuklären, in die bislang noch kein Licht der Forſchung gedrungen war. Aber abgeſehen von dieſen Entdeckungen auf prähiſtoriſchem Felde — ich rechne dahin, was trotz aller weiteren Kontroverſen unerſchütterlich feſtſteht, den indogermaniſchen Stammbaum, einerlei wo er urſprünglich Wurzel geſchlagen hat —, iſt die pſychologiſche Seite dieſer Studien nicht zu überſehen; denn jetzt erſt konnte die alte, ſo vielfach behandelte Frage nach dem Urſprung und der Entwickelung der Sprache unter einigermaßen glücklichen Ausſichten wieder aufgenommen und ihrer Löſung nahe gebracht werden. Daß dabei auch phyſiologiſche Momente (Reflexbewegungen, Lautnachahmungen, Geberden, einfachſte Wahrnehmungen u. ſ. w.) in Betracht kommen, verſteht ſich von ſelbſt. Während bei anderen Forſchern die Aufgabe dahin ging (ſo bei dem genialen Lazarus Geiger), das Werden der Sprache vom Uranfang bis heute in einem organiſchen Zuſammenhang zu verfolgen, iſt hier der rein pſychologiſche Geſichtspunkt maßgebend. Für mich, wie Steinthal ſagt, handelte es ſich um die

Lage des Bewußtſeins und um die dasſelbe beherrſchenden Geſetze bei der Erzeugung der Sprache im Uranfange wie im Kinde und wie im jedesmaligen Augenblicke der Rede. Für mich war die Frage eine der empiriſchen Pſychologie (Urſprung der Sprache S. 351). Zunächſt wird an der Hand mathematiſcher Formeln (die ſpäter von einem, nun ſchon verſtorbenen Schüler Steinthals, Glogau, weiter entwickelt ſind) eine pſychiſche Mechanik gegeben, dann die vorſprachliche Stufe der Seelenentwickelung, die Stufe der thieriſchen Wahrnehmung oder Anſchauung näher charakteriſirt, aus der ſich die Vorſtellung oder die menſchliche Sprache entfaltet, ſo daß in gewiſſem Sinne für das Problem die Anſchauung der Descendenztheorie über den Urſprung des Menſchen aus dem Thiere maßgebend bleibt. Genauer beſchreibt unſer Gewährsmann ſein Verfahren ſo: Ich ſah von aller höheren Seelenthätigkeit des Menſchen ab und prüfte nur die menſchliche Wahrnehmung. Ich erhebe allerdings noch heute den Anſpruch, daß ich den Vorzug des Menſchen vor dem Thier vorſichtiger dargeſtellt habe, als jemals vor mir geſchehen. Ich führte nicht Religion, Zahlen, ſtaatliches Zuſammenleben u. ſ. w. als Specifica des Menſchen vor, ſondern ich redete weſentlich nur von den Empfindungen der Sinne. Hier, in der unterſten ſeeliſchen Sphäre, ſuchte ich den Unterſchied auf. Ich leitete den Vorzug des Menſchen, da wir vom Gehirn nichts Beſtimmtes wiſſen, faſt ganz von der aufrechten Stellung des Menſchen ab: daher die Beweglichkeit des Leibes und ſeiner Glieder, namentlich des Kopfes und des Armes mit der Hand und den Fingern, beſonders dem Daumen. Damit hängt die unbehaarte Haut zuſammen, von ihr und der Hand hängt der feine Taſtſinn ab. Dazu kommen die anderen Sinne, welche ſämtlich extenſiv ſchwächer, aber intenſiv ſtärker wirken, d. h. ſich zwar über geringere Entfernungen erſtrecken, aber mehr qualitativ verſchiedene Eindrücke erfahren, alſo an den Dingen

mehr Eigenſchaften entdecken und die gleichartigen Eigenſchaften mehrerer Dinge genau unterſcheiden. Dadurch entſteht in dem Menſchen eine größere Intellektualität, theoretiſches Intereſſe, wenn auch zunächſt nur im Dienſte der nutzbringenden Arbeit, welche aber wiederum die Kenntniß mehrt. Beides nun, Arbeit und Kenntniß, ſchwächt die Leidenſchaft, die Gier und hebt die Beſonnenheit. Damit aber erzeugt ſich auch das äſthetiſche Intereſſe, das Wohlgefallen am Schönen wie am Sittlichen. Die Arbeit weckt neue Bedürfniſſe und das Bedürfniß treibt zur Arbeit. Dieſe, ihre Ziele immer ſteigernd, verlangt Vereinigung der Menſchen und führt zur Geſellſchaft, die einen neuen Keim zur Erweiterung des Intellekts und namentlich zur Schöpfung der Sprache abgiebt (a. a. O. S. 353). Trotzdem wird die rein naturwiſſenſchaftliche Unterſuchung des Problems nicht a priori zurückgewieſen, — umgekehrt erfahren Darwin und Guſt. Jäger eine eingehende, theilweiſe recht anerkennende Behandlung —, aber der zeitige Stand der Forſchung geſtattet noch keine ſicheren Schlüſſe auf die Bildung und Entſtehung der Sprache, will man nicht der phantaſtiſchen Hypotheſe z. B. Kleinpauls huldigen, der mit überredender Anſchaulichkeit aus dem ſprachloſen Urmenſchen, dem Alalos Häckels, die Sprache auf dem Wege der Lautnachahmung ableitet (vergl. Das Leben der Sprache, Leipzig 1892, S. 52 ff.). Steinthal bekennt: So ſicher mir der Gedanke der Descendenz überhaupt (als Hypotheſe) iſt, ſo wenig iſt es heute ſchon möglich, ihn zu einer Thatſache, betreffend das Werden und die erſte Entwickelung des Menſchengeſchlechts, zu geſtalten. Dazu fehlen noch die erſten ſicheren Anſatzpunkte. Immer noch ſind die Grundfragen nicht mit Sicherheit zu beantworten: Iſt das heutige Menſchengeſchlecht in Wirklichkeit (nicht bloß ideell) eines und desſelben Urſprunges? Iſt ihm eine Menſchenraſſe oder ſind ihm gar mehrere Menſchenraſſen, welche ausgeſtorben ſind, vorangegangen? Wie waren letztere oder wie

waren die ersten Menschenfamilien leiblich geartet, wie geistig begabt? Ueber alles dieses ist bis heute eine begründete Ansicht noch unmöglich. Friedr. Müller in Wien, ausgezeichneter Ethnolog und Sprachforscher, nimmt an, daß zwölf Rassen des Menschengeschlechts sich vor der Schöpfung der Sprache entwickelt hätten. Dann hätte auch alle menschliche Entwickelung sich ohne Sprache vollziehen müssen. Darwin nahm freilich umgekehrt an, daß die erste Sprachbildung älter sein müsse als die Spaltung in Rassen. Das eine wie das andere ist Vermuthung und die Gründe sind nicht zwingend (a. a. O. S. 355). Indem jede prähistorische Dichtung (als solche kann man in der That die mythische Figur des singulären Urmenschen wohl bezeichnen) von vornherein abgelehnt wird, drängt sich der psychologische Gesichtspunkt immer mehr in den Vordergrund. Mag, wer will (so ruft Steinthal aus), glauben, er könne den Urmenschen als solchen ertappen und zeichnen, sehen und hören — ich leugne fürs erste noch diese Möglichkeit, wie ich sie immer geleugnet habe. Ich will nicht zeigen, wie die Sprache geworden ist, sondern nur, welche Gesetze in ihrem Werden wirksam waren; meine Beispiele sollen erläutern, nicht beweisen, und sind keine Thatsachen der Urgeschichte. Der Ursprung der Sprache, als historisches Faktum gefaßt, ist Aufgabe der Völkerpsychologie; ich habe mich zunächst und bisher darauf beschränkt, nur die allgemeinen psychologischen Gesetze zu erforschen, welche sich in der Schöpfung der Formen des Denkens und des Gedankenausdruckes bewähren. Freilich wird mir immer klarer, daß auch diese Formen, weil sie eine Geschichte haben, ohne Völkerpsychologie nicht genügend erklärt werden können. Die Sprache zumal ist ein Organ des Geistes, welches in seinem ganzen Wesen geschichtlich ist (a. a. O. S. 359).[1]

Richtete sich die Thätigkeit unseres Forschers zunächst auf das sprachliche Gebiet, so war doch immer, wie aus diesen Aus-

führungen ſich ergeben dürfte, für jede Detailunterſuchung der pſychologiſche Geſichtspunkt maßgebend, und dieſer wurde in dem Programm der mit Lazarus gemeinſam herausgegebenen Zeitſchrift für Völkerpſychologie einer erheblichen Erweiterung über die gewöhnliche Faſſung hinaus unterworfen. In einem bekannten charakteriſtiſchen Ausſpruch des Sokrates bezeichnet er als das eigentliche Studium des Menſchen den Menſchen ſelbſt; der Baum z. B. lehre ihn nichts, und damit war für unſere abendländiſche Wiſſenſchaft das Objekt für die Unterſuchung gefunden. Aber ſichtlich war dadurch über den Begriff dieſes Materials ebenſowenig etwas beſtimmt, wie über die Methode der Forſchung, und deshalb kann es nicht verwundern, wenn trotz der prinzipiell richtigen Formulirung des Problems durch Ariſtoteles in dem bekannten Satze: Der Menſch iſt ſeiner Natur nach ein ſoziales Weſen, die mannigfachſten, faſt einander widerſprechenden Anläufe verſucht wurden, jenen Begriff kritiſch zu realiſiren. Dieſe Schwankungen mußten ſolange anhalten, als in dieſer Unterſuchung noch weſentlich die Spekulation (etwa über das Weſen, die Beſtimmung des Menſchen u. ſ. w.) das Wort führte, und nicht die Induktion, ſolange es eben an einer ausreichenden, über den ganzen Erdball ſich erſtreckenden und deshalb allgemein gültigen Erfahrung, wie ſie erſt im vollen Umfang die moderne Völkerkunde geliefert hat, fehlte. Damit verſchob ſich aber auch naturgemäß das Prinzip der Forſchung; ſuchte dieſelbe bislang (ſelbſt bis in die Zeit des modernen Idealismus hinein) in einer analytiſchen Begriffszergliederung die Bedeutung der einzelnen ſeeliſchen Funktionen und Erſcheinungen zu ergründen, ſo wurde nunmehr umgekehrt die Geſamtheit geiſtiger Prozeſſe nach ihrem einheitlichen Zuſammenhange einer ſynthetiſchen Betrachtung unterworfen, das Ich nicht mehr, wie bislang, als der allmächtige, ſouveräne Schöpfer des ganzen Getriebes aufgefaßt, ſondern der Einzelne in einer organiſchen

Wechſelwirkung mit Anderen ſeinesgleichen, ohne welche eine individuelle Exiſtenz ſchlechterdings hinfällig und unbegreiflich ſein würde. Der Entwurf dieſer neuen, vielverſprechenden Weltanſchauung lautet folgendermaßen: Die Pſychologie lehrt, daß der Menſch durchaus und ſeinem Weſen nach geſellſchaftlich iſt, d. h. daß er zum geſellſchaftlichen Leben beſtimmt iſt, weil er nur im Zuſammenhang mit ſeinesgleichen das werden und das leiſten kann, was er ſoll, ſo ſein und wirken kann, wie er zu wirken und zu ſein durch ſein eigenſtes Weſen beſtimmt iſt. Auch iſt thatſächlich kein Menſch das, was er iſt, rein aus ſich geworden, ſondern nur unter dem beſtimmenden Einfluſſe der Geſellſchaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Beiſpiele von Menſchen, welche in der Einſamkeit des Waldes wild aufgewachſen waren, hatten vom Menſchen nichts als den Leib, deſſen ſie ſich nicht einmal menſchlich bedienten; ſie ſchrien wie das Thier und gingen weniger als ſie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung ſelbſt, daß wahrhaft menſchliches Leben der Menſchen, geiſtige Thätigkeit nur möglich iſt durch das Zuſammen- und Ineinanderwirken derſelben. Der Geiſt iſt das gemeinſchaftliche Erzeugniß der menſchlichen Geſellſchaft. Hervorbringung aber des Geiſtes iſt das wahre Leben und die Beſtimmung des Menſchen; alſo iſt dieſer zum gemeinſamen Leben beſtimmt, und er, der Einzelne, iſt Menſch nur in der Gemeinſamkeit, durch die Theilnahme am Leben der Gattung (Zeitſchrift für Völkerpſychologie I, 3). Daher wird die Grenze zwiſchen der individual- und der völkerpſychologiſchen Betrachtung in folgender Weiſe gezogen: Es verbleibe der Menſch als ſeeliſches Individuum Gegenſtand der individuellen Pſychologie, wie eine ſolche die bisherige Pſychologie war; es ſtelle ſich aber als Fortſetzung neben ſie die Pſychologie des geſellſchaftlichen Menſchen oder der menſchlichen Geſellſchaft, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinſchaft, welche eben ein Volk bildet, ſowohl die

jederzeit hiſtoriſch gegebene, als auch im Unterſchied von allen anderen Kulturgeſellſchaften die abſolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allernothwendigſte iſt. Einerſeits nämlich gehört der Menſch niemals bloß dem Menſchengeſchlecht als der allgemeinen Art an, und andererſeits iſt alle ſonſtige Gemeinſchaft, in der er etwa noch ſteht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zuſammenlebens der Menſchheit iſt eben ihre Trennung in Völker, und die Entwickelung des Menſchengeſchlechts iſt an die Verſchiedenheit der Völker gebunden (a. a. O. S. 5). Es erhellt aus dieſen Ausführungen, daß das Gebiet dieſer neuen Wiſſenſchaft das Geſamtleben der Menſchheit bildet, ſofern ſich dieſelbe ſchon in beſtimmte Völkergruppen mit irgendwelcher ſozialer Ordnung differenzirt hat. Die ganze Fülle des ſchaffenden Volksgeiſtes, die ſich in Sprache, Mythologie, Religion, Recht, Sitte und Kunſt offenbart, gehört in dieſen weiten Rahmen hinein, es iſt eine Kulturgeſchichte idealen Stils, um die es ſich hier handelt, indem zugleich in und mit dem Detail der Entwickelung die herrſchenden Geſetze mit zur Darſtellung gelangen. In dieſer pſychogenetiſchen Perſpektive, welche die Völker als Organismen gleichſam höherer Potenz betrachtet, erſcheint die Völkerpſychologie als die „Erforſchung der geiſtigen Natur des Menſchengeſchlechts, der Völker, wie dieſelbe zur Grundlage zur Geſchichte oder dem eigentlich geiſtigen Leben der Völker wird."

Unleugbar ſchon ein gewaltiger Fortſchritt gegen früher; denn während die rationaliſtiſche Anſicht Rouſſeaus z. B. die Sitten und Geſetze aus einer ad hoc geſchehenen vertragsmäßigen Verabredung (Contrat social) hervorgehen ließ oder während man unbedenklich von einem Beſitz urſprünglicher, angeborener moraliſcher Ideen ſprach, unternahm es die Völkerpſychologie, unterſtützt von der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, den pſychologiſchen Entwickelungsgang irgend einer Anſchauung oder Sitte nachzuweiſen. Man verzichtete von vornherein auf

den wohlfeilen Ruhm, Geſetze zu dekretiren, welchen hinterher die Erſcheinungen zu gehorchen hätten, ſondern man ſuchte umgekehrt durch vorſichtige Vergleichung ähnlicher Vorgänge die Kauſalität dieſes geiſtigen Wachsthums zu ergründen. Ganz beſonders gilt das von den beiden großen Gebieten der Mythologie und Religion, welche bislang meiſt als ein wüſter Tummelplatz ſchrankenloſer Phantaſtik angeſehen waren. Daß unſer Gewährsmann andererſeits die in manchen naturwiſſenſchaftlichen Kreiſen herrſchende Anſicht, Religion und Mythologie ſtellten nur einen großen, zuſammenhängenden Fehltritt des menſchlichen Intellekts dar, nicht theilt, bedarf wohl keiner beſonderen Begründung. Es handelt ſich auch in erſter Linie nicht um haarſcharfe begriffliche Definitionen — gerade durch ſolche, öfter auch durch dogmatiſche Rückſichten mitbedingte Erklärungen iſt ſchon viel Verwirrung und Unheil angeſtiftet —, ſondern um die Fixirung des richtigen Standpunktes und Verſtändniſſes, um ſolchen Problemen nicht befangen gegenüber zu treten. Auch hier kann erſt eine einſichtige pſychologiſche Auffaſſung uns den rechten Weg eröffnen, wie es die folgende Betrachtung verſucht: Unter dem Begriff Mythos befaſſen wir die geſamte Vorſtellungswelt der Völker auf ihrer erſten Entwickelungsſtufe, welche von den Völkern der Weltgeſchichte längſt überſtiegen iſt, auf welcher aber die kulturloſen Stämme heute noch verharren, auf welcher die Kinder immer ſtehen werden. Das Bild, welches ſich der Menſch auf der erſten Stufe geiſtiger Bildung von dem All entwirft, wie er ſich die Geſtalt und Einrichtung der Welt als eines Ganzen vorſtellt und wie er ſich die einzelnen Vorgänge in der Natur und im Menſchenleben erklärt, wie er ſich den Grund alles natürlichen und geiſtigen Daſeins und der Beſchaffenheit aller Weſen begreiflich macht: das alles iſt Mythos. Er denkt mythiſch, und darum wird jeder Gedanke zum Mythos, jede Anſchauung zum Symbol. Was heißt das nun aber —

mythiſch denken? Um dies zu verſtehen, müſſen wir verſuchen, uns in das Bewußtſein der älteſten Geſchlechter zu verſetzen. Denken wir uns alſo die Menſchheit im Alter der Kindheit. An Geiſt iſt ſie ein Kind, ſie iſt noch ohne jede Erkenntniß. Sie liebt das Licht, denn das Auge iſt ja ſonnenhaft, und alles liebt ſeinesgleichen. Auch die Wärme fühlt man wohlthuend. Es iſt Tag. Nun aber ſinkt die Sonne zuſehends, ſchwindet gänzlich und es wird Nacht, dunkel und kühl. Das Auge ſieht nicht mehr klar; auch das Gethier hat ſich zurückgezogen, und nur das übelklingende Geſchrei von Nachtvögeln und Raubthieren wird in der Stille um ſo grauſiger vernommen. Ein feuchter Wind erkältet den Leib und zerſtreut den angezündeten Reiſerhaufen, die Flamme iſt erloſchen. Je weniger Beſtimmtes die Sinne wahrnehmen, um ſo lebhafter geſtaltet ſich der innere Sinn, angemeſſen der unbehaglichen Stimmung, in unheimlichen Formen. Man iſt müde und fühlt die Schwäche der Lebenskraft; man fühlt ſich in Gefahr, angegriffen von unſichtbaren, grauſigen Mächten, welche ſchon Licht und Wärme und Leben hingerafft haben. Dann ſinkt man in Schlaf, in Erſtarrung; das Bewußtſein iſt hin. Und darauf erwacht man wieder und man ſieht, wie das Licht wieder da iſt und immer mehr wiederkommt, die Sonne ſteigt und Pflanzen und Thiere leben wieder auf. Man hat einen Tod und eine Auferſtehung des Alls und ſeiner ſelbſt erfahren, man war dabei ganz unthätig und fühlte ſich ganz ohnmächtig, man war dahin. Man hat nichts abwehren können und man hat nichts dazu gethan, das geſchwundene Leben wieder zu erwecken. Mit welchem Gefühl muß dieſer Menſch die in majeſtätiſcher Pracht aufgehende Sonne begrüßen, — jetzt, da er ſich wieder in friſcheſter Kraft erhebt? Es war Sommer, nun wird es Winter. Die Mächte der Nacht ſind gewachſen, ſie verdrängen Licht und Wärme immer mehr, ſie ſcheinen ganz des Tages Herr zu

werden, Herr zu ſein; das Licht verhüllt von dunklen Wolken, die Pflanzenwelt abgeſtorben; jetzt erſcheint alles dem ſicheren Untergange nahe. Und nun kommt der Frühling: das Licht hat wieder geſiegt und wiederum lebt alles neu. Und der Frühling kommt in ſüdlicheren Gegenden, wo jene Menſchen wohnten, unter furchtbaren Gewitterſtürmen und Regengüſſen, mit ganz anderer Gewalt und Majeſtät, als bei uns. Wie ſoll der kindliche Menſch das faſſen? Und das alles geſchieht abermals um ihn, — um ihn, räumlich und urſächlich, in ſeiner Umgebung und um ſeinetwillen, ſo muß er glauben. Und er hat gar nichts dabei gethan. Alſo andere Weſen haben gewirkt, um ihn gekämpft; einige haben ihn bedroht und andere haben ihn gerettet. Er fühlt ſich als Gegenſtand eines Kampfes zwiſchen Weſen, die ihn haſſen und lieben, die ihn verfolgen und die ihn ſchützen. Was ſind das für Weſen und wie ſoll er ſich zu ihnen verhalten? Hier iſt, ich ſage nicht der Quell, aber die Veranlaſſung zu Mythus und Religion; denn der Quell ſpringt im Innern des Menſchen, bei ſolchen Anläſſen bricht er hervor. (Zu Bibel und Religionsphiloſophie S. 130.)

Man mag in dieſer poetiſch geſtimmten Schilderung einen gar zu hohen, dem einfachen Naturmenſchen unzugänglichen Schwung finden, ſoviel iſt klar, daß der Menſch durch die Ereigniſſe der Natur und ſeiner Umgebung, ſofern dieſelben für ſein Wohlergehen von entſcheidender Bedeutung ſind, unmittelbar in ſeinem ganzen Denken und Empfinden beeinflußt wird, und daß er überall dasſelbe Geſchehen oder, wenn wir einen vornehmeren Ausdruck vorziehen, dieſelbe Kauſalität vorausſetzt, die er in und an ſich ſelbſt wahrnimmt. Deshalb ſieht er in allen Naturvorgängen Handlungen beſtimmter, ihm gleichſtehender, bezw. übergeordneter Weſen, — denn einen lebloſen Mechanismus kennt er nicht —, und ſo entwickelt ſich auf dieſem fruchtbaren animiſtiſchen Nährboden mit Hülfe einer geſchäftigen, geſtaltungs-

freudigen Phantaſie eine buntſchillernde Welt von Göttern und Göttinnen mit ihrem ganzen Gefolge von Dienern und Boten, wie ſie den Olymp der verſchiedenen Völker füllt. Naturverehrung geht mit dem uralten Ahnenkultus in dieſer anthropomorphen Zeichnung der Welt Hand in Hand, und ſo finden wir in der Perſonificirung der elementaren Gewalten, der Umkleidung mit rein menſchlichen Zügen und Eigenſchaften, der Dramatiſirung der Natur und der daran ſich anſchließenden Einordnung der verſchiedenen Götter in ein mehr oder minder lückenloſes Syſtem, in den Kampf der einzelnen Dynaſtien miteinander[2] u. ſ. w. den überall hervortretenden Prozeß der Theogonie aus dem großen Untergrund des kosmogoniſchen Glaubens. Dieſe Zerſetzung des urſprünglichen mythiſchen Gehaltes in die poetiſchen Formen der Sage und des Märchens bei abſterbender Kraft der mythologiſchen Phantaſie und Naivetät hier weiter zu verfolgen (für das Märchen kommt die uralte Verwandtſchaft der Thier- und Menſchenwelt, von welchem Glauben die Naturvölker ſämtlich durchdrungen ſind, ſehr in Betracht), iſt nicht wohl möglich; es mag genügen, auf das uns nächſtliegende Beiſpiel des Chriſtenthums zu verweiſen, das die wichtigſten Geſtalten des altheidniſchen Glaubens mit geringeren oder ſtärkeren Abweichungen und Umbildungen in ſeinem Pantheon aufnahm, ſo daß einem ſchärferen Blick manchmal durch den ſpäter aufgetragenen Firniß die urſprünglichen Züge ſich deutlich entſchleiern.

Wie verhält ſich nun Religion und Mythus zu einander, oder iſt jene vielleicht erſt ein verhältnißmäßig ſpätes Kulturprodukt, wie uns einige naturwiſſenſchaftliche Forſcher zuweilen glauben machen wollen? Das wäre ſehr voreilig gedacht; es hat ſich noch ſtets bei derartigen Urtheilen nachträglich herausgeſtellt, daß entweder mangelhafte Beobachtungen zu Grunde lagen oder einſeitige, dogmatiſche Begriffsbeſtimmungen, die wohl

gar der chriſtlichen Sphäre entnommen waren. Geht man aber von rein ſpekulativen Axiomen aus oder verlangt man einen beſtimmten Gottesdienſt und Ritus, einen Prieſterſtand u. ſ. w., ſo wird man freilich bald zu dem traurigen Ergebniß kommen, eine Menge von niedrig ſtehenden Völkerſchaften für religionslos zu erklären. Steinthal nimmt deshalb einen möglichſt weiten Spielraum an: Religion iſt nichts anderes und nichts weiter als das Gefühl der Erhebung, welches zunächſt die Ideale und dann auch alle wirklichen Dinge in uns erwecken, inſofern und in dem Maße, als ſie das Ideal verwirklichen, Begeiſterung für das Gute, Wahre, Schöne, das hervorgebracht iſt, oder für irgend etwas Vorhandenes, inſofern es gut, wahr, ſchön iſt. Der Menſch hat nicht nur den kalten Trieb, Alles um ſich her und ſich ſelbſt zu erfreuen und die äußere Natur zu ſeinem Nutzen und zum Beſten aller Anderen zu bearbeiten; auch gewährt nicht nur dieſe Thätigkeit des Forſchens und Erkennens und der Unterwerfung der Natur dasjenige Gefühl der Befriedigung, welche jede Uebung einer in uns innewohnenden Kraft herbeiführt, ſondern, hiervon noch abgeſehen, liegt im Menſchen ein Drang, über jedes Gegebene, über Alles, was er vorfindet, hinwegzugehen, von jedem Beſchränkten vorzuſchreiten zum Unendlichen, zum Vollkommenen ohne Fehl.... Religion, Idealismus, Begeiſterung iſt das Gefühl für das Unendliche ſchlechthin und für das Endliche, inſofern es eine Darſtellung des Unendlichen iſt. Darum ſetzt die Religion immer ein Höchſtes, was wir Gottheit nennen, einen unauslöſchlichen Herd der Begeiſterung, von dem die Strahlen abwärts gehen. Daher iſt der religiöſe Ausdruck für die Religion der: Gefühl für die Gottheit und alles Seiende, inſofern uns dies vollkommener oder unvollkommener die Gottheit darſtellt. (a. a. O. S. 141.) Wir ſahen aber ſchon vorher, daß der naive Menſch, einem unentrinnbaren Drange und Triebe folgend, mythiſch denkt. „Solange der menſchliche Geiſt aus

jeder Erſcheinung einen Mythos bildet, ſolange er keinen Gegenſtand anders als im Mythos erfaßt, ſolange muß nothwendig die religiöſe Werthſchätzung der Dinge, das Meſſen am Unendlichen ſich um Mythen bewegen und ſich mythiſch ausdrücken. Nicht nur jedes einzelne Ding, ſondern zu allermeiſt das, was als das Unendliche, als Gottheit gilt, und das Verhältniß, in welchem alles Endliche und namentlich der Menſch ſich zur Gottheit befindet, wird mythiſch geſtaltet. Solange alſo der Menſch von den Naturerſcheinungen noch ſo ergriffen iſt, daß ſeine Sinne in hohem Grade davon geblendet ſind, und daß er folglich die unvollkommenſten Wahrnehmungen ganz phantaſtiſch kombinirt und ergänzend ausgeſtaltet, ſolange wird er in den erſchütterndſten Erſcheinungen das Unendliche am ſicherſten zu erfaſſen meinen, und in den Geſtalten, welche er im Gewitter und im Uebergang von der Nacht zum Tage ſo eindringlich kennen lernt, ſeine Gottheiten ſehen.“ Durch dieſe innige Beziehung des mythiſchen Empfindens zu dem religiöſen Gehalt werden nun die verſchiedenen Entwickelungsſtufen bedingt, welche dieſer Prozeß bekanntlich vom Polytheismus an aufweiſt. „Mythen veranlaſſen urſprünglich mit Nothwendigkeit Vielgötterei; aber obwohl der eine Gott nur im ſchärfſten Widerſpruch gegen Götzendienſt hervortreten kann, ſo verträgt ſich doch auch er mit dem Mythos; und wenn er im kindlichen Gemüth entſprungen iſt und kindlichen Geiſtern gepredigt wird, ſo nimmt auch er nach Lage der Sache mythiſche Form an. Wie hoch und rein auch ihrem Inhalte nach die Religioſität des alten hebräiſchen Propheten iſt, ſo iſt er doch an Bildung des Verſtandes noch völlig Kind. Das eigentliche Weſen des mythiſchen Denkens, daß es den Gegenſtand nicht im Begriff und in Abſtraktionen erfaßt, ſondern in Anſchauungen aus dem Kreiſe der irdiſchen Natur und dem Leben und Verkehr der Menſchen: das bleibt beim Aufgange und ſelbſt noch während der Entwickelung des

Monotheismus beſtehen. Man merkt es dem Propheten klar genug an, wie ſehr er ringt, für die Darſtellung eines unendlichen Gottes alle Banden und Schranken der ſinnlichen Natur zu durchbrechen, und dieſes Streben macht ihn zum größten, zum erhabenſten Dichter: aber er iſt Dichter geblieben, er war noch nicht logiſch gebildet. Beſonders aber das Verhältniß des Endlichen und des Menſchen zu Gott, obwohl im Monotheismus in keinem Vergleich tiefer erfaßt als im Polytheismus, wird doch auch hier ganz mythiſch gedacht: Schöpfung, Offenbarung, Bündniß oder Verlobung mit dem auserwählten Volke, jüngſter Tag, Meſſias, Sohn Gottes, Opfer, das Alles iſt Mythos. (a. a. O. S. 146.)[3]

Es leuchtet für jede unbefangene Auffaſſung ein, daß gerade, je mehr der Mythus den religiöſen Kern der Ideen überwuchert hat (wie das ja meiſtens im Laufe der Zeit zu geſchehen pflegt), es um ſo mehr eine gebieteriſche Pflicht der wiſſenſchaftlichen Forſchung wird, dieſe verſchiedenen Strömungen und Schichten nach Möglichkeit zu ſcheiden. Dieſe Kritik, ſofern ſie nur vom Geiſte echter Toleranz und unbeſtechlicher Wahrheitsliebe erfüllt iſt, kann nur Gutes wirken, indem ſie zugleich Neues ſchafft und Irrthümer entfernt, ohne dem frommen Glauben zu nahe zu treten. Wären nicht in dieſer Beziehung in unmittelbarer Gegenwart ſo ſeltſam ſchiefe und widerſprechende Vorſtellungen, ſelbſt bei hochgebildeten Leuten, im Umlaufe, ſo verlohnte es ſich kaum der Mühe, auf dieſe Bedeutung wiſſenſchaftlicher Prüfung hinzuweiſen, die man geradezu mit Steinthal als religiöſe Pflicht bezeichnen kann. (vgl. Zu Bibel und Religionsphiloſophie, Neue Folge, S. 11, und Ueber Toleranz, Bibel und Religionsphiloſophie, S. 189 ff.)

Während Steinthal erkenntnißtheoretiſche Fragen nie im Zuſammenhang behandelt hat, war für ihn neben der Pſychologie die Ethik immerfort ein Gegenſtand eifrigſten Intereſſes, das

ſtieg, je mehr neuerdings die frühere Weltanſchauung und ihre Ideale durch naturwiſſenſchaftliche Skepſis und wuchtige Angriffe nicht wenig erſchüttert wurden. Als er die Hand an den Ausbau einer umfaſſenden Sitten- und Pflichtenlehre legte, ſchilderte er ſeinem Freunde M. Lazarus, dem er das Werk widmete, dieſe Stimmungen und Motive mit anerkennenswerther Offenheit: Wir haben die Schwelle des Greiſenalters überſchritten, und vielleicht reicht für Jeden die Feier eines fünfzigſten, eines ſechzigſten Geburtstages ſchon hin, um ihm Gedanken an die Flüchtigkeit des körperlichen Daſeins aufzudrängen und einen Vergleich der Vergangenheit mit der nach Wahrſcheinlichkeit noch zu erhoffenden Zukunft, des Geleiſteten mit dem Aufgegebenen nahe zu legen. So dürfte es wohl ſein, auch wenn das Leben ruhiger dahingefloſſen iſt, und kein Stoß eine härtere Mahnung ertheilt oder ein ſtärkeres Bedürfniß erweckt hat; und da würde wohl Jeder Klarheit über Aufgabe, Zweck und Werth des Lebens wünſchen, welche er bisher vielleicht ſich zu ſchaffen noch gar nicht ernſtlich verſucht hat. Wenn uns aber das Schickſal nicht ſo mild war, wenn Schlag auf Schlag folgte (der zweite härter als der erſte, weil er eben der zweite), und wir dann plötzlich inne werden, daß die Säulen unſerer Weltanſchauung, deren Feſtigkeit wir nie oder lange nicht mehr geprüft hatten, jemals neu prüfen zu müſſen nicht gefürchtet hatten, morſch und wurmſtichig ſind und daß ſie dem Ziehen und Stoßen der jungen Weltſtürmer nicht Stand halten können, und endlich, wenn wir mit Schrecken gewahren, daß über unſerem Vaterlande die ſchönſten Sterne ſittlicher Bildung zu verlöſchen drohen, dann kann es wohl nur heißen: Neu aufrichten, was zerfallen iſt, eine neue Ethik. Und zwar eine durchaus ideale Ethik, weil es keine andere giebt, welche aber allen Angriffen ſeitens der mechaniſchen Natur- und Geiſteswiſſenſchaften dadurch entzogen iſt, daß ſie ganz innerhalb der Mechanik[4] bleibt, dieſer nirgends

widerſpricht und keinen transcendenten, noch transcendentalen Schritt thut. Die idealen Gefühle, wie ich hier ihr Weſen beſtimme, ſind eine alltägliche, leicht nachweisbare pſychologiſche Thatſache; die Freiheit, wie ich ſie faſſe, bewegt ſich ganz empiriſch, ganz geſetzlich in dem Mechanismus des Bewußtſeins, und obwohl ganz der Erfahrung anheimfallend, bietet ſich ein Ausblick auf ein dem Einzelnen unfaßbar Erhabenes. Wo Anlaß zu Schmerz oder Freude iſt, ſoll der Menſch auch ſolche fühlen; wem nicht jener wie dieſe ſittlichen Gewinn bringt, deſſen eigene Schuld iſt es. Dieſe Ethik alſo iſt mir ein Kind des Schmerzes. Sie iſt der Bund, der Friede, den ich mit dem Leben geſchloſſen habe. Sie ſoll und ſie wird, hoffe ich, mein Herz kindlich erhalten, d. h. frei von jeder Bitterkeit gegen die Menſchen oder das Schickſal; wie bisher ſoll auch ferner kein Tropfen Gift in mein Blut kommen. Sie wird mich mit Kraft und Hoffnung erfüllen zum Ertragen und zum Wirken, zu Kampf und zu Liebe. In ihr habe ich meinem Gemüth ein Heim geſchaffen, in welchem ich die Ereigniſſe und Bewegungen um mich her mit Ruhe und beſonnener Theilnahme verfolgen kann. (Vorrede zu: Allgemeine Ethik.) Daß aber der in allen Tonarten ſpielende und gegenwärtig wieder ſehr graſſirende Peſſimismus bei unſerem Denker, der übrigens ſeinen Blick nicht gegen die vielen freſſenden Schäden der Zeit verſchließt, auf keine Zuſtimmung zu rechnen hat, bedarf wohl keiner nachdrücklichen Betonung. „Wollen wir mit dem Peſſimismus die Feigheit vertreten, das Nichts für das abſolut Gute zu halten, aber doch den Sprung ins Nichts zu unterlaſſen, dies beſchönigend mit dem Vorwande, daß wir ja doch nicht Alle bereden könnten, mit uns zu gehen? und echt ſophiſtiſch fortfahrend, daß, wenn ſich auch alle Menſchen mit uns in das Nichts ſtürzten, vielleicht nach uns, früh oder ſpäter, ein neues Menſchengeſchlecht entſtehen würde, das unter denſelben Uebeln litte, an denen wir kranken? Wollen wir uns

dem neueſten peſſimiſtiſchen Mythos hingeben von einem leidenden Gotte, der, um ſich von einem Schmerz zu heilen, die ſchlechte Welt geſchaffen hat, in der Weiſe und Abſicht, wie wir uns gelegentlich eine ſpaniſche Fliege auflegen, eine Fontanelle machen? und wollen wir uns dabei heimlich mit der Hoffnung kitzeln, daß, ſolange wir leben, der Gott das Heilmittel, Welt genannt, nicht von ſich thun werde?“ (Ethik S. 18.)

Wir können uns hier nicht in das Detail ethiſcher Syſtematik, wie ſie hier, häufig unter Anlehnung an Herbart (ſo in der Aufſtellung der fünf für die Weltanſchauung maßgebenden Ideen), verſucht wird, einlaſſen, aber an einigen beſonders wichtigen Problemen dürfen wir nicht theilnahmlos vorübergehen, ſo an der heiklen Frage von der Allgemeingültigkeit unſerer ſittlichen Vorſtellungen. Die Unverträglichkeit der einzelnen empiriſchen Normen, wie ſie eben im Laufe der kulturhiſtoriſchen Entwickelung entſtanden ſind, oft genug auch durch rein äußere geographiſche Bedingungen mit hervorgerufen, mit einem ſchlechthin jeder Zeit und überall anerkannten Geſetz ſteht feſt und wird zum Ueberfluß durch die neuere Völkerkunde immer mehr beſtätigt; ſomit iſt eine rein ſpekulativ-dialektiſche Ableitung aus einer umſchließenden Zentralidee den ſchwerſten Bedenken ausgeſetzt. Anders ſtellt ſich die Sache, wenn man, wie es hier geſchieht, von vornherein auf die Zuſtimmung ſeitens induktiver Inſtanzen, auf die etwaige Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit verzichtet. Indem die Ethik, vom Weſen des Willens ausgehend, Ideen entwickelt, zeichnet ſie Verhältniſſe, welche die Muſterbilder[5] aller ſittlichen Wirklichkeit in begrifflicher Form enthalten. Dieſe reinen Bilder des Willens an ſich ſind zwar nicht anſchaulich, da ihnen die Objekte fehlen; aber, obwohl ſie von aller Wirklichkeit abſehen, ſind ſie von allgemeinſter Gültigkeit. Sie ſind nirgends und überall. Keiner Wirklichkeit entnommen, iſt ihnen jede That unterworfen. Ob alles Wirkliche vernünftig iſt, wiſſen

wir nicht und brauchen wir wenigſtens hier nicht zu entſcheiden gewiß aber iſt, daß alles Wirkliche der Beurtheilung der Vernunft unterliegt. Aber nur, wenn die Ethik bloß der Vernunft entſtammt und nicht der Wirklichkeit entnommen iſt, kann ſie den allgemein und nothwendig gültigen Maßſtab für alles Wirkliche abgeben" (S. 84). Selbſt die Unverträglichkeit einzelner Namen mit dieſer behaupteten allgemeinen Faſſung des Ideals wird nicht als hinreichend triftiger Gegengrund anerkannt: „Nicht bloß darauf will ich hinweiſen, daß ja auch die Geltung gewiſſer logiſcher Geſetze beſtritten worden iſt, — die Hauptſache iſt, daß, wie bei der Logik, ſo auch bei der Ethik trotz der unbeſtrittenen Anerkennung der logiſchen Geſetze und der ethiſchen Ideen, in der Anwendung auf die wirklichen Erkenntniſſe und auf das wirkliche Leben ſich Bedingungen geltend machen, welche das Ergebniß verſchieben. Was die ſittliche Beurtheilung betrifft, ſo kommt es darauf an, daß der Beurtheilende alle pathologiſchen und ſogar die formal-äſthetiſchen Gefühle zum Schweigen bringe und nur das formale ethiſche Gefühl ſprechen laſſe; das vermag nicht Jeder, das vermag oft ein ganzes Volk, ein ganzes Zeitalter nicht. Ferner muß die zu beurtheilende That oder Sitte in Vollſtändigkeit ihrer Verhältniſſe in voller Klarheit vor dem Bewußtſein ſchweben, wenn die Beurtheilung eine alle Seiten des Objekts umfaſſende, alſo eine völlig zutreffende ſein ſoll. Wenn dieſe unerläßlichen Bedingungen einerſeits der Unparteilichkeit und Objektivität und andererſeits der ſubjektiven Befähigung klaren Zuſammenhaltens aller Theile des thatſächlichen Bildes nicht völlig erfüllt ſind, ſo kann bei der ethiſchen, wie bei der äſthetiſchen Beurtheilung und der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß ein genügendes, wahrhaftes Ergebniß ſich nicht herausſtellen" (a. a. O. S. 86). Will man hier nicht in unlösbare Widerſprüche verfallen, ſo wird der wichtige Unterſchied zwiſchen materialer und formaler Beurtheilung nicht zu vermeiden ſein; materiell,

inhaltlich begegnen wir der bunteſten Fülle rechtlicher und ſittlicher Gebote, bezw. Verbote, und es beſteht kaum eine Hoffnung, dieſe Verſchiedenheit als den organiſchen Prozeß einer immanenten Entwickelung, eines dem höchſten Urbilde zuſtrebenden Fortſchritts auffaſſen zu können. Dagegen ſind wir vollauf befugt, von einem formellen Gefühl, von einer aprioriſchen Dispoſition und Anlage des Menſchen zu ſprechen, je nach Lage der Umſtände in einem beſtimmten Falle ſo oder anders zu handeln. Dieſe urſprüngliche Funktion, welche jede That bedingt, iſt ſomit etwas der Erfahrung vorausgehendes und kann nicht nachträglich aus ihr entlehnt werden, und dieſe Angemeſſenheit des Individuums an irgendein und ſei es noch ſo primitives und dürftiges Ideal, an eine ſoziale Norm, ſtellt das Moment der Pflicht,[6] das Sollen dar, dem ja Kant einen ſo begeiſterten Lobgeſang gewidmet hat. Dazu kommt dann noch der ſo häufig überſehene Gegenſatz von Natur- und Sittengeſetzen, der für die Ethik ſo maßgebend iſt. Sie lehrt nicht (heißt es hier), wie die mechaniſchen Geſetze, was unter gegebenen Bedingungen nothwendig geſchieht, geſchehen muß und nicht ausbleiben kann, ſondern die Ideen, als Pflichten und Geſetze gedacht, ſprechen bloß aus, was geſchehen ſoll, ohne Rückſicht darauf, ob es geſchieht oder nicht, und alſo allerdings ſelbſt für den Fall, daß es niemals geſchehe. Die Geſetze des geſchichtlichen Lebens drücken aus, was unter gegebenen Bedingungen überall nothwendig eintreten muß; die Geſchichtſchreibung zeigt, was dieſen Geſetzen gemäß wirklich eingetreten iſt, ſie erzählt das Geſchehene und führt dies auf Geſetze als nothwendig Eingetretenes zurück. Die Ethik lehrt ohne Rückſicht auf Geſchichte, was überall und immer eintreten ſoll. Das Geſchichtliche iſt durch die an beſtimmtem Orte und zu beſtimmter Zeit gegebenen Bedingungen und ihre Geſetze nothwendig hervorgetreten, die Ethik iſt unbekümmert um örtliche und zeitliche

Verhältniſſe, die am Objekt haften, und lehrt die ewigen Formen des Willens mit dem ihnen innewohnenden Sollen, ohne Rückſicht auf Müſſen und Können.

Für die ethiſche Betrachtung trifft ſodann jener ſozialpſychologiſche Geſichtspunkt und Zuſammenhang ebenfalls zu, den wir ſchon früher für die Völkerpſychologie andeuteten, wenn es ſich um die Wechſelwirkung des Individuums mit ſeiner Umgebung und der ſozialen Organiſationsſtufe überhaupt handelt. Es entſpricht nicht dem wahren Sachverhalt, das Ich als ſouveränen Schöpfer des ganzen ſeeliſchen Lebens an die Spitze der Entwickelung zu ſtellen, wie es eine befangene Spekulation gethan; umgekehrt, ſo wenig wie ſich überhaupt unſere geſamte geiſtige Welt mit dem ſchmalen Ausſchnitt des Bewußtſeins deckt, reift das Ich als ſelbſtbewußte Potenz erſt im Laufe einer langſamen immanenten Entfaltung, und zwar nur unter ſtetiger Beeinfluſſung durch die Geſellſchaft, in der wir aufwachſen. Nur ſo iſt eine wirklich ungetrübte Vervollkommnung des Einzelnen zu einer ſittlich ausgereiften Perſönlichkeit, zu einem geprüften Charakter zu erwarten. Das Ich (ſo leſen wir am Schluſſe der Ethik) iſt nicht gegeben, ſondern wird entwickelt, erworben — in verſchiedenem Grade, und wo es ſchon in hohem Grade geſtaltet iſt, kann es auf Augenblicke und für längere Zeit durch beſondere Veranlaſſung getrübt, geſchwächt, vernichtet ſein. Es iſt nicht mehr bloß der pſychologiſche und grammatiſche Ausdruck für die Perſönlichkeit des Individuums, nicht bloß Ausdruck der gegenſeitigen Beſtimmung aller Elemente des Bewußtſeins. In dieſem Sinne kann es, wenn auch nur wenig gebildet, keinem menſchlichen Individuum fehlen; denn in jedem werden logiſche Motive des Denkens, ſachgemäß wirkende Zwecke und, vereinzelt, ethiſche Motive vorhanden ſein. Wenn es aber in dieſer Beziehung ſchon mit der geiſtigen Geſundheit gegeben iſt, welche ja auf der gegenſeitigen Reizbarkeit der Vorſtellungen

beruht, ſo können wir nun nach dem Vorſtehenden auch ein ſittliches Ich ausſcheiden, d. h. wir können den Kreis des Ichs ſo eng faſſen, daß wir darunter nur die beſtimmende Macht der ethiſchen Normen verſtehen, dann iſt Ich nur der perſönliche Ausdruck für den Charakter (S. 451). In dieſem idealen Sinne kommt dem Unſittlichen, der ſich wider die Weltordnung auflehnt, kein Charakter, kein wahrhaftes ethiſches Ich zu, weil ihm das Typiſche, das Normale, das Allgemeingültige abgeht, dem gegenüber er nur eine beklagenswerthe Ausnahme bildet.

Eine gründliche, gediegene wiſſenſchaftliche Erkenntniß pflegt in den meiſten Fällen eine leidenſchaftsloſe Stimmung und Haltung des Gemüths hervorzurufen, welche nicht durch die hin- und herfluthenden Wogen der ſog. öffentlichen Meinung berührt wird. Das Ideal der alten Stoiker, die Unerſchütterlichkeit des Charakters, läßt ſich aber auch auf die feineren Nüancirungen der Weltanſchauung anwenden, wo es ſich um eine Entäußerung der für die große Menge ſo bezeichnenden Vorurtheile und Schlagworte handelt, um die praktiſche Bethätigung einer echt humanen Toleranz. Wir wiſſen zu gut, daß für unſere erleuchtete Zeit, die ſich immerfort rühmt, es ſo herrlich weit gebracht zu haben, dieſe Mahnung zur Duldung und Verträglichkeit nur zu begründet iſt. Bei einer pſychologiſchen Analyſe zeigt es ſich, daß es ſich hier meiſt um nationale und religiöſe Vorurtheile handelt, und gerade deshalb wird die ganze Leidenſchaftlichkeit des Gefühls ſo erregt; das iſt von den Tagen des römiſchen Imperatorenthums und ſeiner Judenverachtung bis auf unſere Tage der Fall geweſen. So erklärt es ſich denn, daß, wie unſer Gewährsmann ausführt, gar häufig aus der allgemeinen Lage der Verhältniſſe dasſelbe Vorurtheil in den Einzelnen immer neu durch eine gewiſſe generatio aequivoca hervorgebracht wird. Aehnliche hiſtoriſche Lagen erzeugen im Einzelnen ſelbſtändig ähnliche Vorurtheile, darum iſt

die Widerlegung reine Danaidenarbeit; das neunundneunzigmal als falsch Erwiesene wird vom Hundertsten als etwas Neues vorgetragen, als weltrettende That. Indessen muß ja auch der Arzt, wenn er neunundneunzig von einer Krankheit Befallene geheilt hat, auch den Hundertsten zu heilen suchen (Zu Bibel und Religionsphilosophie S. 227). Es versteht sich hierbei von selbst, daß sich diese Toleranz nur auf die Theorie, auf die freie Meinungsäußerung bezieht, nicht auf Handlungen, wodurch sich der Anarchismus leicht seine praktische Anerkennung erschleichen könnte. Verhängnißvoll ist die zügellose Herrschaft subjektiver Stimmungen und Gefühle, welche eben jede nüchterne Prüfung des Thatbestandes ablehnen; deshalb auch die so bezeichnende Sucht, durch vorschnelle Verallgemeinerungen (wobei die Superlative gewöhnlich eine wichtige Rolle spielen) möglichst zu gewissen abschließenden Perspektiven zu gelangen, zu Axiomen, über die hinaus es keine Berufungsinstanz giebt. Man spricht nur den Namen Hellas oder Rom, Italien aus (schreibt Steinthal), und man glaubt schon leibhaftig eine andere Bläue des Himmels über unserem Haupte gezaubert zu haben; es sind eben die glänzendsten Erscheinungen der Art, welche das Gefühl am mächtigsten wecken. Und so geschieht es umgekehrt an den abstoßendsten Gestalten. Vor dem überlieferten Phantasiebilde des abscheulichsten, seine innere Nichtswürdigkeit auf der Stirn tragenden Juden fragt man sich: wie kann dies Volk, ein solches Volk Gemüth haben? Dichtung, Gesang und Musik? gar Poesie im Leben, sittliche Grundsätze, Liebe aller Art? Wie können, fährt der Gebildete fort, Semiten deutsch sein? Wie kann in der semitischen Rasse hellenisch-römisch-germanisches Gemüth sein? Verständniß für Plato, Kant, Beethoven oder gar Fähigkeit, in deren Geist zu schaffen? (a. a. O. S. 218). Eine gesunde, in sich selbst gefestigte Gesittung kann auf solche Auswüchse einer barbarischen und theilweise frivolen Gesinnung nur mit Be-

dauern blicken, in der festen Ueberzeugung, sie früher oder später zu beseitigen. Aber den Grundstein dieser Zuversicht muß reiner, selbstloser Idealismus bilden, der zugleich Herz und Kopf durchdringt, verbunden mit einem felsenfesten Glauben an den endlichen Sieg des Guten und Wahren, wie ihn Steinthal so schön in den folgenden Worten ausspricht, mit denen wir diese Skizze schließen: Wir glauben an den Fortschritt des Guten, weil derselbe im bisherigen Verlauf der Geschichte sich offenbar vollzogen hat; wir glauben an den Fortschritt für die Zukunft um so mehr, weil das Gute heute viel kräftiger ist als jemals, und wir glauben an den Sieg des Guten, weil im Bösen eine Disharmonie liegt, oder weil dasselbe nothwendig eine Disharmonie schafft, an der es zu Grunde gehen muß.

Am Schluß fügen wir noch ein Verzeichniß der Werke Steinthals bei, wobei wir uns auf die wesentlichsten beschränken: 1. Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts und die Hegelsche Philosophie, 1848. 2. Die Klassifikation der Sprachen, 1850. 3. Die Entwickelung der Schrift, 1852. 4. Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältniß zueinander, 1855. 5. Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens, 2. Aufl., 1858. 6. Charakteristik der hauptsächlichsten Sprachtypen, zweite Bearbeitung der Klassifikation der Sprachen, 1860. 7. Allgemeine Ethik, 1885. 8. Zu Bibel und Religionsphilosophie, 1890 und N. F., 1895.

## Anmerkungen.

[1] Dazu vergleiche man folgende Ausführung: Die allgemeine Psychologie hat es nur mit den abstrakten Gesetzen und Formen der geistigen Prozesse zu thun, sie gehört zu den sogenannten rationalen Disziplinen, wie die Physik. Die Darstellung jeder konkreten historischen Schöpfung als eines psychischen Geschehens hingegen ist Gegenstand der Völkerpsychologie. Soll also die Sprache nach ihrem geschichtlichen Auftreten

erkannt werden, ſo muß zwar die allgemeine Pſychologie die Prinzipien und Grundgeſetze hergeben, kann aber damit nicht ausreichen. Dabei iſt die Theorie der Reflexbewegung und der Apperception, wie ich ſie in meinem Abriß als Kapitel der allgemeinen Pſychologie gegeben habe, für jene Aufgabe unzulänglich, nämlich bloß konſtitutiv; die regulativen Prinzipien müſſen aus der Philologie und Völkerpſychologie gewonnen werden (a. a. O. S. 373). Im übrigen vergleiche man noch: Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1863, S. 2 ff.

[2] Hier ſetzt ein hiſtoriſches Moment, wie Steinthal richtig hervorhebt, ein: das, was vordem mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit wiederkehrte und eine typiſche Bedeutung beanſpruchen konnte, wurde jetzt zu einer einmaligen Handlung eines beſtimmten Gottes, in deſſen überirdiſchem Lichte ſich irgend ein mächtiger König oder Häuptling verklärte. So thöricht es iſt, den ganzen Mythus mit Euhemeros und ſeinen modernen Anhängern aus ſolchen geſchichtlichen Umdeutungen erklären zu wollen, ſo wenig kann man u. E. dieſe freilich ſpäteren Lokaliſirungen, die meiſt zu einer, wenn auch ſehr unſicheren Chronologie führten, völlig von der Hand weiſen. Im übrigen denke man nur an Figuren wie Siegfried, Kyros, Perſeus, Romulus u. a., um ſich das Verhältniß des Mythus zu einer ſagenhaften Form näher zu veranſchaulichen.

[3] Steinthal wendet ſich nachdrücklich gegen einen von Anfang an beſtehenden Monotheismus, auch etwa in der Form, wie ihn Renan durch Berufung auf einen angeblichen monotheiſtiſchen Inſtinkt zu erweiſen ſucht (vergl. Zu Bibel und Religionsphiloſophie S. 180 ff. und Zeitſchrift für Völkerpſychologie II, 155 ff.). Was die pſychologiſche Frage vom Verhältniß des Individuums zur Geſamtheit anlangt, ſo hat unſer Gewährsmann dieſelbe zunächſt bei den Griechen einer eingehenden geſchichtsphiloſophiſchen Erörterung unterzogen: Der Durchbruch der ſubjektiven Perſönlichkeit bei den Griechen (Zeitſchrift für Völkerpſychologie II, 279 ff.).

[4] Hier berührt ſich Steinthal ſichtlich, wie am Eingang dieſer Schrift bemerkt war, mit den Gedanken, welche Lotze zur Bearbeitung ſeines Mikrokosmus veranlaßten.

[5] Sichtlich ein rein platoniſcher Gedanke, wo die Ideen als paradeigmata, als ewige Urbilder alles Seienden gelten.

[6] Vergl. hierzu Windelband, Präludien, Aufſätze und Reden zur Einleitung in die Philoſophie, Freiburg 1884, S. 285 ff. Der Inhalt dieſes formalen Pflichtgefühls wird durch den betreffenden Kulturzuſtand bedingt.

# Ueber
# künſtliche Kälteerzeugung und Kälteinduſtrie.

Von

**Gottlieb Behrend,**
Ingenieur in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Kälteinduſtrie iſt ein Kind der allerneueſten Zeit, hat aber bereits eine ſehr große Bedeutung und Wichtigkeit, einen großen Umfang und einen erheblichen Grad von Vollkommenheit erreicht.

Man pflegt die unter dem Gefrierpunkte des Waſſers, dem Nullpunkte des gewöhnlichen Celſiusſchen oder Réaumurſchen Thermometers, liegende Temperatur Kälte, auch wohl negative Wärme zu nennen. Daher bezeichnet man denn auch gewöhnlich mit Kälteinduſtrie die künſtliche Erzeugung ſolcher unter 0° liegenden Temperaturen. Die Kälteinduſtrie befaßte ſich urſprünglich mit der Herſtellung von Eis. Nachdem man aber gelernt hat, die zu kühlenden Gegenſtände direkt auf künſtliche Weiſe abzukühlen, kommt man vielfach mit Temperaturen aus, die über dem Gefrierpunkt des Waſſers liegen. Trotzdem hat man aber die Bezeichnung der Kälteerzeugung oder Kälteinduſtrie beibehalten, und zwar mit Recht, indem man die Abkühlung oder Erkältung als den Gegenſatz zu der Erwärmung anſieht. Das eine iſt eine Erniedrigung der Temperatur, das andere eine Erhöhung. Die Kälteinduſtrie iſt daher die mit künſtlichen Mitteln hervorgerufene Abkühlungsinduſtrie, und zwar auf Temperaturen, welche unterhalb der gewöhnlichen Luft- und Waſſertemperatur liegen. Der Nullpunkt unſerer Thermometer iſt ganz willkürlich angenommen; die Wiſſenſchaft kennt nur die eine Bezeichnung Wärme (nicht Kälte), und nennt die Erhöhung derſelben Erwärmung, die Er-

niedrigung Abkühlung. Wir befinden uns daher mit obiger Auseinanderſetzung mit der Wiſſenſchaft nicht in Widerſpruch, wenn wir die Abkühlungsinduſtrie mit Kälteinduſtrie bezeichnen. Natürlich beſitzt die Wärme einen Nullpunkt, nämlich die tiefſte Temperatur, welche überhaupt vorkommt oder möglich iſt; dieſer abſolute Nullpunkt der Wärme iſt derjenige des freien Raumes im mit Weltenäther erfüllten Weltall, das frei von Materie iſt. Er iſt um 273 Celſiusſche Grade tiefer als der Gefrierpunkt des Waſſers und wird mit —273° Celſius bezeichnet.

Die Beſtimmung dieſer tiefſten Temperatur iſt auf rechneriſchem Wege erfolgt, auf verſchiedene Weiſen, von denen ich aber nur eine anführe.

Die Gasarten, wie Sauerſtoff, Stickſtoff, Waſſerſtoff, alſo auch Luft, die eine Miſchung aus den erſten beiden Gaſen iſt, dehnen ſich bei jedem Grad Erwärmung und bei konſtantem Druck ganz gleichmäßig aus, ziehen ſich bei jedem Grade Abkühlung ganz gleichmäßig zuſammen, und zwar um 0,003665 = $^1/_{273}$ ihres Volumens bei 0°. Sie ſind alſo bei — 273° bei dem geringſten Volumen angelangt, das ſie erreichen können, und beſitzen daher auch keine eigene Wärme mehr, d. h. ſie befinden ſich bei dem abſoluten Wärme-Nullpunkt.

Die Wiſſenſchaft betrachtet die Wärme als Schwingungen der allerkleinſten, faſt mit unendlich klein zu bezeichnenden Materientheilchen, und die Schwingungen der Aethertheilchen als Licht und Elektrizität. Der Weltenäther beſitzt alſo keine Wärme, bei ihm iſt der abſolute Nullpunkt der Wärme, d. h. im luftleeren Weltenraume. Der künſtlichen Kälteerzeugung iſt es bereits gelungen —220 bis —230° C. zu erreichen und Sauerſtoff und Stickſtoff flüſſig zu machen. Es iſt zu erwarten, daß es auch mit dem dünnſten der bekannten Stoffe, dem Waſſerſtoff,* gelingen wird.

* Soll thatſächlich ganz neuerdings von Dewar erreicht ſein.

Stellt man ſich vor, daß alle Materie aus außerordentlich kleinen, von den menſchlichen Sinnen nur durch ihre Wirkungen wahrnehmbaren Theilen beſteht, welche die Eigenſchaft beſitzen, einander anzuziehen; ſtellt man ſich ferner vor, daß der Weltenäther aus noch kleineren Theilchen beſteht, die einander abſtoßen, ſo iſt es begreiflich, daß die Aethertheilchen in alle verborgenſten Ecken und Winkel des Weltalls eindringen und ſich auch zwiſchen die Theilchen der Materie drängen. Es beſteht auf dieſe Weiſe ein jeder Körper aus einem Gemiſch von Materien- und Aethertheilchen, die beſtändig einander entgegenwirken, und zwar in wellenförmigen Schwingungen. So exiſtirt denn ein Zuſtand der Anordnung der Theilchen, in welchen ein Gleichgewicht vorhanden iſt. Die Anziehung der Körpertheilchen iſt in dieſem Zuſtande der Abſtoßung der Aethertheilchen derart gleich, daß ſie ſich frei aneinander verſchieben können und in der That unaufhörlich verſchieben. Dieſer Zuſtand iſt der flüſſige.

Wenn die Körpertheile ſich einander weiter nähern, ſo wird die Anziehung überwiegend, die Theilchen ſchwingen nur noch um beſtimmte Centren, der Körper iſt dann feſt. Wird die Annäherung der Theilchen endlich ſo groß, daß ſie überhaupt keine Zwiſchenräume mehr zwiſchen ſich laſſen, ſo können keine Schwingungen mehr vorkommen, und der Körper iſt feſt und ſtarr und todt. Das bildet den unteren Endzuſtand der Materie, den Nullpunkt der Temperatur.

Sobald dagegen in dem flüſſigen Zuſtande des Körpers die Abſtoßung der Aethertheilchen überwiegt, ſo entfernen ſich die Materientheilchen immer weiter und weiter von einander, der Körper wird zuerſt dampf- und dann luftförmig und expandirt. Die Schwingungen der Materie gehen in Longitudinalſchwingungen über.

Da nun die Körperſchwingungen von unſeren Sinnen als Wärme empfunden werden, ſo ſagen wir, der ſtarre feſte Körper

in ſeinem Endzuſtande beſitzt keine Wärme mehr, er iſt —273° kalt.

Je weiter ſich die Materientheilchen von einander entfernen, deſto mehr und freier können ſie ſchwingen, deſto mehr innere Wärme beſitzen die Körper. Am größten und reichlichſten ſind die Schwingungen im gasförmigen Zuſtande, und je dünner das Gas durch die Ausdehnung wird, deſto mehr innere Wärme enthält es. Dieſer Satz iſt ganz allgemein zu denken und bezieht ſich ebenſo auf flüſſige wie feſte Körper. Die Wärmeſchwingungen werden möglicherweiſe in erſter Linie durch Schwingungen des Weltenäthers hervorgerufen, ſie können aber auch von außen durch andere Körper mitgetheilt werden. So z. B. können durch äußere Mittheilung die Körper- oder Gastheilchen in vermehrte Schwingungen verſetzt werden, wobei ſich die Materientheilchen etwas weiter von einander entfernen müſſen; das Volumen des Körpers oder Gaſes wächſt dann, der Körper dehnt ſich aus.

Zur Hervorrufung und Aufrechterhaltung der Schwingungen einer Materie, einer Maſſe, gehört Arbeit, und es iſt daher klar, daß Arbeit in innere Atomſchwingungen, d. h. Wärme verwandelt werden kann. Das iſt das erſte Hauptgeſetz der Thermodynamik, daß Wärme und Arbeit identiſch ſind, oder vielmehr eines in das andere umgewandelt werden kann.

Es geht aus dem Vorſtehenden ſchon hervor, daß die drei Aggregatzuſtände — feſt, flüſſig und gasförmig — ganz verſchiedene Eigenſchaften beſitzen, die in der jedem Zuſtande eigenen Anordnung und Schwingungsart der Atome ihren Grund haben. Beim Uebergange aus dem feſten in den flüſſigen Zuſtand gebraucht jeder Körper eine beſtimmte Menge von Wärme, die man latente Wärme nennt. Ebenſo nimmt er beim Uebergange aus dem flüſſigen in den gasförmigen Zuſtand eine weitere Menge latenter Wärme auf. Es iſt erklärlich, daß dieſe latente Wärme

nur innere Schwingungsarbeit ist, die nach außen gar nicht wahrnehmbar ist. Ein weiterer Theil der Schwingungsarbeit äußert sich in der Ausdehnung des Körpers bei Erhöhung der Temperatur und heißt deshalb äußere latente Wärme. Diese beiden Theile der inneren Schwingungsarbeit dienen hauptsächlich zur Aufrechterhaltung des Aggregatzustandes, während der dritte Theil der Schwingungsarbeit der Eigenwärme des Körpers entspricht, also den Theil seiner Wärme darstellt, der mit dem Thermometer meßbar ist. Diese Wärme kann ohne weiteres an einen weniger warmen Körper, also an einen Körper mit geringeren Schwingungen Wärme abgeben, d. h. ihn in vermehrte Atom- oder Molekülschwingungen versetzen, während der wärmere Körper durch diesen Vorgang abgekühlt wird.

Dies ist der gewöhnliche Vorgang der Wärmeübertragung oder des Wärmeausgleichs.

Am Beispiel des Wassers sei einmal die Gesamtwärme in den verschiedenen Aggregatzuständen festgestellt, und zwar in abgerundeten Zahlen. Dabei sei bemerkt, daß in der Wissenschaft als Wärmeeinheit, d. h. als Maß der Wärme diejenige Wärme oder Schwingungsarbeit betrachtet wird, welche erforderlich ist, um ein Kilogramm destillirten Wassers von $0^0$ auf ein Grad Celsius zu erwärmen.

Bei verschiedenen Körpern und Zuständen ist die Wärmemenge, welche die Erwärmung um einen Grad zur Folge hat, eine andere. Man nennt sie specifische Wärme, die also bei jedem Körper anders ist. So ist die specifische Wärme gefrorenen, d. h. festen Wassers oder Eises $= 0{,}5$. Es werden zur Erwärmung um einen Grad nur 0,5 Wärmeeinheiten gebraucht. Der absolute Wärmegehalt von einem Kilogramm Eis von $0^0$ ist daher unter Annahme des konstanten Drucks von einer Atmosphäre nur $^{273}/_{2} = 136{,}5$ Wärmeeinheiten, unter der allerdings nicht festgestellten ferneren Annahme, daß sich die specifische Wärme

des Eises in der That bis zum absoluten Nullpunkte nicht ändert. Zum Uebergange aus dem festen in den flüssigen Zustand werden bei Wasser rund 79 Wärmeeinheiten auf ein Kilogramm gebraucht, so daß Wasser von 0° bereits 136,5 + 79 = 215,5 Einheiten an Wärme enthält, von denen die 79 Wärmeeinheiten latenter Wärme nach außen nicht wahrnehmbar, nicht meßbar sind.

Das Wasser kommt unter gewöhnlichem Luftdruck bei 760 Millimeter Barometerstand erst bei 100° C. zum Sieden, es hat bis dahin daher nur 100 Wärmeeinheiten aufgenommen, enthält also im ganzen nun 315,5 Einheiten an Wärme.

Was wir Sieden nennen, ist der Uebergang der Flüssigkeit in die Dampfform. Die Dampfform aber ist ein Gemisch von Flüssigkeit und Gas, oder ein Uebergang aus der Flüssigkeit in die Gasform, die ganz charakteristische Eigenschaften besitzt. Sie nimmt eine große Menge latenter Wärme auf, die mit Zunahme der Temperatur geringer wird, doch so, daß die Gesamtwärme des Dampfes mit der Temperatur in geringerem Maaße als diese ansteigt. Endlich wird ein Punkt erreicht, welcher kritischer Punkt genannt wird, bei welchem die gesamte Dampfwärme gleich der Temperatur wird. In diesem Augenblick tritt die vollkommene Gasform ein. Der kritische Punkt liegt indessen bei Wasser recht hoch, bei + 365° C. und 200 Atmosphären Druck. Der kritische Punkt der Kohlensäure tritt bei + 31° C. und 77 Atmosphären Druck ein, der des Sauerstoffs bei — 118° C. und 51 Atmosphären Druck. Kehren wir zu unserer Berechnung zurück, so ergiebt sich, daß zur Verdampfung von Wasser von 100° C. unter den oben genannten Bedingungen an latenter Wärme 536,5 | Wärmeeinheiten nöthig sind. Der gesamte Wärmegehalt von 1 Kilogramm Wasserdampf von 100° C. ist also 315,5 + 536,5 = 852 Wärmeeinheiten.

Wasserdampf von 170° Wärme = 6¾ Atmosphären Ueberdruck über den gewöhnlichen Luftdruck enthält 659,5 Wärmeein-

heiten Gesamtwärme über dem Gefrierpunkte absolut, also 215,5 + 659,5 = 875 Wärmeeinheiten.

Obwohl also die Temperaturzunahme des Dampfes 70° ist, so enthält die gesamte Wärmezunahme doch nur 23 Wärmeeinheiten. Diese Unterschiede nähern sich bis zum kritischen Punkte einander, bis die Flüssigkeitswärme gleich der gesamten Wärme des Gases wird und sich der Uebergang in reines Gas vollzieht.

Diese 23 Wärmeeinheiten stellen diejenige Wärmemenge dar, welche im Dampfkessel jedem Kilogramm des Dampfes zugeführt werden muß, um ihn von 100° C. auf 170° zu erwärmen und ihn in die entsprechende Spannung zu bringen. Außerdem ist natürlich zur Bildung des Dampfes aus Wasser für jedes Kilogramm die latente Wärme (536,5 Wärmeeinheiten) zuzuführen gewesen.

Ist nun umgekehrt beabsichtigt, Wasser in Eis zu verwandeln, so ist zuerst das Wasser von angenommen 12° C. Temperatur auf 0° abzukühlen, d. h. es sind ihm durch die Kältemaschinen 12 Wärmeeinheiten pro Kilogramm Wasser zu entziehen. Zur Erstarrung müssen 79 Wärmeeinheiten entzogen werden, und endlich zur Abkühlung des Eises auf — 6° C., dessen specifische Wärme wie bemerkt 0,5 ist, $6 \times 0{,}5 = 3$ Wärmeeinheiten. Die Kältemaschine hat also zur Erzeugung von einem Kilogramm Eis von — 6° C. aus Wasser von + 12° im Ganzen 12+79 +3 = 94 Wärmeeinheiten aufzunehmen und abzuführen. Es werden nun verschiedene Maschinensysteme hergestellt, um dies zu erreichen, von denen allerdings nur eines sich erhalten hat, als das vortheilhafteste und zuverlässigste. Die ganze Branche dieser Maschinen ist eine sehr ingenieuse, und es lohnt sich wohl, näher auf die innere Beschaffenheit der Maschinen einzugehen.

Eine gründliche Berechnung und genaue Feststellung der Vorgänge und Verhältnisse der Maschinen und ihrer Leistungen läßt sich nur mit Hülfe der Thermodynamik (mechanische Wärme-

lehre) vornehmen, und dieſe, wie auch ſchon aus den bisherigen Beſprechungen hervorgeht, beruht auf der Wirkſamkeit der kleinſten Theilchen der Körper, der Körperatome oder Körpermoleküle. Das innere Weſen läßt ſich nur mit Hülfe derjenigen Wiſſenſchaft erkennen, die ſich mit dem Unendlichkleinen beſchäftigt, nämlich mit Hülfe der Infinitesimal- (Differenzial- und Intregal-) Rechnung. An dieſer Stelle werde ich mich daher mehr mit feſtgeſtellten Reſultaten, als mit tiefen mathematiſchen Unterſuchungen abgeben können.

Am leichteſten zu verſtehen iſt die Kaltluftmaſchine. Sie ſoll deshalb kurz beſprochen werden, obwohl ſie nur noch äußerſt ſelten gebaut wird. Der Vorgang ſtellt, wie bei allen dieſen Maſchinen, einen Kreislauf dar. Man denke ſich einen eiſernen geſchloſſenen Cylinder mit einem ſich darin hin- und herſchiebenden Kolben, von ähnlicher Beſchaffenheit, wie der Cylinder einer Dampfmaſchine oder einer Pumpe. Während der Kolben ſich von einem Ende des Cylinders nach dem andern bewegt, füllt ſich der Cylinder durch ein nach innen öffnendes Ventil mit Luft. Am Ende des Hubes ſchließt das Ventil, ſo daß die Luft im Cylinder feſtgehalten wird. Nun geht der Kolben zurück und preßt die Luft zuſammen mittelſt einer Maſchinenkraft, in der Regel einer Dampfmaſchine. Das Zuſammenpreſſen beſteht in der Annäherung der Luftmoleküle, die durch die Abſtoßung der Aethertheilchen auseinandergetrieben werden. Dieſe Abſtoßungsenergie muß durch eine andere Energie, die Arbeit der Dampfmaſchine, überwunden werden. Es gehört alſo Arbeit zu dem Zuſammenpreſſen der Luft. Die Arbeit wird von der Luft während der Kompreſſion aufgenommen und in Schwingungsarbeit der Luftmoleküle verwandelt, d. h. in Wärme; oder mit anderen Worten, die Luft erhitzt ſich während der Kompreſſion, und zwar wird die Kompreſſion ſoweit getrieben, daß die erzeugte Lufttemperatur hoch genug iſt, um mittelſt gewöhnlichen Waſſers

die Luft abkühlen zu können. Nachdem das geſchehen iſt, beſitzt die Luft zwar die Anfangstemperatur, aber die höhere, durch die Kompreſſion erzeugte Spannung,

Sobald man nun die komprimirte Luft unter Arbeitsleiſtung auf die urſprüngliche Spannung expandiren läßt, ſo giebt ſie während der Expanſion ſo viel Wärme ab, die in Arbeit verwandelt wird, wie ſie vorher während der Kompreſſion aufgenommen hat, und die Temperatur der Luft ſinkt um ſo viel, wie durch das Kühlwaſſer vorher abgeführt wurde.

Um dies deutlicher zu machen, ſei die urſprüngliche Temperatur mit $T_1$ bezeichnet, die durch Arbeitsleiſtung während der Kompreſſion zugeführte Temperatur ſei $T_2L$, ſo iſt die Temperatur nach der Kompreſſion $T_1 + T_2L$. Die durch das Kühlwaſſer abgeführte Wärme ſei $T_3W$, dann iſt die Temperatur nach der Abkühlung $T_1 + T_2L - T_3W$. Nunmehr wird wiederum durch die Expanſionsleiſtung die entſprechende in Arbeit verwandelte Wärme $T_2L$ abgeführt, ſo daß dann die Endtemperatur der Luft iſt $T_1 + T_2L - T_3W - T_2L$ oder gleich $T_1 - T_3W$. Den Fall alſo angenommen, daß die Luft von $+ 20^0$ bis $+ 80^0$ (alſo um $60^0$) komprimirt und dann bis $+ 20^0$ abgekühlt ſei, ſo wird die Endtemperatur der Luft ſein $+ 20 - 60^0 = - 40^0$. Es gelingt leicht mit Hülfe dieſer Kaltluftmaſchinen ſehr niedrige Temperaturen zu erzielen, aber die Größe der Maſchinen und Cylinder, die wegen der Dünnigkeit der Luft und ihrer geringen ſpecifiſchen Wärme erforderlich iſt, verurſacht große Reibungen, und daher großen Kräfteaufwand; auch werden ſie in der Herſtellung ſehr theuer.

Noch ein anderer Umſtand erſchwert die Brauchbarkeit dieſes Syſtems, nämlich der Waſſergehalt der Luft. Es iſt bekannt, daß die Luft deſto mehr Waſſer aufſaugt, je wärmer ſie iſt, daß ſie während der Abkühlung ſo viel Waſſer ausſcheidet, als ihren Sättigungszuſtand überſchreitet. In der Maſchine gefriert aber

dieſes ausgeſchiedene Waſſer zu Schnee und verſtopft als ſolcher die inneren Betriebstheile, Ventile und Kammern. Dadurch wird die Maſchine in kurzer Zeit ungangbar. Dieſer Uebelſtand iſt nicht vollſtändig zu beſeitigen geweſen, auch nicht durch Cirkulation derſelben Luftmenge oder durch andere komplizirtere Mittel.

Ein anderes Kältemaſchinenſyſtem iſt die Vacuum-Maſchine. Bei ihr wurde von dem Umſtande Gebrauch gemacht, daß die Siedetemperatur der Flüſſigkeiten abhängig iſt von dem Druck, dem ſie unterliegen. Je geringer der Druck iſt, deſto niedriger liegt der Siedepunkt. Der gewöhnliche Atmoſphärendruck iſt, wie allgemein bekannt, in Meereshöhe 760 mm Queckſilberſäule, und unter dieſem Druck ſiedet das Waſſer bei 100° C. So ſiedet es z. B. unter ½ Atmoſphäre Druck = 380 mm bei 81°, unter 0,1 Atmoſphäre = 76 mm bei 46°, unter 0,02 Atmoſphäre = 15 mm bei 18°, endlich ſiedet es unter nur 4 mm Luftdruck, gemeſſen auf der Queckſilberſäule, beim Gefrierpunkt. Vorzügliche Luftpumpen ſtellen in einem geſchloſſenen Behälter dieſe große Luftverdünnung her, darauf wird durch feine Brauſen Waſſer eingeſpritzt, deſſen einer Theil verdampft, indem er die erforderliche Verdampfungswärme aus dem übrigen Theile entnimmt, der dabei zu Eis erſtarrt. Die latente Wärme des Dampfes iſt etwa ſechsmal ſo groß, wie die latente Wärme des Waſſers, woraus einleuchtet, daß man ſechsmal ſoviel Waſſer zum Gefrieren bringen kann, als bei der Gefriertemperatur verdampft. Die Waſſerdämpfe müſſen freilich mit Hülfe der Luftpumpe abgeſaugt und ſchnell entfernt werden, was dadurch geſchieht, daß man ſie auf ihrem Wege zur Luftpumpe über konzentrirte Schwefelſäure ſtreichen läßt, welche die Dämpfe begierig aufſaugt. Auf dieſe Weiſe verdünnt ſich die Schwefelſäure und muß daher durch Deſtillation wieder eingedampft und konzentrirt werden.

Auch dieſes Syſtem iſt ſelten mehr zu finden. Die Her-

ſtellung von Luftpumpen im Großen mit ſo weitgehender Leiſtung iſt ſchwierig und die Verwendung der konzentrirten Schwefelſäure mit großen Uebelſtänden verbunden.

Das durch die Vacuum-Maſchine erzeugte Eis ſchießt in einzelnen Kryſtallen an und wird daher recht locker. Alle dieſe Uebelſtände zuſammen ſind wohl Urſache, daß dies Syſtem aus dem Verkehr verſchwindet.

Weit mehr ſchon haben die Abſorptionsmaſchinen um ſich gegriffen. Sie arbeiten mit ſogenannten Kaltdämpfen, die aber auch abſorptionsfähig durch Waſſer ſind. Allgemeine Anwendung hat hierbei Ammoniak gefunden, das als Salmiakgeiſt (in Waſſer abſorbirtes Ammoniak) benutzt wird.

Kaltdämpfe ſind ſolche Dämpfe, deren Siedepunkt bei gewöhnlichem Atmoſphärendruck unterhalb des Gefrierpunktes des Waſſers liegt. Ammoniak ſiedet z. B. bei — 32°, ſchweflige Säure bei — 10°, Kohlenſäure bei — 78°. Der Kreislauf in den Ammoniak-Abſorptionsmaſchinen iſt nun folgender: In einem Keſſel, der mit Salmiakgeiſt angefüllt iſt, wird dieſer durch direktes Feuer oder Dampf erhitzt. Das Ammoniak wird dadurch ausgetrieben, während das Waſſer zurückbleibt. Die ausgetriebenen Ammoniakdämpfe werden beim Paſſiren durch einige Röhrenapparate mittelſt Waſſer gekühlt, ſammeln ſich endlich in einem größeren Apparate, in welchem die Abkühlung dann bis hinab auf die Temperatur des ablaufenden Kühlwaſſers, etwa 20° C., erfolgt. In dieſem Kondenſator ſollen die Ammoniakdämpfe verflüſſigt werden. Das iſt aber bei der Temperatur von 20° nur unter Druck von 8½ Atmoſphären möglich. Es ſei hierbei erinnert, daß der Kondenſationspunkt (Siedepunkt) mit der Spannung ſteigt. So liegt er bei Ammoniak bei + 20° unter 8,5 Atmoſphären Druck, bei — 10° unter 2,8 Atmoſphären Druck. Man muß alſo das Ammoniak aus dem Deſtillationskeſſel mit einer Spannung von 8,5 bis 9 Atmoſphären aus-

treiben, das auch nach der Abkühlung noch die gleiche Spannung behält und bei 20° ſich kondenſirt, wobei die latente Dampfwärme an das Kühlwaſſer übergeht.

Vom Kondenſator aus läßt man das flüſſige, waſſerfreie Ammoniak in den Verdampfer übertreten, in welchem dasſelbe in einem geſchloſſenen Röhrenſyſtem verdampft. Die Röhren ſind umgeben von einer Löſung von Salz in Waſſer, das durch dieſes Mittel ſehr ſchwer gefrierbar wird, und zwar deſto ſchwerer, je mehr Salz in der Löſung iſt. Salzwaſſer mit 20% Salzgehalt gefriert z. B. erſt bei — 14°. Wenn nun das Ammoniak in den Röhren verdampft, ſo muß es die erforderliche Dampfwärme ſeiner Umgebung, nämlich dem Salzwaſſer, entnehmen, das dadurch abgekühlt wird. Die Temperatur iſt abhängig von der Spannung im Verdampfer, und dieſe kann wieder nach Belieben dadurch hergeſtellt werden, daß mittelſt des Regulirventils mehr oder weniger viel flüſſiges Ammoniak aus dem Kondenſator in den Verdampfer hinübergelaſſen wird. So entſpricht denn eine Spannung von 2,8 Atmoſphären — 10° im Ammoniak. Das Salzwaſſer wird auf nahe dieſe Temperatur abgekühlt und wird direkt zur Eiserzeugung dadurch benutzt, daß man offene Behälter mit gewöhnlichem Waſſer in die abgekühlte Salzlöſung hängt und dasſelbe durch gewöhnliche Wärmetransmiſſion zum Gefrieren bringt.

Kehren wir zurück zum Verdampfer. Die Ammoniakdämpfe gelangen von dort in den Abſorber zu dem Waſſer, aus welchem ſie vorher ausgetrieben waren, und werden von dieſem, nachdem es durch Kühlwaſſer abgekühlt iſt, abſorbirt. Dieſe Ammoniaklöſung (Salmiakgeiſt) wird dann mittelſt einer Pumpe in den Deſtillationskeſſel zurückgepumpt, und das beſchriebene Spiel beginnt von neuem.

Die Ammoniak-Abſorptionsmaſchinen haben eine Reihe von Jahren hindurch faſt als die einzig brauchbaren Eismaſchinen

gegolten, obwohl sie an vielen Uebelständen leiden, namentlich an großem Wärmeaufwand, viel Kühlwassergebrauch und Verringerung der Absorptionsfähigkeit bei wärmer werdendem Kühlwasser. Durch Einführung geeigneter Gegenstromapparate hat man dies zu mildern gesucht, hat aber so weitgehende Vortheile doch nicht erreichen können, wie die nun folgend beschriebenen Kompressionsmaschinen haben.

Diese Kompressionsmaschinen arbeiten ebenfalls mit Kaltdämpfen, aber nicht mit Lösungen in Wasser, sondern mit reinen, wasserfreien Dämpfen, die im Verlaufe des Kreisprozesses in der Maschine zu wasserfreier Flüssigkeit verdichtet werden. Man hat in diesen Maschinen früher Aether benutzt, der aber wegen seines hochliegenden Siedepunktes von $+35^{\circ}$ bei Atmosphärenspannung (oder 0,15 Atm. bei $-10^{\circ}$) sich schlecht eignet. Jetzt wird nur verwendet:

Schweflige Säure, Siedepunkt $-10^{\circ}$ bei Atm. Druck
(1,0 Atm. bei $-10^{\circ}$; 3,24 Atm. bei $+20^{\circ}$),
Methyläther, Siedepunkt $-21^{\circ}$ bei Atm. Druck
(1,72 Atm. bei $-10^{\circ}$; 4,72 Atm. bei $+20^{\circ}$),
Ammoniak, Siedepunkt $-34^{\circ}$ bei Atm. Druck
(2,8 Atm. bei $-10^{\circ}$; 8,5 Atm. bei $+20^{\circ}$),
Kohlensäure, Siedepunkt $-78^{\circ}$ bei Atm. Druck
(26,7 Atm. bei $-10^{\circ}$; 58,8 Atm. bei $+20^{\circ}$).

Am häufigsten findet man mit Ammoniak arbeitende Maschinen. Die Konstruktionen der Maschinen sind für alle genannten Dämpfe sehr ähnlich, die Abmessungen richten sich aber nach der Dichtigkeit der verschiedenen Dämpfe, und diese ist um so größer, je tiefer der Siedepunkt derselben liegt. Zu den erforderlichen Bestimmungen sind die physikalischen Eigenschaften der Dämpfe und die mathematischen Betrachtungen und Resultate der mechanischen Wärmelehre (Thermodynamik) anzuwenden und zu berücksichtigen.

Die Beschreibung des Kreisprozesses in Kompressions-

maſchinen ſei an der Ammoniakmaſchine erklärt. Sie arbeitet, wie bemerkt, mit waſſerfreiem Ammoniak, das in der vollkommen geſchloſſenen Maſchine zirkulirt, derart, daß von außen, hauptſächlich durch die Spannungen, welche die Meßapparate (Manometer) anzeigen, zu erkennen iſt, mit welchem Kaltdampf die Maſchine arbeitet. An der Abſorptionsmaſchine iſt bereits beſchrieben, in welcher Weiſe das flüſſige Ammoniak von circa 8,5 Atm. Spannung nach dem Verdampfer übergeleitet wird, um dort während der Verdampfung bei ca. 2,8 Atm. Spannung und — 10° Temperatur das Salzwaſſer abzukühlen (Kälte zu erzeugen). Genau in der gleichen Weiſe wird hier verfahren; im Uebrigen aber iſt der Prozeß ein anderer.

Der Dampf wird nämlich vom Verdampfer in einen ähnlichen Zylinder geleitet, wie bei Beſprechung der Kaltluftmaſchinen beſchrieben iſt. Während des Hinganges des Kolbens wird der Cylinder angefüllt mit Dämpfen von ca. 2,8 Atm. Spannung. Während des Rückganges ſchließen die Saugventile, und die Dämpfe werden komprimirt bis zu ca. 8,5 Atm. (die Kondenſatorſpannung). Die Kompreſſion geſchieht mit Hülfe und auf Koſten der Betriebsarbeit, welche von einer Dampfmaſchine geleiſtet wird. Es wird hier ebenſo wie bei der Kaltluftmaſchine die Betriebsarbeit in Wärme umgeſetzt, welche von den Ammoniakdämpfen aufgenommen wird, die auf die Kondenſatorſpannung und Kondenſatortemperatur auf dieſe Weiſe gebracht werden. Sobald dies erreicht iſt, öffnen ſich die Druckventile, und die Dämpfe werden in den Kondenſator geſchoben. Hier nun verflüſſigen ſich die Dämpfe unter dem Einfluß des Kühlwaſſers, indem dieſes die latente Dampfwärme des Ammoniaks aufnimmt und abführt. Wenn dann das flüſſige Ammoniak wieder in den Verdampfer übergeht zur Verdampfung, ſo beginnt ein neuer Kreislauf, der bei jedem Kolbenſtoß ſich vollzieht.

Der Kreisprozeß muß ein ganz geſchloſſener ſein, in welchem

ebenſoviel Wärme abgeführt werden muß, als zugeführt wird. Man nennt das die Wärmebilanz, die in jeder Wärmemaſchine vorhanden ſein muß.

Benöthigt man eine Maſchine für eine beſtimmte Kälteleiſtung, die mit $Q_1$ bezeichnet ſei, ſo muß der kalten Salzlöſung während der Verdampfung des Ammoniaks die Wärmemenge $Q_1$ entzogen werden, oder ſie wird, anders ausgedrückt, dem Ammoniak behufs Verdampfung zugeführt. Es wird ferner zugeführt die der Betriebsarbeit entſprechende Wärme während der Kompreſſion, die mit $Q_2$ bezeichnet werden mag. Die geſamte zugeführte Wärme iſt alſo $Q_1 + Q_2$. Durch das Kühlwaſſer wird die Wärme Q abgeführt, die ebenſo groß ſein muß, wie die zugeführte Wärme, d. h. es muß ſein $Q = Q_1 + Q_2$.

$Q_2$ wird durch Arbeitsleiſtung zugeführt, die Geld koſtet. Für rationellen Betrieb iſt es daher nöthig, die Arbeitsleiſtung $AL = Q_2$ ſoweit herabzuziehen wie möglich, im Verhältniß zur Kälteleiſtung $Q_1$. Die Thermodynamik ſetzt uns in die Lage, auf einfache Weiſe die geringſte Arbeitsleiſtung zu beſtimmen. Nach dem bekannten Carnotſchen Kreisprozeß verhalten ſich die Wärmemengen Q und $Q_1$ wie die Anfangs- und Endtemperaturen, d. h. $\frac{Q}{Q_1} = \frac{T}{T_1}$; Q iſt alſo $= Q_1 \frac{T}{T_1}$; $Q_2 = AL$ iſt aber $= Q - Q_1$, es iſt daher auch $AL = Q_1 \frac{T}{T_1} - Q_1$ oder $AL = Q_1 \frac{T - T_1}{T_1}$.

Das iſt das theoretiſche Minimum für die Arbeitsleiſtung AL, das in beſtimmtem Verhältniß zu der Kälteleiſtung $Q_1$ ſteht.

Bei den angenommenen Temperaturen von $+ 20^0$ und $- 10^0$ ſind die abſoluten Temperaturen $T = 293^0$ und $T_1 = 263^0$. Es wird daher $AL = Q_1 \frac{30}{293}$ oder $= 0{,}114\ Q_1$. Das ſtellt alſo das Minimum der Arbeitsleiſtung in Wärmeeinheiten ausgedrückt dar. Mit einer Wärmeeinheit kann jedoch 424 Meter-

kilogramm an Arbeit geleiſtet (424 kg 1 m hoch gehoben) werden. Die Arbeit iſt daher $L = 424 \times 0{,}114\ Q_1 = 48{,}336\ Q_1$ in Meterkilogrammen. Sei z. B. die ſtündliche Kälteleiſtung $Q_1 =$ 50000 Wärmeeinheiten, ſo iſt die ſtündliche Arbeitsleiſtung $48{,}336 \times 50000 = 2416800$ Meterkilogramm. Eine ſtündliche Pferdekraft iſt 270000 Meterkilogramm, daher wird $L = \frac{2416800}{270000}$ = rund 9 Pferdekräfte. Das iſt alſo das Minimum der erforderlichen Arbeitsleiſtung bei den Grenztemperaturen $+ 20^0$ und $- 10^0$. An Kühlwaſſer von z. B. $10^0$, das im Kondenſator bis $20^0$ erwärmt wird, iſt alſo nöthig $\frac{1{,}114 \times 50000}{10}$ = 5570 l Waſſer pro Stunde.

Mit 50000 Wärmeeinheiten Kälteleiſtung werden $\frac{50000}{94}$ = etwa 500 kg Eis pro Stunde hergeſtellt, wozu 5570 l Kühlwaſſer ſtündlich und 9 Pferdekräfte oder etwa ſtündlich 14 bis 18 kg Kohle gebraucht werden.

Vorſtehende Rechnung iſt eine reine Ueberſchlagsrechnung mit Minimalreſultaten. In Wirklichkeit wird bei weitem genauer gerechnet, unter Berückſichtigung aller Verluſte und Nebenumſtände. An dieſer Stelle ſollte nur ein ungefähres Bild gegeben werden, wozu die Angaben wohl ausreichen.

Aus dieſen Darſtellungen geht hervor, daß, ganz allgemein geſprochen, bei der Kälteerzeugung diejenige Wärmemenge, welche durch das Kühlwaſſer bei höherer Temperatur dem arbeitenden Medium entzogen wird, im Verlaufe des Kreisprozeſſes ihm zum größten Theile bei niedrigerer Temperatur wieder zugeführt wird. Letzteres iſt die Kälteerzeugung.

Es iſt übrigens nicht einerlei, welcher von den obengenannten Kaltdämpfen in den Maſchinen Verwendung findet. Zwar verhalten ſich allgemein theoretiſch alle Dämpfe voll-

kommen gleich; da aber die Arbeit in der Maſchine ſich bei faſt denſelben Temperaturen mit allen Dämpfen vollzieht, ſo iſt zu berückſichtigen, ob ſich alle Dämpfe gerade bei dieſen Temperaturen auch gleich verhalten. Das iſt aber nicht der Fall.

Wie bereits erwähnt, nimmt die latente Wärme deſto mehr ab, je weiter die Temperatur ſich dem kritiſchen Punkte nähert. Die Kälteleiſtung, welche die latente Wärme vorwiegend erzeugt, wird alſo für die Gewichtseinheit (1 kg des Dampfes) deſto geringer, je näher der kritiſche Punkt liegt. Iſt die Kondenſatortemperatur gleich der kritiſchen Temperatur, ſo iſt die latente Wärme gleich Null, oder mit anderen Worten, die Dämpfe kondenſiren ſich nicht mehr zur Flüſſigkeit, vielmehr bleiben ſie permanente Gaſe. Die Kälteleiſtung kann alſo nicht mehr von latenter Wärme herrühren, ſondern ſie kann nur noch derjenigen bei Kompreſſion genannter Gaſe entſprechen. Das aber iſt wegen der Kleinheit der Kompreſſionscylinder im Vergleich zu der ſonſtigen Leiſtung ſehr wenig.

Hieraus folgt direkt, daß, je näher die kritiſche Temperatur des benutzten Dampfes der Kondenſatortemperatur liegt, deſto geringer die Kälteleiſtung des betreffenden Dampfes iſt, während die aufgewendete Arbeit dieſelbe bleibt.

Nun iſt die kritiſche Temperatur der Kohlenſäure $+31^{0}$, die des Ammoniak aber etwa $+156^{0}$, der ſchwefligen Säure etwa $+135^{0}$. Für gleichen Arbeitsaufwand wird daher die Kälteleiſtung der Kohlenſäure am geringſten, des Ammoniak am höchſten, oder anders ausgedrückt, wird für gleiche Kälteleiſtung der Arbeitsaufwand bei Kohlenſäure am größten, bei Ammoniak am geringſten. Bei der angenommenen Kondenſatortemperatur von $+20^{0}$ berechnet Zeuner den Wirkungsgrad der Kälteleiſtung zu der aufgewendeten Arbeit bei Ammoniak zu 92%, bei ſchwefliger Säure zu 90%, bei Kohlenſäure zu nur 52%. Steigt die Kondenſatortemperatur auf $+30^{0}$, ſo wird dieſer Wirkungs-

grad bei Ammoniak 86,4%, bei schwefliger Säure 81,3%, bei Kohlensäure aber nur 14,5%.

Hieraus ist die ungünstige Stellung der Kohlensäure zu erkennen. Da das Kühlwasser unter dem Aequator 27° Wärme besitzt, so ist die Temperatur des Kältemittels im Kondensator so hoch, wie die kritische Temperatur der Kohlensäure (31°), und die Kälteleistung derselben sinkt auf einen geringen Betrag zurück, während Ammoniak keinen nennenswerthen Verlust zeigt. Für Verwendung zur Kälteerzeugung in warmen Klimaten eignet sich daher die Kohlensäure recht schlecht, auch auf Schiffen, die die Linie passiren.

Andererseits ist die Dichtigkeit der Dämpfe um so größer, je tiefer der Siedepunkt liegt. Daher werden die Dimensionen des Kompressionscylinders für Kohlensäure am geringsten.

Nachdem nun dargestellt ist, in welcher Weise mittelst Maschinen Kälte erzeugt werden kann, ist es die Aufgabe, zu zeigen, in welcher Weise sie Verwendung findet.

Es wurde bereits beschrieben, daß im Verdampfer in der Regel zuerst Salzwasser abgekühlt wird bis auf einige Grade unter Null (— 5 bis — 10°). Wenn man Eis erzeugen will, so werden mit Wasser gefüllte Mulden oder Behälter hineingehängt, um das Wasser darin gefrieren zu lassen. Im Wasser sind vielerlei Verunreinigungen zu finden, die mit in das Eis einfrieren, und ferner ist es mit Luft gesättigt, die während des Gefrierens nicht entweicht. Das Eis erhält dadurch ein undurchsichtiges milchiges Ansehen. Um es krystallklar zu machen, sind, mit nur theilweisem Erfolg, mechanische Schüttel- und Rührversuche verschiedenster Art gemacht worden. Vollen Erfolg hat man aber nur gefunden durch Verwendung destillirten Wassers. Dadurch bleiben alle Verunreinigungen zurück, das Eis ist vollkommen sterilisirt, und das Ansehen ist infolge Abwesenheit von Luft vollkommen krystallklar. Destillationseinrich-

tungen, bei welchen der Dampf zur Beheizung des Dampfkeſſels benutzt wird, reduziren den Brennmaterialaufwand ſoweit, wie es nur möglich iſt, und daher auch die Herſtellungkoſten des Eiſes.

In Amerika iſt es beliebt, das Kondenſat der Waſſerdämpfe, die in der Dampfmaſchine benützt worden ſind, zur Eiserzeugung zu verwenden. Aber abgeſehen davon, daß ſie nicht ganz luftleer ſind, enthalten ſie auch Dämpfe vom Schmieröl ꝛc., ſo daß dieſes Eis nicht vollkommen rein iſt.

Hauptverwendung finden die Kältemaſchinen zur Abkühlung von Räumen. Die Anſprüche ſind dabei ſehr verſchieden.

Vielfach handelt es ſich hauptſächlich um Abkühlung der Räume ohne weſentliche Ventilation. Das iſt in Bierbrauereien der Fall, wo namentlich Lager- und Gährkeller auf Temperaturen von $^1/_2$, bezw. $4^0$ abzukühlen und zu erhalten ſind.

In Deutſchland leitet man faſt durchgängig durch Rohrſyſteme, welche an der Decke der zu kühlenden Räume hängen, das im Verdampfer gekühlte Salzwaſſer, und läßt es auf dieſe Weiſe zirkuliren. In Amerika läßt man meiſtens die Ammoniakröhren in ähnlicher Weiſe durch die Räume gehen und läßt gleich darin das Ammoniak zur Verdampfung gelangen. Man erſpart dadurch den beſonderen Verdampfer, und durch Fortlaſſung des Zwiſchengliedes (Salzwaſſer) auch an erzeugter Kälte; aber durch die ausgedehnten Rohrleitungen ſind Undichtigkeiten leicht möglich, welche ein Ausſtrömen des Ammoniaks ꝛc. veranlaſſen. Letzteres iſt der Grund, warum man in Deutſchland den Amerikanern darin wenig gefolgt iſt.

In Bierbrauereien und Molkereien, Butterfabriken ꝛc. wird auch viel kaltes Süßwaſſer gebraucht, das bis $+^1/_2{}^0$ abgekühlt wird, alſo bis nahe an den Gefrierpunkt. Die Einrichtung zur Abkühlung desſelben wird derart getroffen, daß durch ein Waſſerreſervoir ein Rohrſyſtem geleitet wird, das entweder kaltes Salzwaſſer oder verdampfendes Ammoniak enthält.

Das Salzwaſſer wird durch Zirkulationspumpen zum Zirkuliren zwiſchen den Rohrſyſtemen und dem Verdampfer gebracht, und die Zirkulationsmenge in jedem einzelnen Syſteme wird durch Droſſelhähne oder Ventile regulirt. Auf dieſe Weiſe kann die erforderliche Temperatur hergeſtellt werden. Zur Abkühlung von Eßwaren, wie Fleiſch, Fiſche, Gemüſe, Früchte, Chokolade, Eier ꝛc. und deren Aufbewahrungsräumen iſt meiſtens, namentlich für Fleiſch und Fiſche, Luftwechſel neben der erforderlichen Abkühlung nöthig. Es wird daher gewöhnlich von der Zirkulation von Salzwaſſer abgeſehen, dafür aber kalte Luft durch die Räume befördert. Aus den Räumen wird mittelſt eines Exhauſtors die Luft abgeſaugt und durch den Verdampfer geführt, wo ſie ſich an der Oberfläche der Verdampferröhren abkühlt und abgekühlt in die Räume zurücktritt. Sie ſtreicht meiſtens durch hölzerne Rohrleitungen in Kaſtenform, die mit Schiebern verſehen ſind, durch deren Oeffnen oder Schließen mehr oder weniger der gekühlten Luft in die Räume eintritt, und mit deren Hülfe die Temperatur der Räume nach Bedarf regulirt werden kann. Nach Bedarf läßt man auch etwas friſche Luft von außen zutreten.

Schon früher habe ich darauf aufmerkſam gemacht, daß die Luft bei der Abkühlung Waſſer ausſcheidet, mit dem ſie in Dampfform geſättigt iſt. Dieſes Waſſer ſchlägt ſich auf den Verdampferröhren nieder und gefriert dort. Mit ihm frieren auch die ſchädlichen Keime und Unreinigkeiten der Luft an. Wenn dieſe waſſerfreie kalte Luft ſich in den Räumen erwärmt, ſo nimmt ſie auch wieder Waſſer auf, das dann wieder an den Verdampferröhren anfriert. Dieſe Art der Abkühlung hat alſo eine ſtark austrocknende Wirkung auf die Räume und die Waren (Fleiſch, Fiſche ꝛc.) zur Folge. Von Zeit zu Zeit läßt man das Eis von den Verdampferröhren abthauen und führt die Flüſſigkeit nach außen fort.

Um dieſer austrocknenden Wirkung entgegenzutreten, wird vielfach eine Einrichtung getroffen, bei welcher die aus den Räumen zurückkehrende Luft durch einen feinen Regen gekühlten Salzwaſſers ſtreicht, oder über Scheiben, welche ſich drehen und nur zum Theile in gekühltes Salzwaſſer eintauchen. An den Scheiben haftet dann etwas Salzwaſſer an und die darüber ſtreichende Luft kühlt ſich daran ab, ſättigt ſich ſehr ſtark mit Feuchtigkeit und wird gleichzeitig gewaſchen. Die etwa mitgeführten ſchädlichen Bakterienkeime und ſonſtige Unreinigkeiten bleiben im Salzwaſſer, und die Keime werden in demſelben getödtet und unſchädlich gemacht. Dieſe Einrichtung iſt beſonders empfehlenswerth in Fleiſchkühlräumen und Schlachtereien, weil die Luft außerordentlich rein wird, ſo daß das Fleiſch vor dem Verderben ganz und gar geſchützt iſt und es nicht zu ſehr austrocknet. Aehnlich, wie beſchrieben, werden die Abkühlungen von Schiffsräumen zur Konſervirung der Schiffsproviſionen oder von zu befördernden Waren und Lebensmitteln auf Schiffen durchgeführt. Mit dieſer Hülfe hat ſich der außerordentliche Umfang der Ueberführung von Fleiſch von Auſtralien und Argentinien nach England mit Erfolg durchführen laſſen mit verhältnißmäßig geringen Koſten. Auch bei uns iſt dieſes Geſchäft in der Entwickelung begriffen.

Man läßt in Deutſchland das Fleiſch nicht gefrieren, d. h. man hält die Kühltemperaturen etwas über dem Gefrierpunkt. Das Fleiſch hält ſich dann bei guter Einrichtung recht wohl, Verderben desſelben kommt kaum vor, und es behält ſeinen guten und reinen Geſchmack. Wenn das Fleiſch eingefroren iſt, ſo hält es ſich ja ganz nach Belieben jahrelang. In Auſtralien hat man enorm große Fleiſchgefrieranſtalten, in welchen das Fleiſch bei —10° bis —15° vollkommen eingefroren wird. Alsdann wird es auf die mit Kältemaſchinen ebenfalls verſehenen Schiffe gebracht und in abgeſchloſſenen Räumen dort unter

gleicher Temperatur gehalten. Bei der Ankunft in England gelangt das Fleiſch wiederum in Gefrierhäuſer. Wenn das Fleiſch dann vor dem Gebrauch aufthaut, ſo fließen mit dem Schmelzwaſſer eine große Menge Blut, gelöſte Salze und flüſſige oder gelöſte Fleiſchbeſtandtheile ab, worunter der Geſchmack des Fleiſches leidet. Es wird fade und trocken. Bei Rindfleiſch iſt dies ſehr empfindlich, bei Hammelfleiſch weniger. Trotzdem wird in England das Fleiſch gerne gegeſſen. In Deutſchland iſt aber auch die arbeitende Bevölkerung empfindlicher und will dieſes Fleiſch nicht eſſen. Als weiterer Uebelſtand kommt hinzu, daß beim Einfrieren die Zellenwände aller Nahrungsmittel geſprengt werden und ſie dadurch ſchnell verderben. Das iſt auch bei gefrorenem Fleiſch der Fall und noch mehr bei gefrorenen Fiſchen. Dem Fleiſchgeſchäft iſt erſt dann ein großer dauernder Erfolg zuzuſprechen, wenn das Fleiſch bei mäßig kalten Temperaturen (—1 bis —2 °) konſervirt wird, wobei nur eine geringere äußere Schicht ſtarr und feſt wird. Auch dann hält es ſich ausreichend lange in gutem und wohlſchmeckendem Zuſtande. Die verſchiedenen Gegenſtände erfordern zum Theil eine etwas verſchiedene Behandlung, auf welche hier nicht näher eingegangen werden mag. Aber mit Hülfe der beſprochenen Regulirſchieber kann man verſchiedene Räume in ganz verſchiedeneu Temperaturen halten.

Die Berechnung über den jeweilig erforderlichen Kältebedarf ſtellt man in ähnlicher Weiſe an, wie es bei Centralheizungen zu geſchehen pflegt. Der Unterſchied iſt nur der, daß ſich bei der Heizung außerhalb der Räume kältere Luft befindet, während bei der Abkühlung außen wärmere Luft vorhanden iſt. Auf ſolche Art iſt der Einfluß der Wände und Thüren oder Fenſter ꝛc. auf den Kältebedarf feſtzuſtellen, und bei etwa ſtattfindenden Verdunſtungen oder beim Gefrieren von Nahrungsmitteln iſt auch die latente Wärme zu berückſichtigen.

Räume laſſen ſich, wenn ſie gut abgeſchloſſen ſind, in ähnlicher Weiſe abkühlen, wie es im Winter Gebrauch iſt, ſie etwa mittelſt Centralheizungen zu erwärmen. In dieſer Hinſicht iſt für Kältemaſchinen noch ein weites Gebiet, namentlich in warmen Klimaten, offen, wo die Kältemaſchinen eine ähnliche Stelle in menſchlichen Wohnungen einzunehmen berufen ſein werden, wie bei uns die Beheizung. Freilich iſt dazu eine Vereinfachung der Maſchinen nöthig, was nicht ausgeſchloſſen erſcheint.

Man findet die Maſchinen ferner angewandt, um Bergwerksſchächte auszufrieren, die durch ſchwimmende Gebirge hindurch geteuft werden müſſen. Um das zu erreichen, werden rings um den zu teufenden Schacht die Salzwaſſer- oder Ammoniak-Rohrſyſteme verſenkt, mit deren Hülfe das ſchwimmende Erdreich zum Gefrieren gebracht wird. Dann kann der Schacht ausgemauert oder mittelſt Spundwänden verſenkt werden. In Sibirien, in der Lena, wird im Winter aus dem gefrorenen Flußbett Goldſtaub geſammelt, und da ſich die Arbeit nur auf den Winter erſtrecken kann, ſo iſt auch dort von der betreffenden Geſellſchaft bereits erörtert, im Sommer durch Ausfrieren mit Hülfe der Kältemaſchinen den Betrieb durch das ganze Jahr auszudehnen. Jetzt zerſtört der Sommer ſtets die Arbeiten, die im Winter mit Mühe gemacht worden ſind, mit um ſo größerer Mühe, als der Winter in Sibirien entſetzliche Kälte hat, bei der die Arbeiten vorgenommen werden müſſen.

Künſtliche Eisbahnen im Sommer ſieht man bereits zuweilen. Die Salzwaſſer-Rohrſyſteme werden über den Fußboden der ganzen Bahn gelegt, mit Waſſer derart übergoſſen, daß der Waſſerſpiegel etwa 5 bis 10 Centimeter über den Rohrſyſtemen liegt. Das Waſſer wird mittelſt des kalten Salzwaſſers zum Gefrieren gebracht, und die Eisbahn iſt fertig.

Man legt auch die ganze Eisbahn mit Vortheil in den Salzwaſſerbehälter niederer Temperatur ſtatt des Rohrnetzes.

Endlich benutzt man jetzt die Maschinen, um sehr tiefe Kältegrade erzeugen, und es ist schon gelungen, bis 220—230 Grad unter Null zu kommen. Möglicherweise gelingt es noch, den absoluten Nullpunkt (—273 ° C.) zu erreichen. Diese Arbeiten haben nicht nur einen hohen wissenschaftlichen, sondern auch einen eminent praktischen Werth. An den verschiedensten Stellen beschäftigt man sich mit derartigen Arbeiten, am umfangreichsten das Institut des Professors Pictet in Berlin.

Die sehr tiefen Temperaturen werden dadurch erreicht, daß man mehrere Kältemaschinen hinter einander thätig sein läßt, deren nächste jedesmal mit einem Kältemittel arbeitet, dessen Kondensationspunkt (Siedepunkt) tiefer liegt, als der der vorher angewendeten.

In der Pictetschen Gesellschaft für flüssige Gase wird zuerst eine mit Kohlensäure arbeitende Kompressionsmaschine benutzt; die Kohlensäure verdampft im Verdampfer soweit (unterhalb des Atmosphärendrucks), daß —100 bis —110 ° Kälte entsteht. (Bei Atmosphärendruck verdampft flüssige Kohlensäure bei —78 °.) Die Kompression und Verflüssigung wird bei +20 ° mittelst Kühlwassers vorgenommen.

Der Verdampfer der Kohlensäuremaschine dient für die zweite Maschine gleichzeitig als Kondensator, indem Aethylen oder Stickstoffoxydul unter einem Druck von etwa 8 Atmosphären verflüssigt wird. Dabei nimmt die Kohlensäure des Verdampfers die Stelle des Kühlwassers der Kohlensäuremaschine ein, d. h. das Aethylen wird unter 8 bis 10 Atmosphären Druck bei —100 bis —110 ° Kälte zu Flüssigkeit verdichtet.

Beim Uebertritt des flüssigen Aethylens in den Aethylen-Verdampfapparat verdunstet es bei —150 bis —155 °.

Der weitere Vorgang ist nun so, daß das zu verdichtende Gas wie Luft oder Sauerstoff oder Stickstoff ꝛc. verdichtet wird unter möglichster Abkühlung, und dann dem Verdampfer

der Aethylenmaſchine, in derſelben Weiſe wie oben bei dem Kohlenſäureverdampfer, zugeführt wird, wobei derſelbe als Kondenſator für das zu verdichtende Gas dient.

Soll ferner Luft oder Sauerſtoff verdichtet werden, ſo erfolgt die Kompreſſion mittelſt Glycerinpumpe bis 150—200 Atmoſphären, worauf bei der Abkühlung in dem kombinirten Kondenſator und Verdampfer mit —150 bis —155° Temperatur das Gas zur Flüſſigkeit verdichtet.

Wenn man nun die Luft wieder in einem weiteren Verdampfer verdampfen läßt, ſo iſt leicht eine Temperatur von —210 bis —213° C. zu erreichen.

Würde man nun mit Waſſerſtoff dieſelbe Manipulation durchmachen, ſo würde man auch ihn verflüſſigen können. Dies iſt aber in größerem Umfange noch nicht gelungen (ſiehe S. 4), der kleinere Laboratoriumsverſuch ergab für Waſſerſtoff den Siedepunkt unter Atmoſphärendruck bei —243°, während die kritiſche Temperatur bei —234° liegen ſoll.

Es iſt unbedingtes Erforderniß zur Verflüſſigung, daß die Temperatur bis unterhalb der kritiſchen Temperatur des zu verdichtenden Stoffes erniedrigt werde, denn über derſelben ſind die Gaſe auch durch keinen noch ſo großen Druck zu verflüſſigen. Daher muß für dieſen Zweck Sauerſtoff bis unter —118°, Stickſtoff bis unter —146°, Waſſerſtoff bis unter —234° abgekühlt werden, wozu bei Sauerſtoff 51 Atmoſphären, bei Stickſtoff 35 Atmoſphären, bei Waſſerſtoff 20 Atmoſphären Druck gehören. Bei gewöhnlichem Atmoſphärendruck gehören zur Verflüſſigung von Sauerſtoff —182°, von Stickſtoff —194°, dem Geſetze entſprechend, daß der Siedepunkt mit der ſinkenden Spannung ebenfalls ſinkt.

Flüſſige Luft hat prachtvolle himmelblaue Farbe, ihr Gewicht iſt ein wenig größer, als das Gewicht des Waſſers. Es wiegt nämlich Sauerſtoff in flüſſigem Zuſtande etwas mehr,

Stickſtoff etwas weniger als Waſſer. Ich habe bereits erwähnt, daß angenommen wird, daß die Dichtigkeit aller Körper bis zum abſoluten Nullpunkte der Temperatur größer wird, derart, daß ſchließlich die Atome oder Moleküle ſo nahe aneinander gerückt ſind, daß keine Bewegung mehr möglich iſt. Die Abweſenheit von Schwingungen iſt eben der Begriff der Abweſenheit der Wärme. Dieſe Körperbeſchaffenheit ſchließt auch chemiſche Veränderungen aus, die ja in anderer Gruppirung der Atome verſchiedener Grundſtoffe beſtehen. Und in der That vermindert ſich mit der Abkühlung die chemiſche Affinität der Körper.

Dieſe Thatſache wird in dem Pictetſchen Inſtitut hervorragend benutzt zur Herſtellung chemiſch reiner Subſtanzen, durch Scheidung der verſchiedenen Stoffe von einander, in Verbindung mit den verſchiedenen Siedepunkten derſelben.

Chemikalien mit niedrigem Siedepunkte werden in luftverdünntem Raume bei niedriger Temperatur der Verdunſtung ausgeſetzt. Bei richtiger Wahl der Temperatur trennen ſie ſich infolge der geringeren Affinität bei der Verdunſtung derart, daß der leichter flüchtige Stoff verdunſtet, während die anderen flüſſig bleiben. Das Deſtillat wird dann aufgefangen als chemiſch reiner Stoff. So wird Aether, Alkohol, Lachgas, Chloroform ꝛc. vollkommen rein hergeſtellt, zum Theil auch bei ſehr niedrigen Temperaturen (z. B. Chloroform bei —120 °) kryſtalliſirt. Aus Alkohol wird das Aldehyd auf dieſe Weiſe entfernt, Eſſenzen und Oele gereinigt.

Chemiſche Verbindungen, welche unter gewöhnlichen Temperaturen ſich ſehr ſtürmiſch vollziehen, können durch Erniedrigung der Temperatur wegen der geringeren chemiſchen Affinität langſamer und ruhiger vor ſich gehen. Es giebt für alle beſtimmte Temperaturen, bei denen die Verwandtſchaft ganz aufhört, ſo z. B. zwiſchen Aetznatron und konzentrirter Schwefelſäure bei — 125° u. ſ. w.

Dieſes ſoll überhaupt nach Pictet die untere Temperaturgrenze für chemiſche Veränderungen ſein, ſo daß alſo in der Kälte das Mittel gegeben iſt, alle Exploſionen zu vermeiden. Minder tiefe Temperaturen dienen zur ruhigen Herſtellung mancher Verbindungen, die bei höheren Temperaturen herzuſtellen ſeine Schwierigkeiten hat.

Man iſt jetzt lebhaft beſchäftigt, den Einfluß der tiefen Temperaturen auf chemiſche, phyſikaliſche, elektriſche und biologiſche, auf Thier- und Pflanzenverhältniſſe zu unterſuchen, hat dabei ſchon manche überraſchende Erſcheinungen gefunden und wird noch viele ſolche finden. Erſchwert werden derartige Verſuche durch die Schwierigkeit, die tiefen Temperaturen herzuſtellen, zu erhalten und bei ihnen Verſuche zu machen, denn ſo leicht und einfach, wie es bei der kurzen Beſchreibung erſcheint, verlaufen die Prozeſſe nicht. Es ſind gewaltige mechaniſche und techniſche Schwierigkeiten dabei zu überwinden, namentlich betreffs Herſtellung und Erhaltung der hohen Spannung und der Wärmeiſolirung.

Es ſcheint nach den Verſuchen Pictets, daß Wärmeiſolirungen bis — 70° C. etwa durchgeführt werden können, bei lebenden Thieren mittelſt Pelzwerk ꝛc., daß aber bei weiterem Sinken der Temperatur dieſelbe allen Stoffen ſich gleichmäßig mittheilt. Höhere Thiere, die zum Leben eine gewiſſe innere Eigenwärme gebrauchen, gehen dann zu Grunde durch Erfrieren, während Einathmen von Luft von — 100° bis — 110° keinen Schaden zu thun ſcheint. Die Einflüſſe kurzen Aufenthalts in Temperaturen von unter — 70° ſollen nach Pictet günſtig für die Geſundheit ſein, und er begründet darauf eine, bisher freilich noch problematiſche Heilkunſt, die Frigotherapie.

Je niedriger die Thiere, deſto widerſtandsfähiger ſcheinen ſie gegen Kälte zu ſein. Sporen und Bakterienkeime, ſelbſt Samen höherer Pflanzen ſind bei — 213° noch lebens- und keimfähig geblieben.

Flüſſiger Sauerſtoff iſt für die Erregung und den Verlauf mancher chemiſcher Prozeſſe von großer Wichtigkeit, und die Verwendung desſelben dürfte einen großen Umfang annehmen, wenn es gelingt, ihn mit geringen Koſten herzuſtellen, denn auf dem beſchriebenen Wege verurſacht die Herſtellung recht große Koſten. Ein weſentlicher Schritt nach dieſer Richtung iſt in der jüngſten Zeit durch Profeſſor Linde gemacht worden, der eine Einrichtung konſtruirte, mittelſt deren Sauerſtoff in flüſſigem Zuſtande in einem kontinuirlichen Prozeſſe hergeſtellt wird. Das Verfahren beruht auf der auch ſonſt bekannten Thatſache, daß zur Expanſion eines Gaſes größere innere Wärme nöthig iſt wegen der vergrößerten Schwingungsarbeit infolge der Entfernung der Moleküle voneinander. Iſt das Gas einer ſolchen Iſolirung ausgeſetzt, daß die Wärme nicht von außen zugeführt werden kann, ſo muß es ſelbſt die Wärme hergeben, d. h. es muß kälter werden, ſeine Temperatur ſinkt. Dieſe Abkühlung beträgt für je eine Atmoſphäre Druckverminderung $^1/_4{}^0$ C., wie ſchon ſeit langem wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt iſt.

Linde benutzt zwei ineinanderſteckende Rohrſchlangen. In der inneren bewegt ſich in der Richtung von oben nach unten ſtark komprimirte und abgekühlte Luft. Beide Schlangen münden mit ihren Enden in ein untenſtehendes, feſtverſchloſſenes, ſtarkes Gefäß, die erſtere mit einem Regulirhahn oder Ventil verſehen. Indem man dieſen Hahn etwas öffnet, expandirt die geſpannte kalte Luft in das Gefäß und kühlt dabei, der Expanſion entſprechend, ab. Sie geht dann in die äußere Schlange auf dem Wege von unten nach oben, alſo in Gegenſtrömung gegen die im inneren Rohre ſich bewegende geſpannte Luft, welche dadurch weiter abgekühlt wird. Auf dieſe Weiſe findet eine allmähliche kontinuirliche Abkühlung dieſer Luft ſtatt, bis ſie endlich ſich als ganz kalte, flüſſige Luft in dem unteren Gefäße ſammelt, ſobald die Abkühlung bis unter die kritiſche Temperatur ge-

kommen iſt. Die Luft aus der äußeren Rohrſpirale wird ſtets durch eine Kompreſſionspumpe wieder auf den Anfangsdruck gebracht (der ganze Vorgang muß natürlich bei konſtantem Druck verlaufen) und in einem Kühler gekühlt, mittelſt der aus einer Kohlenſäure-Kältemaſchine expandirten Kohlenſäure niederer Temperatur oder mittelſt kalten Salzwaſſers. In dem Augenblick, in welchem in dem unteren Sammelgefäße die Verflüſſigung der Luft beginnt, iſt es nöthig, friſche Luft dem Apparate zuzuführen. Dies geſchieht, indem die Luft in der Kohlenſäure-Kältemaſchine ſoweit wie möglich abgekühlt iſt. Die Luft muß natürlich vor Eintritt in den Apparat vollkommen getrocknet werden, welcher Vorgang zwar durch Chlorcalcium vorgenommen wird, doch aber mancherlei Schwierigkeiten bietet. Wird nun die Flüſſigkeit aus dem Sammelgefäße abgelaſſen, ſo verdunſtet ſehr ſchnell der flüſſige Stickſtoff der Luft, weil deſſen Siedepunkt etwa 12° (— 194° gegen — 182° des Sauerſtoffs) tiefer liegt, als der des Sauerſtoffs, und entnimmt ſeine Verdampfungswärme dem flüſſigen Sauerſtoff, der infolgedeſſen flüſſig bleibt. Auf dieſe Weiſe enthält der zurückbleibende Sauerſtoff nur etwa 25 bis 30 % Stickſtoff und hat ſchon die erwähnte blaue Farbe. Die Verſuche mit dem Apparat ſind vollkommen befriedigend ausgefallen. Es dauerte allerdings 12 Stunden, bis die Temperatur von — 165° erreicht wurde, die dann aber konſtant ſich während der Verflüſſigung hielt und die beim Verdunſten des Stickſtoffs auf — 192° ſank. Neuerdings iſt es gelungen, die Zeit auf zwei Stunden zu reduziren und in der Stunde mit dem Verſuchsapparat 60 kg Luft zu verflüſſigen. Sollte ſich dieſe Fabrikation in größerem Maßſtabe billig durchführen laſſen, ſo könnte der flüſſige Sauerſtoff überall dort gebraucht werden, wo es ſich bei Verbrennungen um Herſtellung großer Hitzegrade handelt, oder zum Schmelzen ſtrengflüſſiger Metalle, auch in Hochöfen und bei der Gußſtahlfabrikation, bei intenſiven

Lichteffekten, für Leuchtthürme ꝛc., zum Löthen und dergleichen, zu Inhalationen in der Medizin u. ſ. w.

Die Temperaturmeſſungen werden mit Waſſerſtoff- oder Heliumthermometern vorgenommen, röhrenförmigen Gefäßen, die mit Waſſerſtoffgas oder Helium gefüllt ſind und in die zu meſſende Flüſſigkeit eintauchen. Sie ſind dann nach außen durch Alkohol abgeſchloſſen. Die Ausdehnung und Zuſammenziehung des Waſſerſtoffgaſes iſt für je einen Grad gleich; daher kann denn auch leicht eine Skala angefertigt werden. Für ganz tiefe Temperaturen verſagt aber auch dieſes Thermometer, weil das Waſſerſtoffgas ſchließlich flüſſig wird, und deshalb wird doch beim Meſſen ſolcher tiefen Temperaturen von der Beobachtung Gebrauch gemacht, daß der elektriſche Widerſtand der Körper mit der Körpertemperatur ebenfalls abnimmt. Er wird mit dem Temperaturnullpunkt gleich Null. Eine Temperaturſkala läßt ſich daher leicht anfertigen, und ein mit derſelben ausgerüſtetes Galvanometer, deſſen einer Schenkel in die Flüſſigkeit eintaucht, iſt als gutes Thermometer zu verwenden, allerdings unter der Vorausſetzung, daß der Nullpunkt in der That bei $-273^{0}$ liegt, was ja freilich als abſolut ſicher nicht erwieſen iſt. Es iſt immerhin möglich, daß er noch etwas tiefer liegt.

Ich denke mit vorſtehender Schilderung dargethan zu haben, daß die Kälteinduſtrie ſchon jetzt eine große Wichtigkeit beſitzt (in Deutſchland dürften wohl bereits 5000 bis 6000 Kältemaſchinen im Betrieb ſein), daß aber die Zukunft in noch erhöhtem Maaße Gebrauch von den Kältemaſchinen machen wird.

# Der Chriſtus Michelangelos in S. Maria ſopra Minerva in Rom.

Von

**Carl Manchot Dr.,**
Paſtor in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Christus Michelangelos in S. Maria sopra Minerva in Rom gehört zu den merkwürdigsten Werken christlicher Kunst. Dem großen, aber ungeduldigen Meister war dies Werk so lieb, daß er es gern zum zweiten Male ausführte, als bei der ersten Bearbeitung der Marmor in dem Gesicht eine schwarze Ader zeigte; ja er war bereit, das ganze Werk noch einmal zu machen, als gegen einige letzte Striche, die einer seiner Schüler bei der Ablieferung ausführen mußte, ihm Tadel und Bedenken geäußert wurden. Von dem Besteller wurde Michelangelos Anerbieten einer dritten Ausführung mit einem dankbaren Briefe abgelehnt, in welchem man liest: „Ihr zeigt Euren großen Sinn und Eure Hochherzigkeit, indem Ihr für ein Werk, das in der Welt nicht besser gemacht werden kann und das nicht seinesgleichen hat, mir ein noch besseres liefern wollt.“ Als sichtbaren Beweis seiner großen Dankbarkeit machte er dem Meister ein werthvolles Reitpferd zum Geschenk. Auch von den Zeitgenossen wurde das Standbild mit hoher Bewunderung aufgenommen. Sein Ruhm stieg so hoch, daß König Franz I. von Frankreich den Christus abformen ließ, um ihn in Paris in Erz aufzustellen. Dieser hohen Beachtung ist eine Zeit der eingreifendsten Kritik und Bemängelung gefolgt. Die Verwaltung der Kirche ging voran: um das Standbild kirchenfähig zu erhalten — es war von Anfang zur Aufstellung in dieser Kirche bestimmt —, wurde ihm ein Strahlenkranz von Bronze über dem Haupte angebracht und

die Lenden mit einem Bronzetuch umhüllt. Die Kritik der Kunstkenner und Hiſtoriker iſt dem Urtheil der römiſchen Kirche gefolgt; ſie hat das Standbild in den Tadel geiſtverlaſſener Formen und in die Entſchuldigung einer ſachlich auch dem großen Manne unmöglichen Aufgabe ſo dicht eingehüllt, daß die wirkliche Bedeutung, obſchon ſie dem Werke klar genug aufgeprägt iſt, gar nicht mehr geahnt, geſchweige denn verſtanden wird. Hermann Grimm ſagt in allen Auflagen ſeines Werkes über Michelangelo, dies ſei „die erſte Statue Michelangelos, die als manierirt bezeichnet werden muß", und erklärt aus Anlaß der Beſprechung dieſer Statue den Begriff der Manier, der auch ein großer Künſtler verfallen könne. Weil der Meiſter der gewohnten ruhigen Stellungen müde geweſen ſei, „ſuchte er Schwierigkeiten, nur um ſie zu überwinden, und ließ ſeine Geſtalten Wendungen machen, welche weniger die Bewegung des ſie erfüllenden Geiſtes, als die Kühnheit und Kenntniß Michelangelos zeigen".

Gewiß, die äſthetiſche Kritik ſoll unabhängig ihres Amtes walten; nicht fragen, wem zulieb und wem zuleid ſie rede. Doch ſollte ſie ganz beſonders vorſichtig werden, wenn ihr Urtheil den ſittlichen Menſchen im Künſtler gegen ſeine eigenen ſonſtigen Erklärungen und Erweiſungen tief herabdrückt. Hat das äſthetiſche Urtheil mit dieſem Tadel recht, ſo muß der große Künſtler, dem es gilt, eines ſchlimmen Mißbrauches ſeiner Kunſt für perſönliche Eitelkeit geziehen werden; und es iſt dann das Allerhäßlichſte, daß er dazu die Geſtalt des Erlöſers herabgewürdigt hätte. Wenn ihm das möglich geweſen wäre, dürfte man kaum gegen Jemanden etwas einzuwenden haben, dem es einfiele, die beſtändigen und lauten Zeugniſſe eigener Frömmigkeit, die von Michelangelo vorliegen, für eitel Selbſtbetrug und Heuchelei zu erklären. Aber mit den genaueſten Kennern ſeiner in vielen Zeugniſſen uns beglaubigten edlen Geſinnung geht das naive Urtheil des frommen Gefühles der regelmäßigen Be-

ſucher der Kirche S. Maria ſopra Minerva dieſem verdammenden Urtheil geradezu entgegen. Denn das naive fromme Gefühl erzeigt dieſem Bilde die höchſte Verehrung. Und zwar nicht, weil ihm irgendwelche beſondere Bedeutung von ſeiten der Kirche zugeſchrieben würde, ſondern obgleich nichts von alledem dort geſchieht, was ſonſt ein der Andacht empfohlenes Bild auszeichnet.

Das Standbild iſt auf einem Poſtamente aufgeſtellt, das auf der rechten Seite der Treppe, die zu dem Hauptchor der Kirche führt, vor dem Wandpfeiler errichtet iſt, welcher den abſchließenden Triumphbogen des Chores trägt. Es ſteht dort in ſehr ungünſtigem Lichte. Denn das ſtark gedämpfte Licht, welches nur matt in dieſe Kirche dringt, die in dicht umgebende, hohe Häuſer eingebaut iſt, kann dieſe Stelle nicht unmittelbar erreichen; und auch das zerſtreute Licht des Kirchenraumes wird durch einen großen, an das Ende des Hauptſchiffes gebauten Hochaltar von dort zurückgehalten. Hinter dieſem Hochaltar geht ein breiter Gang vor dem Chore vorüber, den Ein- und Ausgehende viel benutzen. Fremde, die auf die ablehnende Kritik eingeſchworen ſind, beeilen ſich meiſt vorüber zu kommen, um dem Küſter nach ſeinen ſonſtigen Sehenswürdigkeiten zu folgen. Wer aber einige Zeit verweilt, wird aufs höchſte überraſcht durch die große, immer ſpontan erſcheinende Verehrung, welche die meiſten römiſchen Beſucher der Kirche dieſem Bilde erweiſen. Alte Frauen und junge Männer, Leute im mittleren Lebensalter aller Stände und aus beiden Geſchlechtern habe ich geſehen, wie ſie dort den eiligen Schritt hemmten, zum Angeſichte des dargeſtellten Heilandes in die Höhe blickten und dann der Statue den Fuß küßten. Ich hatte nie den Eindruck, daß dies in der geſchäftsmäßigen Weiſe geſchieht wie in St. Peter vor der Petrusſtatue, zu der die Pilger herandrängen wie an einen Billetſchalter, um in eiliger Weiſe den Fußkuß abzumachen, ohne ſich

ſonſt um die Statue zu kümmern. Auch weiſt keinerlei äußere Veranſtaltung auf den Wunſch einer ſolchen Verehrung hin. Die Statue hat keinen Altar; ihr Poſtament iſt nicht beſonders geſchmückt; weder Fahnen noch Kerzen noch irgend andere Draperien ſind dabei angebracht. Sie ſteht ganz allein für ſich in der mit Altären und Bildern reich geſchmückten Kirche, ohne Dienſt und Weihrauch. Und trotzdem dieſe große Verehrung. Dem Metallſchuh, der über den rechten Fuß gezogen iſt, ſieht man an, daß, wenn dieſer vorſorgliche Schutz nicht wäre, die fromme Inbrunſt längſt den Marmor der großen Zehe dieſes Fußes und mehr noch auf den Lippen davon getragen hätte. Dieſe ſtarke, von dem Werke ſelbſt ausgehende, nirgend durch Wunderlegenden unterſtützte Wirkung eines Standbildes, die kein Kirchendienſt empfiehlt oder fördert, dazu in einer mit reichen Altären geſchmückten Kirche iſt vielleicht nicht bloß für den evangeliſchen Beobachter ein ſeltſames und merkwürdiges Schauſpiel. Iſt es Jeſus, der Herr, deſſen Namen auch ein ſchlechtes Werk noch immer ſo hoch erhebt; oder bringt am Ende das Standbild doch in ſeiner individuellen Beſchaffenheit, ſeiner Haltung, dem Ausdruck ſeiner Züge und ſeiner Bewegung den Geiſt und die Richtung des Wirkens Jeſu in einem beſtimmten Moment ergreifender zum Ausdruck, als die Kritik zugeben will? Haben wir es wirklich nur mit der kunſtvollen Geſtaltung einer bewegten Figur zu thun, die man Chriſtus genannt hat; oder giebt es am Ende doch einen ganz beſtimmten Augenblick, eine konkrete Handlung, in deren Verlauf Chriſtus ebenſo, wie er hier dargeſtellt iſt, zu denken iſt und vielleicht gar nicht anders vorzuſtellen war?

Laſſen wir uns zuerſt von Hermann Grimm das Werk beſchreiben. „Die Statue des Chriſtus in der Minerva empfängt an ihrem Platze das in ſolchen Räumen hergebrachte zerſtreute Licht, das eine richtige Anſicht ſelten zuläßt. Die Geſtalt ſteht

aufrecht, das aus leichtem Rohr (Rohrstäben) gebildete Kreuz an ihrer Seite; die rechte Hand hält es mit herabgesenktem Arm unten leicht gefaßt, während die linke, über die Brust übergreifend, es weiter oben berührt. Die Beine und der Unterkörper sind dabei in der Bewegung nach links gewandt, indem das linke Bein ein wenig vor-, das rechte zurücktritt; der Oberkörper jedoch dreht sich mit den Schultern nach der andern Seite, und diese Drehung der Gestalt über den Hüften ist das Meisterstück der Arbeit.

Die Stellung an sich aber entspricht nicht der Person dessen, den sie erscheinen lassen soll. Nehme ich den Abguß des kleinen, zart ausgeführten Modells in die Hand, wo Schultern und Kopf fehlen, so glaube ich den Torso eines Achilles zu sehen. Eine schlanke, kühne Vollkommenheit männlicher Kraft läßt diese Bildung ahnen: man denkt, das Haupt müsse ein Helm bedeckt und an dem fehlenden Arm ein Schild gehangen haben. Etwas Kriegerisches, Heldenhaftes liegt im Aufstehen der beiden Füße, das uns befremdend erscheinen muß bei einer Erscheinung, die sanft hinwandelnd über die Erde gedacht wird, als müßten sich die Blumen, auf die er getreten, wieder aufrichten nachher, wie wenn sie nur ein Windhauch beugte. Dieses Sanfte, Duldende war Michelangelo überhaupt nicht eigen; er konnte nicht in seine Werke legen, was er nicht besaß."

Die 7. Auflage von Grimms Werk ist 1894 erschienen; sie enthält bis auf die kleine in Klammer mitgetheilte Abänderung dieselbe Beschreibung wie die älteren Ausgaben. (I, S. 421 f.)

Es ist interessant, daß Springer[1] dieselbe Statue zur Begründung des entgegengesetzten Urtheils über Michelangelo anruft. „Sie zeigt uns das Bild eines Mannes von stattlichen Gliedern und edlem, ernstem Ausdruck, sie hilft, das Vorurtheil zerstreuen, als wäre Michelangelo zur Wiedergabe milder, maß-

voller Geſtalten unfähig geweſen, ſie athmet aber nicht die Fülle des Lebens, welche Michelangelos Jehovah, ſeinen Propheten und Sibyllen in der ſixtiniſchen Kapelle die Unſterblichkeit ſicherten.“ Springer ſucht dies mit einer ausführlichen Erörterung über die Grenzen plaſtiſcher Darſtellung zu begründen, welche die dramatiſche Handlung, die nothwendig ſei, um Chriſti Weſen zur Darſtellung zur bringen, in einer Einzelſtatue nicht zulaſſe. Dazu komme: „ein nackter Leib hilft aber nichts dazu, die Geiſtesrichtung und den Charakter einer Perſönlichkeit anſchaulicher zu machen.“ Bei Kämpfen, beim Ringen u. ſ. w. ſei das Nackte dazu da, die Wahrheit des ungebrochenen Naturlebens zu enthüllen. Hier ſei es alſo weiſe von Michelangelo geweſen, daß er freiwillig auf ein reicheres Geberdenſpiel verzichtet und durch mannigfaltige Bewegung die Einheit und Wahrheit der plaſtiſchen Auffaſſung nicht geſchädigt habe.

Günſtiger urtheilend, führt Philippi in ſeinem neueſten Werke aus: dieſer Chriſtus ſei ein einfaches und edles Werk. „Sollte einmal Chriſtus als Einzelgeſtalt ohne Beziehung auf einen beſtimmten Vorgang, alſo ohne die Möglichkeit einer dramatiſchen oder tiefer begründeten geiſtigen Belebung gegeben werden, ſo war es jedenfalls die einzige künſtleriſche Art, ihn aufzufaſſen, wie Michelangelo ihn gab: von edler, ſchöner, aber man möchte ſagen, ernſter Körperbildung und mit mäßig belebtem Geſichtsausdruck. Die Bekleidungsfrage iſt dagegen nebenſächlich. Denn wie nichtsſagend iſt z. B. Thorwaldſens ſegnender Chriſtus, und man frage ſich überhaupt, wie viele einzelne (die nicht zu einer Scene gehören) Chriſtusbilder es giebt unter den gemalten, von denen man befriedigt iſt. Und wie weiſe und richtig war es doch, daß Michelangelo hier von ſeinem Kontraposto kaum eine Andeutung machte.“[2]

Knackfuß unterläßt alle tadelnden Bemerkungen. „Michelangelos Chriſtus, der mit der Rechten das Kreuz umfaßt, mit

der Linken den Eſſigſchwamm und die Stange hält und mit gewendetem Haupte ernſt und traurig auf den Beſchauer herabblickt, ſteht auf einem viel zu niedrigen Unterſatz und in ſehr ſchlechter Beleuchtung. Daß eine ſpätere Zeit, welche die unbefangene Begeiſterung der Renaiſſance für die Schönheit der Menſchengeſtalt nicht mehr theilte, an der völligen Nacktheit der Figur Anſtoß nahm, iſt begreiflich; leider aber iſt das bronzene Lendentuch, womit man dieſelbe bekleidete, ſehr ungeſchickt angeordnet; es liegt zu tief, ſo daß es den ſchon durch die Aufſtellung hervorgerufenen Eindruck, als ob die Beine gegen den Oberkörper zu kurz wären, in empfindlicher Weiſe verſtärkt."[3]

In dem Vorwort zu Baedekers „Mittelitalien und Rom" ſagt Springer: „Die nackte Chriſtusſtatue imponirt durch edle Männlichkeit der Haltung und des Ausdrucks, mag ſie auch anfangs durch die Abweichung von der Tradition befremdlich wirken. (LXVIII.)

Jacob Burckhardt im Cicerone (7. Aufl., S. 161) erklärt: „Es iſt eines der liebenswürdigſten Werke; Kreuz und Rohr ſind zu der nackten Geſtalt geſchickt geordnet, der Oberleib eines der ſchönſten Motive der neueren Kunſt; der ſanfte Ausdruck und die Bildung des Kopfes mag ſo wenig dem Höchſten genügen als irgend ein Chriſtus, und doch wird man dieſen milden Blick des „Siegers über den Tod" auf die Gemeinde der Gläubigen ſchön und tief gefühlt nennen müſſen."

Da Springer das mir hier nicht zugängliche und im Buchhandel im Augenblick vergriffene Werk von Symonds[4] anführt, ohne eine andere Auffaſſung, ſei's auch nur polemiſch, zu erwähnen, ſo nehme ich an, daß mit den angeführten Urtheilen der Kreis, in welchem ſich das Urtheil bewegt, genau bezeichnet iſt. Keiner dieſer Kenner und Forſcher weiß eine beſtimmt gegebene Handlung anzugeben, in welcher Chriſtus als nackte Geſtalt in dieſer Haltung vorgeſtellt werden dürfte oder müßte.

Vom ſcharfen Tadel ſchreitet indes die Beurtheilung, wie es ſcheint, unmerklich zur Entſchuldigung und weiter zur Anerkennung eigenartiger Vorzüge, die für einzelne Theile der Geſtalt, namentlich für das Geſicht, über die Anerkennung einer nur ſchönen Menſchengeſtalt deutlich hinausgehen.

Vergleicht man nun die Beſchreibung mit der Figur ſelbſt oder auch nur mit einer getreuen Abbildung, die ohne Zuthat zeigt, was der geniale Bildhauer geſchaffen hat, ſo wird man nicht ohne Erſtaunen ſtarke Ungenauigkeiten und Irrthümer der Beſchreibung wahrnehmen. Eine wenig bewegte Geſtalt, die mit beiden Füßen aufſteht, wird beſchrieben; in Wahrheit aber ſteht dieſe Geſtalt, die in der Minervakirche zu ſehen iſt, nur auf einem Fuße auf und iſt mit dem anderen Bein und Fuß in einer nach vorwärts gehenden Bewegung begriffen. Man hat nicht erſt den Marmor unten wegnehmen müſſen, um die Metallſohle des Metallſchuhes auch unter den Fuß zu ziehen, dieſer Fuß bewegt ſich in der Luft; er ſteht mit der Verſtärkung durch die Metallſohle heute noch nicht auf; an der hochgehobenen Ferſe und dem nach unten geſenkten vorderen Theil des Fußes erkennt man, daß die Geſtalt im Begriff iſt, mit dieſem Fuß niederzutreten. Folgt man der heutzutage meiſt angenommenen Bezeichnung nach den Seiten des Beſchauers, ſo iſt zu ſagen; die Geſtalt ruht auf dem rechten Fuß, d. h. alſo dem linken Fuß der Geſtalt, und ſie bewegt den rechten. Und zwar geſchieht dies nach vorwärts in einer etwas drehenden Bewegung, welche auf ein Vorſchreiten nach der rechten Seite deutet, nach welcher das Antlitz mit großem Nachdruck gerichtet iſt. Mit dieſer Bewegung kehrt der Körper aus der nach der linken Seite zu dem Kreuze zurückgewendeten Bewegung zurück. Denn die viel bewunderte und oft allein beſprochene Drehung des Oberkörpers über den Hüften ſteht mit dieſer Bewegung des Beines in organiſcher Verbindung. Die Muskeln des Leibes ſind in

lebhafter Thätigkeit; es ist gerade die beginnende Rückbewegung, die ihr mannigfaltiges Leben bedingt, wie die einen Muskeln anfangen, sich zurückzuziehen, die anderen dagegen vorwärts drängen. Man merkt selbst, wie das lebhafter in den Adern hinströmende Blut die Oberfläche des Körpers beeinflußt, und sieht, einmal in diese Beobachtung vertieft, fast unwillkürlich nach dem Herzen, das lebhafter schlagen muß; aber dies bewegte Herz, das Einzige, was er nicht darstellen kann, hat des Künstlers Weisheit unter dem nach dem Kreuze gewendeten Arme verborgen. Aber wer ihn versteht, der glaubt ihm, daß dort wirklich ein Herz schlägt, da er die Wirkung so bestimmt dargestellt sieht.

Diese Bewegung nach der Seite des ruhenden Fußes, also für den Beschauer nach rechts, die in dem Unterkörper vor sich geht, ist in dem obersten Theile der Gestalt, dem Kopf und Nacken, bereits vollzogen. Mit einer Haltung, die auf eine eben ausgeführte, rasche, mit einem Male vollzogene Bewegung hindeutet, sind Kopf und Hals nach rechts gewendet. Ein bestimmender Entschluß geht von dort aus, dem die übrige Gestalt folgt; und wir sehen sie in der Ausführung dieser Bewegung. Das Antlitz sieht nach unten; und wenn der links sich bewegende Fuß den Boden wieder berührt, so wird sich nicht nur die ganze Gestalt in der Richtung des Angesichtes vorwärts bewegen, sondern sie muß auch etwas hinabsteigen, auf die niedrigere Stufe des Bodens, welche unten angedeutet ist. Wohin geht sie und was wird dabei aus dem Kreuze, an dem die Arme und Hände beschäftigt sind?

Der linke Arm greift nämlich vor der Brust her; der Arm ist im Ellbogengelenk etwas nach unten gebogen, so daß die obere Brust zu sehen, die Brustwarzen bedeckt sind und die Hand in der Höhe der Axelhöhle das Kreuz trifft, welches sie gegen den rechten Arm drückt. Der rechte Arm greift von hinten um das Kreuz herum; er ist im Ellbogengelenk scharf nach oben gebogen,

weil das Kreuz auf den Muskeln des rechten Ober- und Unterarms ruht. Die rechte Hand greift oberhalb der linken, etwa in der Höhe des Kinns, an das Kreuz, auf dem ihre Finger in getrennter Bewegung ſichtbar ſind. Dieſe Finger ſcheinen ſich zu einem neuen Griffe zu rüſten; die Adern der Hand ſchwellen an, jeder Muskel bis zum kleinſten iſt angezogen und die Sehnen geſpannt. Die linke Hand dagegen iſt noch mit anderen Dingen beſchäftigt; ſie hat einen Strick zu halten und einen Schwamm, drückt auch einen wie einen Pilgerſtab großen und ſtarken Bambusſtab mit dem Daumen an das Kreuz. Sie ſcheint einen bedeutenden Druck ausgeübt zu haben, aber jetzt ſichert ſie mehr das in ſeinem Fundament gelockerte, an den rechten Arm gelehnte Kreuz; infolge der geringeren Anſtrengung läuft das Blut zurück, und man meint eine ſtärkere Bewegung in den Adern an dem Ellbogengelenk wahrzunehmen. Das Kreuz ſelbſt endlich, das Grimm aus Rohrſtäben, alſo ſehr leicht gebildet ſein läßt, iſt in Wahrheit als ein ſtarkes, maſſives Kreuz aus dem vollen Stein gehauen. Der Beſchauer, der die ganze Figur vor Augen hat, wird gar nicht in Zweifel darüber gelaſſen, was geſchehen muß, wenn dieſes Kreuz nicht mehr von den Armen des Mannes geſtützt würde; es iſt in ſeinem Halt am Boden gelockert und ſteht ſchief; ohne Halt muß es fallen. Soll es aber bei dieſer Bewegung des Mannes von ihm weiter gehalten werden, ſo muß er es mit ſich fortbewegen; er muß es anfaſſen, um es vorwärts zu heben und dort neben oder vor ſich zu ſtellen, wo er hinſchreiten will. Denn in der jetzigen Lage kann er es in dem Augenblick nicht mehr halten, in welchem ſein Fuß den tiefer liegenden Boden vor ihm berührt. Das iſt alles ſo klar und deutlich in dem Marmor ausgeführt, daß Niemand über die Abſicht des Bildhauers im Unklaren bleiben kann, der das Vorurtheil aus den Augen gewiſcht hat, daß Michelangelo, nur um zu zeigen, wie groß ſeine Kunſt, den bewegten Menſchen darzuſtellen, die

Christusgestalt mißbraucht habe. Wem es nicht auf das Beschauen hin einleuchten will, der möge die Bewegung mit einem ähnlich breiten Brett nur versuchen, und er wird sich von der Richtigkeit der vorgetragenen Auffassung überzeugen.

Wir haben also im höchsten Maße vor uns, was die dramatisch bewegte Handlung ausmacht. An der 1506 aufgefundenen Laokoon-Statue bewunderte man, wie in drei durch die Schlangen verbundenen Personen die drei Hauptmomente einer Handlung in einem Bilde vereinigt seien: der endende Todeskampf (an dem jüngeren Sohne), der in die entscheidende Krisis tretende Todeskampf (im Vater), der sicher angekündigte Todeskampf (im älteren Sohne, der eben noch zu entfliehen meinte). Hier, bei dem Christus Michelangelos, sind die drei Momente um eine einzige Person als Lebensakte vereinigt. Die fertige Handlung bei dem schiefstehenden, aber im rechten Arm gesicherten Kreuz; die in entscheidender Bewegung sich vollendende in der Gestalt des Mannes, der sich bewegt; die in seinem Antlitz angekündigte und im Entschluß begonnene Bewegung nach dem Ziele, zu dem er hinabblickt. Mit höchster Spannung folgt man der Bewegung, um tief ergriffen zu ahnen, was das Antlitz ankündigt.

Lassen wir indes für einen Augenblick das wunderbare Antlitz und seine Haltung und geben wir uns kurz zusammenfassend noch einmal Rechenschaft über das Wahrgenommene.

Nicht vor einer ruhigen, sondern vor einer im höchsten Maße bewegten Gestalt stehen wir. Sie hält das Antlitz nach unten gerichtet, dorthin zu gehen, bewegt sie den Fuß; und in dieser Richtung muß sie das Kreuz an einen neuen Ort versetzen. Ihre Abzeichen nennen sie deutlich; die Kunstbeflissenen sagen: es ist der Christus Michelangelos; der Meister selbst hat sie freilich etwas anders, nämlich so genannt, wie die Pfarrkinder von St. Maria noch heute sagen: il redentore d. i. der Erlöser. Der Erlöser; wozu will er sein Kreuz gebrauchen,

zu wem noch als Erlöser herabsteigen, nachdem er den Tod überwunden hat; wen sucht sein ergreifendes Erbarmen? Auch das hat Michelangelo deutlich gedacht und unmißverständlich genug ausgedrückt. Und man hätte es gar nicht mißverstehen können, wenn nicht die Augen mit Blindheit wären geschlagen gewesen. Vielleicht zum Glück.

Doch lesen wir lieber zuerst, was der Bildhauer über die näheren Umstände, unter welchen der Erlöser von ihm dargestellt ist, in das Werk hineingeschrieben hat. Von den Symbolen haben wir das Kreuz genügend erwähnt. Die drei anderen hat man leicht zu verstehen gemeint. Das Eine, der Strick, wird gar nicht erwähnt; der Schwamm ist der Schwamm mit Essig, den die Soldaten an ein Rohr banden, um den Herrn am Kreuze zu tränken; und der große Bambusstab soll der Stab sein, an dem dieser Schwamm hinauf gereicht wurde. Man hat wahrscheinlich den Strick als das Hülfsmittel angesehen, mit dem der Schwamm festgebunden wurde. Und wo dies nicht ausreichend deutlich genug von dem Bildhauer angedeutet erschien, hat man sogar noch ein Bändchen oben hinzugebunden, bevor die Photographie gemacht wurde, wie dies leider für die große, auch im Hintergrunde[5] etwas irreführende Photographie von Braun, Clement & Cie. geschehen, nach welcher die Abbildung in dem Werke von H. Knackfuß gegeben ist. Nun ist aber der Strick ein wirklicher großer Strick, mit dem man einen Menschen fesseln kann, aber nicht einen Schwamm anbinden wird. Und wer sich die Mühe giebt, die Hand, die ihn hält, genau zu betrachten, nimmt wahr, daß diese Hand den großen Strick zusammengefaßt hält, wie man einen Strick in Windungen zusammenlegt, wenn man ihn außer Gebrauch setzt. Der Strick hat anscheinend gar nichts mit dem Schwamm zu thun; es sind nur einige bei der weiteren Bewegung der Hand heruntergefallene Windungen, die man unter, und eine nach oben verschobene, die man über der Hand wahrnimmt.

Dieſer Strick kann und ſoll nichts anderes ſein, als der Strick des Todes. Das war ein anſcheinend ſchon der antiken Kunſt geläufiges Symbol. Die Hekate als Göttin der Unterwelt hält neben dem Schlüſſel einen zuſammengelegten Strick, wie man an der ſchönen Bronzeſtatue im Konſervatorenpalaſt in Rom ſehen kann. Und ebenſo iſt in der Bibel von den Stricken des Todes die Rede, von welchen z. B. es Pſ. 18, 6 heißt: „Der Hölle Bande umfingen mich; und des Todes Stricke überwältigen mich.“ Eine Stelle, die in der chriſtlichen Kirche ſtets meſſianiſch gedeutet wurde. Iſt Chriſtus geſtorben, ſo hat ihn der Tod mit ſeinem Stricke gebunden; indem er den Tod beſiegte, hat er dieſem den Strick abgenommen und ſich wieder befreit. Daß Niemand nur darüber im Zweifel bleibe, was er meine, hat Michelangelo den Schwamm, der die Bitterkeit des Todesleidens andeutet, ſo geſtaltet, daß die Löcher des Schwamms einen Todtenſchädel darſtellen, der mit Schädelknochen, wie mit einem barbariſchen Turban gekrönt iſt, wie Jeder, der genau zuſieht, ſich ſofort überzeugen muß. Der freundlichen Unterſtützung des Herrn Hofphotographen Huß dahier verdanke ich die Vergrößerung der Hand, an welcher man auch in der Abbildung das Schädelbild klar erkennt. Den Fürſten des Todes hat der Fürſt des Lebens beſiegt. Daher iſt dieſer Schwamm auch gar nicht an den Stab gebunden, ſondern wird von der Hand des Siegers gehalten, der mit einem Wanderſtabe zu ſeiner letzten Aufgabe ſchreiten will.

Der Erlöſer, der den Tod beſiegt hat, geht in die Unterwelt, um den ſeit Aeonen im Gefängniß des Hades Feſtgehaltenen mit dem Kreuze die Befreiung zu bringen. „Niedergefahren“ zum Todtenreich, ſagt für das deutſche Ohr das nach den Apoſteln genannte Symbol, welches dieſen Satz erſt ſeit dem vierten Jahrhundert aufgenommen hat; aber der alte Text ſagt: „er ging hinab“ (κατέβη). Aus dem erſten Petrusbrief 3,19 erfahren

wir zum Theil, um was es ſich bei dieſer ſehr alten Vorſtellung handelte. Er ging hinab nnd hat den Geiſtern im Gefängniß gepredigt, alſo Denen, die vor ſeinem Kommen auf Erden gelebt haben, die Erlöſung gebracht. „Er ging allein hinab, aber mit einer großen Schar ſtieg er hinauf zu ſeinem Vater im Himmel," heißt es in einer alten Rede.[6] Nach anderen Stellen iſt dies kein leichtes Hinwandeln geweſen, wie Grimm allein den Beſieger des Todes ſich denken will, ſondern ein Kampf und eine heldenhafte Anſtrengung bei der Zertrümmerung des Gefängniſſes. Sobald ein Künſtler, der ſeinen Gegenſtand durchdenkt, ſich dieſer Vorſtellung bemächtigt, ſo wird er, was berichtet wird, in eine Reihe von Vorgängen zerlegen. Es ſind zum mindeſten drei Hauptvorſtellungen, die er deutlich ſcheiden muß. Den Sieg Chriſti über den Tod, der den Herrn ins Grab gelegt hat; die Wanderung in die Unterwelt zu dem Gefängniß und die Predigt, die mit dem Aufbrechen oder der Zertrümmerung des Gefängniſſes beginnt. Nach der vollendeten erſten Handlung, dem Siege über den Tod, in der Ausführung der zweiten, alſo im Beginn des Hinabſchreitens mit dem Kreuze, und in der Vorbereitung der dritten, der Aufrichtung des Kreuzes in dem zu erbrechenden Gefängniß des Hades, hat Michelangelo den Erlöſer dargeſtellt. Sobald man dies verſteht, iſt alles Befremdliche verſchwunden, und die ganze außerordentliche Kraft und Schönheit des herrlichen Werkes beginnt ihre Wirkung zu üben. Auf dieſem Wege geht der Sieger über den Tod ohne Gewand. Seine Kleider haben die Henkersknechte am Kreuz unter ſich vertheilt. Die Leintücher, in die man den Leichnam gehüllt hatte, liegen im Grabe. Der Bildhauer hat das Felſengrab deutlich angedeutet; über den Felsblock, der hinter dem linken Bein an das Felſengrab erinnert, hängt das Leintuch herab, ein bleibender Proteſt des Künſtlers gegen die Bekleidung, welche das Verſtändniß der Situation und damit die Wirkung

ſeines Werkes ſo ſehr hemmt. Daß der hinabſteigende Erlöſer den Tod beſiegt hat, beweiſen die Symbole, die er in der Hand hält, noch mehr das Leben, welches durch die ganze Geſtalt geht. Wenn irgendeinmal die höchſte Bewegung in jedem Gliede gerechtfertigt geweſen iſt, ſo mußte es in der Darſtellung Deſſen ſein, der, vom Tode überwältigt, geſtorben war, aber eben den Tod beſiegt hat und im neuen Leben zu der Erſtürmung des Gefängniſſes der Verſtorbenen übergeht. Und daß er zu dieſem letzten Kampfe ſein Kreuz mitnimmt, das ergiebt ſich aus der ganzen Vorſtellung von ſelbſt. Am Kreuze hat er die Kraft gewonnen; vom Kreuze will er dort predigen; mit dem Kreuze wird er die letzte Macht der Unterwelt beſiegen und den Teufel vertreiben, der ihn auf dieſem Wege doch ſicherlich hindern will. Wie die Sonne leuchtend über die Felſen herauſſteigt und dann hinabgeht in das dunkele Thal, um Licht und Wärme zu verbreiten, ſo geht der aus dem Felſengrab Hervorſteigende in die ewige Nacht hinab, um den Allerverlorenſten das Erbarmen göttlicher Liebe zu bringen; von ſeinem Antlitz leuchtet die Kraft des heiligen Geiſtes, die ihn ſtärkt und treibt; denn „im Geiſte geht er hin, den gefangenen Geiſtern zu predigen“ (1. Petr. 3, 19). Das hat uns in dieſem Werke, ſoweit ein Menſch es vermag, Michelangelo vor Augen geſtellt. Wir fühlen die Bedeutung der letzten Anſtrengung und begleiten den Erlöſer, in unſerem Empfinden, ganz ergriffen von der Siegeszuverſicht, die von ſeinem Angeſicht leuchtet.

Aus der Schilderung der Auferſtehung Jeſu in dem Bruchſtück des ſogenannten Petrusevangeliums, das vor einigen Jahren in Aegypten gefunden wurde, geht das hohe Alter und die weittragende Bedeutung der Vorſtellung klar hervor. Dort heißt es, nachdem berichtet iſt, wie die Wächter bei dem Grabe zwei Engel haben vom Himmel herabkommen und in das Grab gehen ſehen:

„Und während ſie noch erzählten, was ſie geſehen hatten, ſehen ſie wieder und ſehen, daß nun drei Männer aus dem Grabe heraus gehen, und die Zwei den Einen unterſtützen, und daß ein Kreuz ihnen nachfolgt; und von den Zweien reichten die Häupter bis an den Himmel und das Haupt des von ihren Händen Unterſtützten erhob ſich bis über die Himmel. Und ſie hörten eine Stimme aus den Himmeln, die da ſprach: Haſt du Gehorſam verkündigt Denen, die da ſchlafen? Und man hörete vom Kreuze her die Antwort: Ja!“[7]

Da iſt alſo klar ausgeſprochen, was die ſpätere chriſtliche Dogmatik bis zu einem gewiſſen Grade wieder eingeſchränkt hat, indem ſie nur Einzelne, die Patriarchen, dieſer Wohlthat theilhaftig erklärte und Chriſtus nur bis zur Vorhölle, dem ſogenannten Limbus, hinabſteigen und dort das Evangelium verkünden ließ. Auch die vor Chriſtus entſchlafenen Geſchlechter ſollen die Predigt vom Kreuze vernehmen; das erfordert die barmherzige Treue, die ſonſt ſeines Sieges über den Tod nicht froh werden konnte; das liegt der großen Verkündigung im Briefe an die Philipper (2, 8—11) zu Grunde, daß in ſeinem Namen ſich beugen ſollen auch die Kniee Derer, die unter der Erde ſind. Wie kraftvoll dieſe Hoffnung auftrat, kann man daraus ermeſſen, daß ſie, wie uns „der Hirte des Hermas“ noch verräth, ſogar eine Taufthätigkeit der Apoſtel in der Unterwelt annahm (IX, 16). Bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts läßt ſich deutlich nachweiſen, daß auch eine vorbereitende Thätigkeit Johannes, des Täufers, angenommen wurde.[8] In den Schriften des Juſtin, des Irenäus und Tertullian wird im Anſchluß an eine verlorene Stelle des Alten Teſtamentes die Vorſtellung des Hinabſteigens auf den Erlöſer allein beſchränkt und in der ſpäteren kirchlichen Erklärung die Ausdehnung ihres Segens auf einen kleineren Kreis eingeengt, was eine Folge der mißbräuchlichen Benutzung in den gnoſtiſchen Syſtemen iſt. Aber, die urſprüngliche Kraft

und Bedeutung dieſer Zuverſicht wird durch nichts beſſer bewieſen, als durch den Umſtand, daß ſie im vierten Jahrhundert, d. h. eben in der Zeit, da die großen Maſſen und mit ihnen die hiſtoriſche Erinnerung an die vergangenen Geſchlechter in die chriſtliche Kirche eintraten, es noch erzwang, daß die tröſtende Vorſtellung des Hinabſteigens Jeſu in die Unterwelt noch in das nach den Apoſteln genannte Symbol aufgenommen wurde. Kein edles Volk, das noch etwas auf ſeine Vorfahren hält, und kein Geſchlecht chriſtlicher Menſchen, das ſich bewußt iſt, ſeinen Vorfahren in dieſer Welt etwas zu verdanken, wird es auf die Dauer aushalten, dieſe Vorfahren für alle Ewigkeit von dem Heile Chriſti ausgeſchloſſen zu denken. In dieſer Empfindung erhält ſich wahrſcheinlich die Wurzel der Anhänglichkeit an die Seelenmeſſen, deren Mißbräuche in der katholiſchen Kirche ſelbſt ſo oft getadelt worden ſind. Jener frieſiſche Herzog, der auf die unbefriedigende Beantwortung ſeiner Fragen nach dem Schickſal ſeiner Vorfahren den Fuß wieder vom Taufwaſſer zurückzog, mag uns erinnern, welchen Preis die deutſche Fürſten- und Mannentreue zu zahlen hatte, als ſie ohne tröſtliche Hoffnung zum Theil mit Gewalt bekehrt wurde. Und die großen gebildeten Völker des Oſtens mit ihrem zähen Familienkult und der deutlichen Erinnerung an ein geſchichtliches Leben voll edler Erſcheinungen werden der chriſtlichen Miſſion und dem chriſtlichen Leben in ihrer eigenen Mitte noch ſehr deutlich machen, daß der barmherzige Samariter in dieſe Wunden Oel und Wein gießen muß, um tapferes, neues Leben herzuſtellen. Vielleicht lernen dann auch die Evangeliſchen des Abendlandes und Amerikas dieſe Wunde des Volksgemüthes wieder verſtehen und finden in der Geduld Chriſti und der Barmherzigkeit Gottes das Mittel, mit dem ſie zu heilen iſt, — und nicht bloß zum Schein verbunden wird, wie mit den Seelenmeſſen geſchieht. Mit welcher Beſchämung wird man ſich dann erinnern, daß es eine Zeit gegeben

hat, in welcher die Sehnſucht nach einer ſolchen Hoffnung verdammt worden iſt, weil ſie die nicht erklärte, alte Formel dafür nicht mehr nachſprechen konnte.“ [9]

Ueber die volksthümliche Verbreitung und künſtleriſche Benutzung der Vorſtellung vom Hinabſteigen des Erlöſers in die Unterwelt kann kein Zweifel beſtehen. Seit dem ſechsten Jahrhundert hat zwar die abendländiſche Kirche die Vorſtellung des Hades durch die Meinung, daß vor dem Hades noch einige andere Stätten ſeien, bereichert; aber dadurch iſt der Gedanke ſelbſt, daß Chriſtus in dieſe Unterwelt hinabgeſtiegen ſei, nur deſto mehr bedacht und erwähnt worden. Man nahm um den tiefſten, im Grunde der Erde liegenden Ort der Verdammten den Umkreis des Purgatoriums an, in welchem die läßlichen Sünden abgebüßt werden; dieſen umgiebt der Limbus infantium, der Ort der in einem gleichgültigen Zuſtand ſich befindenden Kinder chriſtlicher Eltern, die vor der Taufe geſtorben ſind. Und wiederum der äußerſte Kreis dieſes Raumes ſollte der Limbus patrum, der Aufenthaltsort der Frommen des Alten Teſtamentes bis zu demjenigen Zeitpunkt geweſen ſein, in welchem Chriſtus dorthin hinabſtieg, um ſie zu befreien. Aber um ſie zu befreien, mußte er die Pforte der Hölle aufbrechen. Die Lehre vom Fegefeuer iſt erſt 1439 in Florenz als Dogma anerkannt worden. Daß damals, anläßlich eines Unionsverſuches mit der griechiſchen Kirche, ſehr eingehende Verhandlungen über dieſe Fragen in Italien ſtattfanden, hat ſicherlich dazu beigetragen, die durch die Dichtung Dantes in dieſer Richtung ſchon ſtark beeinflußten Geiſter noch mehr anzuregen, wie auch die Kunſt veranlaßt, ſich des ſehr populären Gegenſtandes zu bemächtigen. Man ſoll auch nicht vergeſſen, daß in der unabhängigen Gewiſſensentſcheidung, mit welcher kirchliche Würdenträger und Perſonen, die mit allen Verſicherungen kirchlicher Seelenrettung geſtorben waren, von Dante in die

Hölle verſetzt wurden, ein Proteſt des Gewiſſens der Laien und eine gewiſſe Befreiung von der äußeren Kirchenautorität hervortritt. In dieſer populären Beſchäftigung iſt der Gedanke eines Kampfes, den Chriſtus geführt hat, ſehr ſtark hervorgetreten. Und das war bei jeder näheren Beſchäftigung mit den bibliſchen Ausdrücken vom Siege über den Tod und der kirchlichen Ueberlieferung von dem Aufbrechen oder Zertrümmern der Hölle, wie es in dem vielgeleſenen Büchlein „Barlaam und Joſaphat" heißt, eigentlich ſelbſtverſtändlich; erſchien doch nicht bloß der Zeitrichtung, ſondern auch nach dem Offenbarungsbuch die Idee des ſiegreichen Königs eine unumgängliche Vorſtellung auch für den Friedefürſten zu geben. Bilder mit dem Gange Chriſti in die Unterwelt gehören zu den beliebteſten Darſtellungen der kirchlichen Kunſt des ſpäteren Mittelalters; ſie ziehen ſich durch die ganze Zeit der Renaiſſance; ſie ſind auch in Deutſchland weit verbreitet und ſehr geſchätzt geweſen. Sie erreichen in den Holzſchnitten Dürers eine beſondere Tiefe und Weihe. Wenn der deutſche Maler den Gang in die Unterwelt als eine Uebung barmherzig helfender Liebe darſtellt, ſo hat er damit eine beſondere Seite der Sache hervorgehoben und weiter entwickelt. Wir können jedoch ein vollgültig Zeugniß dafür anrufen, daß der allgemeinere Gedanke derjenige des Kampfes geweſen iſt. In einer berühmten Predigt, die Martin Luther 1533 in dem Schloſſe zu Torgau gehalten hat, erklärt er, es ſei unmöglich, von dem „Hinabgefahren in die Hölle" anders als im Bilde zu reden. „Darum," fährt er fort, „iſt es fein und recht, daß man's den Worten nach anſehe, wie man's malet, daß er mit der Fahne hinunterfährt, die Höllenpforten zerbricht und zerſtöret." Es ſei zwar nur ein Bild für die Sache, die man nicht eigentlich beſchreiben könne, aber ein nützliches, liebliches und troſtreiches Bild. „Und iſt ohne Zweifel von den alten Vätern ſo auf uns kommen, daß ſie ſo davon geredet und geſungen haben,

wie auch noch die alten Lieder klingen und wir am Oſtertag ſingen: ‚Der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel darin band'" u. ſ. w.[10]

„Demnach pflegt man's auch alſo an die Wände zu malen, wie Chriſtus hinunterfährt mit einer Chorkappen und mit einer Fahne in der Hand, vor die Hölle kömmt und damit den Teufel ſchlägt und verjagt, die Hölle ſtürmt und die Seinen herausholet. Wie man auch in der Oſternacht ein Spiel für die Kinder getrieben hat. Und gefällt mir wohl, daß man's alſo den Einfältigen vormalet, ſpielet, ſinget oder ſagt und ſolls auch dabei bleiben laſſen und daß man nicht viel mit hohen ſpitzigen Gedanken ſich bekümmere, wie es möge zugegangen ſein, weil es ja nicht leiblich geſchehen iſt, ſintemal er die drei Tage ja im Grabe iſt blieben," . . . „ob man's wohl grob und leiblich malen und denken muß und davon reden durch Gleichniß, als wenn ein ſtarker Held und Rieſe in ein feſt Schloß käme mit ſeinem Heer und Panier und Waffen und dasſelbige zerſtörete und den Feind darin finge und bände" u. ſ. w. „Darum ſage nun einfältiglich alſo, wenn man dich fraget nach dieſem Artikel, wie es zugangen ſei. Das weiß ich wahrlich nicht, werde es auch nicht erdenken noch ausreden können: aber grob kann ich das wohl malen und in ein Bild faſſen von verborgenen Sachen ſo fein klar und deutlich zu reden: daß er iſt hingegangen und hat die Fahne genommen als ein ſiegender Held und damit die Thür aufgeſtoßen und unter den Teufeln rumort, daß hie einer zum Fenſter und dort einer zum Loch hinaus gefallen iſt." Luther meint, er könne wohl auch fein und ſcharf darüber disputiren und fragen, ob die Fahne von Tuch oder Papier geweſt und wie es zugegangen, daß ſie in der Hölle nicht verbrannt. Item was die Hölle für Thür und Schlöſſer habe. Das ſei aber keine große Kunſt, da es Jedermann von ſelbſt könne. Und auch das nicht, wenn er Allegorien daraus mache und deute, was Fahne und Stab oder

Tuch und Höllenthür heiße. Aber das nütze auch nicht, und darum wolle er lieber bei dem kindlichen Verſtand bleiben, der in dieſem Artikel fein malet, denn mit den Klüglern in ihren hohen Gedanken fahren, die ſie ſelbſt nicht verſtehen. „Denn ſolch' Bild kann mir nicht ſchaden, ſondern dienet wohl dazu, daß ich dieſen Artikel deſto ſtärker faſſe und behalte und bleibt der Verſtand rein unverkehrt. (Gott gebe, ob die Pforten, Thor und Fahne ſei hölzern, eiſern oder gar keine geweſt), wie wir doch müſſen alle Ding, die wir nicht kennen, im Bilde faſſen, ob ſie gleich nicht ſo eben zutreffen oder in Wahrheit alſo iſt wie man malet." „Alſo gläube auch ich hie, daß Chriſtus ſelbſt perſönlich die Hölle zerſtört und den Teufel gebunden hat; Gott gebe: die Fahne, Pforte, Thor und Ketten ſei hölzern und eiſern geweſt oder gar keine geweſt; da liegt auch nichts an, wenn ich nur das behalte, ſo durch ſolch' Bild wird angezeigt, das ich von Chriſto gläuben ſoll; welches iſt das Hauptſtück Nutz und Kraft, ſo wir davon haben, daß nicht mich und alle, die an ihn glauben, weder Hölle noch Teufel gefangen nehmen noch ſchaden kann." [10]

Damit iſt der ganze Kreis allgemeiner Vorſtellungen und der gebrauchten Symbole als ein von alters her überkommenes und im Volksbewußtſein feſthaftendes Gut nachgewieſen. Michelangelo hat ſie nach Art ſeiner Kunſt verwendet und ſein großartiges Chriſtusbild in Marmor geſchaffen. Daß er ſtatt der Fahne das Kreuz ſelbſt verwandte und dem Sieger über den Tod die Symbole dieſes Sieges in die Hand geben konnte, iſt ſeine originale Auffaſſung. In dem berühmten Dominikanerkloſter in Florenz iſt ein ſehr ſchönes Bild nach der Art, wie Luther ſie beſchreibt, von Fra Angelico. Der wie auf Erden bekleidete Erlöſer tritt mit dem Kreuz in der Linken durch das gewaltſam aufgebrochene Höllenthor; er ſtellt den rechten Fuß mit dem Wundenmale vor und ſtreckt die rechte Hand den zu befreienden Patriarchen entgegen, die ihm anbetend entgegen-

kommen, während die Teufel fliehen. Dieſes Bild muß Michelangelo in Florenz geſehen haben; und man möchte faſt ſagen, daß ſein Chriſtus mit dem Chriſtusbild auf dieſem Bilde im Profil eine gewiſſe Aehnlichkeit zeige. Wie die Zeit der Renaiſſance die befreiende Wirkung des Hinabſteigens in die Unterwelt unwillkürlich weiter faßte, zeigt ein in den Ufficien bewahrtes Bild des Angelo Bronzino, des jüngeren Zeitgenoſſen Michelangelos, der ein Nachahmer ſeiner Formen war. Auf dieſem Bilde iſt Chriſtus mitten im Limbus dargeſtellt, eine faſt ganz nackte Figur mit der Kreuzesfahne, die auf einen Felſen vortritt und aus der Tiefe zu ihm heraufdrängende, ähnlich nackte Geſtalten von Männern, Frauen und Kindern rettet. Das Kreuz wird ihm dort nachgetragen. Das Bild enthält ſchöne Einzelheiten; aber zweierlei iſt dem Maler nicht gelungen. Die Figur des Chriſtus unterſcheidet ſich nicht von den übrigen Figuren, und die übrigen, zum Theil ſehr ſchönen Geſtalten zeigen mehr ſich ſelbſt, als die Wirkung desjenigen, um deswillen ſie gemalt ſein ſollen. Wer vergleicht, kann nicht verkennen, daß der Kopf des Chriſtus eine nicht ganz gelungene Nachbildung der Statue Michelangelos iſt, und eine ſeltſame Abhängigkeit, die nicht abhängig ſcheinen möchte, tritt an der ganzen Figur hervor. Der Nachahmer, der ſelbſt ſein Vorbild nicht vergeſſen kann, möchte es vor dem Beſchauer verſtecken. Darum ſucht er in allen Hauptbewegungen das Gegentheil der Darſtellung Michelangelos zu geben, die er kopirt. Michelangelos Chriſtus hat den Kopf nach rechts gewendet, dieſer wendet ihn nach links; dort ſind die Hände zuſammen beſchäftigt, hier iſt jede mit eigener Thätigkeit betraut; iſt dort die rechte Hand höher als die andere, ſo iſt hier die linke Hand hoch erhoben, die Rechte nach unten geſtreckt. Hält dort die Rechte den Zeigefinger an dem Kreuze nothgedrungen in die Höhe, ſo muß es hier die Linke bei der Fahnenſtange ohne ſachliche Nothwendigkeit thun. Bei Michelangelo iſt der

Körper in der Hüfte nach links gedreht und ſchreitet aus dieſer Drehung zurückkehrend vor. Bronzino hat ſeine Geſtalt ſo gedreht, daß ſie, um ſich aufzurichten, nothwendig nach rechts zurücktreten muß, und dementſprechend iſt das rechte Bein und der Fuß gezeichnet. Indem ein Mann den rechten Fuß vorwärts im Abſchreiten bewegt, könnte er nicht gleichzeitig mit der rechten Hand in entgegengeſetzter Richtung einen Ruck thun, um Jemand heraufzuziehen, wie doch angezeigt iſt durch das Anfaſſen des links etwas tiefer ſtehenden Alten. Allein die Füße der Geſtalt verrathen, daß Bronzino nicht in eigenen Schuhen ſteht; er hat wohl den Verſuch machen können, den linken Fuß ſeiner Geſtalt vor, den rechten zurückſtellen, aber er hat beide in der Haltung kopirt, die Michelangelo dieſen Füßen für die entgegengeſetzte Bewegung richtig gegeben hat. Der linke Fuß iſt mit der von den vier anderen abgerückten großen Zehe geradezu die Kopie des Fußes in Michelangelos Statue; aber für Bronzinos Geſtalt iſt die Zeichnung falſch. So wie Michelangelo es darſtellt, wird ein Mann ſich mit dem Vorderfuß feſtklammern, wenn er vorſchreitend den Schwerpunkt unter körperlicher Anſtrengung nach vorwärts verlegt; zieht er aber zurück und muß er ſich nach rückwärts drehen, ſo wird er die Zehen lockern und das Gewicht auf den Hinterfuß und die Ferſe legen. Dieſe Abhängigkeit bei dem Verſuche, einen in die Unterwelt eingetretenen Chriſtus mit von Michelangelo verſchiedenen Bewegungen zu zeichnen, wird man als einen nahezu untrüglichen Beweis dafür anſehen dürfen, daß Bronzino noch ganz genau verſtand, was Michelangelo dargeſtellt hatte, der zudem, wie jede Photographie von Kopf und Bruſt zeigt, ſeinem Werke auf der rechten Seite der oberen Bruſt dasſelbe Zeichen eingeritzt hat, welches Bronzino links unten in die Ecke ſeines Bildes ſchrieb: IR = il redentore: der Erlöſer, der ſich anſchickt ſein heiliges Werk zu vollenden, indem er das Gefängniß der Unterwelt ſtürmt.

Die Weisheit in der Wahl des darzuſtellenden Momentes, die Wahrheit der Ausführung bis in die kleinſte Bewegung der Chriſtus-Statue ſind ebenſo bewundernswerth, wie der geiſtige Ausdruck, in dem Michelangelo ihr Geſicht verklärt hat. Der Künſtler, welcher die geiſtige Bedeutung einer Figur zur Geltung bringen will, hat dazu zwei Wege: entweder zeigt er die Perſon in entſcheidenden Augenblicken vor oder nach der Handlung allein — oder in Verbindung mit anderen Perſonen, an welchen die Wirkung ſeines Thuns bemerklich wird. Die Maler, die leichter mehrere Perſonen darſtellen können, bevorzugen im allgemeinen die zweite Auffaſſung. Wir verdanken ihr das herrliche Abendmahl Leonardo da Vincis. Aber, die Erinnerung an die einzige Stellung dieſes Werkes unter vielen der gleichen Bezeichnung genügt auch, um uns deutlich zu machen, welche Schwierigkeit dabei oft nicht überwunden iſt. Die Nebenfiguren ſollen bedeutend ſein; und ſie ſollen doch die Hauptfigur noch bedeutender erſcheinen machen. Das wird ſelten und nur dem größten Verſtändniß der eigenen Kunſtmittel gelingen. Darum ſehen wir oft nur einen als Typus gemalten Chriſtus mit einem Glorienſchein, während von erleuchteten Augen die Klarheit Gottes im individuellen Angeſicht Jeſu Chriſti geſehen wurde. Die Bildhauer dagegen, die durch ihr Material und die ſchwierige Bearbeitung größere äußere Hemmniſſe zu überwinden haben, werden der einzelnen Perſon gewiß dann den Vorzug geben, wenn ſie dieſelbe herausheben und größer als andere, geiſtig bedeutender darſtellen wollen. Sie ſind dann genöthigt, den dramatiſchen Moment ſehr dicht bei, vor oder eben nach dem entſcheidenden Entſchluß zu wählen. Ihre größte Schwierigkeit iſt, daß ſie die Bewegungen des Körpers als die Folge und damit zugleich als Erklärung der geiſtigen Bewegung hinſtellen ſollen. Daran ſcheitern die meiſten Statuen, die oft kaum das Geſicht, geſchweige denn die Bewegung der Glieder als Offenbarung der geiſtigen Bedeutung

der dargeſtellten Perſon darbieten. Wenn aber ein Bildhauer ſeiner Kunſt Meiſter iſt, wird er ſicherlich den großen Vorzug der körperlichen Darſtellung einer einzigen, bewegten Perſon feſthalten. Die einzige Geſtalt hat keine anderen neben ſich, die ſie erſt übertreffen muß; ihre Vorzüge werden von dem Beſchauer mit der Zahl aller anderen, die man ſehen könnte, aber nicht ſieht, ſozuſagen multiplizirt. Handelt es ſich obendrein um eine Exiſtenzform, die ſie allein haben ſoll, und die keine andere Perſon, die man neben ſie ſtellen möchte, in dem dargeſtellten Augenblicke haben kann, ſo vermag der Bildhauer dies nur mit einer einzigen Geſtalt einigermaßen glaubhaft zu machen. Denn ſein Stein, Erz oder Holz wird immer eine körperliche, irdiſche Perſon darſtellen, ob er nun Geiſter in der Unterwelt oder Menſchen, die noch nicht geſtorben ſind, oder den Auferſtandenen darſtellt. Eine Verſchiedenheit der körperlichen Exiſtenzform könnte er nur durch hinzugefügte Symbole, wie die Flügel bei den Engeln ſind, äußerlich andeuten. Es war alſo ein Akt hoher künſtleriſcher Weisheit, daß Michelangelo für ſeine Darſtellung des Auferſtandenen einen Moment wählte, in dem er den Herrn allein zu zeigen hatte und nur ihn allein zeigen durfte: den Beginn ſeiner Wanderung aus dem Grabe in die Unterwelt. Und es iſt der Triumph ſeiner unvergleichlichen Kunſt, daß er jedes Glied in der durch die geiſtige Bewegung zu den Entſchließungen, welche ſie veranlaßt, unbedingt geforderten Stellung zeigt und dadurch die bedeutende Geſtaltung des Angeſichtes noch bedeutender gemacht hat. Aus dieſem Angeſicht leuchtet ernſte Trauer, inniges Mitleid und das helle Licht barmherziger Liebe; die bewegten Glieder ſind ſozuſagen die Nebenfiguren des Malers, welche die Geſinnung, die aus dem Angeſicht leuchtet, durch ihre Bewegungen als thätig und wirkſam erweiſen.

Die Bewegung iſt ſo ebenmäßig über den ganzen Körper und alle Glieder vertheilt, daß dies vielleicht die Urſache iſt, warum

ſie ſo beharrlich überſehen wurde. Und gar Michelangelos Kontrapoſto, d. h. die gegenſätzliche Bewegung der einzelnen Körpertheile, iſt der Wahrheit des Lebens gemäß bis ins Letzte durchgeführt. Der linke Fuß hat die große Zehe weit abgerückt; der rechte muß ſie ohne beſondere Anſtrengung den Zehen parallel halten. Das linke Bein ſteht; das rechte dagegen bewegt ſich vor. Von links iſt der Oberkörper nach der rechten Seite der Geſtalt gedreht; die Muskeln in der größten Ausdehnung; von der Rechten der Geſtalt beginnt die entgegengeſetzte Bewegung. Angeſicht und Hände, die beiden größten Mittel des ſeeliſchen Ausdrucks, ſind nach den entgegengeſetzten Seiten gewendet und doch in einem Gedanken vereinigt. Linker Arm und Hand ſind vor dem Kreuz beſchäftigt; der rechte greift von hinten über. Während die linke Hand den jetzigen Stand des Kreuzes ſichert, bereitet ſich die rechte, es anzufaſſen, um es nach dem folgenden Standort zu bewegen. Wie natülich, daß dies die rechte Hand thut. Und wie entſcheidend für die ganze Stellung der Figur. Der Gegenſatz der Stellung und Bewegung geht bis zu jedem einzelnen Finger der beiden Hände fort. Die linke geſchloſſene Hand, die anderes hält, kann das Ergebniß einer beendeten Handlung ſichern; die rechte öffnet ſich, um eine neue Handlung zu beginnen. Und über dem allen das individuell beſtimmte treue Antlitz, welches zeigt, wie das hohe geiſtige Leben des Dargeſtellten in ſeinem Thun mit voller Anſpannung aller Kraft ganz aufgeht.

Die ſorgſame Ueberlegung der Stellung und des Ausdrucks wird Einem noch deutlicher, ſobald man dieſen Chriſtus mit dem David in Florenz vergleicht. Dieſer Vergleich liegt nahe. Wenn es auch kaum der Mühe lohnt, darüber zu ſtreiten, ob der Held aus Davids Stamm auch äußerlich den individuellen Familienzug jenes Geſichtes an ſich trägt, ſo ſtellte doch dieſer David „mit der Schleuder und nicht mit dem Bogen“, wie

Digitized by Google

Michelangelo das Standbild erklärte, dem Bildhauer eine ähnliche Aufgabe. In Florenz, wo der David ihm lebhaft vor Augen trat, ist der Christus von Michelangelo ausgeführt worden. David ruht auf dem rechten Fuße und bewegt den linken ein wenig, wie er eben die rechte Hand anfängt zu heben. Denn im nächsten Augenblick wird er, seines Zieles gewiß, zum Angriff vorspringen, den Stein aus der Linken in die Schleuder der Rechten legen und den Gegner treffen. Es ist der Augenblick der letzten höchsten Sammlung gewählt. Das Leben scheint ganz nach innen gezogen, auf der Stirne liegt ein dunkler Schatten wie eine schwere Gewitterwolke, die sich zusammenzieht. Der Sturm der Erregung schweigt, alles wird still, aber im nächsten Augenblick wird der Blitz aus den Augen brechen und der Stein fliegen, der den riesenhaften Gegner niederstrecken soll. Der junge David ist ein Held, der in diesem Kampfe sich sammeln muß, um sich zu bewähren. Wie anders dagegen der Christus, der den Tod überwunden hat. Er ist des Sieges gewiß; er ist ein Mann; die geistige Klarheit leuchtet ihm von der hellen Stirn, die das gescheitelte Haar freiläßt; und seine Kraft wird gestärkt durch die letzte Nachempfindung der Todesschmerzen, die er geschmeckt hat. Sieht man genau auf die Mundwinkel und die Wangen, so merkt man fast gradezu die letzte Bewegung des Schmeckens, die zugleich eine Vorbereitung des Redens ist, wie man sie oft an innerlich tief bewegten Menschen wahrnehmen kann. Der hier reden will, hat die Bitterkeit des Todes geschmeckt, und indem er damit sein Erbarmen zum entscheidenden Entschluß aufweckt, giebt er mit dem festen Willen zu erlösen auch der Siegeszuversicht Ausdruck. Mit seinem Kreuz, das weiß er nun sicher und gewiß, kann er die stärkste Pforte brechen, das festeste Gefängniß zerstören und den schlimmsten Feind besiegen. So bringt dieses Christusbild den Sieg Christi über Sünde und Tod und alle dunkele Gewalt, die aus ihnen stark wird, in einer

Weiſe zur Darſtellung, wie kein Bild der Auferſtehung aus dem Grabe es vermag, weil dieſes letztere, der Maler oder Bildhauer mag ſich ſtellen, wie er will, immer nur einen Triumph über die Naturgewalt des Todes darſtellt. Im Anblick des ergreifenden Angeſichtes habe ich auf einer der oberſten Stufen der Treppe, die an ihm vorbeiführt, lange geſeſſen. Die Leute ſind um mich gekommen und gegangen; ich habe ſie kaum beachtet; der Küſter hat nicht begreifen können, daß mir für alle ſonſtigen Herrlichkeiten, die er zu zeigen hat, keine Luſt kommen wolle. Mich aber hat dieſe eine Geſtalt ganz überwältigt und erfüllt; und ich habe dort meine andächtigſte Stunde in Rom verbracht. Die Hoheit der aus Todesleid zu Thaten rettender Liebe wiedergeborenen Geſinnung hat dort eine der höchſten künſtleriſchen Darſtellungen gefunden, die ſie je finden wird. Als ich hinausging in die Stille, war mir, als käme ich von der gewaltigſten Predigt eines evangeliſchen Mannes; und ich müßte mit einer großen unſichtbaren Gemeinde ſingen: „Mir nach ſpricht Chriſtus unſer Held.“ Das iſt kein Chriſtusbild der Vergangenheit, das iſt ein Chriſtusbild für eine beſſere Zukunft.

Es iſt John Addington Symonds, der in ſeinem ſchönen Buche über die Renaiſſance in Italien die Bemerkung macht, daß Michelangelos Einſamkeit mit der Größe ſeines Charakters und dem Weſen ſeiner Ideale zuſammenhänge. „Von Dante zu Plato, von Plato zu Chriſtus, ſo lebte er ein Fremdling auf dieſer Erde, in Gemeinſchaft mit den Seelen der Größeſten.“[11] Er ließ ſeine Werke einer in der Gegenreformation herunterkommenden Welt, die bei jeder unbekleideten Geſtalt an ihre eigene Gemeinheit dachte, und dieſe zu bedecken meinte, wenn ſie nur ſinnlich gedachte Körper mit Kleidern bemalte; ſeine Anregung konnte nicht haften und wirken, wo verlotterte Geiſter die Geſinnung Jeſu mit Füßen traten, aber vor der dogmatiſchen Korrektheit devote Verbeugungen machten und nicht mehr aus eigenem Gewiſſen und

ſelbſt erfahrener Wahrheit ihre Werke ſchufen. An dieſem Umſtande wird es liegen, daß die Augen der Menſchen in Bezug auf das Verſtändniß dieſes Werkes durch die Tradition ſolange gefangen blieben. Denn allerdings, vor fanatiſchen Augen könnte es als eine in Stein gehauene Ketzerei erſcheinen. Nach dem Dogma iſt nicht der menſchliche Leib Chriſti, ſondern ſeine Seele mit der Gottheit zur Unterwelt gefahren. Dem Maler konnte man es nachſehen, wenn er den in die Unterwelt eintretenden Erlöſer mit den Zeichen der Wundmale darſtellte, wie dies auch Fra Angelico in ſeinem Bilde in dem Dominikanerkloſter in Florenz gethan hatte; aber die körperliche Geſtalt des Auferſtandenen auf dieſen Weg zu ſtellen, das mag dem dogmatiſirenden Geiſte der ſpäteren Zeit zu viel geweſen ſein. Zumal in einer Geſtalt, die ſo völlig den Anſpruch erhebt, für einen lebendigen Menſchen, nicht bloß für einen Schemen, eine Seele ohne Leib, doch etwa in Menſchenform, gehalten zu werden. Denn jene Auffaſſung galt als die gemein chriſtliche Lehre. Für ſie iſt auch in evangeliſchen Kreiſen geeifert nnd die weitblickende Mahnung Luthers über die Berechtigung der bildlichen Darſtellung vergeſſen worden. Die Reformatoren wußten recht wohl, daß die Hölle nicht der vorgeſtellte Ort in den Tiefen der Erde ſein könne, deſſen Leugnung von kindlich unwiſſenden Geiſtern zuweilen als ein großer Triumph der modernen Naturwiſſenſchaft hingeſtellt wird. Luther ſagt einmal, „daß die Hölle ein ſonderlicher Ort ſein ſollte, da die verdammten Seelen jetzt innen ſind, wie die Maler malen, und die Bauchdiener predigen, halte ich für nichts.“ [12] „Die Hölle nennet die Schrift den heimlichen verborgenen Ort, welcher außerhalb dieſes leiblichen Lebens, außerhalb aller Jahre, Tage, Stunde, Zeit und alles leiblichen zeitlichen Weſens iſt, da die Seele hinfährt, welches mit Vernunft nicht zu begreifen iſt. Wo aber, und was das ſei, iſt verborgen nnd kann Niemand wiſſen; denn die Schrift ſagt nichts davon,

bis daß Gott die Todten auferwecket und alles offenbaret . . . Die Todten ſind außerhalb aller Zeit, Stunde, Jahr und Stelle; denn was außerhalb dieſes leiblichen Lebens iſt, das iſt außer aller Zeit und Stelle; wie wir auch werden nach der Auferſtehung in Ewigkeit ſein, und wird gefaſſete Zeit und Stelle nicht mehr ſein.“ [13] Daher wollte man zuerſt im älteren Proteſtantismus die nähere Erklärung des Satzes „hinabgefahren zur Hölle“ nicht allgemein feſtſtellen. Bald aber ſetzte eine doppelte Bewegung ein. Man ſollte nicht darüber ſtreiten, rieth Melanchthon noch 1550, als vom Rath der Stadt Hamburg in Wittenberg angefragt war, weil die Erklärungen des Superintendenten Aepinus, daß nur die Seele Jeſu zur Unterwelt gefahren ſei und dort die Höllenſtrafen für die Menſchen erlitten habe, trotz einem Dekrete des Rathes noch Widerſpruch fanden. Der hamburgiſche Rath ließ ſich aber bereden, daß das Dekret richtig ſei, und nöthigte ſogar 1552 einige Geiſtliche, welche dieſe Deklaration nicht annehmen wollten, die Stadt zu verlaſſen, was freilich nicht verhindert hat, daß ſeine eigene Beſtimmung und des Aepinus Lehre von der Konkordienformel (Art. 9) ſpäter verworfen wurde. Denn dieſe ging dazu über, Luthers Vertheidigung der Vorſtellung einer Hölle, zu welcher die Maler Chriſtum gehen laſſen, für ſeine poſitive Lehre zu nehmen unter Mißachtung der ſtarken Einſchränkungen, die, wie oben gemeldet, Luther ſofort dazu geſetzt hatte. „Wir glauben,“ heißt es in der Konkordienformel, „daß die ganze Perſon Chriſti, Gott und Menſch, nach dem Begräbniß zur Unterwelt hinabgeſtiegen ſei, den Satan beſiegt, das Reich der Unterwelt zerſtört und dem Teufel alle Macht und Gewalt genommen habe.“ Aber ſie verbieten, weiter darüber zu ſpekuliren. Auf der reformirten Seite dagegen wurde die Kritik der Höllenvorſtellung in den Vordergrund gerückt und damit die Bedeutung der alten Lehre immer weniger verſtanden. Wo dieſer Einfluß vorherrſchte, gelangte man dazu,

die ganze Lehre als Allegorie der Schmerzensqualen Jeſu aufzufaſſen, wobei man das Verſtändniß für die bildliche Darſtellung eines Kampfes verlieren mußte; ohne Zweifel tönt aus den Worten Grimms, daß ein Bild des Erlöſers nur das Sanfte, Duldende, nicht aber den Kämpfer zeigen dürfe, ein Nachklang dieſer Auffaſſung.

In unſeren Zeiten möchte man hoffen, daß die tiefere Erfaſſung der religiöſen Kräfte und die freiere Stellung zu den dogmatiſchen Vorſtellungen auch der Freude an den großen Gebilden echt religiöſer Kunſt zu Gute käme, man darum auch ernſtlicher danach ſtrebte, das wirklich Bedeutende in Nachbildungen zugänglich zu machen. Michelangelos Standbild des Erlöſers iſt bei uns gewiß auch um deswillen ſolange nicht beſſer verſtanden und gewürdigt worden, weil wir keinen guten Abguß in unſeren Muſeen ſehen können. König Franz I. wollte einen ſolchen für Paris beſchaffen; aber Niemand, der dies anführt, weiß, was aus dem Plane und den Formen geworden iſt. Hoffentlich wird die Zeit der freundlichen Annäherung an Italien für uns jetzt benutzt. Unſeren Kaiſer, den man in Italien ſo hochſchätzt, ſollte ein Mann, der um die Kunſt redlich ſorgt und ſolches Anliegen vorbringen mag, ernſtlich bitten, daß er helfe, den deutſchen Kunſtſammlungen einen Abguß des Werkes, wie es Michelangelo geſchaffen, zuzuführen. Es wäre ein großes Verdienſt und würde dem Studium und dem Verſtändniß der eigenartigen, einzigen Kunſt des großen Mannes zum höchſten Vortheil gereichen. Und indem es die in ſeinen größten Werken pulſirende Kraft und Wahrheit anſchaulich machte, würde es vor allem der kirchlichen Kunſt unter uns Evangeliſchen zu geſunder Weiterentwickelung Hülfe bringen gegen den ſentimentalen Zug der katholiſirenden Symbolik. Von den profanirenden Wegen der modernen Naturaliſtik zeigt dieſer große Mann einen von geiſtiger

Wahrheit erfüllten, zu individuellen Geſtalten führenden Realismus.

Vielleicht hätte die deutſche Theilnahme an Michelangelos Kunſt dann auch den Muth und das Glück, das große Hauptwerk ſeines Lebens aus den zerſtreuten Theilen zuſammenzuſtellen, nämlich die Verkündigung des neuen Lebens, das Jeſus Chriſtus in die neue Welt gebracht hat. Nicht das Juliusdenkmal, um das ſoviel Buchſtaben-Jammer durch die Kunſtgeſchichte geht. Denn es bleibt doch ſehr zu bedenken, ob es nicht eine günſtige Fügung für die bleibende Wirkung Michelangelos iſt, daß er in der Durchführung dieſes Werkes den klaffenden Zwieſpalt zwiſchen ſeinem innerſten Leben und dem zu verherrlichendem Manne der Welt nicht offenbaren mußte. Nach antiken Muſtern war beſtimmt, daß Gefangene, gefeſſelte Sklaven, wie man ſagte, als Sinnbilder der von dem Papſte unterworfenen und beſiegten Menſchen und Provinzen an dem Denkmal ſollten angebracht werden. Zwei davon ſind vollendet und gehören jetzt zu den größten Schätzen des Nationalmuſeums im Louvre; es ſind die ergreifendſten Darſtellungen hoffnungsloſen menſchlichen Leidens, das vergeblich mit einer Knechtſchaft ringt, die bis in die Seele greift. Wen können ſie verherrlichen? Etwa den, der ſie gebunden; oder nur den, der im ſtande wäre, ſie zu befreien? Das nicht zurückhaltende Mitleid mit den Beſiegten wäre in jeder ehrlichen Empfindung die ſtärkſte Verurtheilung des verherrlichten Siegers geworden. Mit einem Papſtbilde zuſammen hätte man den Anblick dieſer gefeſſelten Sklaven empfunden wie einen unbewußten Aufſchrei des menſchlichen Gewiſſens gegen die falſche politiſche Stellung und die irreführende kirchliche Gewalt des Papſtthums, davon eine ſtarke Erregung durch die Geiſter des ſechzehnten Jahrhunderts ging; eine in Stein gehauene Predigt Savonarolas würde man ſie nennen müſſen, wenn man ſie einigermaßen richtig bezeichnen wollte. Dieſe Gefeſſelten erdrücken

jede andere Geſtalt bis auf die eine, welche Denjenigen verkörpert, der die Freiheit der Kinder Gottes in der Welt herſtellt, den Erlöſer mit ſeinem Kreuze. Brächte man ſie an einem Poſtamente an, das dieſe Geſtalt zu tragen hätte, ſo wären ſie an ihrem Platze. Und auch nur dieſer Geſtalt gegenüber würde der gewaltige Moſes, der es mit dem Geſetz und der äußeren Gewalt zwingen will, in eine dienende Stellung rücken.

Darum könnte man wohl denken, es würde in einem großen Denkmal das Größte zum Großen vereinigt und etwa fehlendes nach Michelangelos Motiven ergänzt. Eine angemeſſen hohe Aufſtellung des Erlöſers würde einen Unterbau erfordern, der wegen der nicht wirkenden Rückſeite an eine Wand zu rücken wäre. An die vier Ecken dieſes Unterbaues hätte man unten hinzuſetzen an die Wand auf der linken Seite den Moſes, auf die andere Seite den trauernden Jeremias aus den Bildern der Sixtina; an die vordere Ecke der Moſesſeite in geiſtiges Schauen verſunken den Apoſtel Johannes; auf die andere Seite, zum Verkündigen ſich erhebend, den Apoſtel Paulus.

Der Gedanke hat mich in Rom nicht wieder verlaſſen wollen. Es war in der hellen Kirche St. Maria degli Angeli, die Michelangelo aus den Thermen Deokletians geſtaltet hat, wo der heilige Hieronymus, von Girolamo Muziano gemalt, durch die Haltung des Körpers, die Zahl und Lage der Gewänder ſtark an den Moſes des großen Florentiners erinnert. Da packte mich die Vorſtellung wieder, und mir war, als ſähe ich in dem weiten, lichten Abſchluß des jetzigen Querſchiffes die vier Geſtalten des Moſes, des Jeremias, eines Apoſtels Johannes und des Paulus um einen verhüllten hohen Aufbau ſitzen. Ich wurde hingeführt zuerſt auf die Seite des Jeremias und Paulus nach rechts; der Vorhang fiel und ich ſah eine Darſtellung der Taufe Jeſu. Dann wurde ich auf die entgegengeſetzte Seite geführt; und ich ſtand vor dem Gekreuzigten; ich erbebte. Und

zuletzt führte mich dieſelbe Hand vor die Mitte des Denkmals, und es trat mir entgegen die Pietà, das Bild des in ſeinem Tode auf dem Schoß der Mutter ruhenden Herrn. Indem ich noch ſchaute, hob ſich der Vorhang weiter, und an den abgeſchrägten Ecken des hohen Poſtamentes waren die beiden gefeſſelten Gefangenen zu ſehen, zu welchen der auf dem Poſtamente ſtehende Erlöſer aus der Minerva hinabſchritt. Ueber das Ganze war mit einfachen goldenen Buchſtaben an die Wand geſchrieben: „Er hat Gehorſam gelernt. Und iſt gehorſam geweſen bis zum Tod am Kreuze; darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt, daß in dem Namen Jeſu ſich beugen ſollen aller Derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde ſind, und alle Zungen bekennen ſollen, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſei zur Ehre Gottes des Vaters.“ Als ich zutreten und näher ſehen wollte, fiel der Vorhang nach vorne über, und das Bild verſchwand; nur war es ſo anzuſehen, als ob an der Wand, über dem Moſes und Jeremias, den Gefeſſelten entſprechend, noch zwei herrliche befreite Geſtalten, die Liebe und die Geduld, geſtanden hätten, die mit verſchwanden. „In Rom eine verſchwindende Viſion,“ mußte ich, aus meinen Träumen erwachend, leiſe für mich hinſprechen. „Aber könnte ſie nicht einmal in deinem Vaterlande wirklich werden, wenn auch nur in einem monumentalen Bau, in dem ein weiter Raum weniger für die Gemeindeverſammlung und Predigt, als für die große Aufführung der Paſſionsmuſik hergerichtet wäre? . . . Vielleicht, wenn Liebe und Geduld mit der Wahrhaftigkeit im Bunde das hohe Haus der evangeliſchen Kirche bauen.“

# Anmerkungen.

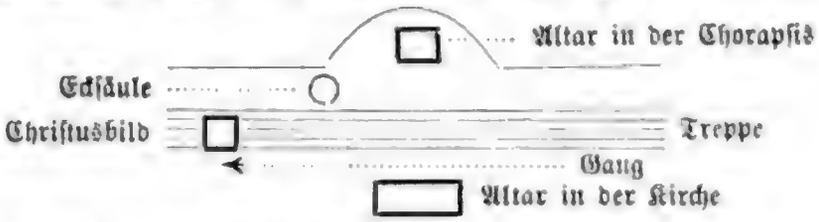
[1] Anton Springer, Rafael und Michelangelo, 1895, II. S. 209.

[2] Adolf Philippi, Die Kunſt der Renaiſſance in Italien, II. 661.

[3] H. Knackfuß, Michelangelo, S. 75.

[4] The life of Michelangelo Buonarotti. 2 Bde. London 1893.

[5] Die Statue erſcheint gleichſam in einer Niſche ſtehend, während ſie frei vor der Wand ſteht, an welcher die Säule ſich befindet.




[6] Rede des Thaddäus, Euſeb. 1, 13.

[7] Vergl. meine Abhandlung über dieſes Evangelium, Proteſtantiſche Kirchenzeitung 1893, 178.

[8] Vergl. Hilgenfeld und Harnack zu Herm. IX, 16.

[9] Proteſtantiſche Kirchenzeitung a. a. O., S. 183. Es iſt übrigens lehrreich zu ſehen, wie ſelbſt in der reformirten Kirche Frankreichs gerade in Kreiſen, welche die überlieferte Form der Dogmen zu konſerviren trachten, die Empfindung für die große Bedeutung dieſer Hoffnung zunimmt und nach Mitteln und Wegen ſucht, das überlieferte Dogma umzudeuten oder an Stelle desſelben eine veränderte Auffaſſung als ſchriftgemäß zu erweiſen. Man vergleiche die intereſſante Studie von C. Bruſton, Doyen de la Faculté de Théologie de Montauban. „La descente du Christ aux enfers d'après les apôtres et d'après l'église.“ Paris 1897. Auch die dort angeführten Stellen aus anderen Schriftſtellern. So aus einer Predigt von A. Gout: La descente du Christ aux enfers: „Il y a donc par delà les régions de cette terre un monde où de pauvres captifs attendent qu'une parole liberatrice vienne briser leurs fers et, en les affranchissant du péchè, les fasse entrer en partage de la vie éternelle. Il y a un monde où le salut est encore possible, où l'évangile est encore annoncé, où le Christ accomplit journellement des miracles de conversion“ ꝛc.

[10] Luthers Werke, Ausgabe von Walch, X, S. 1354—1361. Es wäre wohl der Mühe werth, daß einmal ſämtliche Beſchreibungen von alten Kirchenbildern, die Luther giebt, von Jemand zuſammengeſtellt und dazu ſeine Aeußerungen über das Recht und die Freiheit der künſtleriſchen Darſtellung im Zuſammenhang gezeigt würden. Da würde man deutlich ſehen, um welchen Schatz geſunder Auffaſſung und wieviel nützliche Anregung der romantiſche Schwindel die deutſche Kunſt faſt betrogen hätte.

[11] John Addington Symonds, The renaissance in Italy; the fine arts, S. 390.

[12] Walch, Luthers Werke VI, 2651.

[13] A. a. O. V, 2304.

Die Abbildungen ſind nach römiſchen Photographien in der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg hergeſtellt; die Hand mit den Symbolen nach der hier von Herrn Hofphotographen Huß gefertigten Vergrößerung dieſes Theiles der römiſchen Photographie.

# Wie wächst das Erz?

Von

**Dr. O. Lang**
in Hannover.

Mit 20 Abbildungen und einer Buntdrucktafel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

„Es grüne die Tanne,
Es wachſe das Erz!
Gott gebe uns Allen
Ein fröhliches Herz!“

Wohl in Manchem, der den alten Harzſpruch liebgewonnen, wird bei ſeiner näheren Betrachtung die Frage aufgetaucht ſein, was mit der zweiten Zeile eigentlich beſagt ſei und ob in ihr nicht ein Fallſtrick verborgen liege für den Beſitztitel einer allgemeinen Bildung. Sollte der Harzer, die grüne Tanne vor Augen, das Erz beim Wachſen belauſcht haben? und wenn auch das nicht, ſo doch daran glauben? Für einen ſolch poeſieloſen Geſchäftsmenſchen wird ſich wohl auch Niemand, dem jener Spruch wirklich lieb geworden, erfinden laſſen wollen, daß er vorſchlüge, dieſe Zeilen bedeuteten ſinnbildlich nur ein Floreat der Holzinduſtrie und ein Crescat der Bergproduktion; damit zeigte er für den Charakter weder des Harzers noch ſeines Spruches Verſtändniß: nicht dem todten, nutzbaren Holze gilt ſein Wunſch, ſondern der lebenden Tanne, dem Walde; gleicherweiſe dem Erze und nicht dem dasſelbe hinwegnehmenden Gewerbe. Die Erinnerung an Arndts: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“ führt zur Erkenntniß, daß auch hier die Entſtehung und Entwickelung des Erzes gemeint iſt. Sind aber dieſe nebeneinander geſtellten Verhältniſſe für Tanne und Erz auch einander ähnlich? Haben organiſche und unorganiſche Naturprodukte dieſelben Wachsthumsverhältniſſe? Darf man als „Gebildeter“ ſo etwas

nachſprechen, ohne ſich der Verhältniſſe klar bewußt zu ſein? Vielleicht hat manch Einer darüber gar keinen Zweifel, zumal wenn er ſich der haarbüſchel- und moosförmigen Gebilde natürlichen gediegenen Silbers von Kongsberg (Norwegen) erinnert, die ſeit zwei Jahrhunderten in allen Sammlungen verbreitet ſind; nicht ſo wohl manch Anderer, dem es eine willkommene Ausfüllung der Mußeſtunden ſein wird, aus dieſen Zeilen den Stand unſerer Kenntniſſe vom Wachsthum der Erze zu erfahren.

Bevor ich mich aber dieſer Aufgabe zuwende, muß ich darauf hinweiſen, daß „Erz" keinem feſt umſchriebenen Begriffe entſpricht. Der allgemeine wiſſenſchaftliche Sprachgebrauch verſteht zwar unter „Erz" nur metallhaltige Mineralien, aus denen unter Umſtänden das Metall auch techniſch gewonnen werden kann; es giebt jedoch auch Bergleute, die mit dieſem Namen überhaupt „nutzbare", wenn auch nicht metallhaltige Mineralien bezeichnen, wie z. B. Apatit und Phosphorit. „Metallglanz" und andere an Metalle erinnernde Eigenſchaften beſitzen durchaus nicht ſämtliche Erze, aus denen Metall gewonnen wird, z. B. nicht manche hochgeſchätzte Eiſen- und Zinkerze, ſowie große Maſſen amerikaniſcher Silbererze, deren Abbau der Volkswirthſchaft ſo verhängnißvoll wurde, — andererſeits verbürgt der Metallglanz, z. B. bei vielen Glimmern noch keineswegs einen Nutzungswerth. Auf die Abgrenzung der Erze von den übrigen Mineralien, d. i. homogenen (oder „ſtoffeinigen") unorganiſchen Naturprodukten brauchen wir aber hier überhaupt kein Gewicht zu legen, denn was wir von dem Wachsthum der Mineralien im allgemeinen wiſſen, das dürfen wir als auch von dem der Erze im ſpeziellen gültig hinſtellen; da nun zumal die Mehrzahl der letzteren infolge ihrer „metalliſchen" Eigenſchaften ſchlechtes Beobachtungsmaterial abgeben, indem ſie ſelbſt in den allerdünnſten Blättchen und Partien nur ſchwach durchſcheinend oder gar nicht durchſichtig werden, die übrigen Mineralien dagegen

außer ihrer für die Beobachtung und das Experiment günſtigeren Eigenſchaften ſchon ihrer größeren Zahl und Mannigfaltigkeit halber reichlichere Beiträge zur Löſung der Wachsthumsfrage geliefert haben, ſo thun wir gut, uns nicht auf die Berückſichtigung jener zu beſchränken, ſondern die Aufgabe dahin auszudehnen, die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten in den Wachsthumsverhältniſſen von Organismen und Mineralien darzuſtellen.

Daß in betreff des „Werdens", der Entſtehung, ganz abgeſehen von der Materie, ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen jenen obwalte, liegt wohl jedem Gebildeten, auch ohne daß ihm die Gründe gegenwärtig und geläufig ſind, im Bewußtſein. Von den Organismen nämlich ſteht feſt, daß jeder ſich aus einer Zelle entwickle; dieſe erſte Zelle muß gegeben ſein. Von den Mineralien dagegen wiſſen wir, daß dieſelben „ſich abſcheiden", entweder aus dem tropfbar- oder gasförmig-flüſſigen Zuſtande ihrer eigenen Subſtanz (erſteres nennen wir die Erſtarrung aus „Schmelzfluß", letzteres durch „Sublimation"), oder aus Löſungen in Medien verſchiedener Art; dieſe Löſungen ſind meiſt tropfbar-flüſſig, und iſt das verbreitetſte Löſungsmittel das Waſſer. Die Verhältniſſe, welche zur Abſcheidung von Mineralien aus ſolchen Löſungen führen, ſind theils mechaniſcher (phyſikaliſcher) Art und verändern die Löſungsfähigkeit des Mediums, theils chemiſcher, auf der „chemiſchen Verwandtſchaft" begründet; jene, z. B. das „Abdampfen", laſſen ſich ſchließlich alle auf Aenderungen in den Verhältniſſen des Druckes (der Attraktion) oder, moderner ausgedrückt, in den Molekularbewegungen zurückführen.

Trotz dieſer weſentlich verſchiedenen Entſtehungsverhältniſſe der Subjekte beider Naturreiche finden wir doch auch in einer weſentlichen Beziehung eine Uebereinſtimmung: auf beiden Wegen entſtehen Individuen.

Daß die organiſchen Weſen Individuen ſind, iſt in Anbetracht der höher ſtehenden, mannigfaltiger differenzirten und reicher organiſirten unter ihnen wohl Jedermann gegenwärtig; letzteres kann ich aber nicht bezüglich der Mineralien vorausſetzen; auch muß ich gleich einſchränkend geſtehen, daß ſolche Individualität nicht von allen Mineralien nachgewieſen iſt und daß es einige, aber verhältnißmäßig nur ſehr wenige und auch wegen ihrer gewöhnlich nur geringen Maſſenentwickelung nicht ausſchlaggebende „amorphe“ Mineralien giebt, welche ſie nicht erkennen laſſen; dieſelben, deren bekannteſte Vertreter die natürlichen Gläſer (Obſidian und Pechſtein), ſowie die waſſerhaltige Kieſelſäure (Opal) ſind, entſprechen dem Begriffe eines Minerals oft ſchon dadurch nicht, daß ihre „Stoffeinigkeit“, d. h. der genau gleiche chemiſche Beſtand in allen Theilen fraglich iſt; man kann ſie als vorzeitig erſtarrte Löſungen betrachten und ihnen die gewerblich viel benutzten „Legirungen“ von Metallen (in beſtimmten chemiſchen Verbindungen nicht entſprechenden Mengungsverhältniſſen) unterordnen.

Worauf begründet ſich aber dieſe Behauptung der Individualität? — Die Mineralien zeigen in ihrer überwiegenden Mehrzahl trotz ihrer Stoffeinigkeit oder Homogenität ihre phyſikaliſchen Eigenſchaften nicht nach allen Richtungen gleichmäßig ausgebildet: dann ſind aber die verſchiedenen Intenſitätsgrade derſelben regelmäßig im Raume angeordnet, und entſpricht dieſer regelmäßigen Anordnung ein inneres, jeder einzelnen Mineralſpezies (unter beſtimmten Verhältniſſen des Druckes und der Temperatur) eigenthümliches („kryſtalliniſches“) Gefüge und bei nach außen ungehinderter Entwickelung des Individuums auch eine demſelben weſentliche regelmäßige Geſtalt („Kryſtallform“); beſitzen die Individuen letztere, ſo nennt man ſie „Kryſtalle“; dieſe ſind die vollkommenſten Individuen, ihre Menge iſt jedoch gegenüber derjenigen der im Maſſengedränge

verkrüppelten, nicht mit geſetzmäßiger Form geſchmückten. immerhin aber auch „kryſtalliniſchen“ Individuen eine ſehr geringe; nichtsdeſtoweniger ſind die Mineralkrüppel auch Individuen, gleicherweiſe wie bei den Organismen die Krüppel Individuen ihrer Art bleiben, und vermag der Mineralog von jedem Kryſtallkrüppel, ſelbſt wenn ſolche von gleicher Art in innigſter Verwachſung vorliegen, auf Grund der phyſikaliſchen Erſcheinungen genau anzugeben, wie weit ſich dieſes Individuum erſtrecke und wie weit jenes, welche Form und Größe jedes habe und anderes mehr; auch darf die gewöhnliche Verkrüppelung deshalb zu keiner Geringſchätzung ihrer Individualität verleiten, weil ſie faſt durchgehends nur die äußere Form betrifft, nicht die innere Struktur, was bekanntlich bei den Krüppeln des organiſchen Reiches ſeltener der Fall iſt.

Individuen haben wir alſo zweifellos auch in den Mineralien vor uns, wie in den Organismen; dazu kommt noch ein Punkt der Uebereinſtimmung, deſſen gleich allgemeine Gültigkeit allerdings nicht erwieſen iſt. Bekanntlich machen die meiſten Organismen vor Erlangung ihrer Dauerform embryonale und ſonſtige Entwickelungs- oder Uebergangszuſtände durch. Entſprechende Embryoformen ſind auch bei verſchiedenen Mineralien erkannt worden, während ſie bei anderen zu fehlen ſcheinen. Das Verdienſt, zuerſt dergleichen nachgewieſen zu haben, gebührt dem früh verſtorbenen H. Vogelſang. Löſt man Schwefel und Canadabalſam in Schwefelkohlenſtoff auf, ſo verlangſamt der beim Verdunſten des letzteren ſich neben dem Schwefel mit abſetzende Balſam die Bildung und das Wachsthum der Schwefelindividuen; beobachtet man alſo einen auf ein Objektglas gebrachten Tropfen jener Löſung unter dem Mikroſkop, ſo ſieht man zunächſt ſich äußerſt kleine, glatte, kugelförmige, im Innern vollkommen homogene, aus Schwefelſubſtanz beſtehende Gebilde, ſog. „Globulite“ ausſcheiden; die-

ſelben zeigen noch nicht die optiſchen Erſcheinungen, welche den Schwefelkryſtallen eigenthümlich ſind; ſie treten iſolirt auf, ſowie auch in perlſchnurähnlichen Aneinanderreihungen („Margariten“) oder cylindriſchen Verwachſungen („Longuliten“); zuweilen verſchmelzen mehrere miteinander, was auf einen flüſſigen Zuſtand der Schwefelſubſtanz ſchließen läßt und gegen die Deutung der Globuliten als Individuen ſpricht. Zu letzteren ſcharen ſich aber die Globuliten in den ſog. „Kryſtalliten“, Gebilden, denen eine regelmäßige Gliederung oder Gruppirung, z. B. nach drei oder vier Achſen, eigenthümlich iſt, ohne daß ſie im ganzen oder in ihren einzelnen Theilen die allgemeinen Eigenſchaften kryſtalliſirter Körper, insbeſondere deren regelmäßige polyëdriſche Umgrenzung zeigen. Das ſind alſo Individuen, aber Individuen, welche von den Dauerformen der Individuen, in dieſem Falle des Schwefels, ſowohl morphologiſch als phyſikaliſch noch vollſtändig abweichen und als Embryonen der (falls ſie durch ihre Umgebung nicht in dieſer Form feſtgehalten werden) plötzlich an ihrer Stelle erſcheinenden Dauerindividuen angeſprochen werden können; ich will nicht verſchweigen, daß man ſie auch als „Globulitenkolonien“ den mit regelmäßig wiederkehrender Form ausgeſtatteten Organismenkolonien, z. B. der Schwämme, an die Seite ſtellen könnte. Als Embryonalſtadium läßt ſich ferner die viel häufiger beobachtbare Erſcheinung deuten, daß von zahlreichen Mineralarten die kleinſten Individuen („Mikrolithe“), welche ſich phyſikaliſch ſchon ganz gleichartig mit den größeren Kryſtallen erweiſen, ſoweit ſie ihrem ſpezifiſchen Triebe nach regelmäßiger äußerer Form haben folgen können, jenen gegenüber einfachere Formausbildung beſitzen; dieſe Erſcheinung fällt deshalb auf, weil, abgeſehen von jener Mikrolithen-Größenſtufe, der Formenreichthum der Kryſtalle keineswegs mit dem Wachsthum ihrer Dimenſionen zu ſteigen pflegt.

Der Leſer könnte aber vorſtehende Mittheilungen dahin

mißverſtehen, daß wir den eigentlichen allmählichen Uebergang von einem Entwickelungsſtadium zum anderen wirklich beobachten könnten. Das iſt nicht der Fall. Wir ſehen immer nur die einzelnen Stadien, können aber die Uebergänge, welche ruckweiſe eintreten, nicht direkt verfolgen.

Mit dieſer Betrachtung ſind wir aber ſchon zum zweiten Theile meiner Aufgabe gelangt, der Vergleichung der Vorgänge beim eigentlichen Wachsthum, bei der Größenzunahme; auch dieſe erfolgt bei den anorganiſchen Individuen für unſere Beobachtung „ruckweiſe"; bei dem Organismenwachsthum iſt das ja meiſt auch der Fall, kommt aber oft dem Beobachter nicht ſo zur Empfindung. Wer ſich von dem Pflanzenphyſiologen zeigen läßt, wie „das Gras wächſt", eine Demonſtration, welche, ohne großen Apparat ausführbar, immer dankbare Zuſchauer finden wird, dem mag dieſes Wachsthum ganz allmählich erſcheinen, während derſelbe Beobachter, wenn er das oben angeführte Experiment mit der Schwefellöſung ausführt, ſich über das ruckweiſe Wachsthum der kleinen Kryſtalle verwundern wird. Das kommt einmal daher, daß im letztgenannten Falle die Größenzunahme lokaliſirt zu ſein pflegt, der tieferliegende Grund aber iſt der, daß die weſentlichſten Wachsthumsverhältniſſe für beide Naturreiche ganz verſchiedene ſind: gegeben einerſeits eine organiſche Zelle, andererſeits ein Kryſtallmolekül; beiden ſoll aus der Umgebung genügende Stoffzufuhr (Nahrung) zum Wachsthum werden: da wächſt jene durch Aufnahme des Nährſtoffes ins Innere (durch „Intusſusception"), dieſes dagegen durch äußerliche Anlagerung („Appoſition").

Dieſe Verhältniſſe ſind bei ihrer theoretiſchen Wichtigkeit natürlicherweiſe vielfach auf ihre Thatſächlichkeit geprüft worden; an Zweiflern hat es auch nicht gefehlt, und daß anſcheinend widerſprechende Erſcheinungen von jeher Intereſſe erregt haben,

wird man begreiflich finden. Manchmal hat auch nur ein unglücklicher Ausdruck Verwirrung geſchaffen. Der Kampf hat ſich dabei meiſtens auf unorganiſchem Gebiete abgeſpielt, denn abgeſehen von dem Punkte, daß nicht allein für das Wachsthum der Zelle als eines Ganzen, ſondern ſelbſt für dasjenige von Zellentheilen, nämlich den Zellenhäuten oder -Wänden die neueren Pflanzenphyſiologen die Intusſusception ſtatuirten an Stelle der von älteren hier angenommenen Appoſition, hat es ſich nur um Behauptungen von organiſchen Bildungsverhältniſſen für unorganiſche Gebilde gehandelt. So hat vielleicht mancher Leſer ſchon von der „unorganiſchen Zelle" gehört; dieſelbe ſollte die Intusſusception demonſtriren. Bringt man nämlich ein Kryſtallkorn in eine Mineralloſung, die jenes unter Abſcheidung einer neuen, dritten Mineralſubſtanz auflöſt, ſo bildet ſich letztere natürlicherweiſe da, wo die beiden erſteren ſich berühren, und zwar als eine jenes Kryſtallkorn umhüllende Schale. Dieſe Schale wächſt dann weiter nach innen und, je nach dem Raumbedürfniß der neugebildeten Subſtanz, auch nach außen, oder nur nach innen; ſie ſoll nun der Zellhaut entſprechen, durch welche hindurch die äußere Mineralloſung zu dem als Zellkern gedachten Reſte des Kryſtallkorns dringt und an der das durch Intusſusception entſtandene Umſetzungsprodukt abgelagert wird. Die Sache erſcheint ſehr klar und ſehr einfach; das Eindringen der Löſung durch die „Haut" zum Kern iſt für das Weiterwachſen der Schale allerdings nöthig, denn ohne Zuſammenbringen beider Subſtanzen iſt eben die Neubildung unmöglich. Und doch hat der ganze Vorgang mit Intusſusception nichts zu thun! Daß ſich die neugebildete Schale um das Kryſtallindividuum wie eine Zellenhaut ſchließt, iſt ein vom Experimentator gegebener „Zufall"; in ganz gleicher Weiſe würde ſie ſich nämlich auch um ein Haufwerk (Aggregat) unzähliger Individuen der betreffenden Subſtanz bilden. Die eigentlich wachſende

Subſtanz iſt hier die der Schale und letztere wächſt eben durch Subſtanzanlagerung an der Innen- und, falls Raummangel waltet, zugleich an der Außenfläche. Durch ganz denſelben Prozeß entſtandene Mineralgebilde ſind übrigens in der Natur durchaus nicht ſelten; ſie gehören zu den „Pſeudomorphoſen“ oder Truggeſtalten, deren äußere Form ihnen eben nicht „weſentlich“ iſt.

Dafür, daß die unorganiſchen Individuen nicht durch Intusſusception, ſondern nur durch Appoſition wachſen, haben wir aber durch die Beobachtung künſtlicher Kryſtallbildungen noch kräftigere direkte Beweiſe, von denen wir wohl die ſchönſten dem nun auch verſtorbenen Friedr. Klocke verdanken. Es wird wohl Vielen bekannt ſein, daß gewiſſe Mineralien (ſogenannte iſomorphe, d. h. von gleicher Molekularordnung bei verwandter Subſtanz), zu denen auch die verſchiedenen Alaune gehören, ihre gegenſeitige nahe Verwandtſchaft ſogar dadurch bethätigen, daß z. B. ein Individuum (Kryſtall) von Kali-Alaun, in eine geſättigte Chrom-Alaunlöſung gebracht, darin weiter wächſt. Würde er nun durch Intusſusception wachſen, ſo müßten ſich die neuentſtehenden Chrom-Alaunmolekule im Kryſtallkerne ablagern, während die vorher vorhandenen Kali-Alauntheilchen nach außen gedrängt würden; aber ſiehe da! ein derartig weiter gewachſenes Kali-Alaunindividuum wurde von ſeiner Zuwachshülle mechaniſch, durch die Feile, befreit und zeigte im Kerne auch keine Spur von Chrom.

Verlockender für die Annahme einer Intusſusception beim Wachſen iſt die Erſcheinung des Kletterns und Herausblühens der Mineralien und entſprechender Kunſtprodukte. Beobachtet man an einer Salmiaklöſung, die ein Waſſerglas zur Hälfte füllt, die Kryſtallbildung, ſo ſieht man dieſelbe recht reichlich an der Berührungsſtelle der Löſungsoberfläche mit der Gefäßwand vor ſich gehen; bald ſteigen aber die Kryſtallrinden

an letzterer in die Höhe, um schließlich den Rand zu erreichen oder denselben wohl noch zu übersteigen. Der Vorgang macht ganz den Eindruck, als ob in der zuerst bezeichneten Region neue Krystallringe entständen, welche die schon gebildeten in die Höhe schieben und heben, und als ob zwischen der Krystallkruste und der Gefäßwand Nährflüssigkeit für die obersten Krustentheile nachdringe. Es ließe sich das als Intussusceptionsvorgang deuten; in solchem Falle dürfte aber die Kruste auf der nach dem Glasinnern gewandten Oberfläche nicht weiterwachsen. Darüber läßt sich nun in der Weise Klarheit verschaffen, daß wir auf eine schon über der Lösungsoberfläche erhabenen Stelle der Krustenoberfläche einen Tropfen Lack, etwa Siegellack bringen und diesen Punkt auf der Außenfläche des Glases, wo seine Lage deutlich zu erkennen ist, danach in geeigneter Weise markiren. Nach obigen Voraussetzungen müßte sich nun dieser Lackpunkt heben und gegenüber seiner Marke auf der Glasaußenseite verschieben; auch dürfte er selbst nicht im weiteren oberflächlich inkrustirt werden, da ja die Kruste von innen und nicht durch Anlagerung auf der Oberfläche wachsen soll. Aber was geschieht? Der Lackpunkt bleibt an seiner markirten Stelle und wird dagegen selbst von der Inkrustirung mit betroffen. Das beweist also, daß die krystallnährende Lösung auf der Oberfläche der Salzkruste, dieselbe verdickend, in die Höhe steigt und daß diese kletternde Salzkruste, streng genommen, sich innerhalb der Lösung bildet; letztere klettert, nicht die Kruste.

Also nur durch Apposition, durch Anlagerung gleicher Mineralsubstanz von außen wächst das Mineralindividuum; soll aber das Wachsthum dem als Originalpunkt, als Attraktionscentrum gedachten Krystallmolekül oder kleinen Individuum wirklich zu gute kommen, so ist noch etwas erforderlich: die neuangelagerte Substanz muß „krystallographisch mit jenem Individuum gleich orientirt" sein, d. h. in allen parallelen Graden, sie mögen, durch

welche Punkte des Wachsthumsproduktes ſie wollen, gehen, muß die Vertheilung der Maſſentheilchen die gleiche ſein. Dieſen Faden des Gedankengeſpinnſtes, welcher zu der „Molekularordnung“ der Kryſtalle, der „Kryſtallotektonik“ und zu den „Kryſtallſyſtemen“ führt, will ich jedoch nicht weiter verfolgen, denn dieſe bieten, wie mir bekannt iſt, keine beliebte Koſt für Mußeſtunden. Nur darauf will ich noch aufmerkſam machen, daß man dieſen Wachsthumsverhältniſſen zufolge jedes größere Mineralindividuum als ein Haufwerk von geſetzmäßig geordneten

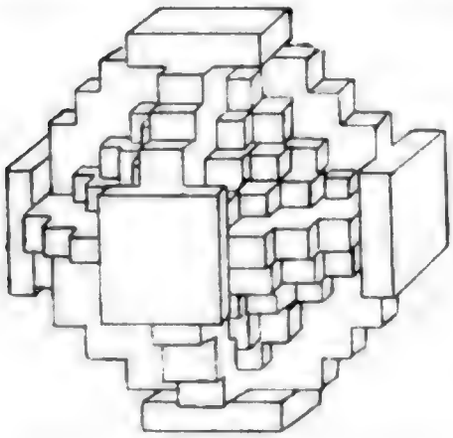


Fig. 1.
Aufbau eines Kryſtall-Oktaëders aus kleinen Würfeln.
Flußſpath von Altenberg, nach Groth.

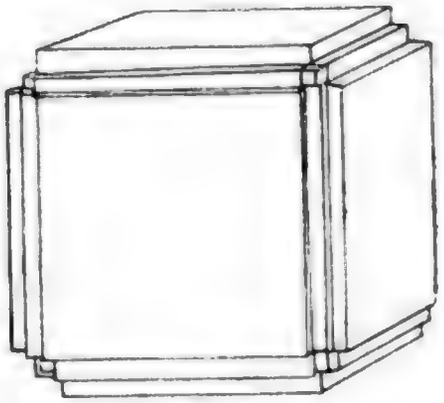


Fig. 2.
Aufbau eines Kryſtall-Würfels aus parallelen Würfeln.
Flußſpath von Schlaggenwalde, nach Groth.

(„kryſtallographiſch parallelen“) kleinſten Individuen, den ſogenannten „Subindividuen“, betrachten kann; die theoretiſch geforderte Parallelität der letzteren iſt, beiläufig bemerkt, nicht immer ſtreng vorhanden, und da ihre Formen meiſt nicht derjenigen des Sammel- oder Hauptindividuums entſprechen, obgleich ſie natürlicherweiſe demſelben Kryſtallſyſtem angehören müſſen, ſo iſt die Schuld an vielen Unvollkommenheiten der „Hauptindividuen“, wie z. B. Rauheit, Streifung und Riefung der Kryſtallflächen, den Subindividuen in die Schuhe zu ſchieben. Außer durch ſolche Geſetzwidrigkeiten verräth ſich der Aufbau aus „Subindividuen“ oft auch bei größeren Kryſtallen, denen

es zur Erreichung ihrer Modellformen anſcheinend an gewiſſen Stellen an Subſtanz gefehlt hat, wie dies vorſtehend abgebildete Flußſpathkryſtalle (Fig. 1 und 2) zeigen, die ſich beide aus Würfeln zuſammengeſetzt erweiſen.

Wenden wir unſer Intereſſe dafür, zumal in Erinnerung der Nebeneinanderſtellung von Tanne und Erz, den Wachsthumsformen zu und fragen wir, welche Uebereinſtimmungen zwiſchen beiden Naturreichen da exiſtiren. Die Idealformen der anorganiſchen Individuen, die regelmäßig polyëdriſchen Kryſtalle, die man bekanntlich nach mathematiſch-phyſikaliſchen Prinzipien in ſechs Syſteme gruppirt, auf welche ich ſoeben beinahe eingehender zu ſprechen gekommen wäre, die ſind, wird der Leſer meinen, natürlich himmelweit verſchieden von den organiſchen Formen; ein ſo geſetzmäßiger, nach Maß und Zahl geordneter Bau ſei bei den Organismen nicht zu finden. Halt, halt! werden aber da gerade die Kenner der Organismen rufen; formlos, ohne beſtimmte Form ſind nur die wenigſten, nur niedere Organismen! Auch findet man bei vielen Organismen — ich erinnere an Quallen, Echinodermen (z. B. Seeſterne), Polypen und insbeſondere Radiolarien — trotz des Spottwortes vom „kryſtalliſirten Menſchenvolke“, das ſich gradatim abwärts auf alle Organismen ausdehnen läßt, Maß- und Zahlengeſetze für die organiſchen Formen, welche wohl in Parallele zu den Kryſtallſyſtemen zu ſtellen wären; und wo nicht die Form des ganzen Organismus auf ſolche Geſetze hinweiſt, thut es doch oft diejenige einzelner Organe. Trotzdem wird dieſe Vergleichung wenig Beifall finden, weil die Differenzirung bei den Organismen, ihr in die Augen fallender Beſtand aus verſchiedenerlei Stoffen von der Stoffeinigkeit oder Homogenität der unorganiſchen Individuen zu ſehr abſticht.

Viel mehr Intereſſe werden diejenigen Formen und Wachsthumsverhältniſſe unorganiſcher Individuen finden, die an ſolche

von Organismen erinnern; und ſolche giebt es denn auch; ich erinnere nur an die ſchon oben erwähnten Haarbüſchel oder moosförmigen Bündel von gediegenem Silber und an die „ausgeblühten“ Kryſtalle.

Die Organismen ordnen bekanntlich ihre Subſtanz, einſchließlich der „Hartgebilde“, des Skelets, beim Wachsthum nach „organiſchen Geſetzen“, und da wir nun viele Mineralgebilde finden, welche organismenähnlich ſind, ſo liegt der Gedanke nahe, daß auch dieſe nach gleichen Geſetzen gewachſen ſeien. Ja, wenn man aus den Formen allein auf die Uebereinſtimmung der genetiſchen Verhältniſſe und Bedingungen ſchließen könnte! Dann wären die obenerwähnten Thiere wirklich „kryſtalliſirte“ zu nennen und umgekehrt die an organiſche Formen erinnernden Mineralgebilde wirklich organiſche Produkte. In dieſer Beziehung iſt von jeher viel gefehlt worden und ſchleichen ſich auch jetzt noch irrthümliche Schlüſſe leicht in die Naturkunde ein, zumal wenn man betreffs der Beobachtung, z. B. mit dem Mikroſkop, einzig auf den Geſichtsſinn beſchränkt iſt. Daß die Eisblumen an unſeren Fenſterſcheiben in Winterszeiten, denn auch ſie ſind Mineralgebilde, trotz ihrer Formähnlichkeit nicht nach „organiſchen Geſetzen“ geformt ſind, hat vielleicht Niemand im Ernſt bezweifelt; anders iſt es ſchon mit den ähnlichen Abſätzen aus Mangan- und Eiſenlöſungen auf engen Fugen und Spalten, den moosähnlichen Dendriten, die in früheren Zeiten zu den organiſchen Gebilden gerechnet wurden und die durch Einſpritzung einer farbigen Löſung zwiſchen zwei ebene, aneinandergepreßte Platten reproduzirt werden können. Daß aber auch in unſerer Zeit ſelbſt ſehr bedeutende Forſcher nur durch die Formähnlichkeit zu dann um ſo verhängnißvolleren, ſchweren Irrthümern geführt werden, lehrt die Erinnerung an den Bathybius (Tiefſeeſchlamm, angeblich ein „Moner“ mit Hartgebilden, den ſog. Disco- und Coccolithen, welche den

von Vogelſang gewonnenen Kryſtalliten des Kalkkarbonats gleichen) und auf das deutlichſte die Geſchichte vom Eozoon canadense: Letzteres wurde von Petrographen und Mineralogen als eine gewiß auffällige und ſonderbare, aber ſicherlich unorganiſche Aggregationsform von Serpentin- und Kalkſpathkörnchen gedeutet; im Widerſpruch hiermit erklärten es aber viele der berühmteſten Zoologen und Paläontologen viele Jahre hindurch, ehe ſie ihren Irrthum erkannten, für eine verſteinerte Foraminifere, und als ſolche wurde es nicht allein in den betreffenden Lehrbüchern angeführt, was ja keinen großen Schaden bringen konnte, ſondern man baute auf ſeine Exiſtenz auch die kühnſten geologiſchen, petrogenetiſchen und paläontologiſchen Theorien. Zu dieſem Behufe hat das Eozoon in allen populärwiſſenſchaftlichen Schriften der vorigen Jahrzehnte eine große Rolle geſpielt, iſt reichlich Kapital aus ſeiner angeblichen Exiſtenz geſchlagen worden und ſpukt es ſelbſt jetzt noch in dem oder jenem Kopfe. Und ein Forſcher, der in dem Kampfe gegen dasſelbe zuerſt an die Oeffentlichkeit trat und demſelben ordentlich in einer an ſeinen Nährſtand als Rechtsanwalt erinnernden Weiſe den Prozeß machte, gerieth danach, eben nur den Formähnlichkeiten folgend, ſogar zu einer Zellentheorie für — Weltkörper, die er durch ein mit mikroſkopiſchen Photographien reich ausgeſtattetes Werk zu begründen ſuchte.

Woher kommt nun aber, wird der Leſer fragen, dieſe Aehnlichkeit mancher Mineralgebilde mit organiſchen Formen? In den meiſten Fällen nur von der Raumbehinderung des wachſenden Mineralindividuums, oft aber auch von Ungleichmäßigkeiten in der Stoffzufuhr. Wäre das wachſende Individuum frei im Raume und könnte es aus letzterem allſeitig gleichmäßig Stoffzuwachs empfangen, ſo würde es zum Modell-, zum Idealkryſtall werden. Den Unvollkommenheiten der Bildungsverhältniſſe entſprechen jene des Produktes. Hören wir die Schilderung,

die Klocke giebt von dem Wachsthumsvorgange des Alauns in ſeiner Nährlöſung unter Bedingungen, welche der vollkommenen Kryſtallformung verhältnißmäßig ſehr günſtig ſind: „Das Wachsthum eines Kryſtalls in ſeiner ſich allmählich abkühlenden oder durch Verdunſtung konzentrirenden Löſung iſt kein ſtetiges, ſondern ein ruckweiſe vor ſich gehendes. Die Löſung gelangt durch eine geringe Temperaturerniedrigung in einen Zuſtand der Ueberſättigung. Da, wo ſie nun den Kryſtall berührt, ſcheidet ſich diejenige Menge Subſtanz auf ihm ab, welche der Ueberſättigung der Löſung an dieſer Stelle entſprach. Bliebe nun die Löſung vollſtändig in Ruhe, ſo würde der Kryſtall nicht weiter wachſen können; allein dies iſt nicht der Fall, ſondern durch den Abſatz der die Ueberſättigung bewirkenden Menge der Subſtanz auf dem Kryſtall wird ſeine nächſte Umgebung ſpezifiſch etwas leichter, wird vielleicht auch durch die bei dem Uebergang in den feſten Zuſtand freiwerdende kleine Wärmemenge ein wenig erwärmt und muß ſomit in die Höhe ſteigen, den ſchwereren Schichten der Lauge Platz machend, die nun ihrerſeits, noch überſättigt, an den Kryſtall wieder Subſtanz abſetzen und, dadurch leichter geworden, ebenfalls nun in die Höhe ſteigen u. ſ. w. Man ſieht alſo, daß durch dieſe Art der Strömung ein fortwährend unterbrochenes Wachſen des Kryſtalls bedingt und daß hiermit die Möglichkeit einer aufeinanderfolgenden Anlagerung einzelner Lamellen gegeben iſt.“ — Das Wachsthum erfolgt alſo nach Vorſtehendem ſelbſt unter den einer vollkommenen Formausbildung möglichſt günſtigen Verhältniſſen weder ſtetig noch gleichmäßig, ſondern an den tiefſten, dem Boden nächſtbefindlichen Theilen am ſchnellſten und reichlichſten, weil dieſe eben die reichlichſte Stoffzufuhr haben. Aber dergleichen geringere Formunvollkommenheiten werden noch kaum beachtet, wo es ſo viele auffälligere giebt. Bei den in Form von Kryſtalliten feſtgehaltenen (fixirten) „Eisblumen“ der Fenſter-

ſcheiben iſt die Urſache der Formausbildung nicht ſchwierig zu erkennen in der flachen Form der den Niederſchlag durch ihre Kälte hervorrufenden Schicht; ganz entſprechend mag die Blechform mancher Erzſtufen durch die Raumverhältniſſe gegeben ſein. So auch bedingen unter Umſtänden, welche O. Lehmann experimentell dargeſtellt hat, die in der Nähe des wachſenden Kryſtalls herrſchenden Konzentrationsverhältniſſe der Nährlöſung, daß die Stellen ſtärkſter Zuſchärfung des Kryſtalls mit verſtärkter, und zwar abnehmend beſchleunigter Geſchwindigkeit zu Wachsthumsäſten auswachſen, an welche ſich dann ſekundäre und tertiäre Aeſte anſetzen.

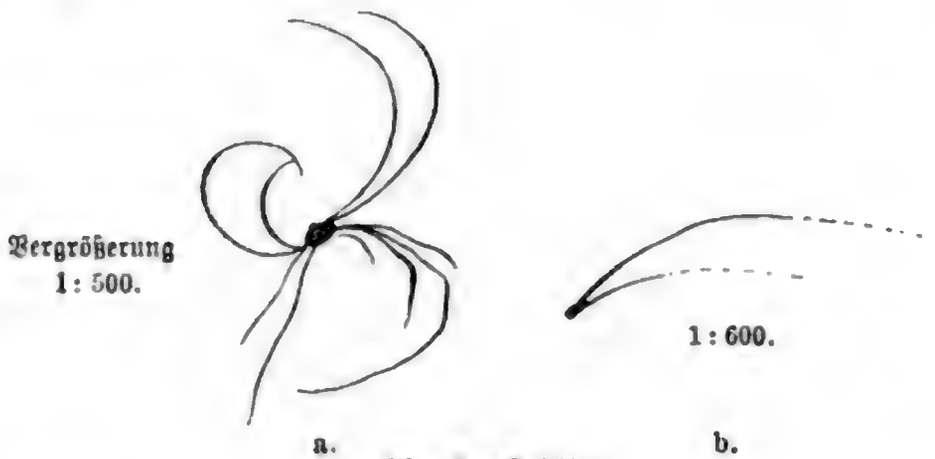



Fig. 3. Trichite.

Es entſtehen auf ſolche Weiſe zuweilen recht zierliche Gebilde von allerdings nur mikroſkopiſcher Größenentwickelung; vielbewundert ſind da farrenwedelähnliche Wachsthumsformen farbiger Mineralien (Augile) in glaſigen Geſteinen (Pechſteinen), und auch die Eiſenerze weiſen einen großen Reichthum an derartigen „Skeletformen“ auf. Fig. 3 zeigt die auffälligſte Entwickelung derſelben, die haarförmigen „Trichite“, welche, nicht ſelten zu mehreren, Erzkörnchen zu Anſatzpunkten gewählt haben und dann ſpinnenähnliche Bilder bieten. Wir brauchen uns dieſe Trichite nur zu Drähten vergrößert zu denken, um uns die moos- und haarbüſchelförmigen Gebilde des Silbers von

Kongsberg und anderen Orten zu erklären, wie denn auch an einzelnen Stufen desſelben der Skeletbau aus kleinſten Kryſtällchen ſelbſt für das bloße Auge deutlich erkennbar iſt (Fig. 4 und 5).

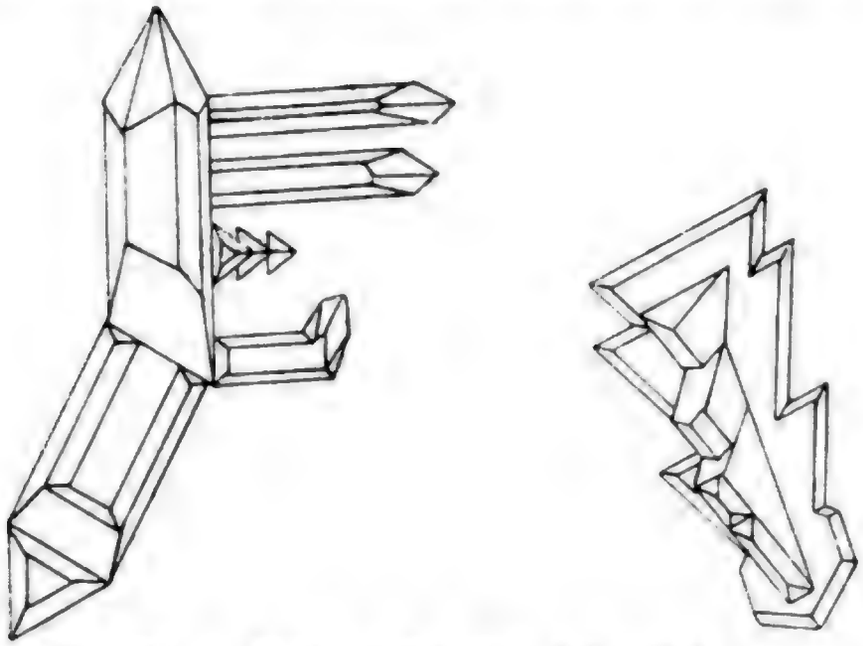


Fig. 4. Silber von Kongsberg, nach Sadebeck.

Nicht immer iſt der ſubſtanzielle Zuſammenſchluß dabei erreicht oder gewahrt; Trichite löſen ſich dann zu einer Körnchenreihe auf (Fig. 3 b) und an Stelle des zuſammenhängenden Skelets tritt das geſetzmäßige Haufwerk (Fig. 6 und 7).

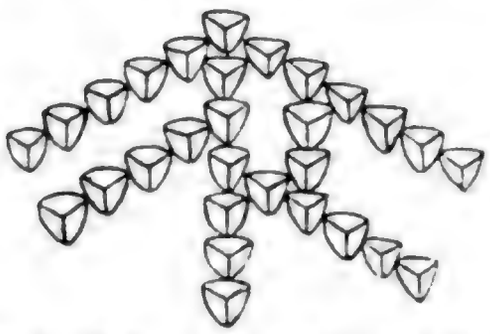


Fig. 5. Silber von Potoſi, nach Sadebeck.

Durch ſolche ungünſtige Einflüſſe der Umgebung auf das wachſende Individuum erklären ſich ferner die ſehr gewöhnlichen Erſcheinungen der ungleichen Centraldiſtanz gleichwerthiger Flächen (deren Kantenwinkel trotzdem konſtant bleiben!), wie ſolche auch

bei der vorstehend beschriebenen Alaunbildung resultirte, der unregelmäßigen Unvollzähligkeit der zu einer Form gehörigen Flächen, ihre oft unterbrochene Raumerfüllung u. a. m. Sehr oft trifft man bei der mikroskopischen Durchmusterung von Dünnschliffen eruptiver Gesteine auf Krystalldurchschnitte, welche das Individuum aus konzentrischen Schalen von verschiedener Färbung aufgebaut zeigen (Fig. 8a), nicht selten aber auch auf solche, bei denen die Farbenvertheilung die Erinnerung an die alterthümlichen Stundengläser, die Sanduhren, erweckt (Fig. 8b).

Fig. 6.
Eisenerzformen in der Grundmasse des Basaltes vom Hohenhagen bei Dransfeld, unweit Göttingen.
Vergrößerung: a. 1:300,
b. 1:480,
c. 1:125.

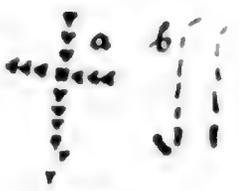
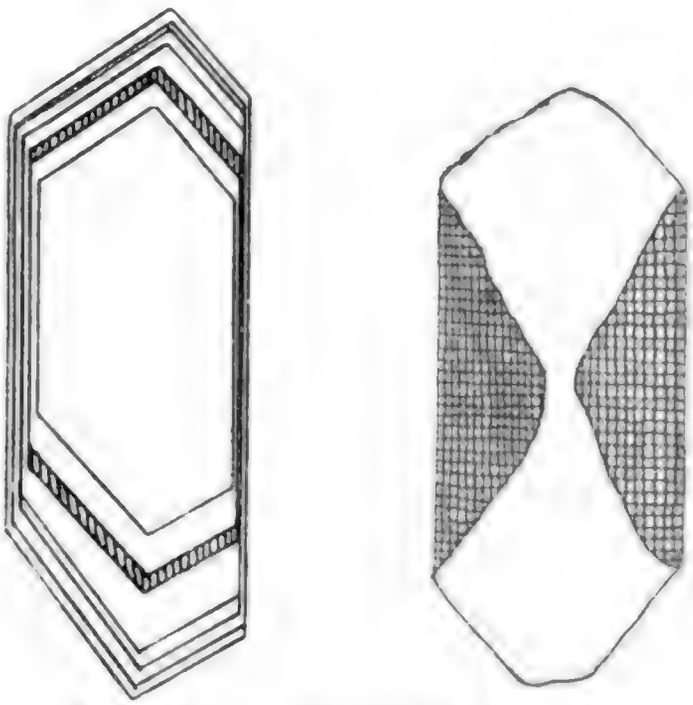



Fig. 7.
Gesetzmäßige Hauswerke von Eisenerzkörnchen in der Grundmasse des Melilith-Basaltes vom Wartenberg bei Donaueschingen.
Vergrößerung etwa 1:500

Während jene Erscheinung nur einen besonderen Fall des schon oben (S. 11) erwähnten fortgesetzten Wachsthums eines Krystalls in einer Lösung von isomorpher Substanz darstellt, gehört die andere, nach Pelikan, zu den an sich nicht häufigen, einer erkennbaren und von dem Gestaltungstriebe der zuerst ausgeschiedenen Substanz ableitbaren Gesetzmäßigkeit unterworfenen Verwachsungen verschiedenartiger Mineralien; bei denselben findet eine Vergrößerung des leitenden Krystalls nicht auf allen bereits angelegten Flächen statt, sondern es werden bestimmte unter diesen von dem fremden Materiale bevorzugt; da lagern sich

alſo gleichzeitig zwei verſchiedenartige Subſtanzen um einen gemeinſamen Anziehungspunkt, aber nach verſchiedenen, geſetzlich beſtimmten Richtungen geſondert ab, um unter Umſtänden, falls nämlich das leitende Hauptindividuum ſchließlich reichlichere Materialzufuhr erhält, von einer einheitlichen Schale desſelben umſchloſſen zu werden.

Nun ſind aber noch zwei Punkte, welche wegen der Aehnlichkeit mit Eigenſchaften der Organismen Erwähnung verdienen dürften.



a. Schalenbau. b. Sanduhrbau.

Fig. 8. Augit-Durchſchnitte.

Bekanntlich iſt bei Pflanzenzellen das lokale Flächenwachsthum, z. B. das Spitzenwachsthum, verbreiteter als das allgemeine; entſprechend finden wir, daß auch bei den anorganiſchen Individuen, den Kryſtallen, ganz abgeſehen von den ſchon erwähnten, weſentlich mechaniſchen Einflüſſen der Umgebung, das Wachsthum bei der einen Species an den Kryſtallkanten (z. B. beim Alaun, ſowie bei unſerem Siede- oder Speiſeſalze!), bei einer anderen auf (kryſtallographiſch) beſtimmten Flächen (ſo bei Flußſpath [Fig. 1 und 2], beim Schalenbau des Augits [Fig. 8a]),

bei einer dritten möglicherweiſe an beſtimmten Ecken lebhafter fortſchreitet, als an den übrigen Stellen des Umfanges. Dieſes demnach zu jenem analoge, allerdings noch zu wenig durchforſchte Verhalten ſcheint, wie bei den Organismen und inſoweit es ſich nicht durch chemiſche Beeinfluſſung ſeitens gewiſſer gegenwärtiger Stoffe („paragenetiſches Moment") bedingt erweiſt, als eine Eigenſchaft der betreffenden Species betrachtet werden zu müſſen, alſo zu jenen Eigenſchaften gehörig, welche wir nicht zu erklären vermögen und von denen die auffallendſte die iſt, daß ein entſtehendes Mineralindividuum unter beſtimmten Bedingungen immer nur der einen feſtſtehenden Molekularanordnung folgt. Um nicht mißverſtanden zu werden, muß ich jedoch noch hinzufügen, daß mit vorerwähnter Erſcheinung nicht diejenige der ſog. „typiſchen" Formentwickelungen zu verwechſeln iſt; letztere gehören zu den ſchon oben erwähnten, durch gewiſſe, meiſt erſt geahnte und noch nicht näher erkannte Verhältniſſe beim Kryſtallwachsthum bedingten Erſcheinungen und beſtehen darin, daß die Individuen einer Mineralſpecies in dem einen Falle eine oder mehrere Flächen aufweiſen, welche Individuen gleicher Art von anderen Orten nicht beſitzen, oder daß die den gleichartigen Kryſtallen verſchiedener Orte gemeinſamen Flächen hier eine andere Entwickelung nach Größe und Form aufweiſen als dort.

Anders iſt es mit dem „Ausheilen von Wunden"; wie Organismen erhaltene Wunden ausheilen können und manche Thiere ſogar Organe, deren ſie beraubt waren, wieder neu zu bilden vermögen, ſo ſehen wir auch unorganiſche Individuen, in Nährlöſung fortwachſend, empfangene Wunden wieder ausheilen und z. B. abgehauene oder abgefeilte Ecken oder Kanten wieder erſetzen; das zum Behuf dieſer Ausheilung und Erſetzung eintretende Wachsthum erfolgt dabei erſichtlich ſchneller und lebhafter als das allgemeine Wachsthum des betreffenden Indi-

viduums. Dieſer Erſcheinung liegt jedoch kein Intellekt, kein Selbſterhaltungstrieb und auch kein ſpezifiſches Wachsthumsgeſetz zu Grunde, ſondern erklärt ſich ſolche am einfachſten dadurch, daß die „Wundſtellen" die größten Rauheiten, alſo auch die relativ größere Flächenentwickelung beſitzen und damit eine größere Flächenattraktion ausüben.

Da wir auch bei den niedrigſten Organismen die Individuenvermehrung auf geſchlechtlichem Wege vermiſſen, wird es nicht verwundern, daß im anorganiſchen Reiche etwas Aehnliches ganz fehlt; dafür kann derjenigen durch „Zellentheilung", welche Fortpflanzungsart bei einzelligen Thieren und Pflanzen die allgemeine iſt, hier die Erſcheinung gegenübergeſtellt werden, daß Individuen (bei gewiſſen Druckverhältniſſen) in ein geſetzmäßig geordnetes oder auch regelloſes Haufwerk zerfallen. Außerdem aber haben wir hier „geſetzmäßige" Verwachſungserſcheinungen von ſolcher Art, wie ſie ſonſt keine Parallele haben. Selten findet man, wie ſchon geſagt, Individuen verſchiedener Art nach beſtimmten Regeln miteinander verwachſen, ſehr gewöhnlich iſt dagegen die in ihren Anfängen meiſt wohl ſchon auf das allererſte Wachsthumsſtadium zurückzuführende geſetzmäßige Verwachſung gleichartiger Individuen, welche dann innig verbunden weiter wachſen: die „Zwillingsbildung". Nun kann mir ein Vertreter organiſcher Naturprodukte entgegnen: o, Zwillinge haben wir ja auch oft! und ein Familienvater ſetzt vielleicht hinzu: leider! „Aber nach welchem Geſetz?!" herrſcht ihn da der Mineralog an. Das Geſetzmäßige iſt das Weſentliche bei dieſer Kopulation von Individuen, welche ſich in ihrer kryſtallographiſchen Stellung zueinander wie ein Gegenſtand zu ſeinem Spiegelbilde verhalten; die kryſtallographiſche Beſtimmung der Spiegelebene („Zwillingsebene") oder aber der Normalen auf dieſer („Zwillingsachſe") nennt der Mineralog das „Zwillingsgeſetz", deren es überhaupt viele giebt

und ſelbſt für die Individuen gleicher Art gleichzeitig mehrere geben kann. Das Wunderbare dabei liegt jedoch insbeſondere in dem Umſtande, daß trotz der großen Zahl von verſchiedenen Zwillingsverbindungen dieſelben doch immer in Relation zu der ſpezifiſchen Kryſtallgeſtalt des Minerals ſtehen; es kann nicht jede beliebige Ebene im Raum zur „Zwillingsebene" werden,

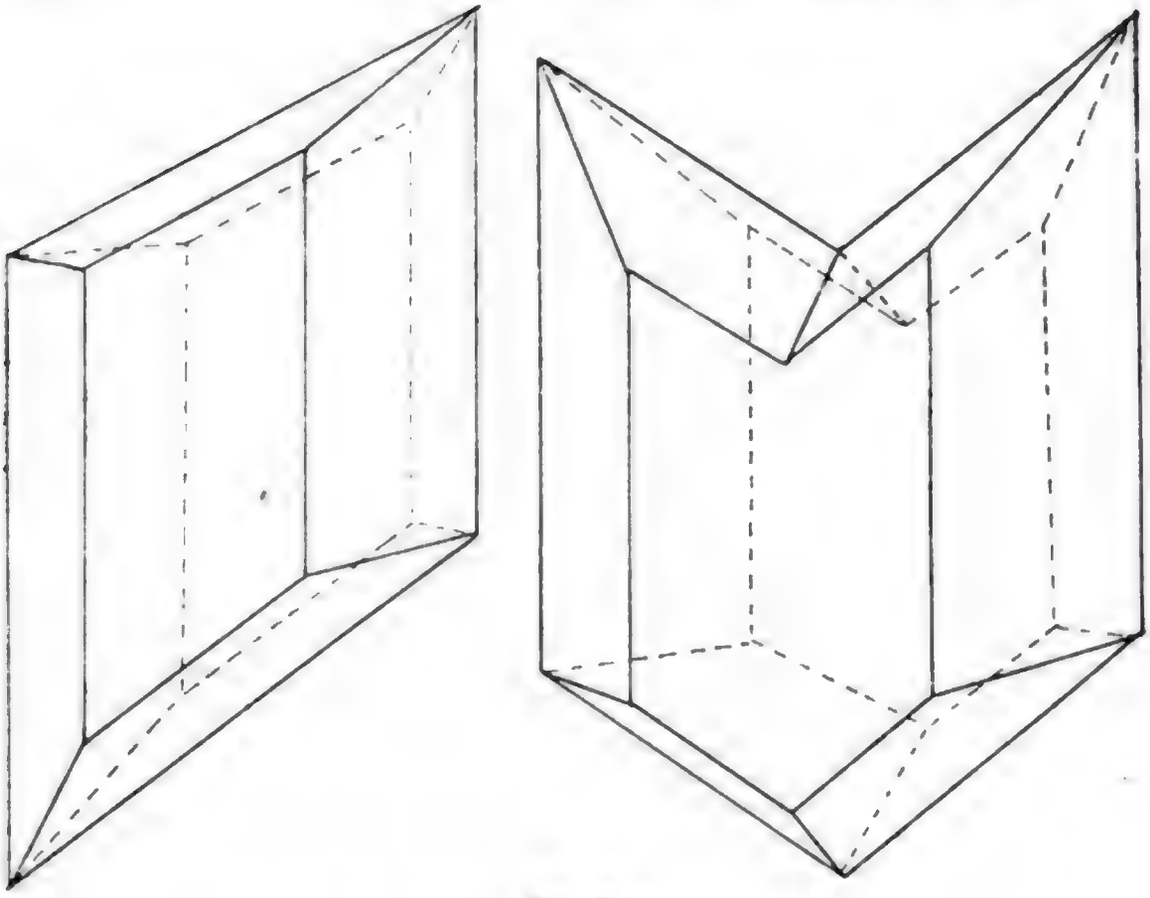


Fig. 9.
Einfacher Kryſtall und (Juxtapoſitions-)Zwilling von Gips.

ſondern immer nur eine ſolche, welche bei dem betreffenden Mineral „kryſtallographiſch möglich" iſt.

Die Zwillinge ſind dabei entweder nur aneinander (durch Juxtapoſition [Fig. 9]) oder aber durcheinander (Penetration [Fig. 10 und 11]) gewachſen. Zumal bei erſteren wird man dann äußerlich einen oder mehrere einſpringende Winkel beobachten, das verbreitetſte Kennzeichen vorhandener Zwillings-

bildung (das aber wohl zu unterſcheiden iſt von den durch Subſtanzmangel bedingten Einkerbungen, wie in Fig. 1 und 2, wo einander vollſtändig parallel orientirte, alſo nicht verzwillingte

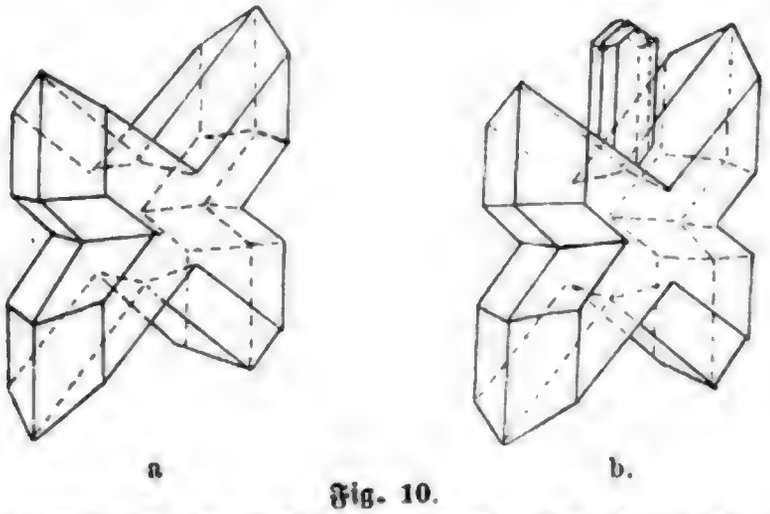



Fig. 10.
Durchkreuzungszwillinge (b. mit einem im Kreuzwinkel aufgewachſenen kleinen Individuum) von Gips, von Eichſtedt bei Magdeburg, nach Laspeyres.

[Sub-]Individuen verwachſen ſind!), das z. B. den als loſe Kryſtallkörner („Graupen") gefundenen Zinnſteinzwillingen [Fig. 12] die Bezeichnung als „Viſirgraupen", in Erinnerung

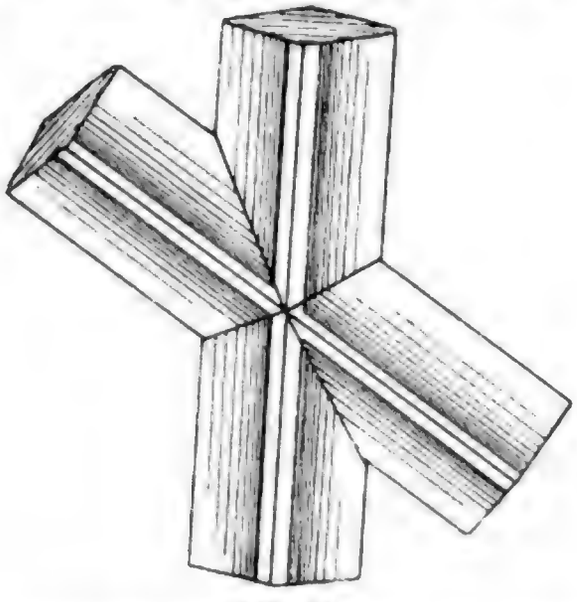


Fig. 11.
Durchkreuzungs-Zwillingskryſtall von Manganit, von Ilefeld, nach Groth.

an die bekannte Einrichtung bei Schußwaffen, eingetragen hat. Wiederholte Zwillingsbildung liefert Drillinge (Fig. 13), Vierlinge bis „Viellinge".

Viellingsbildung kann bewirken, daß die Kryſtalle wiederum den Eindruck von Individuen machen, und zwar dann nicht ſelten von ſolchen aus anderen Kryſtallſyſtemen; ſo können z. B.

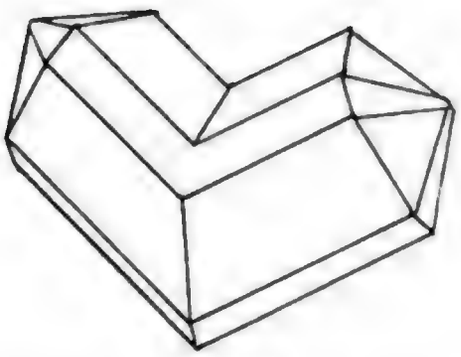


Fig. 12.
Zinnſtein-Zwilling, ſog. Viſirgraupe.

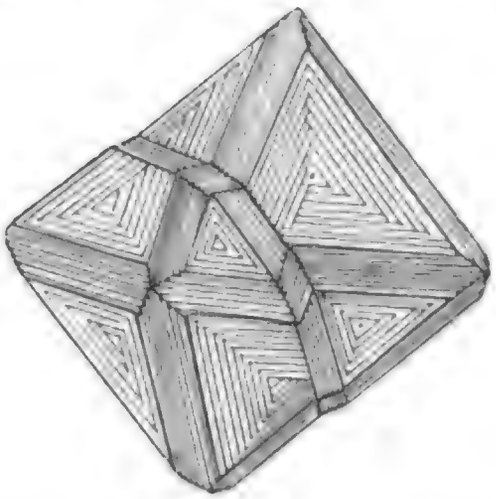
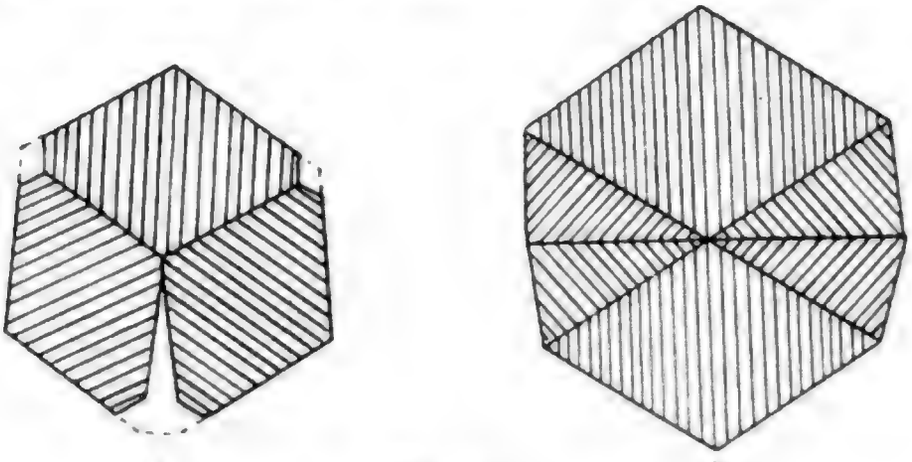


Fig. 13.
Drillings-Kryſtall. Diamant aus Braſilien, nach Groth.

Individuen der rhombiſch kryſtalliſirenden Modifikation des Kalkkarbonats (des „Aragonits"), wie die Querſchnittbilder Fig. 14 darſtellen, ſich in der Weiſe „verzwillingen", daß,



a. b.

Fig. 14.
Querſchnitte ſäulenförmiger Aragonit-Drillinge.

zumal wenn in dem Falle von Fig. 14a die einſpringenden Winkel infolge der daſelbſt größeren Flächenattraktion mit Subſtanz erfüllt werden, ſie für regelmäßig ſechsſeitig gehalten werden können. Da nun in nicht ſeltenen Fällen Kryſtalle ein

ihrer äußeren Formentwickelung von höheren Symmetrieverhältniſſen nicht entſprechendes, dagegen auf einen Zerfall der Individuen in mehrere deutendes optiſches Verhalten aufweiſen, hat man verſucht, dieſe Eigenthümlichkeit darauf zurückzuführen, daß jene Formen faſt immer nur Truggeſtalten ſeien, hervorgegangen aus der Zwillings- oder Viellingsbildung durcheinandergewachſener Individuen von geringeren morphologiſchen Harmonien. In dieſer Verallgemeinerung iſt die Behauptung jedoch nicht beſtätigt und anerkannt worden, indem (beſonders von C. Klein und ſeinen Schülern) als Urſache jener Erſcheinung meiſt eine nachträgliche, erſt nach der Bildung des Kryſtalls eingetretene Umänderung durch äußere Beeinfluſſung (Temperatur, Druck, Stoß) nachgewieſen werden konnte; auf dieſe Weiſe kann nicht nur eine „ſekundäre Zwillingsbildung", ſondern auch eine völlige Veränderung der Molekularordnung (Aenderung des Kryſtallſyſtems) bedingt werden.

Auf dergleichen „ſekundäre" Beeinfluſſung von außen reagiren alſo die Kryſtalle, ebenſo wie die Organismen, oft ohne ihre äußere Form und ihren Zuſammenhalt einzubüßen; letzterer geht allerdings bei Mineralien bekanntlich leichter „in die Brüche" als wie bei Organismen. Wie wir an unſeren Obſtbäumen ſehen, gedeihen dieſelben gekrümmt ruhig weiter; etwas Entſprechendes wird man bei Mineralien wohl nicht zu finden erwarten, „krumme Kryſtalle" werden nicht allgemein bekannt ſein, ſind aber trotzdem vorhanden. Nicht gar ſelten zeigen ſich bei mikroſkopiſcher Unterſuchung von Eruptivgeſteinen, deren feurigflüſſige, empordrängende Maſſen ſchon größere Kryſtalle, entweder ſehr früh aus dem Schmelzfluſſe ausgeſchiedene oder aber aus fremden Geſteinen aufgenommene, enthielten, dieſelben zerbrochen, zuweilen aber auch gebogen; die hierzu benöthigte Biegbarkeit (Plaſtizität) wird man in dieſem Falle geneigt ſein, dem erweichenden Einfluſſe der hohen Schmelzflußtemperatur

zuzuſchreiben, obwohl im Hinblick auf Gußeiſen, daß ſich glühend ebenſowenig bieg- und ſchmiedbar erweiſt als wie kalt, die Sache damit nicht erklärt erſcheint. Aber gebogene Kryſtalle kommen auch dort vor, wo der angeführte Erklärungsgrund nicht naheliegt; aus dem ungemein grobkörnigen, wegen ungewöhnlicher Natur und Ausbildung ſeiner Gemengtheit ſehr intereſſanten Geſteine von Låven im Langeſundfjord in Südnorwegen beſitze ich z. B. einen ſäulenförmigen Kryſtall von Aegirin, der, wie insbeſondere ſeine (Negativform) Abformung im Geſteinsgemenge erkennen läßt, bei 9 cm Länge zu einem Sprenkel von etwa 160° Schenkelwinkel gebogen iſt.

Kehren wir nun von dem Ueberblick über die Wachsthumsverhältniſſe der Mineralien zur Betrachtung unſeres Harzſpruches zurück. Derſelbe ſtellt neben den Wunſch, daß die Tanne grünen möge, den des Wachſens des Erzes. Erſteren Wunſch ſehen wir noch tagtäglich ſich erfüllen, die Tanne grünt „nicht nur zur Sommerszeit"! Die dem Bergbau dienenden Erze aber ſind wir gewohnt als in ihrer Bildung abgeſchloſſen, als etwas Gegebenes zu betrachten, deſſen ſogenannte Produktion nur eine Wegnahme, einen Abbau darſtellt, und das ſich nicht wieder erſetzt. Hat nun jener fromme Wunſch bezüglich des Erzes Ausſicht auf Erfüllung?

Die in der Geologie durch Lyell zur Herrſchaft gelangte „Aktualitäts"-Theorie iſt dieſem Wunſche erſichtlich günſtig. Von der Ewigkeit der Materie und der Kräfte im Univerſum ausgehend, neben deren Berückſichtigung jedoch bei der Beurtheilung geologiſcher Prozeſſe und deren Produkte auch dem Umſtande Rechnung getragen werden muß, daß unſere Erde eine erlöſchende Wärmequelle iſt, lehrt ſie, daß auch die unorganiſchen Gebilde früherer „Aeonen" nur durch dieſelben Kräfte als Faktoren und im Wege derſelben Prozeſſe entſtanden ſind, wie letztere ſich zur Zeit noch auf und innerhalb der Erdkruſte vollziehen. Um-

gekehrt werden auch jetzt noch auf demſelben Wege Erze entſtehen und wachſen können, wie früher. Welcher Art dieſe Wege ſind, habe ich oben im allgemeinen dargeſtellt; die Theorien über die Bildung der geſchätzteren Erze im ſpeziellen hier mitzutheilen, würde zu weit führen, zumal mit ihnen eine kurze Lehre von ihren Lagerſtätten gegeben werden müßte.

Mit der Einräumung der Möglichkeit, daß auch jetzt noch Erz wächſt, iſt dem Harzer aber noch nicht gedient, auch noch nicht mit der theoretiſchen Betonung der Wahrſcheinlichkeit, daß ſolcher Prozeß ſich auch jetzt noch vielorts innerhalb der Erdkruſte vollziehe; was hilft es ihm, wenn das Erz in Amerika wächſt? In wohlbegreiflichem und verzeihlichem Egoismus bezieht ſich der Harzwunſch auf den Harz ſelbſt. Daß er aber ſo gemeint ſei, eingehendere Nachforſchung möge die Menge des vorhandenen Erzes als bedeutender ergeben, als bisher geglaubt worden, iſt unwahrſcheinlich. Dagegen möchte ſich dem Wunſche der Thatſache wohl noch ein heimlicher betreffs der Schnelligkeit des Wachsthums verbinden. Der Gedankengang dürfte nämlich der ſein: ſo wie beim großen Forſtbetriebe der Holzſchlag nach einer Reihe von Jahren, in denen die Tanne gehörig grünte, auf den früher abgetriebenen Flächen wieder ſchlagbares Holz vorfindet, ſo möge der im Revier umgehende Erzbergbau nach einer gewiſſen Periode die früher abgebauten Räume wieder voll von nachgewachſenem Erze antreffen. Dieſer Gedanke iſt, wie Jedermann zugeben wird, märchenhaft ſchön! Bei ſeiner Verwirklichung wäre für den Bergbau der Makel getilgt, daß er das Grundkapital aufzehre, und verdient er ſchon deshalb wohl noch auf ſeinen Urſprung geprüft zu werden, aber erſt nachdem wir die Gründe kennen gelernt haben, warum jenem Wunſche leider keine Ausſicht auf Erfüllung in dem gehofften Grade zu prophezeihen iſt.

Die werthvolleren Erze des Oberharzes, welche bei jenem

Spruch wohl berückſichtigt wurden, ſind mit Ausnahme des berühmten Rammelsberger Kieslagers auf „Gängen“, d. h. in aufklaffenden Spalträumen abgelagert, und zwar entweder gemengt (z. B. Bleiglanz mit Schwefelkies) oder getrennt von einander und von den nicht erzhaltigen („tauben“), aber in erſichtlich gleicher Weiſe wie die Erze abgelagerten Mineralien („Gangart“). Durch die Trennung iſt ein zeitlicher Wechſel der Bildungsverhältniſſe ausgeſprochen und werden danach unter dem geſamten Ausfüllungsmaterial der Spaltenräume die Produkte einzelner Ablagerungsperioden unterſchieden, z. B. älterer oder jüngerer Quarz oder Kalkſpath. Wie an den Wänden der Geſteinsſpalte (dem „Nebengeſtein“, Fig. 15) haben ſich die Minerale auch um die in den Spaltenraum geſtürzten Geſteinsbruchſtücke, und zwar oft in ſchön geregelter Folge („Ringel- oder Kokardenerz“, Fig. 16) abgelagert. Die Herkunft des den Spaltenraum ausfüllenden mineraliſchen Materials und insbeſondere ſeiner werthvollen Elemente iſt fraglich; man kann letztere entweder aus den umgebenden Geſteinsmaſſen (durch auslaugende Sickerwaſſer nach der „Lateralſekretionstheorie“) oder in dampfförmiger oder flüſſiger Löſung aus den Tiefenregionen („Sublimations- und Infiltrationstheorie“) ableiten. Ob dieſe Bildungsvorgänge für die betreffenden Gänge, Gangzüge (d. h. linear geſcharte Gänge) oder für den Harz überhaupt abgeſchloſſen ſind oder noch nicht, darüber können die Meinungen ſchon mit jenen Theorien auseinandergehen. Eine unbedingte Gefolgſchaft für alle Fälle wird nicht ſo leicht ein Forſcher nur einer von beiden Theorien leiſten; aber für die erſtgenannte Theorie, welche der Annahme eines noch jetzt andauernden Erzwachsthums am günſtigſten iſt, liegen gerade im Oberharz die Verhältniſſe doch zu wenig günſtig; nach der zweiten Theorie jedoch muß man die Hoffnungen ganz ſinken laſſen, denn es mangeln zur Zeit im Oberharz Symptome lokal erhöhter Wärmereaktion der Erdtiefe auf

diejenigen Regionen, in welchen der Bergbau umgeht, wie wir ſolche, etwa in Geſtalt zahlreicher heißer Quellen, als Begleiter dieſer Art von Erzbildung erwarten müßten (als ſolches Symptom könnte bislang nur die durch den Bergbau erſchloſſene Lautenthaler Soolquelle angeſprochen werden). Auf jeden Fall aber würden alle Erzbildungsprozeſſe nach modernen geologiſchen Anſchauungen bei den im Oberharze gegebenen Verhältniſſen ſo langſam fortſchreiten, daß ſelbſt „günſtigſtenfalls" das Zehnfache derjenigen Zeit, ſeit welcher im Oberharz Bergbau umgeht, nicht genügen würde, um wieder neues abbauwürdiges Material an Stelle des weggenommenen zu ſetzen.

Wie aber iſt der Harzer zu jenem märchenhaften Wunſche gekommen, der ſo ſchön iſt, daß ihn gewiß auch der ſchlimmſte Zweifler an ſeiner Erfüllung anſtandslos nachſprechen wird? Sicherlich hat ein Bergmann ihn zuerſt ausgeſprochen, allerdings wohl kein gebildeter, ſondern einer von denen, bei welchen die Naturkräfte abergläubiſche Verehrung fanden; ein wenig Eigennutz mag auch mit Vater des Gedankens geweſen ſein. Soviel mir nun bekannt iſt, findet ſich noch jetzt bei alten Harzer Bergleuten die Idee, das Erz wachſe im „alten Manne" wieder, der „alte Mann" müſſe aber, wenn es wachſen ſolle, möglichſt unberührt und ungeſtört gelaſſen werden; und wer läßt es da wachſen? natürlich der Berggeiſt; ihm ſind die Schätze, welche er dort aufgeſtapelt hatte, weggenommen worden; er iſt aber dem „frommen Bergmanne" gnädig geſinnt, und wenn man ihn ungeſtört an ihrem früheren Platze ſchalten und walten läßt, wird er ſie dort wieder neu entſtehen laſſen. Trotzdem dieſes Märchen urnaiv klingt, argwöhne ich doch, daß die aufgeklärteren Herren Vorgeſetzten des Bergknappen, wenn auch nicht gerade an ſeiner Entſtehung mit Antheil, ſo doch ſeiner Verbreitung und Geltung ſonſtigen Vorſchub geleiſtet haben, und zwar in Anbetracht des „alten Mannes"; ich arg-

wöhne, daß das Märchen beſſer als der ſtrengſte Befehl hat mit dazu dienen ſollen, vom „alten Manne“ ſowohl den „alten Bergmann“ fernzuhalten, der bei ſeiner reichen gemüthlichen Entwickelung ſich gewiß oft hingezogen fühlen mußte, ſeine ehemalige Arbeitsſtätte, an der er unter ſteten Gefahren ſchwerer Arbeit obgelegen, einmal wiederzuſehen, als auch der jüngeren Bergknappen, welchen der doppelte Reiz, einmal der Gefahr und dann der heimlichen Uebertretung polizeilichen Verbotes, zu einer Exkurſion dahin verleiten konnte. Iſt es aber an dem, ſo würde man für dieſes Märchen eine neue Kategorie, die der „Märchen zu bergpolizeilichen Zwecken“, aufſtellen können.

Aus dem Zuſammenhange wird wohl ſchon der Leſer, dem dieſer Ausdruck neu war, erſchloſſen haben, daß als „alten Mann“ der Bergmann die der nutzbaren Mineralien beraubten, „abgebauten“ Grubenräume bezeichnet; der „alte Mann“ iſt ein ſchlimmes Anhängſel, ein läſtiger Ballaſt des Bergbaues, weil er außer ſteter Beaufſichtigung und vom „Wetterzuge“ ausgeſchloſſen leicht zum Herd ſchlechter Wetter und zum Ausgangspunkte von Waſſereinbrüchen wird. Wo es ohne große Koſten angängig, füllt man die leeren Räume wieder möglichſt mit Geſteinsſtücken aus („Bergverſatz“), ſchon um unerwünſchten Einſtürzen vorzubeugen, und läßt unter Umſtänden nur zu beſtimmten Zwecken reſervirte Strecken offen; in Kohlenbergwerken aber, wo die Gefahr „ſchlechter Wetter“ größer iſt, pflegt man die abgebauten Räume gegenüber den neuen Arbeitsräumen hermetiſch durch Mauern abzuſchließen und läßt jene, wo es an Bergverſatz mangelt, lieber möglichſt gleichmäßig und allmählich zu Bruche gehen. Bei dem Gangbergbau iſt jedoch ſolch vollſtändiger Abſchluß des „alten Mannes“ aus verſchiedenen Gründen nicht immer thunlich; da nun aber das Betreten (oder „Befahren“) ſolchen „alten Mannes“, wie überhaupt aller verlaſſener Grubenräume, erhöhte Gefahr in mancherlei Beziehung

bietet — ich erwähne als Beiſpiel, daß im „alten Manne“ von Erzbergwerken, welche ihrer unverdorbenen Luft wegen ja beſtbeleumundet ſind, ſich ſogar „ſchlagende“ Wetter vorgefunden haben —, ſo werden Unberufene davon ferngehalten; aber auch dem „Berufenen“ iſt die „Befahrung“ ſolcher Strecken natürlicherweiſe nichts Alltägliches, auch ihm iſt der „alte Mann“ ein intereſſanter Ort, und iſt ihm die Erinnerung an einen Beſuch desſelben oft eine ähnliche, wie die des Kriegers an ein Gefecht; iſt bei ſolchem Beſuche alles glücklich abgegangen, ſo kommen dann auch die dabei unterlaufenden komiſchen Züge zur Geltung und bieten der Unterhaltung noch lange Zeit hindurch angenehmen Stoff.

Nach alledem muß man alſo den Wunſch des Erzwachsthums, ſo innig denſelben auch die Harzer Bergleute ſelbſt, deren theilnehmende Freunde, ſowie alle Diejenigen hegen mögen, welche beim unaufhaltſamen Rückgange unſeres Erzbergbaues Beklemmungen aus volkswirthſchaftlichen Rückſichten fühlen, zu ſonſtigen „frommen“ Wünſchen zählen. Ein Troſt iſt es ja immerhin, daß ſeine Erfüllung diejenige des Schluß- und Hauptwunſches nicht vorbedingt: um das „fröhliche Herz“! Wem ſolches beſcheert iſt, der wird jene Fehlbitte leicht verſchmerzen.

# Weſen und Bedeutung

der

# Graphiſchen Künſte

für den

# Illuſtrations- und Kartendruck.

---

Vortrag,
gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 11. Dezember 1896
in der Aula der Herzogl. techniſchen Hochſchule.

Von

**Dr. Carl Hoppe,**
Profeſſor am Polytechnikum zu Braunſchweig.

**Hamburg.**
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wie die Erfindung des Letterndruckes, d. h. der Buchdruckerkunſt es ermöglicht, das geſchriebene Wort tauſendfach zu vervielfältigen und damit ſeinen geiſtigen Inhalt zum Allgemeingut der Menſchheit zu machen, ſo dienen die graphiſchen Reproduktionsmethoden durch den Druck in analoger Weiſe der Verallgemeinerung der menſchlichen Vorſtellungen und Anſchauungen, der zeichneriſchen und bildneriſchen Werke von Kunſt und Wiſſenſchaft, Technik und Induſtrie. Während aber, abgeſehen von der Vielgeſtaltigkeit der Schriftarten, der Typendruck ſich im allgemeinen mit großer Gleichförmigkeit vollzieht, bieten die graphiſchen Druckverfahren eine ungemeine Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit, und zwar in ſolchem Grade, daß es kaum einen Reproduktionstechniker von Fach geben dürfte, der alle dieſe Methoden beherrſcht, zumal mancherlei Einzelheiten derſelben Geheimniß des betreffenden Erfinders ſind und unaufhaltſam an der Verbeſſerung und Weiterbildung aller Reproduktionsarten gearbeitet wird.

Bei dieſer großen Reichhaltigkeit der Methoden wird es, um einen Ueberblick über dieſelben zu gewinnen, vor allem darauf ankommen, nur das Charakteriſtiſche hervorzuheben, Einzelheiten aber ſelbſt dann fortzulaſſen, wenn ſie auch bei der praktiſchen Ausführung nicht entbehrt werden können. Es muß hierauf ausdrücklich hingewieſen werden, da die Vorführung des Details hier nur verwirren würde, weil es zu reichhaltig iſt und in das Spezialſtudium gehört.

Zur Erleichterung der Ueberſicht kann man zunächſt drei große Gruppen unterſcheiden, nach der Art und Beſchaffenheit der Druckplatten ſelbſt, und zwar je nachdem diejenigen Theile derſelben, welche der reproduzirenden Zeichnung ꝛc. entſprechen, unter, über oder in ihrer Oberfläche liegen: den Tiefdruck, den Hochdruck und den Flachdruck.

Dieſe drei Gebiete ſind nicht ſcharf voneinander getrennt, inſofern beim Flachdruck leicht vertiefte und ſchwach erhabene Druckplatten vorkommen, aber die Unterſcheidung von drei Druckmethoden erſcheint weiter auch dadurch gerechtfertigt, daß Tiefdruckplatten faſt ausſchließlich auf der Handpreſſe gedruckt werden müſſen, während Flachdruckplatten auf mechaniſchem Wege auf der lithographiſchen Schnellpreſſe, Hochdruckplatten hingegen auf der Buchdruckerpreſſe gedruckt werden können. Welchen Unterſchied dies bedingt, geht daraus hervor, daß die Anzahl der in einer Stunde herſtellbaren Tiefdrucke nur wenige Exemplare beträgt, daß die lithographiſche Schnellpreſſe in derſelben Zeit mehrere hundert, die Buchdruckerpreſſe aber viele tauſend Drucke liefert. Die Schnelligkeit der Drucklegung iſt ſomit beim Hochdruck mehr als tauſendmal größer als beim Tiefdruck, während der Flachdruck auch in dieſer Hinſicht mitten zwiſchen den beiden andern Vervielfältigungsmethoden ſteht. Am großartigſten in Bezug auf die Schnelligkeit der Vervielfältigung iſt der Druck von Tageszeitungen. Der Beſitzer des Berliner Stadtanzeigers hatte auf der letzten dortigen Gewerbeausſtellung drei Schnellpreſſen ausgeſtellt, welche den Druck der täglichen Auflage von circa 100 000 Exemplaren in einigen Stunden bewerkſtelligten. Weit gewaltiger aber noch ſind die Leiſtungen in Amerika. Dort wird z. B. der „Herald" in einer Auflage von 350 000 Exemplaren auf einer Preſſe gedruckt, welche ſtündlich 48 000 vollſtändige Nummern des vielſeitigen großen Formats zu liefern im ſtande iſt.

Es liegt zunächſt die Frage nahe, woher dieſer große Unterſchied in der Schnelligkeit der Drucklegung, namentlich zwiſchen Tiefdruck- und Hochdruckverfahren? Die Antwort lautet: Das Einreiben der Druckplatten mit Farbe muß beim Tiefdruck derart geſchehen, daß die Farbe nur die Vertiefungen ausfüllt, während die Plattenoberfläche ganz rein und frei von Farbe bleibt. Da dieſe aber naturgemäß beim Einreiben mit der Farbe in Berührung kommt, ſo muß ſie vor jedem Abdruck durch Abwiſchen ſorgfältig wieder gereinigt werden, ohne daß die Farbe aus den Vertiefungen zugleich wieder entfernt wird. Das kann mit hinreichender Sorgfalt nur langſam und mit der Hand ausgeführt werden. Beim Hochdruck hingegen liegen alle der Zeichnung entſprechenden Plattentheile hinreichend hoch über der Grundfläche derſelben in einer und derſelben Ebene. Beim Einwalzen derſelben mit der Druckfarbe kommt die Farbe mit den tiefer gelegenen Plattentheilen gar nicht in Berührung. Dieſe bleiben daher ganz frei von Farbe, welche ſich ihrerſeits leicht und gleichmäßig auf die eigentliche Druckfläche legt und ebenſo leicht beim Drucke auf das Papier überträgt. Die ganze Operation des Einwalzens mit Farbe und des Abdruckes kann daher maſchinell in raſcher Aufeinanderfolge ausgeführt werden. Beim Flachdrucke kommt die Farbwalze zwar ebenfalls mit der ganzen Oberfläche der Druckplatte in Berührung, dort kann und muß aber derjenige Theil der Plattenoberfläche, welcher keine Zeichnung enthält, durch Abwaſchen mit angeſäuertem Gummiwaſſer ſtets ſo feucht gehalten werden, daß er bei Berührung mit der Farbwalze keine Farbe annimmt, ſondern ſie „abſtößt“, d. h. rein bleibt. Die Zeichnung ſelbſt hingegen wird angefettet, ſo daß ſie die Farbe der über ſie geführten Farbwalze annimmt. Das Einfetten geſchieht bei der vertieften Steinzeichnung durch Einreiben derſelben mit Leinöl, bei der Zeichnung auf dem Steine durch Benutzung fettreicher Farben.

Daher kann der Steindruck wohl auf maſchinellem Wege, aber nicht mit der Schnelligkeit des Buchdruckes ausgeführt werden.

Einen weiteren charakteriſtiſchen Unterſchied zeigt der Tiefdruck gegenüber dem Hoch- und dem Flachdrucke beim Abdrucken der Farbe, weil die Vertiefungen von ungleicher Tiefe genommen werden können. Es wird denn auch die ausfüllende Farbe verſchiedene Dicke haben und beim Abdrucken in ungleicher Stärke auf das Papier übertragen, Letzteres wird ſomit bei Laſurfarben mehr oder weniger durchſcheinen, ſo daß hellere und dunklere „Töne“, je nach der Dicke der aufgetragenen Farbe, entſtehen. Durch ungleich tiefe Aetzung der Platte an verſchiedenen Stellen derſelben laſſen ſich daher Abſtufungen von hell und dunkel, d. h. Halbtöne hervorbringen und daher auch Halbtonbilder, wie Gemälde, abtuſchirte Zeichnungen, photographiſche Aufnahmen ꝛc. in Kupfertiefdruck reproduziren, namentlich, wenn man die Platte „körnt“, d. h. rauh macht, damit die Farbe beſſer und gleichmäßiger haftet. Beim Hochdruck- und Flachdruckverfahren hingegen liegt die Farbe auf den der Zeichnung entſprechenden Theilen der Druckplatte überall in gleicher Dicke auf. Nach dieſem Verfahren kann man daher direkt nur gleichmäßig gefärbte Flächen oder Linien drucken. Sollen Halbtöne erzeugt werden, ſo muß die geſchloſſene und gleichmäßig gefärbte Fläche körnig oder netzförmig ꝛc. zerlegt werden, durch Hervorbringen von Punkt- oder Linienſyſtemen, derart, daß, wenn hellere Töne entſtehen ſollen, die kleinen weißen Zwiſchenräume, bei dunklen Tönen die ſchwarzen Punkte oder Linienetze überwiegen. Dabei müſſen naturgemäß die kleinen Punkte und Linien ſo nahe benachbart ſein, daß die von ihnen bedeckte Fläche einen geſchloſſenen Ton erhält. Sind ſie zu grob, ſo erſcheint auch das Bild unfein und roh, ſind ſie aber zu fein, ſo verſchwimmen ſie ineinander und das Bild wird flau. Die Zerlegung der Halbtöne in ein druckbares Korn

ſpielt bei den Reproduktionsmethoden eine hervorragende Rolle. Es kann von Hand oder auf photographiſchem Wege in mannigfacher Weiſe und in mehr oder weniger vollkommener Art erzielt werden, wie wir weiter unten näher darlegen werden.

## Tiefdruckverfahren.

Betrachten wir zunächſt etwas näher das Tiefdruckverfahren. Nimmt man eine ebene und blank polirte Kupferplatte, gräbt mit dem Grabſtichel in dieſelbe das Spiegelbild einer Zeichnung, z. B. eines Namenszuges und reibt dann die Platte mit einer Druckfarbe ein, ſo dringt die Farbe in die mit dem Stichel eingegrabenen Vertiefungen ein und füllt ſie aus. Legt man dann auf die Platte, nachdem man ihre glatte und blanke Oberfläche ſorgfältig von Farbe gereinigt hat, ein angefeuchtetes Papierblatt und preßt dasſelbe durch Walzendruck ſtark gegen die Kupferplatte, ſo dringt das feuchte Papier zum Theil in die mit Farbe angefüllten Vertiefungen, wobei ſich die Farbe auf dasſelbe überträgt. Hebt man das Blatt dann ſorgfältig ab, ſo trägt es einen Abdruck des eingegrabenen Namenszuges und zwar in Sauberkeit und Feinheit ganz entſprechend der Ausführung des Stiches. Die gleiche Operation, Einreiben der Platte mit Farbe und Abdrucken des Stiches auf Papier, kann man mehrere tauſendmal wiederholen, bevor die Platte abgenutzt und unbrauchbar wird, zumal wenn man ſie galvanoplaſtiſch mit einer dünnen Eiſenhaut überzieht, d. h. ſie verſtählt, wodurch ſie bedeutend widerſtandsfähiger wird. Dieſe Verſtählung läßt ſich unſchwer erneuern, wenn ſie durch häufigen Gebrauch der Platte gelitten hat; auch kann man die ganze Druckplatte galvanoplaſtiſch in Kupfer abformen. Man erhält dann zunächſt eine Platte, auf welcher die Zeichnung reliefartig erhaben ſteht. Von dieſer „Depot-Platte" kann man dann aber auf demſelben galvanoplaſtiſchen Wege weiter ſo viele vertiefte Druckplatten her-

ſtellen, wie man will, ſo daß die Vervielfältigung eines Kupferſtiches an keine Grenzen gebunden iſt.

Beim Stahlſtich wird die benutzte Platte vor der Gravirung enthärtet und nach derſelben wieder gehärtet. Die Gravirung ſelbſt geſchieht wie beim Kupferſtich vermittelſt des Grabſtichels, erfordert aber mehr Zeit und iſt weniger leicht korrigirbar. Dagegen beſitzen die Stahlſtichplatten eine ungemein große Dauerhaftigkeit. Der Stahlſtich wird vornehmlich noch zum Banknotendrucke benutzt. Im übrigen geſchieht der Tiefdruck meiſt von Kupferplatten.

Je nach der Art und Weiſe, wie die Vertiefungen in der Kupferplatte hervorgebracht werden, unterſcheidet man verſchiedene Arten des Kupferdruckes. Beim Kupferſtich wird vornehmlich mit dem Grabſtichel in das Kupfer hineingegraben, bei der Radirung mit der Nadel (kalte Nadel) die Kupferoberfläche geritzt, bei der Kupferätzung aber wird die mit einer ſchützenden Harz- oder Wachsſchicht bedeckte Platte mit der Nadel an den zu ätzenden Stellen freigelegt und werden dieſe dann durch die folgende Aetzung entſprechend vertieft. Bei der Schabkunſt wird die Oberfläche der Kupferplatte durch Ueberführen eines Stahlrädchens mit geriffeltem Rande, „Roulette“, „Wiege“ ꝛc. genannt, zunächſt rauh gemacht, d. h. mit unzähligen kleinen Vertiefungen verſehen. Würde man die Platte in ſolchem Zuſtande mit Druckfarbe einreiben und abdrucken, ſo würde man einen mehr oder weniger gleichmäßig grauen oder dunklen Abdruck erhalten, je nach dem Grade der Rauhigkeit, d. h. je nach der Größe und Anzahl der mit dem Roulette hervorgebrachten Vertiefungen. Hiermit iſt die Möglichkeit gegeben, auf einfache Weiſe, nämlich durch mehr oder weniger ſtarke „Rauhung“, bezw. „Körnung“ der Platte Uebergänge von hell zu dunkel, ſogenannte „Halbtöne“, zu erzielen. Bei der Schabkunſt wird hierzu die gerauhte Platte mit dem Schaber wieder theilweiſe geglättet. Dieſe glatten Stellen nehmen beim Einreiben mit Farbe dieſe nicht, bezw. in

geringerem Maße an, geben daher beim Abdrucken helle Stellen, die „Lichter".

Die Schabkunſt giebt weichere Drucke als der Stich, noch mehr die Aqua-tinta-Manier, bei welcher die Platte eingeſtaubt, durch Aetzung gerauht und dann mit der Nadel ꝛc. weiter behandelt wird. Das Einſtauben der glatten und blanken Platte geſchieht mit ſehr feinem Colophoniumpulver. Man erwärmt ſie dann ſoweit, bis das Pulver ſchmilzt und nach dem Erkalten feſt an der Platte haftet. Setzt man die Platte dann einer Aetze, z. B. Eiſenchloridlöſung aus, ſo wird ſie nur dort angegriffen, wo ſie nicht von dem ſchützenden Harze bedeckt iſt. Die Platte kann auf ſolchem Wege in analoger Weiſe gerauht oder gekörnt werden, wie bei Anwendung der Roulettes, der Wiege. Je nach der Feinheit des Staubes und der Dichte der Schicht wird die Körnung feiner oder gröber, geſchloſſener oder offener ausfallen, ſo daß ſich auf ſolche Weiſe die zarteſten Uebergänge bis zu den tiefſten Schatten herſtellen laſſen.

Zur Unterſcheidung zwiſchen der Wiedergabe von Strichzeichnungen und der Reproduktion von Halbtonbildern mit kontinuirlichen Uebergängen von hell zu dunkel und umgekehrt, ſei noch folgendes bemerkt: Bei erſteren giebt die Reproduktion die einzelnen Striche genau ſo wieder, wie dieſelben im Originale gezeichnet ſind. Kontinuirliche Uebergänge von hell zu dunkel, oder, wie man kürzer ſagt, Halbtöne, müſſen für den Stich zuvor „zerlegt" werden. Will z. B. der Stecher Tonwirkungen hervorbringen, entſprechend den Uebergängen der Malerei, ſo muß er feine Striche oder Punkte ſo eng aneinanderreihen, daß dieſelben aus einiger Entfernung geſehen dem Auge nicht mehr einzeln ſichtbar ſind, ſondern als geſchloſſener Ton erſcheinen, heller oder dunkler, je nachdem die hellen Zwiſchenräume oder die dunklen Punkte mehr oder weniger überwiegen. Durch die Schabkunſt wird ſich die Tonwirkung vollkommener erreichen

laſſen, als durch den Stich, beſſer noch durch verſchieden tiefe Aetzung auf gekörnter Platte, denn an den tiefer geätzten Stellen wird die Farbe entſprechend dicker aufliegen, als an den weniger tiefen und daher auch bei der Uebertragung auf das Papier verſchieden durchſcheinend ſein. Zur Tiefätzung werden meiſt vier verſchieden ſtarke Aetzflüſſigkeiten benutzt und entſprechend vier getrennte Aetzungen mit jedesmaligem Abdecken der fertigen Partien vorgenommen. Die Uebergänge werden mit dem Polirſtahle nachgearbeitet, zu dunkle Stellen aufgehellt, kräftige Konturen mit der Nadel nachgezogen und dergl. Auf ſolchem Wege laſſen ſich namentlich mit Zuhülfenahme der Photographie durch „Photogravüre", wie wir weiter unten ſehen werden, ſehr vollkommene und zarte Uebergänge in den Halbtönen erzielen.

Die Vielſeitigkeit der Behandlung, welche die Kupferplatte zuläßt, in Verbindung mit ihrer leichten und unbeſchränkten Korrekturfähigkeit, da jede Vertiefung ſich durch Aufhämmern von der Rückſeite ꝛc. unſchwer wieder beſeitigen läßt, machen den Kupfertiefdruck zu der in künſtleriſcher Hinſicht vollkommenſten Reproduktionsmethode.

## Hochdruckverfahren.

Das Gegenſtück zu den Tiefdruckplatten mit vertiefter Zeichnung bilden die Hochdruckplatten mit erhabener Bildform, analog den Typen und Lettern des Buchdrucks. In erſter Linie iſt hier der Holzſchnitt zu nennen, bei welchem aus einer ebenen und glatten Holzfläche mit Meſſer und Stichel die zu reproduzirende Zeichnung ſo herausgearbeitet und umſchnitten wird, daß ſie erhaben auf vertieftem Grunde ſteht. Beim Einwalzen mit Druckfarbe werden nur die erhabenen Theile der Platte von ihr benetzt. Dieſe geben beim Abdrucken auf Papier leicht ihre Farbe ab, weshalb Hochdruckplatten unter leichtem Drucke auf relativ trockenes Papier abgedruckt werden können. Dies bedingt,

wie wir geſehen haben, einen weſentlichen Unterſchied gegenüber dem Tiefdruck in Bezug auf die Schnelligkeit der Vervielfältigung. Die Kupfertiefdruckplatte muß vor jedem Abdrucke von Hand mit Farbe eingerieben werden und zwar ſehr ſorgfältig, ſo daß die Farbe in alle Vertiefungen eindringt, während die flachen Theile frei und rein bleiben oder abſichtlich einen ſchwachen Ton erhalten. Daher iſt maſchineller Betrieb beim Tiefdruck im allgemeinen ausgeſchloſſen[1] und laſſen ſich in der Stunde nur wenige Abdrücke fertigſtellen. Ja, größere Kunſtblätter beanſpruchen mehrere Stunden Arbeitszeit für Herſtellung eines einzigen Abdruckes, woraus ſich der oft ſehr hohe Preis des Kupfertiefdruckes erklärt. Anders beim Hochdruck. Dieſer kann in der Buchdruckerpreſſe mit dem Letterndrucke zugleich mechaniſch erfolgen, weshalb er auch vorzugsweiſe zu Buch-Illuſtrationen benutzt wird.

Der ältere Holzſchnitt, wie gegenwärtig z. B. noch der japaniſche, wurde in nicht ſehr hartem Holze ausgeführt, weshalb derſelbe auf offene Linienmanier beſchränkt war. Der neuere, in hartem Hirnholze mit dem Grabſtichel ausgeführte Holzſtich erlaubt es, feine Linien und Punkte ſo nahe aneinander zu ſtellen, daß beim Abdrucke mehr geſchloſſene Uebergänge und Halbtöne erzielt werden. Dieſer neuere „Tonſtich“ liefert künſtleriſch weit höher ſtehende Drucke, doch läßt ſich dieſelbe Feinheit der Körnung und damit die Zartheit der Uebergänge von Licht und Schatten in den Halbtönen, wie beim Kupfertiefdruck, bei ihm nicht erreichen. Beim Holzſchnitt iſt es nur die Hand des Xylographen, welche durch entſprechende Kombination von feinen Strichen und Punkten künſtleriſch wirkende, mehr oder weniger geſchloſſene Halbtöne erzielen kann. Größere Flächen von gleicher Abtönung werden mit der Maſchine bearbeitet. Beim Abdrucke der Reproduktionen unmittelbar vom Holze des Holzſchnittes oder Holzſtiches würden die Feinheiten

durch Abnutzen des Holzes bald verloren gehen. Man fertigt daher auf galvanoplaſtiſchem Wege Kupferkliſchees an und verſtählt dieſelben, um ihnen eine genügende Haltbarkeit zu geben.

Anſtatt des Holzſchnittes und vielfach als Erſatz desſelben wird die Hochätzung in Metall, namentlich in Zink benutzt. Macht man auf eine ebene Zinkplatte eine Zeichnung mit fetter Farbe und taucht die Platte dann in verdünnte Säure, ſo werden die von der Farbe bedeckten und von ihr geſchützten Stellen von der Säure nicht angegriffen, während die freigebliebenen Theile ihrer Oberfläche geätzt und dadurch vertieft werden. Durch wiederholtes Aetzen mit jedesmaligem vorherigem Abdecken der Zeichnung durch neues Einfärben, um die von ihr bedeckten Plattentheile thunlichſt vor der Aetze zu ſchützen, laſſen ſich kräftig erhabene Hochdruckplatten erzielen, welche ebenſo wie die Holzſchnitte in der Buchdruckerpreſſe gleichzeitig mit den Lettern abgedruckt werden können.

Dieſe Zinkhochätzung eignet ſich direkt nur zur Reproduktion von Zeichnungen in Strichmanier, z. B. zur Reproduktion von Holzſchnitten alter Meiſter, wie Dürer ꝛc. Zur Reproduktion von Halbtonbildern muß den Halbtönen derſelben zuvor durch Zerlegung in Punktſyſteme ein druckbares Korn gegeben werden. Wie dieſe Zerlegung bei direkter Zeichnung auf gekörnten Flächen von Hand oder bei der photographiſchen Abbildung durch Einſchalten von Raſterplatten erzielt werden kann, wird ſpäter näher zu erörtern ſein.

## Das Flachdruckverfahren.

Zwiſchen Tief- und Hochdruck ſteht der Flachdruck, bei welchem die Zeichnung *in* oder wenigſtens *ſehr nahe in* der Oberfläche der Druckplatte liegt. Er wird in erſter Linie repräſentirt durch den Steindruck, die Lithographie. Beim Stein*ſtich* wird die Zeichnung in die Oberfläche des Steines fein hinein-

geritzt und ſo eine ſchwach vertiefte Druckplatte erzeugt, welche dem Kupferſtiche ähnliche feine Drucke ermöglicht, wie ſolches z. B. an holländiſchen Kartenwerken hervortritt.

Bringt man hingegen die zu reproduzirende Zeichnung als Feder- oder Kreidezeichnung mit chemiſcher Tuſche oder Kreide auf den Stein, ſo verbinden ſich die Fettſäuren ꝛc. der chemiſchen Tuſche mit dem kohlenſauren Kalk ꝛc. des Steines und verändern die Oberfläche des Steines an allen Stellen der Zeichnung derart, daß beim Einwalzen mit Druckfarbe dieſe nur dort haftet, während die übrige Fläche des Steines von Farbe freibleibt, dieſelbe „abſtößt“. Dieſe letztere Eigenſchaft des Lithographie-Steines wird noch gefördert durch Befeuchten desſelben mit einer angeſäuerten Gummilöſung, wodurch die nicht mit Tuſche bedeckten Theile von Fett gereinigt und zugleich feucht gehalten werden, damit ſie beim Einwalzen der ganzen Oberfläche mit der Farbwalze keine Farbe annehmen. Das Einwalzen mit Farbe und das Drucken kann bei der Lithographie ebenfalls mechaniſch geſchehen, doch ſteht die Schnelligkeit der Drucklegung durch die lithographiſche Schnellpreſſe derjenigen der Buchdruckpreſſen bedeutend nach. Lithographien können aus vorgenannten Gründen nicht wie Holzſchnitte und Zinkographien auf der Buchdruckerpreſſe gedruckt werden und laſſen ſich daher auch nicht mit dem Letterndrucke unmittelbar vereinigen. Als Illuſtrationen müſſen ſie wie die Tiefdruckplatten geſondert vom Text abgedruckt werden.

Anſtatt direkt und daher in verkehrter Form auf den Stein mit der lithographiſchen Tuſche zu zeichnen, kann man Schrift oder Zeichnung auch zunächſt mit autographiſcher Tinte in richtiger Form auf Papier ausführen und dann auf den Stein durch Abdrucken auf denſelben, „Abklatſchen“, übertragen. Man erhält ſo ebenfalls eine verkehrte Zeichnung auf dem Stein, während die Originalzeichnung in richtiger Geſtalt angefertigt

wird. Der Vorgang ist ganz ähnlich, wie bei dem bekannten Hektographen. Zur Uebertragung fertiger Zeichnungen anderer Druckwerke, z. B. eines Kupferstiches, auf den Stein, bedient man sich eines besonderen Umdruckpapieres. Auf dieses wird mit „Umdruckfarbe" ein sauberer Abdruck der Kupfertiefplatte gemacht und dieses dann auf den Stein „abgeklatscht", um von ihm weiter durch Lithographie vervielfältigt zu werden. Er wird dann zwar nicht ganz so schön werden, wie beim direkten Kupferdruck, aber die Drucklegung kann nun mittelst der lithographischen Schnellpresse viel schneller und ausgiebiger erfolgen, wodurch die Kosten größerer Auflagen sehr verringert werden und an Zeit bedeutend gespart wird.

Von diesem Umdruckverfahren wird in der Praxis der graphischen Vervielfältigungsmethoden ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht, auch bei Benutzung der photographisch-mechanischen Druckmethoden. Wie man einen Kupferstich durch Umdruck auf Stein überträgt, um die Vervielfältigung mit der lithographischen Schnellpresse vornehmen zu können, so kann man Tief- und Flachdrucke auch auf Zinkplatten umdrucken und diese dann hochätzen für die Benutzung der Buchdruckerpresse. Umgekehrt kann man auch Hochdruckplatten auf Stein umdrucken, namentlich Schrift, wenn diese mit der Zeichnung auf Stein zugleich vervielfältigt werden soll. Bei lithographirten Karten wird vielfach Druckschrift benutzt u. dergl.

## Benutzung der Photographie.

Die Zuhülfenahme der Photographie zu den eben besprochenen älteren Druckverfahren hat nicht nur diese in mannigfacher Weise modifizirt, sondern auch ganz neue Methoden geschaffen, auf photomechanischem und photochemischem Wege Druckplatten aller Art herzustellen. Der photographische Prozeß an sich gestattet zunächst von jedem Gegenstande ein getreues

Abbild auf Papier, Glas ꝛc. anzufertigen. Durch Zerſetzung der lichtempfindlichen Silberſalze werden hierbei entſprechend der Intenſität der Lichtwirkung beim Entwickeln der Platten weniger oder mehr Silberpartikelchen in reguliniſcher Form ausgeſchieden, und es entſteht als Abbild das ſogenannte „Negativ", in welchem die hellſten Theile des Originals am dunkelſten ſind, und umgekehrt. Durch den gleichen Vorgang beim „Kopiren" dieſes Negativs erfolgt die Umkehr von hell und dunkel, ſo daß die Kopien dem Originale wieder entſprechen.

Das Korn der Photographie, d. h. die Größe der ausgeſchiedenen Silberpartikelchen, iſt ſehr gering; ſie beträgt nur wenig hundertſtel oder tauſendſtel eines Millimeters, und da das Ausſcheiden im allgemeinen entſprechend der Lichtwirkung erfolgt, ſo iſt die Photographie im ſtande, die zarteſten Uebergänge von hell und dunkel, die feinſten Schattirungen und Halbtöne wiederzugeben. Beim Holzſchnitte ſind die zur Hervorbringung der Halbtöne fein in das Holz vom Xylographen eingeſtochenen Punkte und Linienkombinationen einzeln mit bloßem Auge zu unterſcheiden. Feiner iſt ſchon das Korn der Kreidezeichnungen auf Stein, doch genügt auch hier eine ſchwache Vergrößerung, um die Einzelheiten erkennen zu laſſen. Die Körnung einer Metallplatte mit dem Roulette, ſowie mittelſt Einſtaubens und Aetzung, läßt ſich feiner ausführen; ſie ſteht aber auch ihrerſeits der direkten Photographie in dieſer Hinſicht nach. Stärkere Vergrößerungen auf photographiſchem Wege vertragen daher nur Photographien, um ſo mehr, je feiner ihr Korn iſt und je ſchärfer ſie ſind.

Die graphiſche Vervielfältigung durch den gewöhnlichen photographiſchen Kopirprozeß iſt im allgemeinen ein zu umſtändliches und zeitraubendes Verfahren, um eine ſchnelle und ausgiebige Drucklegung zu geſtatten, doch wird dieſelbe in neuerer Zeit mit Erfolg auf mechaniſchem Wege in größerem Umfange von der

„Neuen photographiſchen Geſellſchaft“ in Berlin ausgeführt, welche auf der letzten dortigen Gewerbe- und Induſtrieausſtellung in einem beſonderen Pavillon intereſſante Drucke verſchiedenſter Größe auf ihrem „Kilometerpapier“ ausgeſtellt hatte. Ein von einer großen Rolle ſich kontinuirlich abwickelnder Streifen lichtempfindlichen Papieres wird ſtückweiſe unter einem oder mehreren Negativen wenige Sekunden lang belichtet, durch maſchinelle Vorrichtungen entwickelt und ausgewaſchen, wodurch es möglich wird, in kurzer Zeit Hunderte von Exemplaren in ganz gleichmäßiger Ausführung herzuſtellen, welche alle guten Eigenſchaften der direkten Photographien, vor allem auch ihr feines Korn beſitzen. Dieſes Verfahren wird wohl noch eine bedeutende Zukunft haben.

Nicht alle photographiſch-mechaniſchen Druckmethoden ſind im ſtande, die Wiedergabe von Halbtönen in gleich vollkommener Weiſe zu erzielen, und wie z. B. der Kupfertiefdruck in dieſer Hinſicht dem Holzſchnitte weit überlegen ſich zeigte, ſo ſind auch die photomechaniſchen und photochemiſchen Reproduktionsmethoden theils mehr zur Wiedergabe von in Linien- und Strichmanier ausgeführten Zeichnungen und Bildern geeignet, theils geſtatten dieſelben die Wiedergabe von Halbtönen in mehr oder weniger vollkommener Weiſe.

Zur Herſtellung von Druckplatten auf photomechaniſchem und photochemiſchem Wege dienen Subſtanzen, wie Chromgelatine, d. h. mit Chromſalzen gemiſchter Leim, oder lichtempfindlicher Asphalt ꝛc., welche, im Dunkeln zubereitet, die Eigenſchaft haben, in Flüſſigkeiten löslich zu ſein, die aber durch Belichtung dieſe Eigenſchaften verlieren, ſo daß ſie nach der Belichtung unlöslich ſind. Wenn man z. B. eine Platte mit einer Chromgelatineſchicht im Dunkeln übergießt und die getrocknete Schicht unter einem photographiſchen Glasnegativ belichtet, ſo wird das durch die hellen Theile des Negativs, die den dunkeln der Originalzeichnung entſprechen, dringende Licht die Chrom-

gelatineſchicht dort unlöslich machen, ſo daß gleichſam ein Bild aus unlöslicher Gelatine entſteht, welches allein zurückbleibt, wenn man die Platte im warmen Waſſer auswäſcht. Es entſteht ſo ein Gelatinerelief, in welchem die höchſten Stellen der intenſivſten Lichtwirkung durch das Negativ hindurch entſprechen. Hat man die Chromgelatine vorher mit ſehr fein zertheilter Kohle oder einem farbigen Pigment vermiſcht, ſo entſpricht das Gelatinebild in allen ſeinen Theilen vollkommen dem Original, wie eine gewöhnliche Photographie. Auf dieſem Prinzip beruht das Kohle- bezw. Pigmentverfahren, welches vorzügliche Kopien liefert, die den Vorzug haben, dem Vergilben nicht ausgeſetzt zu ſein.

Ein auf ſolche Weiſe hergeſtelltes Gelatinerelief kann, nachdem es galvaniſch leitend gemacht wurde, als Mutterplatte zur Herſtellung von Kupfertiefdruckplatten auf galvanoplaſtiſchem Wege benutzt werden. Dies iſt im weſentlichen das Prinzip der „Photogalvanographie“ oder „Heliographie“. Führt man die Belichtung der auf gleiche Weiſe vorbereiteten Platte hingegen unter einer dunklen Zeichnung auf durchſichtigem Grunde aus, z. B. einem Diapoſitiv, ſo wird die Chromgelatine in der Umgebung der Zeichnung unlöslich, während die durch die dunkeln Striche der Zeichnung geſchützten Stellen ihre Löslichkeit behalten. Wäſcht man dieſe in warmem Waſſer aus, ſo wird die Platte an den der Zeichnung entſprechenden Stellen freigelegt und kann dort durch Aetzung vertieft werden, während alle anderen Theile der Platte infolge der ſie bedeckenden, unlöslich gewordenen Chromgelatine unverändert bleiben. Man erhält auf dieſem Wege ebenfalls eine Tiefdruckplatte durch Metalltiefätzung, d. h. „Photogravüre“.

Das ſind mit kurzen Worten die beiden vornehmſten Methoden, mit Hülfe der Photographie auf photomechaniſchem, bezw. photochemiſchem Wege Kupfertiefdruckplatten herzuſtellen: die „Photogalvanographie“, welche dem Kupferſtich ähnliche Reſul-

tate liefert, und die „Photogravüre“, welche mehr der Radirung mit Aetzung entspricht.

Das erstere Verfahren der „Photogalvanographie“, d. h. der Herstellung eines festen Gelatinereliefs und Abformung desselben auf galvanoplastischem Wege zur Erlangung einer Tiefdruckplatte in Kupfer, eignet sich vorzugsweise zur Wiedergabe von Zeichnungen und Bildern in Linien- und Strichmanier. Es spielt in der Kartographie als Reproduktionsmethode eine ganz hervorragende Rolle. Die „Photogravüre“ hingegen, auf einer behufs Körnung fein eingestaubten Kupferplatte ausgeführt, liefert sehr vollkommene Reproduktionen von Halbtonbildern aller Art, Photographien, Gemälden ꝛc. Sie steht unter den photographischen Reproduktionsmethoden unstreitig mit an erster Stelle, wenn es sich um künstlerisch werthvolle Reproduktionen von Bildern mit Halbtönen handelt.

Die Benutzung der Photographie zur Metallhochätzung geschieht auf folgendem Wege:

Beim Belichten der Chromgelatine-, bezw. Asphaltschicht unter einem photographischen Negativ bleibt nach dem Auswaschen ein der Zeichnung selbst entsprechendes Gelatinerelief auf der Platte zurück, während die übrigen Theile der Platte von der dort löslich gebliebenen Gelatine befreit sind. Vertieft man diese durch Aetzung, so erhält man eine Hochdruckplatte mit erhabener Zeichnung für die Buchdruckpresse. Auf diesem Verfahren beruht die sogenannte „Phototypie“, so benannt nach den Typen des Buchdrucks. Diese Hochätzung wird meist in Zink ausgeführt, seltener in Kupfer oder anderen Metallen, weshalb sie auch den Namen „Zinkographie“ trägt. Sie ist direkt nur geeignet zur Reproduktion von Zeichnungen in Linien- und Strichmanier, als Ersatz des Holzschnittes, sie wird aber durch besondere Kunstgriffe auch zur Wiedergabe von Halbtönen durch Zerlegung derselben in ein druckbares Korn verwendbar

gemacht. Die Methoden dieſer „Zerlegung der Halbtöne“ für die Zinkhochdruckplatten ſind verſchiedener Art. Beim „Netz“- oder „Raſter“-Verfahren wird beim Abphotographiren des zu reproduzirenden Halbtonoriginals nahe vor die lichtempfindliche Platte ein Glasgitter eingeſchaltet, welches aus ſehr feinen, undurchſichtigen Linien auf durchſichtiger Glasplatte beſteht, ſo fein, daß ſie mit bloßem Auge nicht wohl mehr einzeln zu unterſcheiden ſind. Dieſes feine Liniennetz wird mit dem Gegenſtande ſelbſt auf der Negativplatte abgebildet, und zwar nicht ganz ſcharf, da die Gitterplatte die lichtempfindliche Schicht nicht unmittelbar berührt, ſondern um ein geringes Maß von ihr abſteht. So greift das durch das Gitter durchgehende Licht etwas über die Linienſpalten hinaus, und zwar um ſo mehr, je intenſiver dasſelbe iſt. Die hellſten Theile des abzubildenden Originals, welche das ſtärkſte Licht ausſenden, werden ſomit in ihrer Wirkung auf die lichtempfindliche Schicht durch die dunklen Striche nur wenig gehemmt werden, ſo daß von dieſen nur ein ganz ſchwacher Netzſchatten entſteht, während derſelbe an Stärke verhältnißmäßig um ſo mehr zunimmt, je dunkler die abzubildenden Theile ſind, d. h. je weniger Licht ſie ausſenden. So werden bei Abbildung von Halbtonbildern in den Halbtönen allmähliche Uebergänge hervorgerufen, indem die ſtärker zur Geltung gelangenden Netztheile die Wirkung einer ſtärkeren Körnung hervorrufen.[2]

Bei dieſem „Autotypie“-Verfahren werden ſomit die Halbtöne des Originals bei Anfertigung des Negativs durch das eingeſchaltete Glasgitter, den „Raſter“, ſo zerlegt, daß das Negativ eine den Tönen umgekehrt entſprechende Körnung in ſeinem Bilde erhält, welche aber ſehr viele Male gröber iſt, als das Silberkorn der photographiſchen Schicht. Beim Belichten der die Zinkplatte bedeckenden Chromgelatineſchicht unter einem ſolchen Negativ wird dann das grobgekörnte Bild auf

dieſe Schicht und weiter nach dem Auswaſchen derſelben durch Aetzen auf die Zinkplatte ſelbſt entſprechend übertragen. Dieſe „Autotypie“ hat in letzter Zeit immer mehr Fortſchritte gemacht und weſentliche Verbeſſerungen erfahren. Sie verlangt gutes Papier und ſorgfältigen Druck. Nicht ſelten aber ſind mit Vorſicht auf gutem Papier ausgeführte Probedrucke unvergleichlich beſſer, wie von denſelben Platten durch die Buchdruckpreſſe hergeſtellte größere Auflagen. Durch den Email-Prozeß können kräftigere Druckplatten erzielt werden. Er beſteht darin, daß auf die angeätzte Platte Collodiumpulver aufgeſtäubt und dann angeſchmolzen wird, wonach dieſelbe einer viel energiſcheren Aetzung ausgeſetzt werden kann, ohne daß man befürchten müßte, daß auch die abgedeckten Theile angegriffen werden. Für Illuſtrationszwecke wird die Phototypie ſowohl zur Wiedergabe von Strichzeichnungen, wie von Halbtonbildern in ausgedehntem Maße benutzt.

Wenn das zu reproduzirende Original als Halbtonbild, z. B. als Gemälde, als Photographie nach einem ſolchen oder nach der Natur ꝛc. fertig vorliegt, ſo müſſen die Halbtöne in der angegebenen Weiſe bei Anfertigung des photographiſchen Negativs zerlegt werden, um letzteres durch Herſtellung einer Hochdruckplatte durch Aetzung verwenden zu können. Wird hingegen für die beabſichtigte Reproduktion eine Vorlage erſt angefertigt, ſo kann man in dieſer Originalzeichnung die Halbtöne gleich ſo grobkörnig herſtellen, z. B. durch Zeichnen auf ſehr grobkörnigem Papier, Pyramidenkornpapier ꝛc., daß bei Anfertigung des Negativs keine weitere Netzzerlegung nothwendig iſt. Das hat den Vorzug, daß die von der Zeichnung nicht bedeckten Theile von dem Netzwerk frei und daher bei der Reproduktion rein weiß bleiben, während dieſelben bei der Netzzerlegung einen, wenn auch matten, ſo doch die Klarheit des Druckes mehr oder weniger beeinträchtigenden Ton erhalten, welcher zwar durch nachträgliches Ausſtechen dieſer Partien

beſeitigt werden kann, naturgemäß aber nur auf mühſamem und zeitraubendem Wege.

Zur Zerlegung der Halbtöne in der Originalzeichnung ſelbſt, kann übrigens ſehr verſchiedenartiges, mit Korn, Netzwerk ꝛc. verſehenes Papier benutzt werden. Seine Oberfläche wird meiſt durch eine Kreideſchicht gebildet. Die auf derſelben durch aufgedrucktes Netzwerk oder durch Zeichnung von Hand ꝛc. dunkel gefärbten Stellen können daher mit dem Schaber aufgehellt, bezw. gekörnt werden. Eine andere Methode der Zerlegung bezeichnet man mit dem Namen „Carreaugraphie". Legt man einen Bogen „Graphit-Papier", d. h. mit Graphitpulver geſchwärztes Papier zwiſchen eine zu kopierende Zeichnung und ein weißes Blatt, ſo färbt ſich die Zeichnung auf dieſes ab, wenn man ſie unter leichtem Drucke mit einem Stifte umfährt. Nimmt man nun als Graphitpapier ein Blatt, welches nicht über ſeine ganze Fläche gleichmäßig dunkel gefärbt iſt, ſondern ein abfärbendes Liniennetzſyſtem, bezw. Korn enthält, ſo werden beim entſprechenden Ueberfahren der Vorlage die Halbtöne in Netzzerlegung abgedrückt und auf ſolche Weiſe die Kopie auch in den Halbtönen reproduktionsfähig für den Hochdruck gemacht. So kann eine auf glattem Papier in Umrißlinien angefertigte Zeichnung leicht mit reproduktionsfähigen Halbtönen verſehen werden. Ein Beiſpiel liefert, außer vielen Illuſtrationen von Witzblättern ꝛc. die Reliefkarte der Schweiz von Orell & Füßli, die ſogenannte „Volkskarte". Alle genannten Halbtonzerlegungen werden bei Anfertigung von Illuſtrationen für den Buchdruck, illuſtrirten Journalen ꝛc. in der mannigfachſten Weiſe benutzt, doch ſtehen dieſelben dem Holzſchnitte an Kraft und Klarheit bedeutend nach, ja, es iſt vielfach geradezu unverantwortlich, welcher Schund von Abbildungen im Autotypie-Verfahren geliefert wird; meiſtens tragen ſchlechter Druck und ungeeignetes Papier die Schuld daran.

Die Verwerthung der Photographie beim Flachdruck-Verfahren ist besonders mannigfaltig. Beim Flachdrucke wurde in erster Linie die Lithographie genannt. Zur Herstellung von „Photolithographien", sowie von „Lichtdrucken" benutzt man ebenfalls die Eigenschaft der lichtempfindlichen Chromgelatine, daß sie durch Belichtung in ihrer Löslichkeit verändert wird. Belichteter Chromleim wurde unlöslich in warmem Wasser, während dieses die unbelichtete Chromgelatine auflöst. Wendet man statt warmen Wassers aber kaltes an, so löst sich die unbelichtete Chromgelatine in ihm zwar nicht ganz auf, aber sie nimmt Wasser in sich auf und „quillt" dadurch etwas auf, während die belichtete Chromgelatine keine Quellung erfährt. Diese „Quellung" der Chromgelatine durch Aufnahme von Wasser giebt ihr weiter die Eigenschaft, fette Druckfarbe, welche beim Einwalzen an der nicht gequollenen Gelatine haftet, an den gequollenen Theilen abzustoßen. Hiermit ist die Möglichkeit gegeben, direkt von der belichteten Chromgelatineschicht nach ihrer Behandlung mit kaltem Wasser und Einwalzen mit fetter Druckfarbe Abdrücke herzustellen.

Auf diesem Verfahren beruht der „Lichtdruck", welcher vorzügliche Halbtonbilder herzustellen gestattet, die den direkt photographisch hergestellten Bildern nahe kommen und daher, wie bekannt, namentlich als Reproduktionen von Landschaften, Gebirgsansichten und Kunstwerken aller Art eine ungemeine Verbreitung gefunden haben. Die Wiedergabe der Halbtöne in so vollkommener Weise beruht hier auf einer sehr feinen Körnung der Gelatinehaut, einer Runzelung ihrer Oberfläche entsprechend der Belichtung und nachherigen weiteren Behandlung. Je nach Anwendung höherer oder niederer Temperaturgrade beim Trocknen ꝛc., läßt sich ein feineres oder gröberes Korn erzielen, wie überhaupt die Behandlung des Lichtdruckes mancherlei Modifikationen zuläßt, welche Preis und Güte der Drucke bedingen.

Dieſes Verfahren ermöglicht für Abbildungen in Strichmanier einen direkten Umdruck auf Stein und damit eine Vervielfältigung auf der lithographiſchen Schnellpreſſe als „Photolithographie“, wodurch gleichmäßigere Drucke in größerer Auflage erzielt werden können, als bei Benutzung des Druckes von der Gelatineſchicht ſelbſt, welche leichter verletzt wird. Das „Abklatſchen“ auf Stein oder Zink muß unter Anwendung von einigem Drucke geſchehen, damit die Umdruckfarbe haften bleibt. Hierbei werden naturgemäß die einzelnen Theile der Zeichnung etwas breitgequetſcht, was um ſo ſtörender wirkt, je feiner die Linien, bezw. Punkte ſind. Halbtonbilder mit ſehr feinem Korn können daher nicht in ſolcher Weiſe durch Umdruck vervielfältigt werden, dagegen eignet ſich die „Photolithographie“ ſehr gut zur Reproduktion kräftiger Linien- und Strichzeichnungen, für welche ſie vielfach benutzt wird.

Auch von der Herſtellung von Druckplatten durch Aetzung in Verbindung mit photographiſcher Lichtwirkung wird beim Flachdrucke vielfach Gebrauch gemacht. Man benutzt hierbei meiſt als lichtempfindliche Subſtanz eine beſondere Art von Asphalt, welche die Eigenſchaft hat, ihre ſonſtige Löslichkeit in gewiſſen Flüſſigkeiten, wie z. B. Benzol, Terpentinöl ꝛc. durch die Belichtung zu verlieren. Die mit einer dünnen Schicht ſolchen lichtempfindlichen Asphalts im Dunkeln überzogene Stein- oder Zinkplatte wird unter einem Glaspoſitiv belichtet. Die dunkle Zeichnung ſchützt den Asphalt vor der Lichtwirkung; an den ihr entſprechenden Stellen bleibt derſelbe löslich; beim Behandeln mit Terpentinöl nach der Belichtung löſt er ſich, die Platte wird freigelegt an dieſen Stellen, während alle anderen von dem durch die Lichtwirkung unlöslich gewordenen Asphalt bedeckt bleiben, ſo daß beim Eintauchen der Platte in eine ätzende Flüſſigkeit nur die Zeichnung etwas vertieft eingegraben wird. Man erhält auf ſolchem Wege eine ſchwach vertiefte Druckplatte

analog der durch Steingravüre von Hand hergeſtellten, welche ebenſo wie dieſe in der lithographiſchen Preſſe abgedruckt werden kann. Dieſes Verfahren der Steinätzung wird beſonders benutzt in Holland, in welchem Lande die Lithographie ſehr gepflegt und ausgebildet wurde. Im Nachbarlande Belgien wendet man das lithographiſche Aetzverfahren in etwas modifizirter Form an, nach dem Vorgange des franzöſiſchen Kommandanten de la Noë. Statt des Steines nimmt man Zink, und nachdem man in gleicher Weiſe die Zeichnung in die Zinkplatte vertieft eingeätzt hat, füllt man dieſe Vertiefungen wieder mit Asphalt aus in der Weiſe, daß man die ganze Platte von neuem mit einer Asphaltſchicht überzieht und nach dem Belichten mit einem Stücke Holzkohle abreibt. Dann bleibt der Asphalt nur in den einzelnen Vertiefungen haften, während alle übrigen Theile der Platte frei und blank werden. Wäſcht man ſie dann noch mit ſchwach angeſäuertem Gummiwaſſer ab und walzt ſie mit Farbe ein, ſo haftet dieſe nur an den Asphalttheilen, aber nicht an der blanken Platte. In der lithographiſchen Schnellpreſſe werden von ſolchen reinen Flachdruckplatten ſaubere Abdrücke erzielt.

Ein anderes Asphalt-Verfahren, die ſogenannte direkte Uebertragung, wird für Kartendruck im militärgeographiſchen Inſtitute in Florenz angewandt. Von der zu reproduzirenden Kartenzeichnung wird ein photographiſches Negativ angefertigt und unter ihm eine mit einer ganz dünnen Schicht lichtempfindlichen Asphalts überzogene Zinkplatte belichtet, wobei die durch das Negativ nicht geſchützten, alſo der Zeichnung entſprechenden Theile unlöslich werden. Nach dem Auswaſchen mit Terpentinöl iſt die Druckplatte fertig, indem der zurückbleibende, der Zeichnung entſprechende Asphalt beim Einwalzen mit fetter Farbe dieſe annimmt, während die freigelegten, blanken Metalltheile dies nicht thun. Durch dieſes Verfahren werden gute Drucke der

Meßtiſchblätter des italieniſchen Generalſtabes erzielt. Es iſt noch einfacher als die Zinkographie des Kommandanten de la Noë, da die Umformung des Negativs in ein Diapoſitiv, die Aetzung und nochmalige Behandlung mit Asphalt bei ihm fortfällt. Im belgiſchen militärkartographiſchen Inſtitute in Brüſſel fertigt ein einziger geſchickter Reproduktions-Techniker nach den ihm gegebenen Original-Zeichnungen die nöthigen Negative, Diapoſitive ꝛc. bis zu den fertigen Druckplatten ſämtlich ganz allein an. Die in Italien gebräuchliche direkte Benutzung eines abziehbaren Negativhäutchens an Stelle des Poſitivbildes auf Glas, wie in Belgien, geſtattet ein beſſeres Anpaſſen an die Oberfläche der herzuſtellenden Druckplatte. Das Häutchen iſt hygroſkopiſch und leicht veränderlich, doch läßt ſich die richtige Maßhaltung bei einiger Uebung und Vorſicht leicht erzielen. Die Asphaltſchicht wird ſo dünn genommen, daß ſich auf der fertigen Druckplatte durch das Gefühl keine Erhöhungen und Vertiefungen unterſcheiden laſſen. Die erzielten Druckreſultate waren ſo befriedigend, daß man begonnen hat, auch Blätter der neuen Karte von Italien in 1 : 100 000 nach dieſem Verfahren zu vervielfältigen, während früher ausſchließlich die Photogalvanographie, d. h. Kupfertiefdruck, zur Herſtellung dieſer Karte benutzt wurde.

Zur Wiedergabe von Halbtonbildern eignen ſich dieſe vorgenannten Flachdruckverfahren direkt nicht, hingegen kann die beim Hochdruck beſprochene Zerlegung der Halbtöne durch das Netzverfahren ꝛc. auch naturgemäß im geſamten Gebiete des Flachdruckes benutzt werden, gleichviel ob es ſich um Herſtellung von Halbtonplatten in Stein, Zink, Meſſing oder Kupfer handelt. Schon vor der Benutzung der „Raſter“ zur Zerlegung der Halbtöne verſah Eckſtein, der Direktor des holländiſchen militärgeographiſchen Inſtitutes im Haag, ſeine Lithographieſteine mit parallelen Linien, in geringem Abſtande

gezogen durch eine Liniirmaſchine. Nach der hinreichend tiefen Einätzung werden ſie von dieſem Mutterſteine auf andere Steine abgedruckt, je nach dem Zwecke nur parallel oder rechtwinklig oder mehrfach gekreuzt. Auf einen ſo vorbereiteten Stein wird die zu reproduzirende Zeichnung in ihren Umriſſen gebracht und dann der Stein das erſte Mal geätzt, wodurch eine ſchwache Tonwirkung erzeugt wird. Diejenigen Stellen, welche dieſen leichten Ton behalten ſollen, werden dann „abgedeckt", das heißt mit einer Schicht überzogen, welche ſie gegen die folgenden Aetzungen ſchützt. Eine zweite Aetzung verſtärkt die Tonwirkung an allen frei gebliebenen Stellen. Nach Abdecken derjenigen Plattentheile, für welche dieſe ausreicht, erfolgt die dritte Aetzung und ſo fort. Auf ſolche Weiſe entſteht ebenfalls eine Halbtonplatte, bei welcher die Abſtände von einer Tonſtufe zur anderen der Wirkung einer Aetzung entſprechen, welche aber ihrerſeits wieder von verſchieden langer Dauer und damit Tiefe und Wirkung genommen werden können.

Eckſtein hat auf ſolchem Wege ſehr ſchöne Druckreſultate erzielt, namentlich bei Anwendung mehrfacher Farbentöne, wie z. B. in der vielfarbigen Karte von Java, worauf wir bei Beſprechung der mehrfarbigen Drucke noch zurückkommen werden. Bei dieſem Eckſteinſchen Netzverfahren mit Tiefätzung ſpielt das Netzwerk als ſolches eine ganz andere Rolle, als bei der Autotypie die Raſterplatte. Bei erſterem hat das Netz auf der Druckplatte überall gleiche Stärke und dient zum Feſthalten der Farbe, welche in den verſchieden tief geätzten Vertiefungen ungleich dick dieſe ausfüllt, analog wie bei der Kupfertiefätzung, wo die Körnung durch Einſtauben und Aetzen das Netzwerk vertritt. In dieſen beiden Fällen wird die Farbe auf der Platte in den verſchiedenen Vertiefungen verſchiedene Dicke haben und daher in verſchiedener Stärke abgedruckt. Bei der Autotypie hingegen wird der Raſter ungleich ſtark abgebildet,

je nach der größeren oder geringeren Helligkeit im Bilde, und ermöglicht auf solche Weise eine Zerlegung der Halbtöne in ein druckbares Korn mit gleich stark an allen farbigen Stellen eingewalzter Farbe.

Die verschiedenen Methoden der Körnung sind beim Flachdrucke besonders zahlreich.

## Zusammenfassung und Rekapitulation.

Ueberblicken wir die verschiedenen Reproduktionsmethoden noch einmal kurz mit ihren Eigenthümlichkeiten, so werden Kupfertiefplatten wesentlich durch drei verschiedene Verfahren hergestellt: entweder mit Hand als Stich, Radirung, Schabung ꝛc., oder durch Photogalvanographie, d. h. Herstellung und galvanoplastische Abformung eines der Zeichnung entsprechenden Chromgelatine-Reliefs, oder durch Belichtung einer mit lichtempfindlichem Chromleim überzogenen Kupferplatte unter einem Glaspositiv, Auswaschen und Tiefätzen der Platte. Diese Tiefätzung kann sowohl bei der nach der Belichtung in warmem Wasser ausgewaschenen und daher an den nicht belichteten Stellen freigelegten Kupferplatte geschehen, als auch bei der mit kaltem Wasser behandelten Platte. Das kalte Wasser löst den nicht belichteten Chromleim zwar nicht auf, aber es dringt in ihn hinein und macht ihn so, wie wir gesehen haben, aufquellen. Beim Behandeln mit Aetzflüssigkeit dringt diese dann auch ihrerseits in die wasserhaltigen gequollenen Theile und ätzt die unterliegende Platte gleichsam durch die Chromgelatine-Schicht hindurch, entsprechend der Lichtwirkung in geringerem oder stärkerem Maße.

Stich, Radirung und Photogalvanographie ermöglichen die feinsten und schärfsten Reproduktionen von Zeichnungen und Bildern in Linien und Strichmanier, bei Benutzung der Photographie immer vorausgesetzt, daß die Originalzeichnung sehr

ſauber und rein ſchwarz auf weißem Grunde ausgeführt iſt. Hierbei kann der Maßſtab dieſer zu reproduzirenden Vorlage etwas größer genommen werden, als der Maßſtab der Abdrücke, da durch die photographiſche Reduktion an Schärfe entſprechend gewonnen wird. Das zuläſſige Maß der Verkleinerung hängt von der Natur der Vorlage ab.

Radirung mit Aetzung der eingeſtaubten Platte, Rauhung der Platte mit Roulette und Wiege, und Anwendung der Schabung, ſowie namentlich auch die Photogravüre eignen ſich vornehmlich zur Wiedergabe von Halbtonbildern mit feinem Korn, weniger zur Wiedergabe ſcharfer Strichzeichnungen, da die Aetzung im allgemeinen nicht die Schärfe der Linien liefert, wie der Stich und die Photogalvanographie, während durch das Körnen der Platte weiche Töne hervorgebracht werden.

Der Kupfertiefdruck ſteht künſtleriſch weitaus am höchſten. Viele der größten Künſtler haben ihn eigenhändig ausgeführt und die ſchönſten Reproduktionen der Schätze unſerer Muſeen und Galerien werden in Kupfertiefdruck ausgeführt.[3] Dieſer Druck an ſich kann als eine Kunſt bezeichnet werden, ſo ſorgfältig muß er von Hand ausgeführt werden. Dem entſpricht die geringe Schnelligkeit der Herſtellung und die Höhe des Preiſes. Beide ſind aber weſentlich verringert worden durch die Zuhülfenahme der Photographie, welche den weiteren Vorzug hat, originalgetreue Abbilder zu liefern, während beim Stich von Hand ſtets die Perſönlichkeit des Stechers die Reproduktion beeinflußt. Die Photogravüre hat eine große Verbreitung gefunden und den Stich derart zurückgedrängt, daß die Zahl der tüchtigen Kupferſtecher immer geringer wird. In den Schaufenſtern aller Kunſthandlungen ſind Photogravüren nach Landſchaftsaufnahmen, Bildern und Kunſtwerken aller Art in reicher Fülle täglich zu bewundern.

Hochdruckplatten für die Buchdruckpresse werden vornehmlich in zwei Arten hergestellt: einmal als Holzschnitt oder Holzstich, welch letzterer auch Tonwirkungen gestattet, oder als Zinkographie, d. h. Zinkhochätzung, ohne oder mit Halbtonzerlegung durch „Raster", Korn- und Schab-Papier, Carreaugraphie ꝛc. Beim Holzschnitte beschränkt sich die Benutzung der Photographie wesentlich darauf, daß man die Vorzeichnung für den Stecher anstatt wie früher mit der Hand nunmehr als Photogramm unmittelbar auf den zu bearbeitenden Holzstock bringt, zur wesentlichen Erleichterung für den Xylographen. Der Holzschnitt ist durch die Zinkographie vielfach verdrängt worden, doch beweisen die künstlerisch schönen Holzschnitte, z. B. der Leipziger Illustrirten Zeitung, sowie die im gleichen Verlage erscheinenden Meisterwerke der Holzschneidekunst und andere zur Genüge seine Lebensfähigkeit gegenüber allen neueren Reproduktionsmethoden. Auch als Buchillustration durch die Buchdruckerpresse steht er immer noch weit höher, als die Zinkographie wegen der Klarheit und Bestimmtheit seiner Drucke. Aber er ist entsprechend theurer, als die Zinkhochätzung. Bei letzterer kommt es lange nicht so sehr darauf an, ob die zu reproduzirende Vorlage viel oder wenig detailreich ist, der Preis für den Quadrat-Dezimeter Druckplatte beträgt gleichwohl nur 10—20 Mark. Beim Holzschnitte hingegen kann der Preis mit dem Detailreichthum der Vorlage auf das Zehnfache steigen. Nimmt man hinzu, daß die Herstellung des Holzschnittes weit mehr Zeit erfordert, als die Zinkätzung, so begreift man leicht, warum in all unseren illustrirten Journalen, Witzblättern ꝛc. die Zinkographie vorherrschend geworden ist, namentlich auch als Autotypie ꝛc. zur Wiedergabe von Halbtonbildern mit direkter Tonzerlegung in druckbares Korn, ohne daß der Stecher oder Holzschneider diese Zerlegung von Hand bewerkstelligen muß.

Flachdruckplatten können hergestellt werden durch Zeichnung

von Hand auf Stein oder Metall, im letzten Falle namentlich Zinkplatten, als Kreide- bezw. Federzeichnung mit besonderer Tinte und Kreide, oder als schwach vertiefter Stich, also durch feine Steingravüre oder auch Tiefätzung. Die Herstellung der Druckplatten mit Hülfe der Photographie geschieht durch die direkte Uebertragung des Bildes auf den asphaltirten Stein, d. h. Belichten desselben unter einem Negativ, so daß auf dem Steine ein unlösliches Asphaltbild entsteht, von welchem direkt gedruckt werden kann, oder durch doppelte Uebertragung mit Hülfe des Chromgelatine-Papiers, indem das Bild zunächst auf diesem erzeugt und von ihm auf den Stein übertragen wird. Ein direktes Chromgelatine-Flachdruck-Verfahren ist weiter der Lichtdruck. Als Unterlage der lichtempfindlichen Chromgelatine dient bei ihm eine starke Glasplatte, an welcher die Gelatine durch eine besondere Zwischenschicht fest haftend gemacht wird, um nach der Belichtung und Behandlung mit kaltem Wasser eine möglichst große Zahl von Abdrücken ohne Beschädigung aushalten zu können. Auf einer Benutzung der Einwirkung des Lichtes auf lichtempfindlichen Asphalt in Verbindung mit der Aetzung zur Herstellung von Druckplatten beruhen die Verfahren des Kommandanten de la Noë und des Direktor Eckstein. Bei ersterem wird die mit einer Asphaltschicht überzogene Zinkplatte unter einem Diapositiv belichtet und gewaschen, und an den der Zeichnung entsprechenden freigelegten Stellen tiefgeätzt. Dann werden diese Vertiefungen wieder mit Asphalt ausgefüllt und die übrigen Oberflächentheile der Platte blank gerieben. Beim Eckſteinschen Verfahren tritt an Stelle der Zinkplatte ein Lithographiestein, welcher in analoger Weise mit Asphalt behandelt und tiefgeätzt wird. Diese Vertiefungen werden aber nicht wieder ausgefüllt, sondern es wird von der vertieften Zeichnung gedruckt, nachdem dieselbe durch Einfetten zur Aufnahme der Druckfarbe fähig gemacht worden ist. Diese Verfahren werden

in Belgien, bezw. Holland zum Drucke der Generalstabskarte benutzt. Um seine Steinätzung zur Wiedergabe von Halbtonbildern geeignet zu machen, bedruckt Eckstein den hierzu bestimmten Stein zuvor mit einem Rasternetz, welches bei der Aetzung zugleich mit dem Bilde in schwach vertiefter Form übertragen wird, und zwar in verschiedener Tiefe durch mehrfache Aetzung mit Aetzflüssigkeiten von verschiedenem Konzentrationsgrade und Abdeckung der helleren Halbtonparthien. Das Eckstein'sche Steinätzverfahren bildet somit ein Analogon zur Metalltiefätzung und hat dessen Vor- und Nachtheile. Das vollkommenste Halbton-Reproduktionsverfahren im Flachdrucke ist der Lichtdruck, d. h. der direkte Abdruck von einer Chromgelatineschicht, welche auf einer starken Glasplatte ausgebreitet, unter einem Negativ belichtet und dann mit kaltem Wasser behandelt wurde. Durch Belichten der Unterfläche der Gelatineschicht durch die dicke Glasplatte hindurch wird der untere Theil der Schicht ganz unlöslich und fest an der Glasplatte haftend gemacht, weshalb eben durchsichtiges Glas als Unterlags- und Druckplatte benutzt wird, da es zudem den weiteren Vortheil bietet, die Entstehung des Bildes durch die Lichtwirkung beobachten und verfolgen zu können. Der Druck von der Gelatineschicht selbst gestattet die Wiedergabe der feinsten und zartesten Halbtöne, verlangt aber Vorsicht sowie Sachkenntniß und Fertigkeit in erhöhtem Maße, wenn die empfindliche Schicht nicht durch den Druck rasch abgenutzt und zerstört werden soll, weit mehr als die viel ausgiebigere und daher auch billigere Photolithographie. Das direkte Lichtdruckverfahren giebt das zu reproduzirende Original in thunlichster Naturtreue wieder. Es eignet sich daher, zumal da die nöthige Auflage dort meist keine sehr große ist, vorzüglich auch zur Wiedergabe von Faksimiledrucken von Handschriften und Autographien aller Art. So sind z. B. wichtige eigenhändige Briefe des Kaisers Wilhelm I. in der Reichsdruckerei in Berlin in

vorgeſchriebener Zahl durch Lichtdruck vervielfältigt worden, und auch das Abſchiedsſchreiben des Fürſten Bismarck an die ihm unterſtellten Beamten bei ſeinem Ausſcheiden aus dem Staatsdienſte wurde auf dem gleichen Wege vervielfältigt. Die nach dem Belichten mit kaltem Waſſer behandelte Chromgelatine erhält beim Trocknen in der Wärme ein „natürliches“ Korn durch Runzelung ihrer Oberfläche an den belichteten und dadurch unlöslich gewordenen Stellen. Je nach der Höhe der beim Trocknen benutzten Temperatur wird das Korn feiner oder gröber; ſeine Form kann durch Zuſätze zur Chromgelatine verändert werden. Soll von der fertigen Platte gedruckt werden, ſo muß dieſelbe vorher von neuem befeuchtet werden. Die Feuchtigkeit, welche die Chromgelatine je nach dem Grade der ſtattgehabten Belichtung hierbei in ſich aufnimmt, giebt ihrer Oberfläche die Eigenſchaft, weniger oder mehr Druckfarbe anzunehmen, und zwar ſo genau entſprechend der voraufgegangenen Einwirkung des Lichtes auf dieſelbe, daß die feinſten und zarteſten Halbtöne beim Abdrucke der Platte zur Geltung gelangen, ähnlich wie bei der Photographie ſelbſt. — Der Asphalt beſitzt eine dieſer Quellung und natürlichen Kornbildung der Chromgelatine entſprechende Eigenſchaft nicht. Das Asphaltverfahren eignet ſich daher direkt nur zur Reproduktion von Zeichnungen in Linien- und Strichmanier. Soll dasſelbe zur Wiedergabe von Halbtönen fähig gemacht werden, ſo muß die Oberfläche der lichtempfindlichen Asphaltſchicht „künſtlich“ gekörnt werden, z. B. durch Benutzung einer gekörnten Unterlage, wie dies bei Herſtellung der mehrfarbigen Photochrombilder in Lichtdruck und Lithographie geſchieht u. dergl., doch bleibt der Lichtdruck mit Chromgelatine infolge ſeines feinen Kornes dem Asphaltverfahren zur Reproduktion von Halbtonbildern weit überlegen. Lichtdruckplatten laſſen ſich nur dann auf Stein oder Metall umdrucken, wenn ihr Korn durch entſprechende Behandlung hin-

reichend grob gestaltet wird, besser auf künstlich vorher gekörnte Platten, da auf diesen das umgedruckte Lichtdruckkorn weniger leicht zusammenfließt, als auf glatten Platten oder Steinen. Eine sehr große Rolle spielt beim Flachdruckverfahren der „Umdruck." Alle in Autographie mit entsprechender Tinte ausgeführten Schriftstücke oder Zeichnungen können durch direkten Umdruck auf Stein- oder Zinkplatten in der lithographischen Presse weiter vervielfältigt werden. Fertige Tiefdruckplatten lassen sich vermittelst Umdruckpapiers ebenfalls auf Stein- oder Zinkplatten übertragen und als Flachdrucke dann rascher in größerer Zahl vervielfältigen.

Die Vereinigung von Letternschrift mit Lithographie durch Umdruck derselben auf Stein wurde bereits erwähnt, ebenso der Umdruck von Stein auf Zink zur Hochätzung für die Benutzung der Buchdruckpresse. Alle für die Metallhochätzung tauglichen Halbtonzerlegungen, Netz- und Rasterverfahren, Zeichnung auf Korn- und Schabpapier, Carreaugraphie 2c. sind auch beim Flachdrucke verwendbar.

Die ausgedehnteste Verwendung findet das Flachdruckverfahren zur Herstellung mehrfarbiger Abbildungen, von denen seither noch nicht gesprochen wurde.

## Mehrfarbige Drucke.

Mehrfarbige Drucke verlangen im allgemeinen so viel einzelne Druckplatten, wie sie verschiedene Farben enthalten sollen. Denkt man sich in einer farbigen Vorlage alle verschiedenen Farben mit Umrissen umzogen und diese Konturen für die einzelnen Farben auf besondere Druckplatten gebracht, so wird man die ihnen zukommenden Flächenstücke nach entsprechender Vorbereitung mit den betreffenden Farben einwalzen und eine nach der andern auf dasselbe Blatt abdrucken können, wobei dann sorgfältig darauf zu achten ist, daß beim Zusammendrucke

alle Konturen mit ihren Farben genau dieſelbe gegenſeitige Lage erhalten, welche ſie im Originale haben, d. h. genau wieder zuſammenpaſſen. Dieſes „Anpaſſen“ der einzelnen Farbendrucke verurſacht bei den verſchiedenen Druckmethoden ungleiche Schwierigkeiten. Sehr ſchwer zu erreichen iſt es beim Tiefdruck, welcher zum Einpreſſen in die Vertiefungen auf angefeuchtetes und daher ſtark und raſch veränderliches Papier ausgeführt werden muß. Vielfarbige Kupfertiefdrucke werden daher weniger durch Zuſammendrucken von verſchiedenen Platten hergeſtellt, ſondern entweder von einer und derſelben Platte gleich mehrfarbig abgedruckt, oder ſie werden vermittelſt Handkolorit mit den verſchiedenen Farben angelegt. Im erſteren Falle müſſen naturgemäß vor jedem Abdrucke alle Farben in ihrer richtigen gegenſeitigen Lage auf die eine Platte gebracht werden, was Geſchick und Zeit erfordert. Dem gegenüber geſchieht das Koloriren eines vielfarbigen Unterdruckes, welcher zugleich die Konturen der verſchiedenen Farben liefert, von Hand mit Hülfe von Schablonen bei einiger Uebung leicht und raſch. Es wird meiſt von Mädchen und Frauen mit vielem Geſchick ausgeführt, ſo bei J. Perthes in Gotha für ſeine ſchönen Kupferſtichkarten, ferner beim preußiſchen Generalſtab (wo die Koloriſtinnen den Beinamen die „Gräfinnen“ ſich erworben haben) für die in Kupferdruck hergeſtellte Karte des Deutſchen Reiches in 1:100000, u. ſ. w. Bei Kupferdruckkarten mit ſchwarzer Situation und brauner Bergſchraffur, welch letztere nicht durch Handkolorit hergeſtellt werden kann, muß von zwei entſprechenden Farbenplatten gedruckt werden. Dieſer Zuſammendruck erfordert große Vorſicht und muß unmittelbar hintereinander auf jedes Blatt ausgeführt werden. So ſtehen beim Drucke der ſchönen Karte von Deutſchland in 1 : 500000, welche ebenfalls von J. Perthes in Gotha hergeſtellt worden iſt, die zwei Kupferdruckpreſſen unmittelbar neben einander und jedes mit dem Schwarzdrucke

verſehene Blatt wandert von dieſer Preſſe ſofort zur anderen, um den Braundruck zu erhalten, ehe er ſich verändert.

In analoger Weiſe geſchieht der Kupfertiefdruck dreifarbiger Kurvenkarten — Situation ſchwarz, Gewäſſer blau, Kurven braun —, welcher in Deutſchland namentlich von H. Petters in Hildburghauſen gepflegt und vorzüglich ausgeführt wird. Petters bearbeitet nicht nur viele Blätter der deutſchen Reichskarte in 1 : 100000 und die Meßtiſchblätter in 1 : 25000 von Baden und Württemberg, die neue Braunſchweigiſche Forſt- und Landeskarte in 1 : 10000 ꝛc., ſondern auch die neue vom preußiſchen Generalſtabe herausgegebene Ueberſichtskarte des Deutſchen Reiches in 1 : 200000 in dreifarbigem Kupferdruck mit Waldkolorit, und außerdem verſchiedene Karten, mit „Reliefabtönung“ und durch dieſe hervorgebrachter unmittelbar plaſtiſcher Wirkung.

Da bei dem Tiefdrucke die Druckfarbe je nach dem Grade der Vertiefungen in dickerer oder ſchwächerer Schicht dieſe ausfüllt und entſprechend auf das Papier übertragen wird, ſo können ſtärkere und ſchwächere Farbentöne und Farbennüancen durch flachere oder ſtärkere Vertiefung erzielt werden, worauf bereits früher hingewieſen wurde.

Auf ſolche Weiſe und in Verbindung mit der Körnung, ſowie einer geſchickten Nacharbeitung von Hand zum Ausgleich der Härten, Vermitteln der Uebergänge, Aufhellen zu tiefer Schatten, ſtärkeres Markiren wichtiger Linien ꝛc. wird auch der mehrfarbige Kupfertiefdruck in der Hand eines geſchickten Reproduktionstechnikers zu einem ſehr hohen Anforderungen genügenden Vervielfältigungsverfahren, welches namentlich für die Kartographie von der größten Bedeutung iſt.

Vielfach werden Tiefdruckplatten auf Stein umgedruckt und dann mit den weiteren Farben durch lithographiſchen Flachdruck verſehen. Auf ſolchem Wege wird z. B. die vorhin erwähnte, in Kupfer geſtochene Karte Deutſchlands in 1 : 500000 geologiſch

kolorirt. Der Flachdruck erfordert eine weit geringere Anfeuchtung des Papiers, als der Tiefdruck, und ist daher viel leichter maßhaltig auszuführen. Zudem kann nicht nur der Druck, sondern auch das Anpassen der einzelnen Farbsteine, die sogenannte Punktirung, mechanisch vollzogen und daher weit rascher vollendet werden. Auch der mehrfarbige Lichtdruck hat große Verbreitung gefunden, sowohl zur Reproduktion von mehrfarbigen Kunstwerken, wie z. B. für die amtlichen Publikationen der Königlichen Nationalgalerie in Berlin, veranstaltet von der Vereinigung von Kunstfreunden ebendaselbst, sowie in Verbindung mit der Lithographie zur Anfertigung von farbigen Naturansichten ꝛc. und von Reklamebildern und mehrfarbigen Plakaten aller Art. Der Unterdruck wird meist durch Lichtdruck hergestellt, das Kolorit durch „Chromolithographie". „Aquarellfarbendruck", „Oelfarbendruck" ꝛc. sind Farbenlichtdrucke oder Chromolithographien, im Charakter der Aquarelle, Oelbilder ꝛc. gehalten. In Reklamebildern leistet Frankreich weit mehr als andere Länder, weil hervorragende Künstler es nicht verschmähen, die Vorlagen zu liefern. Doch finden dieselben auch bei uns mehr und mehr Beachtung.

Mehrfarbiger Hochdruck wird mit Holzschnitt sowohl wie in Zinkographie ausgeführt, ersterer z. B. von Bong in Berlin zur Illustration seiner Zeitschriften „Moderne Kunst" und „Zur guten Stunde", letzteres vielfach als mehrfarbige „Autotypie" und „Dreifarbendruck".

Da man die verschiedenartigsten Farbennüancen durch Mischen der drei Grundfarben Roth, Gelb und Blau hervorbringen kann, so war man bemüht, dasselbe auch durch Zusammen-, bezw. Uebereinanderdrucken dieser drei Farben zu erreichen. Eckstein erzielte, wie wir gesehen haben, verschiedene Tonstufen einer Farbe dadurch, daß er die einzelnen Theile eines mit Raster versehenen Steines mehr oder weniger zahlreichen Aetzungen

ausſetzte. Indem er ſich nun drei Farbſteine für die drei Grundfarben Roth, Gelb und Blau herſtellte, jedem derſelben durch verſchieden lange Aetzung die erforderlichen Tonſtufen gab und alle drei dann zuſammen und übereinander druckte, erreichte er eine vielſeitige und prächtige Farbenwirkung, welche man an den vielfarbigen Karten der holländiſchen Kolonien bewundern kann. Die drei Farbenplatten für den ſogenannten „Naturfarbendruck“ auf photographiſch-mechaniſchem Wege herzuſtellen, iſt man in neuerer Zeit eifrig bemüht, ſowohl für das Flachdruck- wie für das Hochdruckverfahren. Man macht dazu von dem farbigen Originale drei getrennte Aufnahmen durch drei farbige Gläſer, ſogenannte Farbenfilter, die eine durch ein rothes, die andere durch ein gelbes, die dritte durch ein blaues Glas. Wenn das rothe Glas nur rothes Licht durchläßt, ſo wirkt auch nur der rothe Theil des Bildes auf die photographiſche Platte, und ebenſo wirkt bei den beiden anderen Aufnahmen nur der gelbe und blaue Theil, bezw. man benutzt die drei Komplementarfarben, wenn die vorgenannten Farben bei der Aufnahme des Negativs nicht zur Geltung kommen ſollen. Man erhält ſomit durch dieſe Zerlegung drei photographiſche Abbildungen, von denen jede einzelne nur den in ihrer Farbe vorhandenen Theil des Geſamtbildes enthält und die dann entſprechend weiter benutzt werden können, um drei Lichtdruckplatten, drei Autotypieplatten ꝛc. nach ihnen herzuſtellen für die drei einzelnen Farben. Der Zuſammendruck der drei Farbenplatten giebt dann eine dem mehrfarbigen Originale entſprechende farbige Reproduktion doch mit dem ſchwer vollſtändig zu beſeitigenden Unterſchiede daß die drei Druckfarben Roth, Gelb und Blau da, wo ſie übereinanderfallen, nicht diejenige Farbennüance geben, welche ihre Miſchung liefert, da ja die eine die andere bedeckt und die Farbenfilter nicht der angenommenen Theorie vollſtändig entſprechend wirken. Die Praxis entſpricht aus dieſem Grunde

noch nicht vollständig der Theorie, daß sich aus roth, gelb und blau alle Farbentöne zusammensetzen lassen, und werden in den meisten Fällen mehr als drei Farbenplatten benutzt. Zur Reproduktion mehrfarbiger Originale oft ein Dutzend und mehr.

## Verwendung der Reproduktionsmethoden in der Kartographie.

Alle vorstehend besprochenen Druck- und Vervielfältigungsmethoden werden in der Kartographie verwendet, die einen mehr, die anderen weniger.

Die Karten der Heimathskunde, an welchen das Kind seine ersten geographischen Studien macht, sind meist in der Buchdruckerpresse von Zinkhochätzungen abgedruckt, um dieselben möglichst zahlreich und billig herstellen zu können. Der große Andreesche Atlas, welcher wegen seiner Güte bei nicht zu hohem Preise eine so ausgedehnte Verbreitung gefunden hat, ist in Lithographie hergestellt, d. h. Steinstich mit entsprechenden Farbensteinen. Die schönen Karten des Stielerschen Atlas, welche wohl unübertroffen dastehen, sind Kupfertiefdruck, Stich mit Farbenkolorit von Hand.

Für die Vervielfältigung von Karten kommt bei der Auswahl des anzuwendenden Druckverfahrens vornehmlich noch eine wichtige Eigenschaft der Druckplatten in Betracht, welche sonst im allgemeinen weniger stark berücksichtigt zu werden braucht und seither nur kurz erwähnt wurde, das ist ihre Korrekturfähigkeit. Wenn ein Kunstwerk reproduzirt und wohl gelungen fertig vorliegt, so verlangt Niemand eine spätere Aenderung der Druckplatte. Aehnlich bei der Wiedergabe von Landschaften, Gebirgsansichten ꝛc., sei es durch Photogravüre, Lichtdruck, Chromolithographie, Autotypie u. s. w. Ganz anders aber liegt dies bei der Karte eines volkreichen Landes, einer verkehrsreichen Stadt, eines Industriebezirkes u. dergl. Neubauten von Häusern,

Fabriken und industriellen Werken, Anlage von Straßen, Feldwegen, Eisenbahnen und Kanälen, Flußkorrektionen, Landesverbesserungen, Ausrodungen u. s. w., kurz Aenderungen aller Art können das Bild einer Gegend in kurzer Zeit dermaßen umgestalten, daß die von ihr angefertigte Karte unrichtig und unbrauchbar wird. Meist ist aber eine richtige Karte um so erwünschter und wichtiger, je mehr und je raschere Veränderungen in der von ihr dargestellten Gegend vorkommen, d. h. je mehr Leben und Entwickelung vorhanden sind. Es erscheint daher unmittelbar einleuchtend, daß für den Kartendruck diejenigen Druckplatten die vortheilhaftesten sind, welche die größte Korrekturfähigkeit besitzen, in die also ohne Schwierigkeit und ohne die Platten zu verschlechtern, alle Veränderungen nachgetragen werden können, um die Karten jeweils „auf dem Laufenden", d. h. richtig zu erhalten.

Das Verhalten der verschiedenen Druckplatten diesen Anforderungen gegenüber ist aber ein sehr ungleiches. Allen Anforderungen der Korrekturfähigkeit entsprechen nur die Tiefdruckkupferplatten. Die durch Stich, Gravüre ꝛc. in den Platten hervorgebrachten Vertiefungen können durch Aufhämmern von der Rückseite her beseitigt, diese Stellen so geebnet und dann neu gestochen werden oder es können Stücke ausgestochen und neu eingesetzt werden, wobei auch von der Galvanoplastik vortheilhaft Gebrauch gemacht werden kann. Die Korrekturfähigkeit dieser Kupferdruckplatten ist daher geradezu unbegrenzt, gleichviel ob es sich um Reproduktion von Zeichnungen in Strichmanier oder mit Halbtönen handelt.

Weit beschränkter ist die Korrekturfähigkeit der Lithographiesteine. Um die Zeichnung von einer bestimmten Stelle der Platte zu beseitigen, muß diese dort abgeschliffen werden, wobei eine leichte Vertiefung entsteht. Wiederholt man nun ein solches Korrekturverfahren zu oft, so werden die durch mehrfaches Ab-

ſchleifen verurſachten Vertiefungen und Unebenheiten der Platte ſo groß, daß die von ihr gewonnenen Abdrücke unſcharf werden. Bei geſchickter und vorſichtiger Behandlung reicht aber immerhin die Korrekturfähigkeit des Steines bis zu einer mäßigen Grenze der Wiederholung aus.

Wenig, bezw. ſo gut wie gar keine Korrekturfähigkeit beſitzen die Hochdruckplatten, namentlich Aetzungen für Halbtonbilder. Bei letzteren ſind Korrekturen ſo gut wie gänzlich ausgeſchloſſen, während ſolche beim Holzſchnitte und der Zinkographie in Strichmanier große Schwierigkeiten und Koſten verurſachen.

Die Korrekturfähigkeit der Druckplatten wächſt demnach im allgemeinen mit dem Preiſe und der Güte der Druckmethode. Sie iſt beim Tiefdruck am größten, beim Hochdruck am geringſten. Wird erſterer nun in der Kartographie allein angewendet? Wie wir bereits geſehen haben, durchaus nicht! Wie der Eine gute und dauerhafte Anſchaffungen liebt, der Andere es vorzieht, häufiger eine thunlichſt geringe Ausgabe zu machen, und der Dritte einen Mittelweg einſchlägt, ſo auch hier.

Das reiche und konſervative England ſtellt alle ſeine Kartenwerke, Generalſtabs-, Grafſchafts- und Kataſterkarten nur durch Kupfertiefdruck her; das leicht bewegliche Belgien faſt ausſchließlich durch Zinkätzung nach franzöſiſchem Muſter, während das benachbarte Holland der Lithographie den Vorzug giebt. Die deutſche Reichskarte in 1 : 100 000 wird in Kupfer geſtochen, zum Theil durch Photogalvanographie hergeſtellt, ebenſo die vom preußiſchen Generalſtabe übernommene Reimannſche Karte von Mitteleuropa in 1 : 200 000, ſowie die neue Ueberſichtskarte des Deutſchen Reiches mit Höhenkurven und Farben, ebenfalls im Maßſtabe 1 : 200000. Die preußiſchen und heſſiſchen Meßtiſchblätter in 1 : 25 000 ſind in Steindruck gefertigt, diejenigen der ſüddeutſchen Staaten in Kupfer-

tiefdruck. Als es ſich in den ſechziger Jahren für Oeſterreich darum handelte, möglichſt raſch eine neue topographiſche Landeskarte herzuſtellen, wurde als Vervielfältigungsmethode die Photogalvanographie gewählt, weil es leichter war, die erforderliche große Zahl fähiger Kartographen zur Anfertigung der zeichneriſchen Vorlagen auszubilden, als eine für den Stich in gleicher Weiſe ausreichende Anzahl tüchtiger Kupferſtecher zu erhalten. Die im Wiener militärgeographiſchen Inſtitute zur Reproduktion der neuen Landeskarte in 1 : 75 000 ausgebildete Vervielfältigungsmethode der Photogalvanographie fand ſpäter auch Anwendung in mehreren anderen Staaten. In Italien wurde ſie modifizirt durch den General Avet, welcher ſein Verfahren der italieniſchen Regierung abtrat. Dieſe benutzte es zum Drucke der neuen Karte von Italien im Maßſtabe 1 : 100 000, während zur Drucklegung der Meßtiſchblätter die vereinfachte Methode der Photozinkographie mit Hülfe des direkten Asphaltverfahrens dort verwandt wird. Die erſte topographiſche Landeskarte, die unter Benutzung eines feſten Rahmens von Dreiecks-punkten auf wirklichen Vermeſſungen und einheitlicher Grundlage hergeſtellt wurde, war die Karte von Frankreich in 1 : 80 000. Sie wurde, wie alle älteren grundlegenden Kartenwerke in Kupfer geſtochen, während zu den neueren franzöſiſchen Kartenreproduktionen auch Lithographie und Photozinkographie ꝛc. verwandt werden. Eine hervorragende Stellung in Bezug auf topographiſche Landeskartographie nimmt die Schweiz ein. Als würdiges Seitenſtück zur Generalſtabskarte von Frankreich bearbeitete dort der General Dufour in der erſten Hälfte des Jahrhunderts die nach ihm benannte topographiſche Karte der Schweiz in 1 : 100 000 mit „ſchiefer“ Beleuchtung und benutzte zur Reproduktion den Kupferſtich, während zur Vervielfältigung der dortigen Meßtiſchaufnahmen zum Theil auch Steindruck verwendet wird, und zwar rationellerweiſe für das Hochgebirge,

wo die Veränderungen nicht ſo raſch vor ſich gehen, wie in den übrigen weniger gebirgigen Theilen des Landes. Das ſchweizeriſche topographiſche Bureau verhielt ſich unter Siegfrieds Leitung längere Zeit ſehr zurückhaltend gegenüber den neueren Methoden der Kartenvervielfältigung mit Verwerthung der Photographie; in neuerer Zeit wird aber auch von dieſen auf dem Bureau ſelbſt Gebrauch gemacht. Die gegenwärtig mit Vorliebe behandelten ſogenannten „Reliefkarten", d. h. Kurvenkarten mit Reliefabtönung, um deren Ausbildung ſich unſtreitig die Schweizer Kartographen das größte Verdienſt erworben haben, werden dort durch Kreidezeichnung auf Stein hergeſtellt und lithographiſch von Kümmerli in Bern vervielfältigt. Petters in Hildburghauſen verwendet zu ſeinen Abtönungen Kupferdruck und Roulette, welches feineres Korn und weichere Uebergänge liefert. So z. B. für badiſche Schwarzwaldkarten, Braunſchweigiſche Harzkarten ꝛc. Orell und Füßli endlich, um auch ein Beiſpiel der Verwendung von abgetönten Hochdruckkarten zu kennen, benutzt bei Herſtellung ſeiner „Volkskarte" der Schweiz zur Wiedergabe der Halbtöne die Autotypie, d. h. Zinkographie mit Herſtellung der Halbtöne mittelſt Carreaugraphie.

Aus dieſer kurzen Aufzählung der in verſchiedenen Ländern zum Kartendruck benutzten Reproduktionsmethoden dürfte hinreichend anſchaulich geworden ſein, daß die Frage: welches iſt hierzu das „beſte" Vervielfältigungsverfahren? nur ſchwer mit genügender Vollſtändigkeit zu beantworten iſt. Im allgemeinen werden die neuen und zum Theil ſehr billigen Reproduktionsmethoden mit Hülfe der Photographie vortheilhaft überall da Anwendung finden, wo es ſich um raſche Herſtellung von Kartenwerken für geringere Zeitdauer und ſpezielle Zwecke handelt, gleichviel, ob dieſelben militäriſcher, ſtatiſtiſcher, kommerzieller, techniſcher oder allgemeiner Natur ſind. Bei grundlegenden Kartenwerken jedoch, welche auf Generationen hinaus eine feſte

Grundlage für die Topographie des betreffenden Landes bilden ſollen, wird der Kupfertiefdruck den Vorzug verdienen. Stich und Photogalvanographie liefern nahezu gleichwerthige Reſultate. Stehen tüchtige Zeichner zur Anfertigung der Originalvorlagen zur Verfügung, ſo führt die Photogalvanographie raſcher und billiger zum Ziele, aber nur bei einem großen Staatsweſen können mit Vortheil eigene Einrichtungen für ſolche Zwecke getroffen werden. Durch Herſtellung einer grundlegenden topographiſchen Landeskarte größeren Maßſtabes in Kupfertiefdruck wird eine Originalvorlage geſchaffen, welche durchaus korrekturfähig iſt und ihrerſeits auf billigerem photographiſch-mechaniſchem Wege weiter vervielfältigt werden kann in gleichem oder in kleinerem Maßſtabe, für die vielerlei ſpeziellen Zwecke der Staatsverwaltung, der angewandten Wiſſenſchaft, der Touriſtik ꝛc.

Aber ſo ſcheinbar einfach liegen bei Beantwortung der Frage nach der beſten Reproduktionsmethode die Verhältniſſe in der Regel nicht. Meiſt muß auf vorhandenem älterem Materiale und im Anſchluſſe an dieſes weiter gearbeitet werden. Es wird z. B. heute kein Kartograph darüber im Zweifel ſein, ob der dreifarbige Kupferdruck (Situation ſchwarz, Höhenkurven braun und Gewäſſer blau) bei Reproduktion der Meßtiſchblätter, wie ihn nach dem Vorgange der Schweiz in neuerer Zeit die ſüddeutſchen Staaten verwenden, beſſere Reſultate liefert, als die von Preußen benutzte einfarbige Lithographie. Aber Preußen hat die Bearbeitung und Herausgabe ſeiner Meßtiſchblätter lange vor den großen Kriegen begonnen. Die Militärkonvention nach denſelben brachte neue Arbeit hinzu derart, daß der preußiſche Generalſtab jetzt die Aufnahme und Drucklegung von mehreren Tauſend Meßtiſchblättern zu beſorgen hat. Im Beginn des nächſten Jahrhunderts werden vorausſichtlich alle dieſe Blätter fertiggeſtellt ſein. Dann wird es ſich darum handeln, zu entſcheiden, wie man weiter vorgehen will, während bis dahin das einmal

eingeſchlagene Verfahren nicht wohl anders geſtaltet werden konnte im Intereſſe der einheitlichen Durchführung des ganzen Kartenwerkes.

Während Preußen die Meßtiſchaufnahmen noch nicht ganz zum Abſchluß gebracht hat, iſt Belgien bereits mit der dritten Ausgabe ſeiner Meßtiſchblätter in 1 : 20000 vorgegangen. Die Drucklegung geſchieht, wie früher erwähnt, auf photographiſch-mechaniſchem Wege. Es wurden nach den in den fünfziger Jahren gemachten Aufnahmen Originalzeichnungen im Maßſtabe 1 : 10000 angefertigt und dieſe dann zur Vervielfältigung photographiſch auf die Hälfte des Maßſtabes reduzirt. Die Reproduktionsmethode ſelbſt iſt ſehr einfach und billig, geſtattet aber keine Korrekturen. Dieſe müſſen in den Originalzeichnungen vorgenommen werden. Da Situation, Kurven und Gewäſſer auf den Originalvorlagen zuſammen gezeichnet ſind, ſo können ſie bei der Drucklegung nicht wohl getrennt, ſondern müſſen alle in einer und derſelben Farbe, z. B. ſchwarz, gedruckt werden. Deutlichkeit und Klarheit der Karte werden aber weſentlich gehoben bei Verwendung von drei Farben, d. h. ſchwarz für die Situation, braun für die Höhenkurven und blau für die Gewäſſer, wie bereits erwähnt wurde. Dem Uebelſtande, alle drei nur in einer Farbe drucken zu können, ſuchte man bei den belgiſchen Karten durch Aufdrucken weiterer Farben für Wald, Wieſe, Häuſer, Wege ꝛc. ſo gut wie möglich abzuhelfen. Bei der erſten Ausgabe der Meßtiſchblätter druckte man die ganze Kartenunterlage ſchwarz, bei der zweiten verſuchte man es mit braun, bei der dritten kehrte man wieder zum Schwarz zurück. Dieſe dritte Auflage iſt weſentlich beſſer als ihre beiden Vorgängerinnen, kann aber naturgemäß die Klarheit der Terrainanſchauung ꝛc. nicht erreichen, welche die Verwendung der drei verſchiedenen Farben für Situation, Höhenkurven und Gewäſſer ermöglicht. Wenn einmal die Originalzeichnungen, welche mehr

und mehr vergilben und leiden, unbrauchbar geworden ſind, wird man vorausſichtlich anders verfahren. Derartige Beiſpiele, daß der Stand und die Weiterführung der topographiſchen Karten eines Landes durch frühere Arbeiten und vorhandenes Material weſentlich bedingt und beeinflußt werden, ließen ſich in größerer Zahl leicht anführen, ja, es wird nur ſehr ſelten ein Staat in die Lage kommen, ſeine Kartographie ohne derartige Einflüſſe und Rückſichten von Grund auf neu geſtalten zu können. Daher der in der Landeskartographie genugſam bekannte Ausſpruch: „Wie ganz anders würden wir verfahren, wenn wir von vorn zu beginnen hätten!“ Dieſer Umſtand iſt bei einer vergleichenden Beurtheilung der Leiſtungen verſchiedener Länder wohl zu berückſichtigen, zugleich auch in dem Sinne, daß unſere Nachfolger den gegenwärtigen Leiſtungen gegenüber das gleiche Recht der Kritik für ſich in Anſpruch nehmen dürfen und werden, zu welchem gegenwärtig wir uns berechtigt glauben.

Zwei Forderungen ſind es, welche hier in erſter Linie die Wahl und Anwendung des richtigen Reproduktionsverfahrens und damit den Erfolg weſentlich bedingen. Einmal hinreichende Vertrautheit mit den verſchiedenen Reproduktionsmethoden, den Leiſtungen anderer Länder auf dem Geſamtgebiete der Kartographie und Berückſichtigung der ſteigenden Anſprüche der Zeit, bezw. Zukunft, ſodann zweitens die Gewährung der nothwendigen Geldmittel von maßgebender Stelle. Letzteres wird um ſo weniger ſchwierig zu erreichen ſein, je weiter die Kenntniß von dem Weſen und der Bedeutung guter topographiſcher Karten für den Wohlſtand und die Kultur eines Landes in ihm vorgeſchritten iſt. Die Entwickelung der geſamten Landeskartographie hat in unſerem Jahrhundert größere Fortſchritte gemacht, als in allen früheren Jahrhunderten zuſammengenommen. Das folgende Jahrhundert wird, der ſich raſch mehrenden Bevölkerung und der hierdurch gebotenen größeren Ausnutzung des

Grundes und Bodens entſprechend, weit höhere Anforderungen an dieſelbe ſtellen.

## Anmerkungen.

[1] Verſuche mit Schnellpreſſen für Kupfertiefdruck ſind bisher nur vereinzelt und ohne durchgreifenden Erfolg geblieben.

[2] Beim Betrachten einer Autotypie mit der Lupe ſieht man direkt, daß die helleren Stellen im Bilde ein feineres Korn haben als die dunkeln.

[3] Namentlich z. B. in der Reichsdruckerei in Berlin unter Leitung von Profeſſor Roeſe.

I.

# Die Körperformen

## der Fische und Seesäugethiere.

II.

# Die Größenverhältnisse

## zwischen Männchen und Weibchen im Thierreiche.

Von

**Dr. med. Otto Thilo**

in Riga.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofbuchdruckerei.

1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

I.

# Die Körperformen der Fiſche und Seeſäugethiere.

Beim Anblick der beigefügten Tafel wird wohl unwillkürlich ſo mancher Leſer ausrufen: Wozu all' dieſe ſeltſamen Körperformen? Bringen ſie wirklich ihren Trägern einen Nutzen? Sollte z. B. jener Teleſkopfiſch (Fig. 7) mit den großen Glotzaugen und dem „Schleierſchwanze“ beſſer ſehen oder beſſer ſchwimmen, als andere Fiſche?

Wir wiſſen, daß der Teleſkopfiſch ein Abkömmling unſeres Goldfiſches iſt. Wir haben in Aquarien es genugſam beobachtet, daß er ſchlecht ſchwimmt. Die Frage nach dem Nutzen ſeiner Mißbildungen gehört daher zu den unbequemen. Wir ſind von Jugend auf daran gewöhnt, alles, was wir in der Natur wahrnehmen, als ein Muſter des Zweckmäßigen anzuſehen. Schon Karl Moor ſagt in ſeinem berühmten Monolog: „Es iſt ſolch' eine göttliche Harmonie in der ſeelenloſen Natur,“ und nun ſtört ſolch' ein Mißklang dieſe ganze Harmonie.

Auch unſere Vorfahren müſſen bisweilen unter ähnlichen Gedanken gelitten haben; wenigſtens weiſen ihre Verſuche, „dieſen Zwieſpalt der Natur zu deuten,“ darauf hin. Wir leſen es in uralten Sagen, daß vielen Thieren wegen begangener Miſſethaten gewiſſe verzerrte, unſchöne Körperformen aufgebürdet wurden und daß ſie nun an dem bekannten Fluch der böſen

That zu leiden haben. So erzählt z. B. eine halb verklungene Sage der Letten, daß die Schollen oder Flundern zu ihrem ſchiefen Maul und ihren verdrehten Augen verurtheilt wurden, weil ſie Gott läſterten.* Nach einigen Sagen der Araber ſollen die Affen, das Nashorn, das Gnu „verwunſchene" Menſchen ſein, die wegen etwas unbeſtimmter Verbrechen ihre verzerrten, plumpen Geſtalten das ganze Leben hindurch mühſam ſchleppen müſſen.

Alle dieſe Erklärungen erſcheinen uns allerdings etwas bei den Haaren herbeigezogen, und doch enthalten ſie tief im Innerſten einen Kern von Wahrheit. Sie deuten darauf hin, daß nicht alles, was wir in der Natur wahrnehmen, ſtets einem ganz beſtimmten Zwecke entſprechen kann und daß es auch in der Natur Geſchöpfe geben muß, die durch eine Verkettung der verſchiedenartigſten Umſtände mehr oder weniger günſtig für das Leben ausgerüſtet ſind.

Abſtammung und Vererbung, klimatiſche Verhältniſſe, der Boden, auf dem die Thiere leben, die Nahrung, welche ſie zu ſich nehmen, können Körperformen herbeiführen, wie ſie jener obenerwähnte Teleſkopfiſch zeigt. Solch' ein Geſchöpf leidet geradezu an Mißbildungen, die ſich wie eine Krankheit von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben und dem Thiere die Bewegungen und das Leben in hohem Grade erſchweren.

So werden wir denn wohl auch für all' die ſeltſamen Geſtalten der beiſtehenden Tafel nicht immer ganz beſtimmte Zwecke finden können, wohl aber wird es uns gelingen, einen Theil ihrer Eigenſchaften auf ihre Lebensweiſe zurückzuführen und zu verſtehen.

„Die Hälfte iſt größer als das Ganze," ſagte einſt ein

* Hierauf bezieht ſich der lettiſche Vers:
„Nabak but
Schkiba mut."

griechiſcher Philoſoph. Auch wir müſſen uns hiermit begnügen. Dieſer Genügſamkeit huldigte unter anderen Gelehrten auch der deutſche Forſcher Ahlborn. Er verglich alle Schwanzfloſſen der Fiſche miteinander und fand, daß einige ſcheinbar ganz unweſentliche Verſchiedenheiten derſelben von großer Bedeutung für ihre Art zu ſchwimmen ſind.

Betrachten wir die Fiſche der beiſtehenden Tafel, ſo fällt uns auf, daß bei einigen die Schwanzfloſſe ſymmetriſch, bei anderen unſymmetriſch gebaut iſt, d. h. bei einigen iſt die obere Spitze der Schwanzfloſſe kürzer als die untere (Fig. 1, Fliegender Fiſch), bei anderen iſt das Umgekehrte der Fall (Fig. 4, Sterlet). Bei noch anderen ſind die Spitzen der Schwanzfloſſe gleich lang (z. B. Fig. 3, Goldmakrele). Ahlborn ſagt nun ganz richtig: Fiſche, bei denen die obere Spitze der Schwanzfloſſe länger iſt als die untere, z. B. der Sterlet, leben auf dem Grunde. Bewegen ſie ihre ſchräggeſtellte Schwanzfloſſe hin und her, ſo wird der Schwanz des Fiſches nach oben getrieben, der Kopf des Fiſches neigt ſich hierdurch zum Grunde; denn der obere längere Theil der Schwanzfloſſe übt eine ſtärkere Triebkraft aus, als der untere kürzere.

Gewiß wird hiergegen mancher Leſer einwenden: auf dieſe Art müßten ja alle Störe mit der Zeit ſich ihre Köpfe am Grunde einrennen. Dieſes vermeiden die Störe dadurch, daß ſie durch Bewegungen der Bruſtfloſſen ihren Kopf vom Boden abheben. Außerdem kann ich, Ahlborn ergänzend, darauf hinweiſen, daß viele Welſe beim Schwimmen am Grunde mit den großen Stacheln ihrer Bruſtfloſſen ſich vom Boden abſtoßen und daß auch die Störe ſolche Bruſtſtacheln beſitzen. Den Gegenſatz zu den Grundfiſchen (Stör u. ſ. w.) bildet der Schwalbenfiſch (Exocoetus volitans, Fig. 1). Wir finden bei ihm die untere Spitze der Schwanzfloſſe bedeutend länger als die obere. Infolgedeſſen nähert ſich der Schwalbenfiſch beim ſchnellen Schwimmen immer mehr der Oberfläche; denn die Triebkraft der unteren längeren

Spitze ihrer Schwanzflosse ist größer, als die Triebkraft der oberen kürzeren. Hierdurch wird das Schwanzende des Fisches beim Schwimmen nach unten hin getrieben, der Kopf nach oben. Wird nun die Seeschwalbe von Raubfischen verfolgt, so schwimmt sie immer schneller und schneller. Schließlich gelangt sie mit solcher Kraft an die Oberfläche, daß sie aus dem Wasser empor in die Luft schießt. Dieser plötzliche Uebergang vom Wasser in die Luft bedingt eine ähnliche Kraftentfaltung, wie bei einer Geschützkugel, wenn sie den Lauf verläßt. Daher kann ein fliegender Fisch bis zu einem halben Kilometer weit durch die Luft dahinsausen, wenn er aus dem Wasser emporschnellend seine flügelartigen Brustflossen ausspannt. Diese ungeheure Sprungweite wird allerdings nicht von allen fliegenden Fischen erreicht. Der Flughahn (Dactylopterus volitans) legt nur eine Strecke von etwa 120 Metern zurück.

Ein Verwandter der Seeschwalbe, unser Hornhecht (Esoe-belone) kann noch weniger große Sprünge machen. Seine Schwanzflosse ist allerdings ähnlich wie bei der Seeschwalbe gebildet, aber ihm fehlen die flügelartigen Brustflossen derselben. Schnellt er auch noch so kräftig aus dem Wasser empor, er kann sich nicht in der Luft halten. Alle seine Flugversuche verunglücken. Er fällt immer wieder gleich ins Wasser zurück, und zwar mit dem Schwanze voran. Das geben zuverlässige Beobachter an.

Uebrigens hat der Hornhecht das Fliehen auch nicht so nöthig, wie die Seeschwalbe. Er besitzt in seinem scharfen Schnabel eine ähnliche Waffe, wie der Schwertfisch, und kann sich ganz gut vertheidigen, während die Seeschwalbe den verschiedenartigsten Verfolgungen gegenüber schutzlos ist. Besonders stark ist sie den Angriffen der großen Goldmakrelen (Fig. 3) ausgesetzt. Dieser gefräßige Fisch des Ozeans bewohnt wohl hauptsächlich die mittleren Wasserschichten. Wenigstens deutet

hierauf die Form ſeiner Schwanzfloſſe hin. Sie iſt bei ihm, wie bei vielen anderen Hochſeefiſchen, gegabelt (Fig. 3).

Der Zweck dieſer Gabelform war mir bisher durchaus unverſtändlich. Angeregt durch die Angaben Ahlborns, verfiel ich auf folgende Erklärung. Die Gabelform befähigt die Goldmakrele in hohem Grade, ihrer Schwanzfloſſe die verſchiedenartigſten Formen zu geben.

Wird die obere Spitze der Schwanzfloſſe nach unten geneigt, ſo entſteht eine Floſſenform, welche an den Schwalbenfiſch erinnert (Fig. 1), wird dagegen die untere Spitze der Schwanzfloſſe nach oben gezogen, ſo bildet ſich eine Floſſenform, wie beim Sterlet (Fig. 4). Die Goldmakrele beſitzt daher infolge ihrer gegabelten Schwanzfloſſe eine große Vielſeitigkeit der Bewegungen. Sie kann mit großer Geſchwindigkeit tauchen, ſie kann aber auch ungemein ſchnell zur Oberfläche des Waſſers ſteigen. Bei ihrer großen Kraft und Ausdauer wird ſie daher den Schwalbenfiſchen oft in höchſtem Grade verderblich. Dicht unter der Oberfläche des Waſſers ſchwimmend, ſetzt ſie ihnen unermüdlich nach und rückt ihnen ſchließlich ſo hart auf den Leib, bis ſie in die Luft ſpringen, hier ſich ſicher wähnend.

„Doch die Möwe aus den Lüften
Schießt herunter auf das Fiſchlein,
Und den raſchen Raub im Schnabel,
Schwingt ſie ſich hinauf ins Blaue.“

Dieſe Ode an die Meeresſtille von Heine giebt uns gewiß ein höchſt ſtimmungsvolles Bild von dem ſogenannten Frieden in der Natur, d. h. ſie ſchildert kurz und treffend, wie einer den anderen in aller Ruhe auffrißt.

„Dieſes einförmige, troſtloſe Bild verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Land und Meer,“ ſo klagt ſelbſt der naturbegeiſterte Alexander von Humboldt und giebt uns

daher den wohlgemeinten Rath: „Darum verſenke, wer nach geiſtiger Ruhe ſtrebt, den Blick in das ſtille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken.“

Leider aber können wir dieſen ſtilvollen, wohlklingenden Rath nicht recht verwenden. Auch die Pflanzen verzehren einander, ja es giebt ſogar fleiſchfreſſende Pflanzen.

Ich kann mich daher nicht entſchließen, von der Zoologie auf die Botanik überzugehen, und muß ſchon den geneigten Leſer freundlichſt bitten, mich bei meinen Beobachtungen der Thiere nicht zu verlaſſen. Ich verſpreche ihm auch ſogleich einige anmuthigere Thiere vorzuführen.

Wie anziehend iſt z. B. das Bild, welches jene Delphine darbieten, die einem Schiffe folgen.

„In einem langen und verhältnißmäßig ſchmalen Zuge geordnet, eilen die luſtigen Reiſenden durch die leicht bewegte See. Mit hurtigen Sprüngen und einer Schnelligkeit, als gälte es ein Wettrennen, verfolgen ſie ihren Weg. Ein bis zwei Meter weit ſchnellen ſich die glänzenden Leiber in zierlichem Bogen durch die Luft, fallen kopfüber ins Waſſer und ſchießen von neuem heraus, immer dasſelbe Spiel wiederholend. Die Uebermüthigſten der Schar ſchlagen Purzelbäume in der Luft, indem ſie dabei in urkomiſcher Weiſe mit dem Schwanze wippen, andere laſſen ſich flach auf die Seite oder auf den Rücken fallen, noch andere ſpringen kerzengerade empor und tanzen, indem ſie ſich drei- bis viermal mit Hülfe des Schwanzes vorwärts ſchnellen, aufrecht ſtehend über die Oberfläche dahin.“ (Löſche.)

Mir ſcheint es, daß dieſes Springen und Hüpfen dem Delphin hauptſächlich durch die eigenthümliche Stellung ſeiner Schwanzfloſſe ermöglicht wird. Da, ſoweit mir bekannt, bisher Niemand auf dieſe Bedeutung der Schwanzfloſſe des Delphins hingewieſen hat, ſo will ich es hier verſuchen, kurz darzulegen,

wie ſie das Schwimmen des Delphins beeinfluſſen muß. Es iſt nämlich die Schwanzfloſſe beim Delphin ganz anders geſtellt, als bei den Fiſchen.

Bekanntlich iſt die Schwanzfloſſe der Fiſche ſenkrecht zum Waſſerſpiegel gerichtet, während die Schwanzfloſſe des Delphins wagerecht, alſo parallel zum Waſſerſpiegel liegt (Fig. 2).

Dieſe wagerechte Schwanzfloſſe macht es dem Delphin ſehr bequem, ſich um eine Achſe zu drehen, die man quer durch die Mitte ſeines Körpers ſich gelegt denken kann, ungefähr ſo, wie man den Bratſpieß durch einen Fiſch ſtößt. Um dieſe Achſe ſich drehend, hat der Delphin es jedenfalls ſehr bequem, ſeinen Kopf über den Waſſerſpiegel zu erheben oder unter denſelben zu tauchen, jedenfalls bequemer, als die Fiſche mit ihrer ſenkrecht geſtellten Schwanzfloſſe.

Auch der Biber benutzt ja bekanntlich ſeinen platten Schwanz zum Untertauchen. Erſt ſchlägt er klatſchend mit dem Schwanze aufs Waſſer und dann taucht er unter.

Uebrigens gewinnt der Delphin durch die Horizontalſtellung ſeiner Schwanzfloſſe auch die Möglichkeit, ſo zu ſchwimmen, daß ſein Kopf und Hals weit aus dem Waſſer hervorragen, eine Möglichkeit, die doch den Fiſchen abgeht.

Auch zum Hüpfen über die Waſſerfläche in ſchnell aufeinanderfolgenden Sprüngen iſt ſeine Schwanzfloſſe beſſer geeignet, als die der Fiſche.

Wir ſehen alſo aus alledem, daß der Delphin ein recht bewegtes Leben führt und daß „Arion, der Töne Meiſter“ ſehr zu bewundern war, als er, auf dem Rücken eines Delphins ſitzend, trotz der lebhaften Gangart desſelben die Harfe ſchlug.

Doch ich fürchte, den Leſer ſchon mehr als genügend davon überzeugt zu haben, ein wie tiefes Verſtändniß wir Zoologen für die Verſchiedenheiten der Schwanzfloſſen beſitzen. Ich wende mich daher zur Betrachtung edlerer Körpertheile.

Der riesige Rachen jenes seltsamen Fisches namens Melanocetus (Fig. 5) ist gewiß schon einigen Lesern aufgefallen. Wozu dieser Rachen und der ungeheure Bauchsack des Fisches dient, ist wohl auf den ersten Blick klar. Immerhin könnte es doch unsere Theilnahme für ihn erhöhen, wenn wir einige Einzelheiten über denselben erfahren.

Ein Melanocetus wurde in sehr bedeutenden Tiefen (2500 Faden) von der Challenger-Expedition gefangen. Er hatte nur eine Länge von etwa 12 cm und barg doch in seinem Bauchsacke einen zusammengerollten Fisch (Scopellus) von nahezu 20 cm. Unwillkürlich fragt man: wozu dieser ungeheure Bauchsack? Andere Fische leben doch auch und schlingen gar nicht so fürchterlich. Die Lebensweise anderer Fische, mit ähnlichen Bauchsäcken, giebt uns hierauf eine Antwort.

Wir wissen von diesen, daß sie sich in den Schlamm so tief vergraben, daß nur ihr Maul hervorragt und einige faden- und fächerförmige Anhänge in der Umgebung desselben. Mit diesen „Angelorganen" fächeln sie solange hin und her, bis irgend ein Fischgimpel heranschwimmt, sie „nah zu sehen". Kaum ist er in der Nähe, so schnappen sie zu, ihn verschlingend.

Alle diese Fische sind schwerfällig und schwimmen schlecht. Sie können nicht, wie eine Goldmakrele, durch die Fluthen dahinschießend, den flüchtigen Augenblick erhaschen und im Fluge genießen. Sie müssen sozusagen warten, bis ihnen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. Allzu häufig kommt so etwas nicht vor. Geschieht es aber doch schon einmal, so müssen sie sich gründlich versorgen. Wir wissen von vielen Fischen, daß sie oft monatelang keine Nahrung zu sich nehmen.

Jedenfalls ist es bekannt, daß alle jene Fische, die in Felsspalten der Klippen ein krötenartiges Halbleben führen, über Magensäcke von großer Weite und Dehnbarkeit verfügen.

Hierher gehören die Seeteufel, auch „Angler" genannt,

weil ſie mit ihren lappenförmigen Anhängen andere Fiſche ködern. Hierher zählen jene ſcheußlichen Geſtalten des Indiſchen und Rothen Meeres, die, mit giftigen Floſſenſtacheln bewehrt, nach Art der Giftſchlangen, ſelbſt dem Menſchen den Tod bringen können. Die zackigen Rückenſtachel dieſer Fiſche ſind mit Giftrinnen und Giftdrüſen nach Art der Schlangenzähne verſehen. Tritt der menſchliche Fuß auf einen dieſer Stachel, ſo iſt Schwellung, Fieber, ja bisweilen ſogar Brand und Tod die Folge der Verletzung.

Einen merkwürdigen Gegenſatz zu den weitmäuligen Seeteufeln bildet der Meſſerfiſch (Fig. 6). In einen durchſichtigen Panzer gehüllt, lebt er an den Küſten des Rothen Meeres. Zwiſchen Seepflanzen holt er kleine Krebſe und Weichthiere mit ſeinem röhrenförmigen Schnabel hervor, emſig wie eine Biene. Wir ſehen, wie ſehr ihm ſein „Röhrenmaul“ hierbei zu ſtatten kommt. Mit dem großen Maule des Seeteufels würde er bei dieſer Bienenarbeit nicht viel ausrichten. Auch der übrige Theil ſeines Körpers entſpricht ganz ſeinen Lebensverhältniſſen. Mit Hülfe ſeines flachen, ſchlanken Körpers kann der Meſſerfiſch ſich vortrefflich zwiſchen Schilfhalmen und durch Felsſpalten hindurcharbeiten. Jedenfalls findet man eine ähnliche flache Körperform bei vielen Klippenfiſchen, z. B. beim Einhorn, beim Nashornfiſch u. a. Am deutlichſten ausgeſprochen iſt ſie jedoch am Bandfiſche (Fig. 8, Trachypterus). Er erreicht oft eine Länge von 8 m bei einer Breite von 25 cm und Dicke von 3 cm.

Da er die tiefſten Tiefen des Meeres bewohnt, ſo können wir natürlich über ſeine Lebensweiſe nur Vermuthungen aufſtellen. Wir wiſſen jedoch, daß Thiere mit ſolchen bandwurmartigen Körpern ſtets in Höhlen oder langen Gängen leben. Die lappigen Anhänge des Bandfiſches ſind jedenfalls „Angelorgane“, die wir ſchon oben kennen lernten. Beſonders auf-

fallend iſt ſein phantaſtiſcher Kopfputz, der nach Art einer Straußenfeder die Stirn ziert. Er beſteht aus dünnen, verlängerten Floſſenſtrahlen, die bei jungen Bandfiſchen oft dreimal ſo lang wie der ganze Fiſch ſind.

Ueberblicken wir zum Schluß nochmals die ſeltſamen Geſtalten der beigefügten Tafel, ſo erkennen wir nicht ohne eine gewiſſe Befriedigung, daß es dem Menſchengeiſt doch gelungen iſt, den Zweck vieler anſcheinend ganz räthſelhafter Körperformen zu verſtehen.

Ein Theil derſelben iſt durch ihre Art zu ſchwimmen bedingt, ein anderer Theil durch ihre Ernährung. Der Erwerb der Nahrung bildete jene eigenthümlichen „Angelorgane“ aus. Der Kampf gegen die verſchiedenartigſten Feinde führte zur Entwickelung der mannigfaltigſten Waffen (Zähne, Höcker, Kopfſtachel, Floſſenſtachel, Giftſtachel). Der Aufenthalt in der brandenden Fluth, zwiſchen ſtarrenden Felſen oder in unermeßlichen Tiefen, erzeugte Formen, wie ſie ſelbſt die kühnſte Phantaſie nicht hervorzuzaubern vermag. Aber alle dieſe äußeren Verhältniſſe wurden durch die Abſtammung und Entwickelung der Thiere beeinflußt.

Wir ſehen alſo, ſehr zuſammengeſetzte Verhältniſſe bedingen die Körperformen eines Thieres.

Trotzdem iſt es dem Menſchengeiſt gelungen, einen großen Theil dieſer Verhältniſſe zu verſtehen.

Dieſes Verſtändniß wurde angebahnt durch den unermüdlichen Fleiß zahlreicher Forſcher, durch die großartige Unterſtützung, welche dieſe Forſcher bei vielen Regierungen und Freunden der Wiſſenſchaft fanden. Da die Zahl dieſer Forſcher ſtetig wächſt und auch in den weiteſten Kreiſen ihre Beſtrebungen Anerkennung und Unterſtützung finden, ſo darf man hoffen, daß unſere Naturerkenntniß ſich bald noch mehr erweitern und vertiefen wird. Dann wird das Auge des Forſchers

verſtändnißvoll und ruhig auch in jene Tiefen hinabblicken, wo einſt

„Das Auge mit Schaudern hinunterſah,
Wie's von Salamandern, Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen."

## II.

## Die Größenverhältniſſe zwiſchen Männchen und Weibchen im Thierreiche.

Wir pflegen das männliche Geſchlecht als das „ſtärkere" zu bezeichnen und betrachten es ſomit als ſelbſtverſtändlich, daß die Männer größer und ſtärker als die Frauen ſeien. Dieſe Annahme iſt auch durchaus richtig. Sehr zahlreiche Meſſungen der verſchiedenartigſten Völker haben ergeben, daß allerdings die Männer einen größeren Wuchs als die Frauen zeigen.

Bei den Thieren jedoch darf man nicht das männliche Geſchlecht als das „ſtärkere" bezeichnen; denn bei einer ſehr großen Anzahl von Thierarten ſind die Weibchen bedeutend ſtärker und größer als die Männchen.

Die nachfolgende Zuſammenſtellung der Beobachtungen zahlreicher Forſcher möge dieſe Thatſache feſtſtellen.

### Bei den Spinnen

ſind die Weibchen meiſtens größer als die Männchen und benutzen bisweilen ihre Stärke dazu, die Männchen, nachdem ſie dieſelben rings mit ihren Geſpinnſten umſtrickt haben, zu verſpeiſen (Angabe von de Geer). Meiſt wagen ſich daher die Männchen nur dann in die Nähe der Weibchen, wenn letztere eben geſpeiſt haben.

### Bei den Inſekten

aller Art ſind für gewöhnlich die Weibchen größer als die Männchen, häufig ſchon im Larvenzuſtande.

In Frankreich werden die Larven der Seidenſpinner durch eine beſondere Wägemethode in Weibchen und Männchen geſchieden. Die Weibchen ſind wohl größer wegen der ungeheuren Menge von Eiern, welche die Fortpflanzung der Inſekten erfordert. Es gehen ja ſehr bedeutende Mengen von Eiern der Inſekten durch Hitze, Kälte und Raub zu Grunde.

Eine Ausnahme von der obigen Regel bilden die Hirſchkäfer; von dieſen ſind die Männchen größer als die Weibchen. Die Männchen kämpfen heftig miteinander wegen der Weibchen und erlangten hierdurch im Laufe von Jahrtauſenden eine ganz außerordentliche Kraft und Größe.

Eine andere Ausnahme ſind einige männliche Bienen. Dieſelben tragen häufig die Weibchen im Fluge und haben ſo im Laufe der Zeit eine bedeutendere Kraft und Größe als die Weibchen erworben.

### Unter den Fiſchen

iſt faſt immer das Weibchen größer als das Männchen, nach Angabe des bedeutendſten Ichthyologen der Jetztzeit, Günther. Jedoch giebt es auch hier Ausnahmen. Nach Angabe des Herrn Fiſchereidirektor A. Kirſch in Alt-Salis (Livland) iſt der männliche Lachs ſtets größer als der weibliche. Herr Kirſch ſchreibt mir: „Es iſt dieſes nicht nur bei dem Dünalachs der Fall, ſondern auch bei den Lachſen anderer Flüſſe. In meiner langjährigen Praxis der Fiſcherei habe ich Lachsweibchen, deren Gewicht mehr als 30 Pfund betrug, ſelten gefangen, wogegen männliche Lachſe im Gewichte von 40 bis 56 Pfund gar nicht ſelten ſind. Im übrigen ſind wohl ſonſt die Fiſchweibchen größer als die Männchen. Weibliche Aale z. B. von 75 bis

90 cm kommen häufiger vor, während die Männchen ſelten eine Länge von 53 cm erreichen. Auch bei den Karpfenarten ſind die Weibchen meiſt größer als die Männchen. Angaben über die Größe der Geſchlechter bei den Fiſchen ſind übrigens ſpärlich in der Litteratur vorhanden.“ So weit Herr Kirſch.

Die bedeutendere Größe der männlichen Lachſe findet ihre Erklärung in den erbitterten Kämpfen, welche dieſe während der Laichzeit wegen der Weibchen miteinander führen. Shaw ſah einen heftigen Streit zwiſchen zwei männlichen Lachſen, welcher einen ganzen Tag dauerte. Buiſt giebt an, daß im Juni 1868 in dem nördlichen Tyneſluß Schottlands gegen dreihundert todte männliche Lachſe gefunden wurden.

Bei den Karpfen und Aalen ſollen keine Kämpfe wegen der Weibchen ſtattfinden. Die Weibchen ſind daher größer als die Männchen. Bei einigen Fiſchen des Titicacaſees iſt das Weibchen oft ſogar doppelt ſo groß als das Männchen. Carbonier giebt an, daß die Weibchen bisweilen dieſe Größe in der Weiſe mißbrauchen, daß ſie die Männchen auffreſſen.

Auch die Weibchen unſerer Stichlinge ſtürzen ſich unaufhörlich auf das Männchen, welches die Brut im Neſte bewacht, tödten oft das Männchen und verzehren ihre eigene Brut. Stichlingweibchen ſind oft größer als Männchen.“

## Von den Amphibien

geben einige Forſcher an, daß die Weibchen größer ſeien als die Männchen, andere behaupten das Gegentheil, ſo daß hier wohl wechſelnde Verhältniſſe vorkommen. Es ſcheint mir (Thilo), daß dieſe wechſelnden Verhältniſſe ſich folgendermaßen erklären laſſen:

1. Die Froſchweibchen z. B. legen eine ungeheure Menge von Laich. Daher ſind ſie ſehr groß.

2. Die Männchen kämpfen heftig wegen der Weibchen mit-

einander. Professor Hoffmann in Gießen sah zwei Männchen einen ganzen Tag miteinander kämpfen. Diese Kämpfe verleihen den Männchen eine bedeutendere Größe, so daß sie oft die Größe der Weibchen erreichen und so den Größenunterschied zwischen Männchen und Weibchen ausgleichen.

### Unter den Reptilien

sind bei den Schlangen die Weibchen meist größer als die Männchen; bei den übrigen Ordnungen treten die Unterschiede nicht besonders hervor.

### Bei den Vögeln

sind die Männchen besonders auffallend von den Weibchen unterschieden. Die verschiedenartigsten Kämme, Bärte, Auswüchse, Hörner, mit Luft gefüllte Hautsäcke, Federschöpfe, nackte Federkiele, Federbüschel und einzelne verlängerte Federn, welche aus allen Körpertheilen graziös hervorragen, vor allem sehr prächtige Färbungen kennzeichnen sehr deutlich die Männchen. Sie machen den Weibchen den Hof, indem sie ihnen vortanzen oder phantastische Sprünge auf der Erde oder auch in der Luft ausführen. Ja, ein Enterich versteht es sogar, sich zu parfümiren. Er verbreitet einen lieblichen Moschusgeruch, mit dem er das Weibchen anlockt. Ramsay sagt von der australischen Moschusente, daß „der Geruch, welchen das Männchen während der Sommermonate verbreitet, auf das männliche Geschlecht beschränkt ist; er habe nie — selbst nicht während der Paarungszeit — ein Weibchen geschossen, das eine Spur von Moschusgeruch gezeigt hätte.“ Man sieht, daß bei den Enten die Verhältnisse ganz anders als bei den Menschen liegen. Nach den Angaben der Parfümeriehändler sollen Männer sich sehr selten mit Moschus parfümiren, häufiger dagegen die Weiber.

Die Männchen vieler Vogelarten sind größer als die

Weibchen. Dieſes rührt wohl von den Siegen her, welche die größeren und ſtärkeren Männchen viele Generationen hindurch über ihre Rivalen erfochten haben. Nach Meſſungen iſt das Männchen einer auſtraliſchen Moſchusente und einer auſtraliſchen Lerchenart doppelt ſo groß wie das Weibchen.

Es giebt aber auch Vogelarten, bei denen das Weibchen größer iſt als das Männchen, z. B. bei den Raubvögeln iſt dieſes der Fall. Die Gründe hierfür ſind unbekannt. Bisweilen ſcheinen die Weibchen dadurch größer zu werden, daß ſie miteinander wegen der Männchen kämpfen. Jenner Weir hat ſolch einen Kampf bei Gimpeln beobachtet. Auch an einigen hühnerartigen Vögeln wurde dieſer Kampf der Weibchen beobachtet.

### Bei den Säugethieren

finden ſich häufig keine Größenunterſchiede zwiſchen Männchen und Weibchen. Wo man jedoch Unterſchiede wahrnimmt, ſind ſtets die Männchen größer als die Weibchen.

Das iſt z. B. der Fall bei einigen auſtraliſchen Beutelthieren. Bei einer Robbenart beträgt das Gewicht des Weibchens um ein Sechstel weniger als das des Männchens. Die Männchen der Robbenarten, welche wegen der Weibchen miteinander kämpfen, ſind ſtets größer als die Weibchen. Dasſelbe gilt von den Walfiſchen.

Wir ſehen alſo, daß der Kampf bei vielen Thieren die Männchen größer als die Weibchen macht. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der Engländer Hunter darauf aufmerkſam gemacht, daß diejenigen Körpertheile, welche zum Kampfe benutzt werden, größer und ſtärker entwickelt ſind als die übrigen Körpertheile; ſo iſt z. B. der Nacken des Stieres ganz beſonders kräftig. Auch an der unteren Kinnlade des männlichen Lachſes bildet ſich während der Laichzeit ein haken-

förmiger Fortſatz, nach welchem dieſer Lachs den Namen „Hakenlachs“ führt. Dieſer Haken findet ſeine Verwendung während der Laichzeit beim Kampfe der Männchen gegeneinander. Nach der Laichzeit ſchwindet der Haken. Auf dem Fiſchmarkte in Riga findet man „Hakenlachſe“ nur im Herbſt, im Frühjahr fehlen ſie vollſtändig.

Einige Thiere beſiegen ihre Feinde dadurch, daß ſie dieſelben anſpucken. Bei dieſen ſind die Speiorgane ganz beſonders ſtark entwickelt. Hierher gehört der ſogenannte Schützenfiſch (Toxotes jaculator). Wenn dieſer ein Inſekt auf einem überhängenden Baumzweige ſitzen ſieht, ſo ſpritzt er einige Tropfen Waſſers mit großer Treffſicherheit in einer Entfernung von fünf Fuß auf dasſelbe. Das Inſekt fällt herab und der Schützenfiſch verzehrt ſeine Beute.

Auch der Elephant hat bekanntlich ſeinen Rüſſel zu einer vortrefflichen Spritze ausgebildet, mit der er täglich viele Mücken und anderes Ungeziefer erlegt.

Wir ſehen alſo, wie ſehr der Kampf gegen die verſchiedenartigſten Feinde ſowohl den ganzen Körper, als einzelne Theile desſelben kräftigt und vergrößert.

Auch die Gymnaſtik der Hellenen war ja eigentlich nur ein Wettkampf. Sie beſtand aus: 1. Ringen, 2. Wettlaufen, 3. Wettſpringen, 4. Speerwerfen, 5. Diskuswerfen, 6. Ballſpiel, 7. Tanz. Außer dieſen Uebungen hatten die Hellenen keine anderen; trotzdem erreichten ſie eine ganz außerordentliche Kraft und Geſchicklichkeit des Körpers.

„Könnte die Geſchichte davon ſchweigen,
Tauſend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.“

Zu dieſen „redenden Steinen“ gehören die Bildſäulen eines Herkules, Apollo oder Hermes. Sie preiſen die Gymnaſtik der Hellenen beſſer, als alle ſchönen Reden. Auch die Standbilder,

welche man den Siegern in den Wettſpielen zu Olympia, Pythia und anderen Orten aufſtellte, beweiſen es handgreiflich, wie ſehr der Wettkampf geeignet iſt, die Schönheit und Kraft des Körpers zu entwickeln.

Eines dieſer Standbilder trägt folgendes Epigramm:

„Fünfundfünfzig Fuß,* ſo weit iſt geſprungen Phayllus,
Aber im Diskuswurf fehlten an hundert bloß fünf."

Auch bei den wilden Völkern ſind heutzutage noch die Männer, wohl infolge ihrer Waffenübungen, größer und ſtärker als die Frauen, obgleich die Frauen ja häufig viel härtere Arbeiten verrichten als die Männer. Noch bei den Koſacken werden ja bekanntlich die Feldarbeiten zum großen Theil von den Frauen geleiſtet.

Wir können die bisherigen Beobachtungen und Erwägungen folgendermaßen zuſammenfaſſen:

I. Die Weibchen ſind meiſt größer als die Männchen: 1. bei den Spinnen, 2. bei den Inſekten, 3. bei den Fiſchen.

II. Wechſelnde Größenverhältniſſe der Geſchlechter zeigen: 1. Amphibien, 2. Reptilien, 3. Vögel.

III. Gleiche Größe der Männchen und Weibchen beobachtet man meiſt bei den Säugethieren.

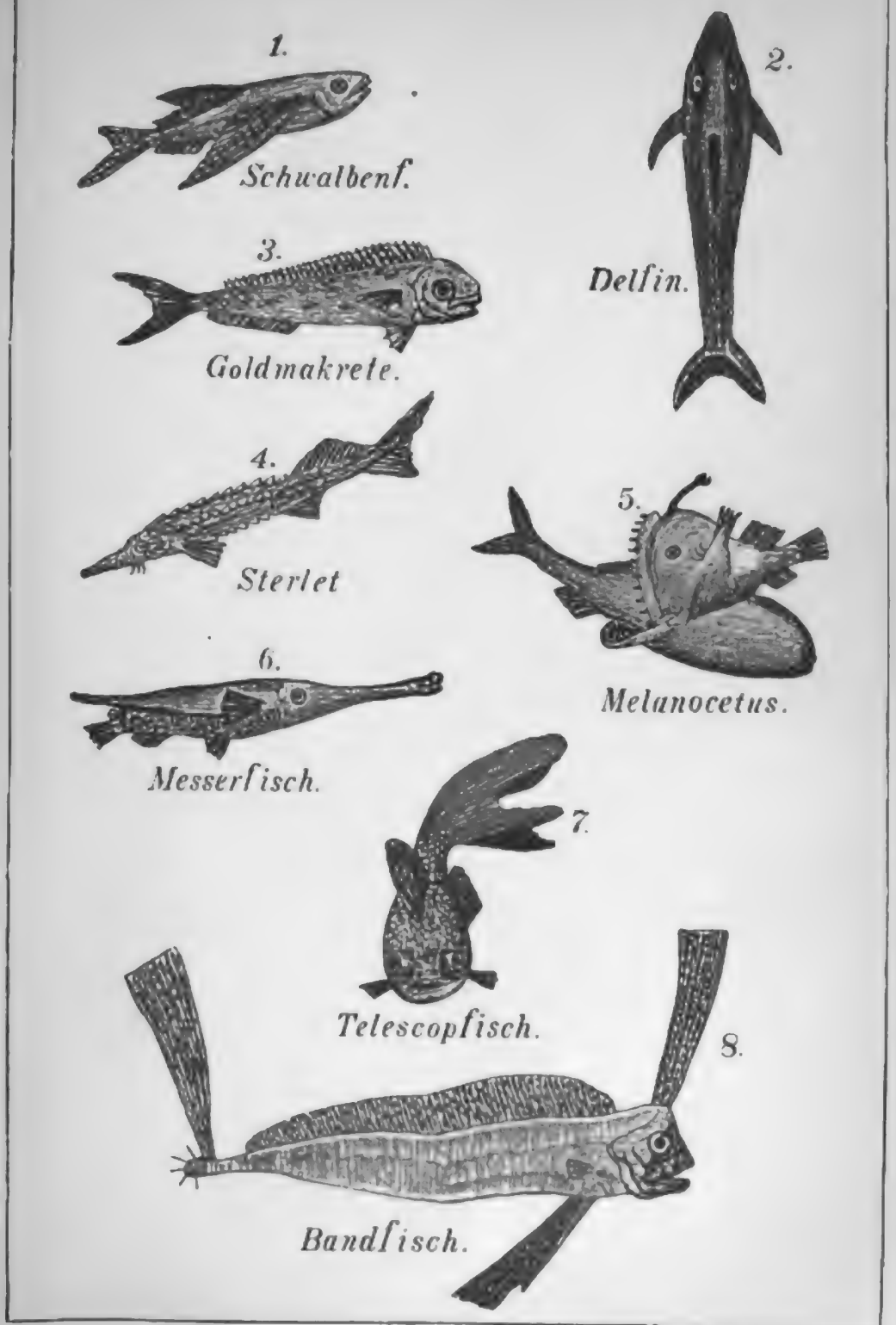
Einige Urſachen der Größenunterſchiede ſind folgende:

1. Der Kampf der Männchen miteinander macht ſie häufig größer als die Weibchen.

* Die Länge des griechiſchen Fuß iſt uns genau bekannt, 55 griech. Fuß = 52 rhein. Fuß. Vergl. Dr. Jul. Bintz, Die Gymnaſtik der Hellenen. Der Sprung des Phayllos wird jetzt meiſt von den Philologen und Kennern der Gymnaſtik als „Dreiſprung" gedeutet, wie er im neuen Griechenland, Amerika und auch auf unſeren Turnplätzen allgemein gebräuchlich iſt. Aber auch als Dreiſprung ſteht der Sprung des Phayllos unerreicht da.

2. Die Weibchen vieler niederer Thierarten ſind größer als die Männchen, weil ſie ungeheure Mengen von Eiern hervorbringen.

Außer dieſen beiden allgemeinen Urſachen giebt es noch einige beſondere, welche an beſtimmte Thierarten gebunden ſind (vergl. oben die Biene). Derartige Urſachen liegen gewiß viel häufiger vor, als wir es bisher wiſſen. Auf dieſe wird ſich daher das Auge des Forſchers zu richten haben, um unſere Kenntniſſe über die Größenunterſchiede in der Thierwelt zu erweitern.


1.
Schwalbenf.
2.
Delfin.
3.
Goldmakrele.
4.
Sterlet
5.
Melanocetus.
6.
Messerfisch.
7.
Telescopfisch.
8.
Bandfisch.

# Moritz von Sachsen als protestantischer Fürst.

---

**Vortrag,**
gehalten im Kaufmännischen Verein zu Leipzig
am 25. Februar 1898.

Von

**Dr. S. Issleib,**
Professor am Königl. Gymnasium in Leipzig

---

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Wie jeder Proteſtant Sinn hat für die Zeit der Reformation, ſo hat wohl jeder Sachſe Sinn für ſeine Landesgeſchichte in jener wichtigen Zeit. Ein Leipziger ſollte gewiſſe Vorliebe für Moritz von Sachſen haben; denn der Fürſt hütete Leipzig wie ſeinen Augapfel; er verweilte oft in der Stadt, widmete der Univerſität große Fürſorge und ließ ſtets für die Sicherheit auf den Landſtraßen ſorgen, damit die Händler ſich dem Leipziger Markte nicht entfremdeten.

Moritz von Sachſen war kein Heiliger, aber auch kein Frevler; er war ein jugendlicher Politiker, dem manches mißglückte, ehe er zur Meiſterſchaft gelangte. Seine irregeleiteten Zeitgenoſſen haben ihn vielfach verkannt, verleumdet und gehaßt; nur wenige haben ihn verſtanden, wenige geliebt. Im letzten Jahre ſeines Lebens ſchrieb er nicht mit Unrecht: Er ſchiene dazu geboren zu ſein, daß man ihm allewege mehr und ärger nachredete, denn man Grund und Urſache hätte; weil er aber einem Jeden nicht das Maul ſtopfen könnte, ſo wollte er böſer Leute Geſchwätz ſo hoch nicht achten.

Die Gegenwart kennt ihn auch noch zu wenig; man hört zuweilen Anſichten und Urtheile über ihn, die nicht nur unrichtig, ſondern geradezu verkehrt und falſch ſind. Selbſt Forſcher haben noch manches an ihm auszuſetzen und zu tadeln. Warum? Weil ihre Arbeiten entweder der nöthigen Tiefe, oder der nöthigen Unbefangenheit und Unparteilichkeit entbehren; nur

ſorgfältige, gründliche und beſonnene Unterſuchungen können völlige Klarheit über ſeine Perſon und über ſeine Handlungen verſchaffen.

Wohin die wiſſenſchaftliche Verirrung führen kann, das beweiſt die Thatſache, daß im Kriegsjahre 1866 ein namhafter katholiſcher Univerſitätsprofeſſor in München in einer gelehrten Abhandlung den proteſtantiſchen norddeutſchen Fürſten des ſechzehnten Jahrhunderts einfach als Gauner bezeichnet hat.

Während meiner Unterſuchungen in neun Staatsarchiven hat ſich mir allmählich die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Moritz von Sachſen beſſer und bedeutender geweſen iſt, als man glaubt.*

Wer ſich in jene verwickelte und überaus ſchwierige Zeit ſeiner Regierung ernſtlich vertieft, wer ihn ohne Vorurtheil mit ſeinen proteſtantiſchen und katholiſchen Zeitgenoſſen, mit Kaiſer Karl V., mit Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, mit Landgraf Philipp von Heſſen, mit Herzog Heinrich von Braunſchweig oder mit irgend einem anderen Fürſten vergleicht, der wird finden, daß er trotz ſeiner Jugend faſt alle überholt und überragt hat. Ich gehe noch weiter: Alle Proteſtanten kennen Guſtav Adolf und verehren ihn als Glaubenshelden; aber Niemand würdigt bis jetzt den jugendlichen Wettiner in vollem Maße. Wie man meines Erachtens das Verdienſt des Schwedenkönigs in Deutſchland oft überſchätzt, ſo unterſchätzt man das Verdienſt des Wettiners.

Ehe wir Moritz von Sachſen als proteſtantiſchen Fürſten näher ins Auge faſſen, will ich einige Bemerkungen über die Wettiner und einige Mittheilungen über ſeine Jugend vorausſchicken.

---

* Vergleiche Moritz von Sachſen, bearbeitet von F. A. v. Langen (1841), G. Voigt (1876), E. Brandenburg (1898). Meine Forſchungen über Moritz von Sachſen ſind theilweiſe veröffentlicht im Archiv für ſächſiſche Geſchichte 1879, 1883 ff.

Die Wettiner des sechzehnten Jahrhunderts hatten zunächst, wie die anderen deutschen Fürstenhäuser, fast ununterbrochen Familienhader über gemeinsame Besitzungen und Rechte. Dann war ihr Verhalten zum Kaiser durchweg verschieden; während die Ernestiner als Kurfürsten die Macht des Kaisers einzuschränken suchten, schlossen sich die Albertiner der Politik des Kaisers an. Außerdem spielte die Religion eine bedeutende Rolle im sächsischen Hause.

Die drei Ernestiner, Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige, haben sich große Verdienste um die deutsche Reformation erworben. Sie schützten den gebannten und geächteten Reformator Luther, sie überreichten im Namen der protestantischen Reichsstände dem Kaiser in Augsburg das evangelische Glaubensbekenntniß; sie stifteten den Schmalkaldischen Bund zur Vertheidigung der evangelischen Lehre und setzten den Nürnbergischen Religionsfrieden durch. Als aber nach dem Tode Luthers der Kaiser im schmalkaldischen Kriege siegte, verlor Johann Friedrich nicht nur die Kurwürde und die Hälfte seines Landes, sondern auch seine hervorragende Stellung im protestantischen Deutschland.

Anders war es bei den Albertinern Herzog Georg, Herzog Heinrich und Moritz. Herzog Georg blieb zeitlebens der heftige Gegner Luthers und der Protestanten; Herzog Heinrich trat zur evangelischen Lehre über und begann die Reformation in den albertinischen Gebieten; Herzog Moritz erlangte infolge des schmalkaldischen Krieges die Stellung der Ernestiner und wußte das Ansehen eines evangelischen Kurfürsten zu wahren und zu erhöhen.

Da Moritz von Sachsen am 21. März 1521 geboren wurde, etwa vier Wochen vor dem muthigen Auftreten Luthers auf dem Reichstage zu Worms, so haben die wichtigen Jahre 1517—1532, wo die Reformation sich so glücklich entfaltete, keinen Einfluß auf ihn ausüben können.

Zunächſt wuchs Moritz als katholiſcher Prinz im Elternhauſe zu Freiberg in faſt dürftigen Verhältniſſen auf. Im zwölften Jahre kam er nach Halle an den glänzenden katholiſchen Hof ſeines kunſtſinnigen, wiſſenſchaftlich aufgeklärten, verſchwenderiſchen und verſchuldeten Paten, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der römiſcher Kardinal, Kurfürſt von Mainz und Erzbiſchof von Magdeburg-Halberſtadt war. Dann nahm ihn ſein ſtrengkatholiſcher Oheim und Pate Herzog Georg an den Dresdener Hof.

Nach dem Uebertritt zum Proteſtantismus that der Vater Herzog Heinrich den ſechzehnjährigen Sohn nach Torgau an den evangeliſchen Hof des Kurfürſten Johann Friedrich, damit Moritz ein überzeugter Anhänger der neuen Lehre würde. Um ſich gegen den ſchwer gekränkten Herzog Georg zu ſchützen, traten Beide in den Schmalkaldiſchen Bund. Wegen ihrer Mittelloſigkeit aber nahmen ſie nur den ſogenannten Hauptvertrag an, der alle Mitglieder verpflichtete, jedem des Glaubens wegen bedrohten Bundesgenoſſen nach Kräften beizuſtehen. Den zweiten Vertrag, die ſogenannte Verfaſſung zur Rettung und Gegenwehr, der die Einrichtung, die Abſtimmung und die Beiträge des Bundes regelte, wollten ſie erſt dann annehmen, wenn ihnen das Erbe Herzog Georgs zugefallen wäre. Schneller als man ahnte, trat dieſer Fall (1539) ein.

Als Herr des geſamten albertiniſchen Gebietes ſtand Herzog Heinrich zunächſt unter dem Einfluſſe des Kurfürſten Johann Friedrich und der Wittenberger Theologen; daher konnte Luther am Pfingſtfeſte 1539 in Leipzig die Kanzel beſteigen und predigen. Sobald aber der alte Familienhader um Mein und Dein ausgebrochen war, gelang es dem meißniſchen Adel, der theilweiſe noch katholiſch war, den Landesfürſten Herzog Heinrich vom Kurfürſten abzuziehen und dem römiſchen Könige Ferdinand, dem Bruder des Kaiſers, zu nähern.

Geſtützt auf die Abneigung ſeiner Landſtände gegen den Schmalkaldiſchen Bund, kam Herzog Heinrich ſeiner einſt in der Noth bewilligten Zuſage nicht nach. Zwar erkannte er die Verbindlichkeit an, die der Hauptvertrag ihm auferlegte, aber zur Annahme des zweiten Vertrages kam es trotz mancher Verhandlungen nicht.

Damals näherte ſich Moritz, der wieder am Hofe des Vaters lebte, dem Landgrafen Philipp von Heſſen und verlobte ſich mit deſſen Tochter Agnes. Kaum hatte man aber in Dresden von der Doppelehe des Landgrafen gehört — bekanntlich ließ ſich Philipp neben der Gattin noch eine zweite Frau kirchlich antrauen —, ſo wollten die Eltern, vor allem die entrüſtete Mutter, von der geplanten Ehe des Sohnes nichts mehr wiſſen. Allein Moritz war feſt entſchloſſen, ſeine Zuſage zu halten; mit den Eltern zerfallen, ritt er davon und vermählte ſich im zwanzigſten Lebensjahre mit der kaum vierzehnjährigen Prinzeſſin.

Der Aufenthalt in Heſſen war für Moritz lehrreich; denn der Schwiegervater redete mit ihm über die Politik des Kaiſers, über die Gegenſätze im Reiche, über die Lage und Pläne, ſowie über die Schwächen und Gebrechen des Schmalkaldiſchen Bundes; auch brachte er ihm bei, daß man dem Kaiſer in weltlichen Dingen zu gehorchen hätte. Im Juni 1541 fand Moritz Aufnahme in den Vertrag, worin der Landgraf gegen die Zuſicherung völliger Strafloſigkeit für die den Reichsgeſetzen widerſtreitende Doppelehe dem Kaiſer Gehorſam in weltlichen Händeln verſprach; wie er, ſo ſollte auch Moritz dem Kaiſer in weltlichen Dingen gehorchen und ſich weder mit Frankreich, noch mit dem Herzog von Cleve, noch mit einem anderen kaiſerlichen Feinde verbinden, wofür ihm die Belehnung mit den albertiniſchen Reichslehen nach dem Tode ſeines Vaters in Ausſicht geſtellt wurde. Bekanntlich vergab damals der Kaiſer als Oberlehns

herr des Reiches alle Reichslehen; jeder Fürſt mußte beim Beginne ſeiner Regierung um die Belehnung bitten.

Im Auguſt 1541 folgte der jugendliche Wettiner dem Vater, mit dem er ſich vorher ausgeſöhnt hatte.

Herzog Moritz ſtand im einundzwanzigſten Lebensjahre, war ſchlank und etwas hager, hatte ſchmale klug- und ſcharfblickende Augen, feine Geſichtszüge, eine gerade Naſe, röthliches Haar und einen rothblonden Bart; er beſaß ſcharfen Verſtand, ſtarke Willenskraft und großen Ehrgeiz. Je nach den Umſtänden war er damals und ſpäter vorſichtig oder raſch entſchloſſen, zögernd oder jäh dreinfahrend; er konnte täuſchen und gewinnen. Zuweilen war er wortkarg und verſchloſſen, zuweilen liebenswürdig und vertraulich, mitunter ſtarrköpfig, aufbrauſend und jähzornig. Im Jähzorne hat er einſt in Naumburg (1551) während einer wichtigen Verhandlung mit den Erneſtinern ein mühſam ausgearbeitetes Schriftſtück ſeiner bedeutendſten Räthe unter Ausſtoßung einer ſehr gewöhnlichen Redensart vor ihren Augen zerriſſen. Empfindlich war er gegen jede Ehrenkränkung. Wie Jagd und Gelage, ſo liebte er die verwegenen und glänzenden Ritterſpiele. Gleich anderen Fürſten war er auf ſeinen Vortheil bedacht; denn er wollte etwas ſein und bleiben. Er beſaß Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt. Seine in verſchiedenen Archiven aufbewahrten eigenhändigen Briefe an ſeine Gattin und an ſeine vertrauten Freunde ſind ein köſtlicher Schatz, der uns ſein Weſen zeigt. Es iſt eine Luſt, ſie zu leſen. Die Sprache darin iſt kurz, ſchlicht, markig und kernig, aber durchweg etwas unbeholfen. Man erſtaunt über vortreffliche Vergleiche und packende Bilder, über zarte und derbe, ergötzliche und ſchwungvolle Wendungen. Wegen ſeiner freien, ſelbſtbewußten, lebensfriſchen und kriegsluſtigen Natur war ihm die Religion wohl nicht immer allzu tiefe Herzensſache; doch beſuchte er den Gottesdienſt. Die Bibelſprüche waren ihm nicht ſo geläufig,

wie anderen proteſtantiſchen Fürſten; dafür war er aber auch frei von jener — ſoll ich ſagen — bornirten Frömmigkeit oder Frömmelei ſeiner Zeit. Du kennſt meine Sitte, ſchrieb er einmal an die Gattin, daß ich ſo gern ſchreib, als ich bete. Demungeachtet hat er die evangeliſche Lehre ſtets zu erhalten und zu fördern geſucht.

Die Räthe ſeines Vaters entließ er theilweiſe und zog dafür die tüchtigen und bewährten Räthe ſeines Oheims Georg und andere begabte und brauchbare Männer in ſeinen Dienſt und ſchenkte ihnen durchweg großes Vertrauen. Obgleich der einflußreichſte Rath, der alte Georg von Carlowitz, ſich nach wenigen Jahren auf ſeinen Ritterſitz zurückzog, ſo hat der Herzog doch den erfahrenen und ſcharfſinnigen Herrn in wichtigen Dingen immer wieder um Rath gefragt und zur Löſung ſchwieriger Aufgaben verwendet.

Vom Anfange an war Herzog Moritz entſchloſſen, ſein Land mit aller Sorgfalt zu regieren und die vom Vater begonnene Reformation vollſtändig durchzuführen. Vom Schmalkaldiſchen Bunde aber hielt er ſich zurück. Die Beziehungen zum Schwiegervater und zu Kurfürſt Johann Friedrich ſollten ihn nicht hindern, in nähere Verbindung mit dem Hauſe Habsburg zu treten. Wie ſeine Räthe, ſo mißbilligte er die Politik der Schmalkaldener, die vom Kaiſer für jede Hülfe gegen die Türken oder gegen die Franzoſen religiöſe Zugeſtändniſſe zu erzwingen ſuchten.

Als man den Herzog an ſeine Verpflichtung von 1537 erinnerte, fragte er ſeine Landſtände. Denen theilte er mit, daß ſeine Unterthanen ſich dem Schmalkaldiſchen Bunde nicht verpflichtet fühlten, weil ſein Vater den ſogenannten Hauptvertrag vor dem Beſitze der geſamten albertiniſchen Gebiete angenommen hätte. Ueberdies hielte man die väterliche Verpflichtung ſeit dem Scheitern der Verhandlung über den Beitritt zum zweiten Vertrage für erloſchen. Gelte es aber einſt, die Religion zu

vertheidigen, dann wollten seine Landstände so gut wie er helfen. Trotz aller Gegenvorstellungen erklärte Moritz, daß er nicht gegen den Willen seiner Landstände Mitglied des Schmalkaldischen Bundes sein könnte. Seit dem dreizehnten Jahrhundert war thatsächlich jeder Landesherr in wichtigen Dingen auf die Zustimmung seiner Landstände angewiesen. Auch Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hatte im Jahre vorher (1540) vor der Einführung der Reformation in seinem Lande seinen Landständen versprechen müssen, ohne ihre Zustimmung sich in kein Bündniß einzulassen, — man meinte vor allem das schmalkaldische. Wie nicht alle katholischen Reichsstände zum Schutze ihrer Lehre verbündet waren, so gehörte eine Reihe protestantischer Fürsten und Stände wichtiger Gründe halber dem Schmalkaldischen Bunde nicht an.

Indem Herzog Moritz darauf ausging, den Katholizismus allmählich aus seinem Lande zu verdrängen, befahl er, daß das Augsburgische Bekenntniß und die heilige Schrift wie bisher für die Lehre und für die Predigt und die vom Vater eingeführte Kirchenordnung bis auf weiteres für die gottesdienstlichen Handlungen maßgebend sein sollten. Die oberste Kirchenbehörde (das Konsistorium) und die Superintendenten erhielten Weisung, darüber zu wachen, daß das Wort Gottes rein und lauter gelehrt und gepredigt würde. Die Geistlichen sollten einen ordentlichen ehrbaren Lebenswandel führen, die Glaubenslehren eifrig studiren und der Seelsorge gewissenhaft obliegen. Die Kirchenzucht sollte durch Ermahnungen und Warnungen, durch Bann und Ausstoßung aus der Kirche, ja nöthigenfalls durch Vertreibung aus dem Lande streng gehandhabt werden.

Der Herzog verwendete den Ertrag der Klöster und der Kirchengüter zunächst für die Besoldung der Geistlichen und für die Gründung neuer Pfarrstellen. Dann gewährte er der Leipziger Universität einen stattlichen Zuschuß, damit man tüchtige Lehr-

kräfte, wie Joachim Camerarius, heranziehen könnte. Statt ungefähr 1100 fl. wurden für die Hochschule nunmehr jährlich über 3000 fl. verausgabt. (Wittenberg kostete etwa 4000 fl. jährlich.) Außerdem überwies er der Universität das Pauliner-Kloster und setzte für fleißige und bedürftige Studenten hundert Unterstützungen aus. Um befähigten Landeskindern aller Stände eine genügende und unentgeltliche Vorbildung für den Besuch der Hochschule zu ermöglichen, gründete er die beiden Fürstenschulen zu Meißen und Schulpforta, später die dritte zu Grimma. Ohne Zweifel hat er sich dadurch ein unvergängliches Andenken gesichert.

Nicht nur als Landesherr, sondern auch als Schutzherr des Bisthums Merseburg entfaltete Herzog Moritz seine reformatorische Thätigkeit, namentlich nachdem er die Wahl und Anerkennung seines Bruders August zum weltlichen Verwalter des Stiftes durchgesetzt hatte. Kräftig schritt er im Bisthum Meißen vor; festen Fuß suchte er im Erzbisthum Magdeburg-Halberstadt zu gewinnen.

Wie die anderen Protestanten, so sah er die Berufung eines Konziles nach Trient durch den Papst als eine große Gefahr für die evangelische Lehre an. Daher war er geneigt, mit dem Kurfürsten und dem Landgrafen ein besonderes Bündniß zum Schutze der Religion zu schließen; allein der Plan gelangte nicht zur Ausführung, da der Kurfürst auf die alte Verpflichtung gegen den Schmalkaldischen Bund und auf die zwischen Hessen und Sachsen bestehende Erbverbrüderung verwies.

Ich gehe hier weder auf die Wurzener Fehde ein, die der Kurfürst durch herrische Uebergriffe verschuldete, noch auf den Oschatzer Vertrag, weder auf den ersten Türkenzug des Herzogs zu Gunsten König Ferdinands, noch auf die dem Kaiser geleisteten Dienste gegen Frankreich. Doch erwähne ich, daß Moritz zufolge des Oschatzer Vertrages und zufolge der ihm

vom Kaiſer früher übertragenen Vermittlerrolle mit dem Landgrafen von Heſſen gegen den vertriebenen katholiſchen Herzog Heinrich von Braunſchweig zog, der ſein verlorenes Land zurückerobern wollte im Herbſt 1545. Als Unterhändler bewog er Herzog Heinrich, mit ihm in das Lager des Landgrafen zu reiten, um einen Vertrag zum Abſchluſſe zu bringen. Allein der Landgraf ließ den Gegner gefangen nehmen und davonführen. Da keine Gegenvorſtellung etwas nützte, ſo fühlte ſich Herzog Moritz ſchwer gekränkt. Die braunſchweigiſche Sache veranlaßte einen ziemlich heftigen Meinungsſtreit zwiſchen Dresden und Kaſſel und brachte einen Riß in das gute Verhältniß der beiden naheſtehenden Fürſten. Die Empfindlichkeit des Herzogs ſteigerten dann einige Spottlieder und Schandgemälde, die ihn mit Unrecht als Verräther darſtellten und geißelten.

Als nun der Kaiſer ſich anſchickte, den Landgrafen von Heſſen und den Kurfürſten von Sachſen beſonders unter Hinweiſung auf die braunſchweigiſchen Händel als ungehorſame und rebelliſche Fürſten zu beſtrafen, ſuchte er die Proteſtanten, die dem Schmalkaldiſchen Bunde nicht angehörten, in ſein Vorhaben zu verwickeln. Wie auf Kurfürſt Joachim von Brandenburg und deſſen Bruder Hans von Küſtrin, wie auf Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Herzog Erich von Lüneburg, ſo rechnete er beſonders auf Herzog Moritz und deſſen Bruder Auguſt.

In Dresden war man längſt davon überzeugt, daß ein Zuſammenſtoß des Kaiſers und des Schmalkaldiſchen Bundes einmal erfolgen würde. Und da man den Kaiſer für mächtiger und ſtärker als den Bund hielt, ſo hütete man ſich, die kaiſerliche Gnade zu verſcherzen; ernſtlich ſuchte man das albertiniſche Land von gefährlichen Verwickelungen fern zu halten. Die religiöſe Anſchauung zog Herzog Moritz zweifellos auf die Seite

der Glaubensgenoſſen, die Sorge für ſein Land aber zog ihn auf die Seite des Kaiſers. Was thun?

Durch ſeinen Rath Chriſtoph von Carlowitz bewogen, reiſte er nach Regensburg, um ſich mit dem Kaiſer in Einvernehmen zu ſetzen. Tagelang wurde verhandelt. Herzog Moritz vermochte den Plan des Kaiſers gegen die beiden Oberhauptleute des Schmalkaldiſchen Bundes ebenſo wenig zu vereiteln, wie im Jahre 1866 ein deutſcher Fürſt den Kampf zwiſchen Oeſterreich und Preußen hätte verhindern können.

Ich will mich kurz faſſen: Der Kaiſer begehrte und wünſchte von Moritz Rückkehr zur katholiſchen Kirche, Unterwerfung unter das Trienter Konzil und geziemenden Gehorſam. Es ſollte ihm nicht zugemuthet werden, ſich gegen ſeinen Schwiegervater Philipp von Heſſen gebrauchen zu laſſen; aber gegen Kurfürſt Johann Friedrich, mit dem er ſich auf die Dauer doch nicht vertragen könnte, ſollte er mithelfen. Dafür wollte man ihm alle ſeine Wünſche erfüllen; unter anderem ſollte er die längſtbegehrte Schutzherrſchaft über das Erzbisthum Magdeburg-Halberſtadt und günſtigenfalls auch die ſächſiſche Kurwürde erhalten, die man ſchon um 1523 der albertiniſchen Linie zugedacht hatte.

Nun iſt hervorzuheben, daß Moritz die Rückkehr zur katholiſchen Kirche mit aller Entſchiedenheit zurückwies; ſeines Gewiſſens und ſeiner Unterthanen wegen wollte er am Augsburgiſchen Bekenntniſſe feſthalten. Dieſes offene und muthige Bekenntniß vor dem Kaiſer in jener ſchwierigen Zeit muß man wohl ebenſo hochſchätzen, wie das Bekenntniß der Proteſtanten vor Kaiſer und Reich in Augsburg 1530.

Ferner wollte der Herzog das Konzil zu Trient und ſeine Beſchlüſſe nur ſoweit anerkennen, als es die anderen proteſtantiſchen Fürſten thäten. Falls man ſich über einige wichtige Punkte, wie über die Lehre von der Rechtfertigung, über das Abendmahl und über die Prieſterehe nicht einigte, ſo ſollte

der Kaiſer mit ihm Geduld haben bis zu einem ſpäteren gütlichen Vergleiche und ihn und ſeine Unterthanen des Glaubens wegen nicht verfolgen, auch nicht zulaſſen, daß es Andere thäten ꝛc. Die Verwendung der Kloſter- und Kirchengüter für die Univerſität, für die Kirchen und Schulen ſollte vorläufig unangefochten bleiben.

Da ſich Herzog Moritz gegen den Kaiſer in weltlichen Dingen, ſoweit es mit Ehren geſchehen könnte, als gehorſamen Reichsfürſten verhalten wollte, ſo empfing er die erbetene Schutzherrlichkeit über Magdeburg-Halberſtadt; außerdem leiſtete ihm der Kaiſer Gewähr für den Beſitz ſeines Landes und für alle Rechte, die er auf die Geſamtbelehnung des Hauſes Wettin beſaß. Der Punkt über die Kurwürde blieb vorläufig unentſchieden, weil Moritz die Zumuthung zur unmittelbaren Theilnahme am Kampfe gegen ſeinen Vetter ablehnte.

Auf die Frage des Herzogs, was er nach gewonnenem Siege mit den eroberten kurſächſiſchen Gebieten zu thun gedächte, erwiderte der Kaiſer, daß er ſich gegen ihn gnädig erzeigen wolle. Falls die Acht oder dergleichen ergehen ſollte, möchte Jeder nach dem Seinen ſchauen; wer etwas bekomme, der habs. Oeffentliche Ausſchreiben würden ſeinen kaiſerlichen Willen kundgeben. Der Herzog möchte ſeine Unterthanen darauf vorbereiten und als gehorſamer Fürſt des Reiches ſich mit König Ferdinand über alles verſtändigen.

Bald darauf begann der ſchmalkaldiſche Krieg. Der Kaiſer ächtete Kurfürſt Johann Friedrich und Landgraf Philipp und befahl Moritz in ſtrenger Weiſe, mit König Ferdinand die gegen den Kurfürſten ausgeſprochene Acht zu vollſtrecken. Zugleich verſicherte er, daß er weder die chriſtliche Religion noch das Wort Gottes mit dem Schwerte zu vertilgen beachſichtige, ſondern die Schlichtung aller Religionsſtreitigkeiten dem Konzile zu überlaſſen gedächte.

Nun berief Moritz seine Landstände nach Chemnitz und gewann nach harten Kämpfen ihre Zustimmung zur Erneuerung der böhmisch-sächsischen Erbeinigung und zu einem Vertrage mit König Ferdinand. Dann beschloß man in Prag, die Gebiete des geächteten Kurfürsten zu besetzen, ehe sie in andere Hände geriethen; denn fünf Personen hatten sich zur Ausführung der Acht bereit erklärt. Sollte das Kurfürstenthum je in andere Hände gerathen, sagte Moritz, dann wäre es billig und recht, wenn es in seine und nicht in fremde Hände käme. Der König sollte die der Krone Böhmen gehörigen Lehen einnehmen, Moritz dagegen die Reichslehen und die bischöflichen Lehen. Sobald das geschah, wurde Moritz als Papist, als tückischer Verräther und als Judas von Meißen beschimpft und verlästert, so daß er eine Vertheidigungsschrift veröffentlichen mußte.

Der Kaiser gewann die Oberhand über seine Gegner. In der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe wurde Johann Friedrich geschlagen und gefangen genommen. Der Wittenberger Vertrag entzog ihm die Kurwürde und die Hälfte des Landes. Seine Söhne behielten die thüringischen Aemter, und ihr Einkommen sollte jährlich 50000 Gulden betragen. Falls die Aemter diese Summe nicht einbrächten, dann sollte Moritz, der die übrigen ernestinischen Gebiete und die Kurwürde erhielt, die erwiesene Lücke decken. Ueber diesen Punkt ist der sogenannte Liquidationsstreit entstanden, dessen Ende Moritz nicht erlebt hat.

Nach der Schlacht bei Mühlberg suchten Moritz und Kurfürst Joachim von Brandenburg den Landgrafen mit dem Kaiser auszusöhnen. Zufolge ihrer Vertröstungen und feierlichen Zusagen kam Philipp von Hessen nach Halle, bewilligte einen Vertrag und demüthigte sich durch Fußfall und Abbitte vor dem Kaiser. Unerwartet nahm ihn dann Herzog Alba auf dem Schlosse nach dem gemeinsamen Gastmahle durch einen listigen Gewaltstreich gefangen. Die empörten Kurfürsten bestritten das

Recht der Gefangennehmung bis tief in die Nacht hinein. Moritz wurde dabei äußerſt heftig und wollte den Schwiegervater ehrenhalber nicht im Stiche laſſen; man mußte ihm geſtatten, die Nacht auf dem Schloſſe zu verbringen. Trotz aller Bitten, Vorſtellungen und Vorſchläge während der folgenden Tage ſetzten die beiden hart betroffenen Kurfürſten die Befreiung des Landgrafen nicht durch. Der Kaiſer zog mit den gefangenen Gegnern davon. Während ſeiner Reiſe nach Augsburg, wo er einen Reichstag halten wollte, ächtete er Magdeburg und Bremen als trotzige und ungehorſame Städte.

Die Gefangennahme des Landgrafen in Halle war das Gegenſtück von der Gefangennahme Herzog Heinrichs von Braunſchweig. In beiden Fällen ſpielte Moritz die undankbare Rolle eines Vermittlers. Fünf Jahre lang hat er dann in raſtloſer, opferwilliger, geradezu rührender und höchſt anerkennenswerther Weiſe alles verſucht, um ſeinen Schwiegervater zu befreien. Das beweiſen Hunderte von Briefen und anderen Schriftſtücken, die in Dresden, Marburg und Berlin vorhanden ſind.

Unmittelbar nach dem ſchmalkaldiſchen Kriege (im Juli 1547) hielt der jugendliche Kurfürſt mit ſeinen alten und neuen Landſtänden den erſten kurfürſtlichen Landtag in Leipzig. Um das Vertrauen der neuen Unterthanen zu erwerben und das Vertrauen der alten Stände zu erhalten, verſprach er feierlich, mit Gottes Hülfe friedlich zu regieren und bei der wahren chriſtlichen Lehre gemäß des Augsburgiſchen Bekenntniſſes wie ſeither zu bleiben. Er wollte eine einheitliche Kirchenordnung für das ganze Land, für die albertiniſchen und erneſtiniſchen Gebiete, einrichten und ein allgemeines Kirchengebet einführen.

Die Konſiſtorien zu Wittenberg, Merſeburg (ſpäter Leipzig) und Meißen und alle Superintendenten ſollten ihres Amtes kraftvoll walten und den geſamten Gottesdienſt fleißig und ſorgfältig überwachen. Die Geiſtlichen ſollten das Wort Gottes

gemäß des Augsburgiſchen Bekenntniſſes einträchtig, rein und frei von eigenem Gutdünken lehren und predigen und Streit und Zank, ſowie ungehörige und aufwiegelnde Reden vermeiden. Die katholiſchen Biſchöfe und Domherren von Meißen und Naumburg ſollten ſich aller Eingriffe in die ſächſiſche Kirchenordnung enthalten.

Indem ſich der junge Landesherr ſeiner neuen kurfürſtlichen Stellung völlig bewußt war, ſuchte er die durch den Krieg verlaſſene und verödete Univerſität Wittenberg wieder einzurichten und vor allem Melanchthon zurückzugewinnen. Auch die Leipziger Univerſität wurde in jeder Weiſe gefördert. Im Oktober begannen die Vorleſungen; wie in Wittenberg Melanchthon, ſo las Camerarius in Leipzig.

Damals ließ der Kurfürſt den neuen Kurſtaat in fünf Kreiſe theilen; es waren der Kurkreis, der meißniſche oder Dresdener, der oſterländiſche oder Leipziger, der thüringiſche Kreis und der Gebirgskreis. An der Spitze jedes Kreiſes ſtand ein Kreishauptmann. Außerdem ſorgte Moritz emſig für den Schutz des Landes, für Recht und Gerechtigkeit, für Handel und Gewerbe, für Schulen, Krankenhäuſer und Armenpflege, kurz, für das geſamte Staatsweſen.

Wie nun Kurfürſt Moritz für das Wohl ſeines Landes arbeitete, ſo wollte der Kaiſer für das Wohl des Reiches ſorgen. Seit dem Siege über die Schmalkaldener erfüllte ihn mehr als früher das Gefühl für ſeinen hohen Beruf. Auf dem Reichstage zu Augsburg brachte er alle Reichsangelegenheiten und beſonders die Religionsverhältniſſe zur Verhandlung. Sein höchſtes Ziel war, die Einheit der Kirche zu retten.

Kurfürſt Moritz ging in Augsburg einem ſchweren Kampfe entgegen.

Da der Kaiſer das Konzil von Trient für den ſicherſten und chriſtlichſten Weg zur Vereinigung der abendländiſchen

Chriſtenheit hielt, ſo begehrte er von den Reichsſtänden Unterwerfung unter das Konzil.

Kurfürſt Moritz aber bekämpfte das Trienter Konzil ſamt den dort durchgeſetzten Beſchlüſſen und beantragte ein allgemeines freies und chriſtliches Konzil in deutſcher Nation, wo Proteſtanten und Katholiken unabhängig vom Papſte die ſtreitigen religiöſen Punkte gemäß der heiligen Schrift verhandeln, alle Irrlehren und Mißbräuche abſchaffen und eine allgemeine Reformation an Haupt und Gliedern durchſetzen ſollten. Sein Bemühen war vergeblich; er und ſeine Geſinnungsgenoſſen wurden überſtimmt, die Mehrheit der Reichsſtände war für die Wiedereinberufung des Trienter Konzils.

Da ferner der Kaiſer erwog, daß des Papſtes wegen die Wiederaufnahme der Konzilgeſchäfte und die Entſcheidung der Religionsſachen ſich lange verzögern könnte, ſo wollte er den kirchlichen Verhältniſſen einſtweilen Maß geben, d. h. er wünſchte den religiöſen Zuſtand des Reiches einſtweilen oder interim ſo zu geſtalten, daß alle Reichsſtände gottſelig, chriſtlich und friedlich nebeneinander zu leben vermöchten. Trotz aller Gegengründe des Kurfürſten von Sachſen war die Mehrheit des Reichstages auch in dieſem Punkte für den Kaiſer.

Als dann drei kaiſerliche Bevollmächtigte, der Weihbiſchof von Mainz, der kurbrandenburgiſche Hofprediger und der Biſchof von Naumburg eine Schrift, die den Namen Interim erhielt, ausgearbeitet hatten, legte der Kaiſer dieſe Schrift den proteſtantiſchen Kurfürſten und den maßgebenden katholiſchen Fürſten im Geheimen zur Durchſicht und Annahme vor.

In der Ueberzeugung, daß das Interim für alle Reichsſtände gelten ſollte, billigten es die Kurfürſten von Brandenburg und Pfalz. Kurfürſt Moritz aber lehnte es ab, weil der Kaiſer ihm und ſeinen Landſtänden vor dem Kriege zugeſagt hätte, daß ſie bis zur Entſcheidung eines allgemeinen freien und

christlichen Konziles bei ihrer Religion und bei ihren kirchlichen Einrichtungen bleiben sollten. Nur infolge dieses Versprechens hätten seine Unterthanen sich im Kriege gebrauchen lassen. Ohne den Rath seiner Theologen und ohne die Zustimmung seiner Landstände könnte er nichts bewilligen. Der Kaiser erinnerte sich seiner Zusage; doch meinte er, daß sein gegebenes Versprechen das Interim nicht ausschlösse; denn er hätte versichert, die Religion nicht mit dem Schwerte zu vertilgen, sondern auf gebührlichem Wege zur christlichen Vergleichung zu bringen. Solche Wege wären aber gemäß der früheren Reichstagsabschiede ein Konzil oder eine Nationalversammlung oder ein Reichstag. Nun hätte ihm die Mehrheit der Reichsstände ein Interim bewilligt. Daher sollte der Kurfürst, eingedenk der ihm erzeigten großen Gnade und Beförderung, sich mit den Reichsständen über das Interim verständigen und keinen Zwiespalt im Reiche veranlassen. Denn was die Mehrheit der Reichsstände billigte und festsetzte, das könnte er nicht verweigern. Im Reiche wäre es Herkommen, daß alle Unterthanen die Beschlüsse der Reichsstände halten müßten. Es erschiene nicht rathsam, die Theologen und Räthe zu fragen; denn die möchten ihn derartig verleiten, daß man dagegen einschreiten müßte. Vor allem könnte sich Melanchthon unterstehen, ihn wie den früheren Kurfürsten zu verführen; er befehle daher, Melanchthon auszuliefern, da er ihn noch nicht wieder zu Gnaden angenommen hätte.

Kurfürst Moritz versetzte darauf, daß er die Beschlüsse der Mehrheit nicht ändern könnte. Da aber der Kaiser vor dem Kriege ihm und seinen Unterthanen besondere Versprechungen gegeben hätte, so läge die Sache für ihn ganz anders als für die anderen Reichsstände. Weder seine Theologen noch seine Räthe verführten ihn; aber ehrenhalber könnte er nicht anders handeln. Melanchthon wäre ein gar friedliebender Mann, der

ſtets gute Kirchengebräuche erhalten, Zwieſpalt verhütet und Frieden geſtiftet hätte. Wenn der frühere Kurfürſt auf dieſen gottesfürchtigen Gelehrten gehört hätte, ſo wäre es mit ihm nicht ſo weit gekommen. Gerade mit Hülfe Melanchthons hoffte er, ſeine Kirchendiener in guter Zucht zu halten und einer chriſtlichen Vergleichung die Wege zu bahnen. Schließlich bat der Kurfürſt den Kaiſer um Nachſicht und Geduld. — Weil man ihm aber gar hart zuſetzte, ſo gab er endlich ſo weit nach, daß er im Kurfürſtenrathe keinen offenen Widerſpruch erheben, ſondern ſagen wollte: In der Interimsſache wäre er ſeiner Unterthanen nicht mächtig; doch hoffe er, ſie zu der Einſicht zu bringen, daß ſie den Beſchluß der Reichsſtände nicht ändern könnten.

Wie die beiden anderen Kurfürſten, ſo hatte auch Kurfürſt Moritz die Ueberzeugung, daß alle Reichsſtände das Interim annehmen und befolgen ſollten. Allein es kam anders.

Die um ihre Anſicht gefragten katholiſchen Reichsſtände hatten den Kaiſer gebeten, ſie bei ihrem Glauben zu laſſen; denn mit der Annahme des Interims bekenne man, daß die Proteſtanten ſeither unbillig bekämpft und verfolgt worden wären. Der Herzog von Bayern und andere Reichsſtände ſprachen dem Kaiſer geradezu das Recht ab, den katholiſchen Glauben irgendwie zu verändern; ſie bewilligten nur eine Reformation des katholiſchen geiſtlichen Standes.

Darauf berief der Kaiſer die Reichsſtände (am 15. Mai 1548) in ſeine Behauſung und legte ihnen das Interim zur Annahme vor. In der Vorrede, die verleſen wurde, ermahnte er die Altgläubigen, an den Anordnungen und Satzungen der allgemeinen chriſtlichen Kirche treu feſtzuhalten; die Proteſtanten aber ſollten entweder zum alten Glauben zurückkehren oder ſich dem Interim gemäß verhalten. Dann nöthigte er in außergewöhnlicher und faſt gewaltſamer Weiſe die Reichsſtände, in ſeiner Gegenwart zu berathen und zu beſchließen. Kurfürſt

Moritz war darüber heftig aufgebracht, daß nur die Protestanten das Interim annehmen sollten; denn das widersprach den ihm bekannten vorangegangenen Verhandlungen. Als er überstimmt wurde, unterließ er zwar seiner Zusage gemäß den öffentlichen Widerspruch, aber er behielt sich eine besondere Verwahrung vor dem Kaiser ausdrücklich vor.

Drei Tage später hatte er nochmals einen harten Strauß zu bestehen: Der Kaiser verlangte von ihm schuldigen Gehorsam und warnte ihn ernstlich vor einer Trennung von den Beschlüssen des Reichstages. Der Kurfürst blieb dabei stehen, daß er ohne seine Landstände nichts bewilligen könnte; doch hoffte er, daß sie dem Kaiser in allem gehorchen würden, was vor Gott zu verantworten wäre. Schließlich mußte er zugestehen, daß er alles thun wolle, um seine Landstände zur Annahme des Interims zu bewegen. Nachdem der Kaiser ihm die Vollziehung der gegen Magdeburg ausgesprochenen Acht dringend ans Herz gelegt hatte, gewährte er ihm den erbetenen Urlaub zur Rückkehr in die Heimath.

Ungesäumt berief dann Kurfürst Moritz die ältesten, vornehmsten und erfahrensten Vertreter der Landstände, die tüchtigsten Räthe und die hervorragendsten Theologen nach Meißen zur Berathung über das Interim. Alle sollten frei bekennen, was man annehmen könne und was man auf Grund der heiligen Schrift zurückweisen müsse. Der Kurfürst wollte weder von der rechten Lehre abweichen, noch dulden, daß seine Unterthanen zur falschen Lehre gezwungen würden; aber um des allgemeinen Friedens willen und um ernste Gefahren zu verhüten, sollte man in allen Punkten nachgeben, die nicht die Wahrheit des Wortes Gottes beeinträchtigten oder die Gewissen der Gläubigen verletzten.

Die Versammelten nahmen zunächst an der Vorrede des kaiserlichen Interims wegen der darin enthaltenen, anfechtbaren

und bedenklichen Sätze großen Anstoß. Dann griffen sie das Interim mannhaft an, besonders die Artikel von der Rechtfertigung, von der Gewalt der Kirche und der Bischöfe; sie bekämpften die Messen, die Wallfahrten, die Prozessionen, den gesamten Heiligendienst und alle anderen Mißbräuche. Zuletzt lehnten sie die Annahme des Interims einmüthig ab. Lieber wollten sie Leib und Gut daransetzen, als die wahre christliche Lehre preisgeben. Der Kurfürst solle den Kaiser demüthig bitten, zufolge der früheren Zusage die sächsische Kirche bis zur Entscheidung durch ein Konzil unverändert zu dulden.

Ueberzeugt davon, daß beim Kaiser weder ein Bittgesuch noch eine stattliche Gesandtschaft etwas nützen werde, wollte Moritz bestimmt wissen, wie weit man nachgeben könnte; denn in allen Dingen, die das Wort Gottes nicht verböte, müßte man dem Kaiser als der von Gott verordneten Obrigkeit gehorchen. Unnachgiebigkeit führe zum Kriege; ein durch Starrsinn verschuldeter Krieg wäre aber viel gefährlicher und schädlicher als wohlerwogene Nachgiebigkeit in minder wichtigen Dingen; ein unglücklicher Krieg setze nicht nur die Wohlfahrt des Landes, sondern auch die gesamte Lehre des heiligen christlichen Glaubens auf das Spiel. Ganz anders läge die Sache, wenn der Kaiser ungeachtet der in einzelnen Stücken bewiesenen Nachgiebigkeit das Interim mit Gewalt einzuführen versuchte; dann könne man fröhlichen Gemüthes Widerstand leisten und zum Schwerte greifen.

Mehrfach suchten die Theologen ihre geistliche Pflicht von der Aufgabe des Kurfürsten zu trennen; unbekümmert um sie und um ihr Bekenntniß sollte er mit seinen Landständen berathen und beschließen, was zu thun wäre, um das Kurfürstenthum vor jeder Gefahr zu behüten. Kurfürst Moritz aber hielt es für seine Pflicht, die Theologen ebenso in Schutz zu nehmen wie die anderen Unterthanen; Niemand, weder Melanchthon

noch ein anderer Gottesgelehrter, ſollte des Glaubens und der rechten Lehre halber aus ſeinem Lande ins Elend ziehen. Demungeachtet hielten die Theologen an der Verwerfung des Interims feſt, und die Vertreter der Landſtände weigerten ſich, ohne Wiſſen und Zuſtimmung der geſamten Landſtände irgend etwas zuzugeſtehen.

Darauf hielt der Kurfürſt eine Verhandlung etlicher Theologen und Räthe mit den Biſchöfen von Naumburg und Meißen für nöthig und gut. Allein in Pegau, wo man zuſammentraf, kam die Verſtändigung über die Punkte, die man bewilligen könne, nicht über den Artikel von der Rechtfertigung hinaus. Wie Melanchthon ſeinen proteſtantiſchen Standpunkt auf das beſtimmteſte zu wahren ſuchte, damit kein Zweifel über ſeine Geſinnung und Ueberzeugung aufkäme, ſo erklärten die Biſchöfe, daß es nicht in ihrer Gewalt ſtünde, das Interim zu verändern.

Schon nahten Ermahnungen des römiſchen Königs und des Kaiſers, das Interim anzunehmen und nicht zu dulden, daß man dagegen predigte und ſchriebe. Kurfürſt Moritz verwahrte ſich gegen jede grundloſe Anſchuldigung und bat um Geduld; denn das Volk ließe ſich ſchwer abbringen von der Lehre, woran es faſt dreißig Jahre lang geglaubt hätte. Ritterlich nahm er Melanchthon gegen alle Verdächtigungen in Schutz, ſo daß der Kaiſer ſchließlich eine gnädige Antwort ſandte. Ja der alte kaiſerliche Rath Granvelle gönnte dem Kurfürſten den großen Gelehrten und ſagte zum ſächſiſchen Geſandten: Die Nachwelt würde es zu rühmen wiſſen, daß der Kurfürſt „den vornehmſten Mann ſeiner Zeit ſo hofiret und erhalten hätte.“

Mehrere Briefe ſeines Bruders Auguſt bezeugen, daß Moritz keine Neigung für das Interim hatte; aber ſeine in manchen Stücken überaus ſchwierige Lage zwang ihn, zu laviren ſo gut es ginge. Obgleich ihm Kurfürſt Joachim in religiöſen Dingen

viel zu mild und nachgiebig war — er nannte ihn das dicke Interim —, so hielt er es doch für gut, wie in anderen Dingen, so auch inbetreff des Interims mit ihm gleichen Schritt zu halten. Nach den zwei wichtigen sächsischen Berathungen in Torgau und in Altzella kamen die beiden Kurfürsten in Jüterbogk zusammen und setzten urkundlich die Punkte fest, die sie mit Bewilligung ihrer Landstände annehmen und befolgen wollten. Zuversichtlich hofften sie, daß ihr gemeinsames Bekenntniß den Kaiser befriedigen, sowie anderen protestantischen Fürsten und Ständen eine gute Anleitung zur Vergleichung und Einigkeit bieten würde.

Vier Tage später trat der kursächsische Landtag in Leipzig zusammen. Nach kräftigen Ermahnungen des Kurfürsten zum Gehorsam gegen den Kaiser stimmten die Landstände den Beschlüssen von Altzella zu, damit das Vaterland vor Krieg bewahrt und die reine Lehre erhalten bliebe. Die anwesenden Bischöfe von Naumburg und Meißen aber billigten die Beschlüsse nicht, da sie nicht im Einklange mit dem kaiserlichen Interim stünden; vielmehr gaben sie zu bedenken, wohin ein solches eigenmächtiges Verfahren führen könnte, denn nur der Kaiser hätte inbetreff des Interims Maß zu geben.

Darauf berichtete man an den Kaiser, daß der Kurfürst mit seinen Landständen über die Einführung des Interims fleißig verhandelt und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten mehrere Punkte zur Annahme gebracht hätte. Da man hoffen könne, daß die Unterthanen mit der Zeit das Interim gutheißen würden, so solle der Kaiser Geduld haben.

Auf Grund der Gutachten seiner Theologen und der Bewilligung seiner Landstände ließ Kurfürst Moritz eine neue Kirchenordnung ausarbeiten und auch an die Bischöfe zur Durchsicht senden.

Die nach Torgau berufenen Landräthe und Vertreter der

Ritterſchaft wünſchten, daß vor dem Drucke und vor der Veröffentlichung der Kirchenordnung die vortrefflichſten Theologen des Landes, die Superintendenten und die tüchtigſten Paſtoren nochmals genau prüfen ſollten, ob die Kirchenordnung in vollem Einklange mit dem Worte Gottes und mit den Leipziger Artikeln ſtünden. Die nicht erſchienenen Biſchöfe aber riethen brieflich davon ab, die Kirchenordnung, die mit dem Interim gar nicht übereinſtimmte, unter die Leute zu bringen. Außerdem warnte König Ferdinand vor jeder eigenmächtigen Abänderung des Interims. Infolgedeſſen war Kurfürſt Moritz der Anſicht, daß die Veröffentlichung der neuen Kirchenordnung vorläufig nicht ſtattfinden dürfe. Einige Mitteldinge aber, die keinen großen Streit verurſachten, ſollten herausgehoben, mit dem Interim in Einklang gebracht und vor der Veröffentlichung dem Kaiſer und dem Könige zur Billigung zugeſchickt werden. Obgleich die nach Grimma geladenen Theologen, Superintendenten und Paſtoren, die neue Kirchenordnung einmüthig billigten, ſo unterblieb doch die Veröffentlichung.

Nach einem dreiwöchentlichen Beſuche beim König Ferdinand in Prag, wo man eingehend über das Interim geſprochen hatte, ließ Kurfürſt Moritz einen Auszug aus den Altzeller-Leipziger Artikeln über Taufe, Konfirmation, Beichte, Buße, Abſolution, Oelung, Meſſe, Abendmahl, Feiertage, Ehe, Prieſterkleidung, Kirchenzucht ꝛc. machen, um ihn in Form kurzer Befehle nach und nach zu veröffentlichen.

Eine ernſte Berathung über dieſen Auszug und über die neue Kirchenordnung fand nochmals im Dezember 1549 in Leipzig ſtatt. Alle anweſenden Geiſtlichen ſprachen gegen den Auszug und für den Druck der Kirchenordnung. Trotzdem unterließ man die Veröffentlichung; alles blieb vorläufig unentſchieden, man wartete die Entwickelung der Dinge im Reiche ab. Das Interim gewann keinen Boden in Sachſen.

Auf dem Reichstage zu Augsburg (1550—1551) erklärte ſich die Mehrheit der Reichsſtände für die vom Papſte bewilligte Fortſetzung des Trienter Konziles und ſtellte dem Kaiſer anheim, die ſaumſeligen proteſtantiſchen Reichsſtände zur Annahme des Interims zu nöthigen.

Die anweſenden kurſächſiſchen Räthe forderten wie früher ein allgemeines freies und chriſtliches Konzil, wozu auch die Stände des Augsburgiſchen Bekenntniſſes zu berufen und mit ſicherem Geleite für die Hin- und Rückreiſe zu verſehen wären. Unabhängig vom Papſte müßte man alle Streitfragen auf Grund der heiligen Schrift von neuem erörtern, damit endlich eine nützliche Reformation an Haupt und Gliedern vollzogen würde. Es erſchien ihnen nicht rathſam, die Einführung des Interims zu erzwingen. Wegen der bevorſtehenden allgemeinen Kirchenverſammlung ſollte es vielmehr erlaſſen werden; denn es hätte genug Streit und Zank, Unmuth und Ungeduld erregt und wäre beim Volke nicht durchzuſetzen. Die gewaltſame Einführung des Interims veranlaſſe Aufruhr und Empörung.

Diesmal ließ Kurfürſt Moritz im Kurfürſtenrathe gegen das Trienter Konzil kräftigen Einſpruch erheben und gewann dadurch den Beifall der Proteſtanten. Demungeachtet ſtellte der Kaiſer die Berufung des Konziles nach Trient in nahe Ausſicht. Wie die Katholiken, ſo ſollten aber auch die Proteſtanten eingeladen und ſicher geleitet werden. Außerdem ſollte das Interim bis zum Schluſſe des Konziles in Kraft bleiben.

Kaum war die Einladung zum Trienter Konzil in Dresden eingetroffen, ſo beauftragte Kurfürſt Moritz ſeine Räthe, mit den Theologen darüber zu berathen. Melanchthon meinte, daß man das Konzil beſuchen und dort die reine Lehre gemäß dem Augsburgiſchen Bekenntniſſe vertreten müßte. Nicht die Fürſten ſollten Schriften übergeben laſſen, ſondern die Theologen ſollten Rechenſchaft ablegen und anzeigen, warum man ſich von der

römiſchen Kirche abgeſondert hätte. Ueberaus nützlich wäre es, wenn ſich die Theologen der proteſtantiſchen Länder und Städte in Nord- und Süddeutſchland über eine gemeinſame Schrift einigten, damit die in Trient erſchienenen fremden Nationen ſähen, daß die Lehre der evangeliſchen Kirche „nicht eine zerriſſene Verwirrung, ſondern eine einmüthige Wahrheit wäre.“

Der Gedanke Melanchthons fand Beifall. Sofort knüpfte Kurfürſt Moritz mit den proteſtantiſchen Reichsſtänden Verhandlungen über eine allgemeine chriſtliche Einigung an, während Melanchthon nach Deſſau wanderte und mit Fürſt Georg von Anhalt das ſogenannte ſächſiſche Bekenntniß verfaßte.

Nachdem die kurfürſtliche Regierung einzelne Stellen dieſes Bekenntniſſes maßvoll abgeändert hatte, nahmen es die in Wittenberg verſammelten Theologen, ſowie die anweſenden Vertreter des Markgrafen Hans von Küſtrin an. Später gaben die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, der junge Markgraf von Ansbach und Andere ihr Einverſtändniß zu erkennen; Kurfürſt Joachim von Brandenburg aber fand immer mehr Gefallen am Interim und hoffte dadurch ſelig zu werden.

Kurfürſt Moritz begnügte ſich nicht mit dem zugeſchickten kaiſerlichen Geleite zum Konzile, ſondern verlangte für ſeine Theologen zur Reiſe nach Trient auch ein Geleit vom Konzile, wie es einſt die Böhmen nach Baſel erhalten hatten; zugleich bekämpfte er den Vorſitz des päpſtlichen Legaten und forderte freie Verhandlung auf Grund der heiligen Schrift. Als ein Pergamentbrief ohne Siegel in Sachſen angekommen war, der dem Baſeler Geleite nicht entſprach, ſchickte Moritz zwei Räthe nach Trient, um das beantragte Geleit nochmals zu erbitten und den ſächſiſchen Gottesgelehrten einen ſicheren Weg zum Konzile zu bereiten.

Dann bat er den Kaiſer, es ihm nicht zu verargen, wenn

er wegen der Wichtigkeit der Sache jede Uebereilung vermiede. Im Januar 1552 zog Melanchthon mit zwei Theologen bis Nürnberg und dann bis Augsburg, um auf Befehl des Kurfürsten nach Trient zu eilen; allein im März rief man sie zurück, weil der Krieg gegen den Kaiser begann.

Was wollte dieser Krieg? Herzog August schrieb damals an seinen Schwiegervater König Christian von Dänemark, daß sein Bruder Moritz willens wäre, einen gewaltigen Kriegszug gegen den Kaiser anzufangen wegen der Religion und des Konziles, wegen der Gefangenschaft des Landgrafen und wegen der Freiheit des deutschen Volkes. Kurfürst Moritz wollte thatsächlich das Interim vernichten, das päpstliche Konzil in Trient auseinanderjagen und einen Religionsfrieden durchsetzen; er wollte den gefangenen Schwiegervater befreien und den Kaiser zu einer solchen Regierung nöthigen, daß die Deutschen bei der alten löblichen Freiheit gelassen würden und weder den Pfaffen noch den Spaniern auf dem Reichstage und sonst unter den Füßen zu liegen brauchten.

Es giebt wenige Abschnitte in der Geschichte, die so fesselnd und spannend sind wie die Jahre 1550—1552, wo Kurfürst Moritz einerseits möglichst gute Beziehungen zum Kaiser aufrecht erhielt, andererseits mit diplomatischer Vorsicht und mit verwegener Entschlossenheit den Schlag gegen ihn vorbereitete. Während der Kurfürst als Feldherr des Kaisers und des Reiches die geächtete Stadt Magdeburg ein Jahr lang belagerte und dadurch den sogenannten Reichsvorrath bis auf den letzten Pfennig verbrauchte, verhandelte er mit Landgraf Wilhelm von Hessen, mit Markgraf Hans von Küstrin, mit den jungen Ernestinern und mit anderen protestantischen Fürsten, sowie mit Frankreich über ein Bündniß gegen den Kaiser. Die französischen Verhandlungen veranlaßte zunächst der Plan zur Befreiung des Landgrafen, der leider mißglückte; dann wollte man

mit Hülfe Frankreichs auch die unterdrückte Freiheit Deutschlands retten und das beſchwerliche kaiſerlich-ſpaniſche Joch „viehiſcher Knechtſchaft“ abſchütteln. Der Kurfürſt weihte keinen ſeiner Räthe in die Verhandlungen mit Frankreich ein, ſondern beauftragte damit zwei Heſſen; ſeine Gattin nur wußte davon und bewahrte die geheimen Schriftſtücke ſorgfältig in einer kleinen Brieflade auf.

Kurfürſt Moritz hoffte, „viele gute Leute an den Tanz zu bringen“; allein ſeiner raſtloſen Thätigkeit traten große Schwierigkeiten entgegen. 1552 ſtanden nur er, der junge Landgraf Wilhelm von Heſſen und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg im Bunde mit Frankreich gegen den Kaiſer. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach war bereit, mit ſeinen Truppen zu helfen, Markgraf Hans war mit Moritz zerfallen, die anderen Fürſten hielten ſich zurück.

Mit Unrecht iſt behauptet worden, daß Kurfürſt Moritz damals Reichsrechte preisgegeben hätte. Man prüfe die Verhandlungen mit Frankreich gründlich und gewinne Klarheit über die Lage und Stellung der in Betracht kommenden franzöſiſch redenden lothringiſchen Städte Metz, Toul, Verdun ꝛc. Um dieſen Punkt richtig zu verſtehen, muß man die deutſche und die franzöſiſche Geſchichte vom Vertrage von Merſen (870) an, ſowie die burgundiſch-niederländiſche Geſchichte und den zähen Streit des Hauſes Habsburg mit dem Hauſe Valois und Bourbon genau kennen.

Um was handelte es ſich damals? Ich will es kurz andeuten: Wenn der Krieg gegen den Kaiſer glückte, dann ſollten die lothringiſchen Städte Metz, Toul, Verdun ꝛc., die der Kaiſer eigenmächtig zu ſeinem burgundiſchen Kreiſe gezogen hatte, unter ausdrücklichem Vorbehalte aller auf den Städten ruhenden Reichsrechte aus der ſpaniſch-burgundiſchen in die franzöſiſche Verwaltung übergehen; die Bundesfürſten wollten König

Heinrich II. zu dem in der deutſchen Geſchichte bekannten Titel eines Vikarius des heiligen römiſchen Reiches für jene mit franzöſiſcher Bevölkerung beſiedelten Gebiete verhelfen. Man mußte in dieſem Punkte willfährig ſein, um höhere Ziele zu erreichen. Später ſind die lothringiſchen Städte, wie die burgundiſch-niederländiſchen Gebiete, dem heiligen römiſchen Reiche verloren gegangen. Wer dafür Moritz von Sachſen verantwortlich machen will, der begeht ein Unrecht! Wer ferner am Bunde des Kurfürſten und ſeiner Genoſſen mit Frankreich Anſtoß nimmt, der muß auch an allen früheren und ſpäteren Verhandlungen und Bündniſſen deutſcher Fürſten mit Frankreich Anſtoß nehmen. Der Schmalkaldiſche Bund hat auch mit Frankreich verhandelt und zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges von Franz I. 200 000 Gulden in Empfang genommen. Wir dürfen unſere jetzigen Anſchauungen nicht in jene Zeiten übertragen!

Was den Kaiſer betrifft, ſo wollte er an eine Schilderhebung des Wettiners gegen ihn nicht glauben. Alle Warnungen ſchlug er in den Wind. Ja ſein kluger und ſchlauer Rath, der jüngere Granvelle, ſchrieb zur Zeit der drohenden Gefahr an des Kaiſers Schweſter Marie, daß der Kurfürſt von Sachſen ſo wenig hinreichenden Verſtand hätte, wie ſein Genoſſe Markgraf Albrecht, um große Unternehmungen zu leiten; beide wären zu beſchränkten Geiſtes, um hervorragende Anſchläge auszuführen.

Oft hat man Moritz von Sachſen einen Schüler Karl V. genannt. Wenn dem ſo iſt, dann darf man mit Recht ſagen, daß der Schüler den Meiſter übertroffen habe. Vergleicht man den Zug des Kurfürſten gegen den Kaiſer mit dem ſchmalkaldiſchen Kriege, ſo nöthigt die That des Kurfürſten mehr Bewunderung ab, als die That des Kaiſers. Beachten wir folgendes: Wie der Kaiſer die braunſchweigiſchen Händel zum Vorwande ſeines Krieges gegen die ſchmalkaldiſchen Bundesfürſten

nahm, ſo ſtellte Kurfürſt Moritz die Gefangenſchaft des Landgrafen in den Vordergrund zum Kampfe gegen den Kaiſer. Wie der Kaiſer ungehorſame und rebelliſche Fürſten beſtrafen wollte, ſo wollte Moritz ſeine Ehre retten, die der Kaiſer einſt in Halle ſo ſchwer verletzt hatte; doch nicht er (Moritz) kündigte dem Kaiſer den Krieg an, ſondern der junge Landgraf Wilhelm ſchickte den Abſagebrief an den kaiſerlichen Hof wegen der Haft ſeines Vaters. (Dem zweiundfünfzigjährigen Kaiſer ſind die Thränen in die Augen getreten, als er las, daß ihm der zwanzigjährige Landgraf die fürſtliche Fehde anzeigte.) Weiter: Wie Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen durch den ſchmalkaldiſchen Krieg in Gefangenſchaft geriethen, ſo befreite ſie der Zug des Kurfürſten gegen den Kaiſer. Wie das Interim eine Folge des ſchmalkaldiſchen Krieges war, ſo folgte auf den Krieg von 1552 die Glaubensfreiheit für die Proteſtanten. Wie der ſchmalkaldiſche Krieg die Macht Karl V. erhöhte, ſo brach der Krieg des Kurfürſten die ſpaniſche Gewalt in Deutſchland und vernichtete den kaiſerlichen Plan zu einem ſpaniſch-deutſchen Erbreiche.

Moritz von Sachſen iſt durch ſeinen raſchen Zug nach Süddeutſchland, durch die Eroberung Augsburgs, durch die Erſtürmung der Ehrenberger Klauſe und durch die Einnahme Innsbrucks berühmt geworden. Der Kaiſer mußte ſchnell entfliehen, um nicht in die Hände des Gegners zu fallen; ſeine Flucht von Innsbruck nach Villach in Kärnthen iſt wohl ſeine tiefſte Erniedrigung geweſen.

Die Verhandlungen zu Linz und Paſſau bleiben auch unvergeßlich in der deutſchen Geſchichte. Kurfürſt Moritz forderte an beiden Orten nicht nur die Freiheit des Landgrafen, ſondern auch Freiheit der Religion, Freiheit des deutſches Volkes, Beſeitigung aller Mißſtände im Reiche, Aufrichtung eines allgemeinen Friedens, gleiches Recht für alle, ſowohl für die Proteſtanten als auch für die Katholiken ꝛc. Nicht auf dem

papiſtiſchen Konzile zu Trient ſollten die religiöſen Streitfragen entſchieden werden, ſondern in einer deutſchen Stadt durch das deutſche Volk. Falls keine religiöſe Einigkeit zwiſchen Katholiken und Proteſtanten zu erreichen wäre, ſollte doch Jedermann ruhig und friedlich leben können.

Nach langen ſchwierigen und äußerſt ſchwankenden Verhandlungen nöthigte König Ferdinand ſeinem Bruder Karl V. in Villach das Zugeſtändniß ab, daß die wichtigen Fragen über Religionsfrieden, über Recht und Freiheit ꝛc. auf dem nächſten Reichstage innerhalb Jahresfriſt entſchieden werden ſollten. Da das Verhalten des Kaiſers während der Verhandlungen großen Anſtoß gegeben hatte, ſo verſprachen die in Paſſau anweſenden Fürſten und Geſandten dem Kurfürſten von Sachſen, daß ſie alles, was zur Aufrichtung und Erhaltung eines beſtändigen religiöſen und weltlichen Friedens dienlich wäre, mit höchſtem Fleiße befördern wollten.

In der Heimath angekommen, theilte Kurfürſt Moritz ſeinen Landſtänden in Torgau ausführlich mit, was er durch den Kriegszug erreicht hätte. Jedermann erkannte die große That des kühnen und glücklichen Kurfürſten an.

Nach ſeinem zweiten Zuge gegen die Türken war Kurfürſt Moritz auf die Erhaltung und Durchführung des Paſſauer Vertrages unausgeſetzt bedacht. Verſchiedene Anzeichen nöthigten ihn zur Wachſamkeit. Der frühere Kurfürſt Johann Friedrich hatte vom Kaiſer Gnadenbezeigungen erhalten, die der Wittenberger Vertrag nicht ohne weiteres zuließ; Markgraf Hans von Küſtrin war in den kaiſerlichen Dienſt getreten; ferner hatte der Kaiſer den Gegner des Paſſauer Vertrages, den Verbündeten Frankreichs, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, auf ſeine Seite gezogen und ihm die früher für ungültig erklärten Verträge, die er den Biſchöfen von Würzburg und Bamberg abgenöthigt hatte, beſtätigt. Welche Gefahr konnte für Kurfürſt Moritz daraus erwachſen!

Alle Fürſten, die den Paſſauer Vertrag zu ſtande gebracht hatten, ſtimmten mit Kurfürſt Moritz darin überein, daß der Vertrag aufrecht erhalten werden müßte. Das beweiſen nicht nur die Bundesverhandlungen in Eger, ſondern auch die Friedensverhandlungen in Heidelberg und auf dem neuen Schloſſe bei Heidelberg, woran Moritz perſönlich theilnahm. Die verſammelten Fürſten waren mit der Haltung des Kaiſers und mit ſeiner Regierung keineswegs einverſtanden; man haßte den jüngeren Granvelle und verabſcheute die „unlauteren Handlungen und welſchen Poſſen des verrufenen Staatsmannes"; gern hätte man ſich des „ſchwarzen welſchen Pfaffen" entledigt.

Als Hüter des Paſſauer Vertrages nahm Moritz von Sachſen 1553 eine bedeutende Stellung ein. Es hieß faſt: Hie Kaiſer, hie Kurfürſt; hier Kampf oder Frieden und Glaubensfreiheit!

Um den Kaiſer in Schranken zu halten, ſetzte Moritz die Verhandlungen mit Frankreich fort und unterſtützte zufolge des Vertrages von Neuhaldensleben mit Herzog Heinrich von Braunſchweig die fränkiſchen Biſchöfe gegen Markgraf Albrecht. Als darauf der bedrängte wilde Hohenzoller nach Norddeutſchland vordrang, ſuchte ihn Kurfürſt Moritz, mit Herzog Heinrich und König Ferdinand verbündet, aus dem Felde zu ſchlagen.

Am 9. Juli 1553 kam es zur mörderiſchen Schlacht bei Sieversshauſen, zwiſchen Hannover und Braunſchweig. Markgraf Albrecht wurde verwundet, Herzog Heinrich verlor zwei Söhne und einen Baſtard, Herzog Heinrich von Lüneburg erhielt zwei tödliche Wunden. Und als Kurfürſt Moritz im wilden Reitergewühle wacker dreinſchlug, durchbohrte die Kugel einer Fauſtbüchſe ſeine ſchwarze Rüſtung und ſeinen Rücken unter dem linken Schulterblatte. Schonungslos gegen ſich ſelbſt verfolgte er die fliehenden Feinde und ſchoß etliche nieder, bis ſeine Wunde ihn zur Rückkehr nöthigte. Welche Zukunft, wenn er unverſehrt geblieben wäre!

Nach dem ſchwer errungenen Siege wurde der Verwundete im kurfürſtlichen Zelte auf der Wahlſtatt verbunden. Die Aerzte tröſteten. Der Kurfürſt befahl ſich der Allmacht und Gnade Gottes und fand Beruhigung in dem Gedanken, daß ſeine That gegen Markgraf Albrecht aus Eifer für Ruhe und Frieden im Deutſchen Reiche geſchehen wäre. Abends ließ er Siegesberichte nach verſchiedenen Seiten ergehen. Am anderen Morgen war er noch fröhlich und guter Dinge und redete ganz friſch und nicht kränklich. Nachmittags aber ſtanden die Aerzte im Zweifel, ob er geneſen oder der Wunde erliegen würde; die Schmerzen wuchſen, die Kräfte ſchwanden. Oft ließ er ſich von ſeinem Feldbette auf einen Stuhl heben und dann wieder niederlegen, ohne Linderung zu finden. Dabei zeigte er große Faſſung und rührende Ergebung in Gottes Willen. Der Hofprediger Weiß, deſſen Berichte ich folge, mußte ihm Worte des Troſtes ſpenden. „Mit großem Ernſte und mit wohlbedachtem Muthe“ beichtete er und empfing darauf die Abſolution.

Als ſein Zuſtand hoffnungslos geworden war, ließ er ſich in aller Frühe des 11. Juli das hochwürdige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt „mit großer Andacht und guter Vernunft“ darreichen. Dann machte er noch vor Sonnenaufgang ſein Teſtament. Die letzte ſeiner drei im Teſtamente befindlichen Unterſchriften vollzog er mit ſchwacher, zitternder Hand.

Darauf bat er den Hofprediger, ihn ferner zu tröſten und ihm Sprüche und Gebete vorzuſagen und nicht aufzuhören, ſelbſt wenn er ſprachlos werden ſollte. Als die Schmerzen allzugroß wurden, ſagte er: Ach mein Gott, wie lang biſt Du außen, willſt Du es nicht ſchier ein Ende machen. Da ließ ihn Weiß auf einen Stuhl ſetzen; weil aber die Schmerzen überhand nahmen, ſo bat der Sterbende, ihn wieder niederzulegen. Schon brachen die Augen, aber noch ſprach er mit ſtarken Worten nach: Vater, in Deine Hände befehle ich Dir meinen Geiſt.

Zuletzt ſagte Weiß: Wenn er ſterben wollte als ein chriſtgläubiger und ſeliger Menſch, ſo ſollte er ein Zeichen von ſich geben. Darauf nickte der Kurfürſt und wandte ſich zur Seite. So iſt er kurz nach acht Uhr vormittags in Jeſu Chriſto ſeliglich verſchieden und entſchlafen, in der Blüthe der Jugend, im Alter von zweiunddreißig Jahren und etlichen Monaten.

Alle Beileidsſchreiben, die in Dresden einliefen, mit Ausnahme des erneſtiniſchen aus Weimar, rühmten den Verſtorbenen als ehrlichen, tapferen und ritterlichen Helden, als löblichen männlichen und ſiegreichen Landesfürſten. König Ferdinand beklagte ſeinen beſonders bevorzugten treuen Freund, der dem geſamten deutſchen Vaterlande als ein treuer Held gedient und Leib und Leben geopfert hätte; Kurfürſt Joachim von Brandenburg, Herzog Heinrich von Braunſchweig und andere Fürſten beklagten den Verluſt ihres vertrauten, beſten und liebſten Freundes und Bruders. Tief erſchüttert war Herzog Auguſt und Landgraf Philipp von Heſſen, untröſtlich die Witwe Agnes, als ſie die Trauerbotſchaft erhalten hatten.

Zwei Tage nach dem Tode des Kurfürſten verließen die trauernden Sachſen die Wahlſtatt bei Sieversḥauſen; fünf Geſchwader Reiter begleiteten die Leiche. Am 19. Juli, nachmittags 3 Uhr, nahte der Zug der Stadt Leipzig. Die Grafen des Leipziger Kreiſes, die Freiherren und die Herren von der Ritterſchaft, die Univerſität, der Rath und die Stadtgemeinde zogen der Leiche entgegen und geleiteten ſie unter Glockengeläute in die Thomaskirche. Der Prediger, der die Trauerrede hielt, verkündigte ſeinen Zuhörern den chriſtlichen und ſeligen Abſchied des Kurfürſten, rühmte die ehrlichen und ritterlichen Thaten und Tugenden des Helden und ermahnte, Gott zu bitten für den verſtorbenen Landesherrn. Vier Tage ſpäter erfolgte die feierliche Beiſetzung der Leiche im Dome zu Freiberg.

Auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 erreichten die

Proteſtanten den Religionsfrieden, wofür der jugendliche Kurfürſt ſein Leben gelaſſen hatte. Die Anhänger des Augsburgiſchen Bekenntniſſes traten den Katholiken ebenbürtig gegenüber.

Mit Fug und Recht darf ich ſagen: Kein Augsburger Religionsfrieden ohne Moritz von Sachſen! Alle Lutheraner oder Proteſtanten ſind ihm ebenſo zu Dank verpflichtet wie jedem anderen evangeliſchen Glaubenshelden.

# Die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infektionskrankheiten.

Von

**Dr. med. Hermann Dekker**
in Leipzig-Gohlis.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Geſchichte der anſteckenden Krankheiten iſt ſo alt wie die des Menſchengeſchlechts. Ungezählte Male haben verheerende Epidemien auf die Geſchicke von Nationen einen beſtimmenden Einfluß gehabt. In breitem Strome wälzt ſich eine Seuche durchs Land: ſie dringt ein in die Hütten des Tagelöhners und macht nicht Halt vor den Paläſten der Großen; unbarmherzig rafft ſie alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig dahin; Niemand weiß, woher ſie kommt, wohin ſie geht, wann ſie aufhören wird mit ihrem unheilvollen, grauſamen Wüthen. Kann es uns da wunder nehmen, wenn der Menſch in dem Kampfe gegen dieſen furchtbaren Feind, der mit unſichtbaren Waffen kämpft, verzagte, daß er dieſe unheimliche Macht für unbeſiegbar hielt und, reſignirt in dumpfer Verzweiflung, von fataliſtiſchem Aberglauben befangen, die Seuchen anſah als eine „Gottesgeißel", als eine von der Vorſehung verhängte Strafe für die Sünden der Zeit?

Auch die Aerzte ſtanden hier Jahrtauſende lang vor einem Räthſel. Unvermögend, die Natur der Seuchen zu verſtehen, begnügten ſie ſich zu ihrer Erklärung mit philoſophiſchen Spitzfindigkeiten und myſtiſchen Phantaſtereien. Es ſchien, als ob kein Lichtſtrahl der Erkenntniß dieſes dunkle Gebiet je erhellen würde. Es war aber auch unmöglich, ſo lange nicht die „exakten"

Naturwiſſenſchaften den Boden geebnet hatten für eine planmäßige, methodiſche Erforſchung der Naturerſcheinungen. Erſt ſeitdem wir eine wohlbegründete naturwiſſenſchaftliche Auffaſſung der uns umgebenden Thatſachen haben (zu der Phyſik, Chemie, Botanik und Zoologie in gleicher Weiſe beigetragen haben), erſt ſeitdem die wiſſenſchaftliche Medizin ſelbſt Naturwiſſenſchaft geworden iſt, war es möglich, der Löſung des Problems der Infektionskrankheiten näher zu treten. Als es gelungen war, feſtzuſtellen, daß niedrigſte, kleinſte Lebeweſen, die Bakterien, die Urſache verheerender Seuchen waren, und man auf dieſer Thatſache weiter bauen konnte, da wurde raſch ein Stein nach dem anderen herbeigetragen für den Bau des Fundaments, auf dem ſich jetzt das ſtattliche Gebäude der Bakteriologie erhebt, ein Gebäude, ſchon jetzt ſo feſtgefügt, daß es kein Wirbelwind entgegengeſetzter Meinungen mehr in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern vermag. In dem Ausbau dieſer jungen Wiſſenſchaft hat ſich der raſtloſe menſchliche Geiſt ein neues, nie welkendes Lorbeerreis in ſeinen Ruhmeskranz geflochten, unvergänglich ſind die Verdienſte von Männern, wie Paſteur, Koch, Klebs, Pfeiffer u. v. A., um die Wiſſenſchaft, um die leidende Menſchheit. Keiner hat mit ſolchem Erfolge das Gebiet der Infektionskrankheiten durchforſcht, als der geniale Robert Koch, den wir mit Stolz den unſeren nennen.

Es ſind nicht zwanzig Jahre her, da fand Koch den Erreger der Tuberkuloſe, den Tuberkelbacillus; Eberth fand den Typhusbacillus; ein damaliger Aſſiſtent Kochs, Löffler (jetzt Profeſſor in Greifswald), fand den Erreger des Würgengels der Kinder, der Diphtherie, den Diphtheriebacillus. So folgte eine wichtige Entdeckung der anderen und gab die Möglichkeit, die Bakterien, die bis jetzt bloß durch ihr Vorkommen in dem menſchlichen Organismus das Intereſſe der Forſcher in Anſpruch genommen hatten, außerhalb des Organismus zu züchten und auf dieſe

Weiſe in ihren Eigenſchaften und Lebensäußerungen beſſer und genauer zu erforſchen.

Die auf dieſe Weiſe gewonnenen Aufklärungen haben bei einem großen Theil der Laien, der nicht mit mitleidigem Lächeln über die „Bazillenriecherei“ zur Tagesordnung übergeht und die Aerzte als die Opfer eines plumpen „Bazillenſchwindels“ achſelzuckend belächelt, eine eigenthümliche, peſſimiſtiſche Auffaſſung über das Verhältniß des Menſchen zu den Bakterien gezeitigt. Man fühlt ſich unbehaglich in der gebrechlichen irdiſchen Hülle, in der man ſo willenlos mit gebundenen Händen den Bakterien preisgegeben iſt, man ängſtigt ſich in dem Gedanken, von dieſen unheimlichen Feinden rings umgeben zu ſein, und ſpricht von den winzigen Lebeweſen nur mit einem Gefühl, gemiſcht aus Reſpekt und Abſcheu. Aber, wenn es auch wahr iſt, daß, wo wir ſtehen und gehen, überall Bakterien uns umgeben, daß unſere Hände, unſere Kleider, unſere Wohnungen ungezählte Scharen derſelben beherbergen, ſo brauchen wir doch die Angſt nicht zu theilen. Sie iſt, wie wir ſehen werden, unbegründet. Schuf die Natur die Bakterien, die in feindlicher Stellung zum Menſchengeſchlechte ſo gewaltige Verheerungen anrichten, ſo gab ſie doch auch dem menſchlichen Körper Einrichtungen, ſich dieſer kleinſten, für gewöhnliche Verhältniſſe unſichtbaren Feinde wirkſam zu erwehren und den Kampf ums Daſein mit ihnen ſiegreich auszufechten. Und von dieſen Einrichtungen, ſeinen Schutz- und Kampfmitteln gegen die Bakterien macht der Körper Gebrauch ohne unſer Wiſſen und Zuthun, ja, oftmals werden wir gerade durch unſer willkürliches Eingreifen den Organismus an einer zweckmäßigen und möglichſt wirkſamen Entfaltung dieſer geheimnißvollen Schutzkräfte hindern.

Wir Alle kennen ja die Erſcheinung, daß bei einer Epidemie manche Menſchen nicht erkranken, obgleich ſie inmitten einer verſeuchten Umgebung reichlich Gelegenheit hatten, ſich anzuſtecken,

und obgleich sie vielleicht sorglos und achtlos genug waren, nichts für ihren persönlichen Schutz zu unternehmen. Wir kennen ferner die räthselhafte Thatsache, daß ein einmaliges Ueberstehen der meisten ansteckenden Krankheiten vor einer nochmaligen Erkrankung derselben Art schützt. Wie kommt das? Nun, das beruht eben auf den erwähnten Schutzvorrichtungen unseres Organismus, von deren äußerst prompter Wirksamkeit die Leser sich mit mir überzeugen werden. Hoffentlich werden meine Auslassungen den Erfolg haben, den Lesern, falls auch sie etwa pessimistischen Anschauungen huldigen und von ängstlicher Bakterienfurcht erfüllt sein sollten, ein erhöhtes Vertrauen auf die wunderbaren Kräfte unseres Organismus und ein mehr berechtigtes, zuversichtliches Selbstgefühl zu wecken, welches es uns leicht machen wird, etwaigen Seuchen kalten Blutes und unerschrocken entgegen zu sehen.

Bevor ich auf den Kern meiner Sache komme, muß ich auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen, mir eine zum Verständniß unbedingt nothwendige Abschweifung über die Natur der Bakterien erlauben. Die Bakterien sind die kleinsten überhaupt existirenden Lebewesen, ihre Kleinheit reicht bis zum Unvorstellbaren hinab (die Größe beträgt im allgemeinen kaum mehr als $^1/_{1000}$ mm). Wie alle lebenden Wesen aus — in Zellen angeordneter — lebender, eiweißartiger (protoplasmatischer) Substanz bestehen, so die Bakterien. Ein ganz winzig kleines Protoplasmaklümpchen bildet den Bakterienleib, der entweder stäbchenförmig (Bazillen im engeren Sinne) oder kugelig (Kokken) oder schraubenförmig erscheint (Kommabakterien, Vibrionen, Spirillen). Allen Bakterien ist gemeinsam, daß sie, unter geeignete Lebensbedingungen gebracht, sich in fabelhaft rascher Weise vermehren. Und zwar geht die Vermehrung so vor sich, daß sich ein Bakterium in zwei gleichartige Individuen spaltet, diese wachsen aus, spalten sich wieder und so geht die

Spaltung und Vermehrung in kürzeſter Friſt fort ins Fabelhafte. Dieſe Vermehrung durch Spaltung gab den Bakterien den Namen der Spaltpilze.[1] Die Vermehrung hat ihr Ende erreicht, wenn entweder der Nährboden, d. h. die Subſtanz, aus der die Bakterien ihre Nahrung beziehen, erſchöpft iſt, oder bis die Menge der von ihnen ſelbſt gelieferten giftigen Stoffwechſelprodukte ihnen ein weiteres Wachsthum unmöglich macht. Als Nährboden kann ihnen alles Mögliche dienen: Blut, Fleiſch, Kartoffeln, Milch u. ſ. w. Zu ihrer Züchtung pflegen wir im Laboratorium am häufigſten zu verwenden: Peptonlöſungen, Bouillon, Gelatinemiſchungen, Blutſerum, Milch u. dergl.

Iſt der menſchliche Körper der Nährboden, d. h. befinden ſich Bakterien in demſelben, ſo daß ſie ſich auf Koſten der menſchlichen Gewebe vermehren, ſo tritt eine Reaktion des Organismus ein, die ihren Ausdruck findet in einer Störung ſeiner Funktionen, d. h. einer Erkrankung. Im allgemeinen nennt man ſolche Krankheiten, die durch das Eindringen von Keimen in den Körper und deren Vermehrung auf Koſten desſelben entſtehen, Infektionskrankheiten, das Eindringen ſelbſt Infektion oder Anſteckung. Noch einmal: Jede Infektionskrankheit iſt der Ausdruck des Verhältniſſes, das zwiſchen dem Eindringen des Mikroorganismus und der Reaktion des angegriffenen Körpers beſteht.

Von der überaus großen Zahl der bis jetzt gefundenen Bakterienarten iſt nun, wie wir ſehen werden, nur eine ganz beſchränkte Anzahl fähig, als Krankheitserreger gefährlich zu werden (d. h. auf dem lebenden Organismus und auf ſeine Koſten zu vegetiren); dieſe, welche krankheitserregende („pathogene") Eigenſchaften haben, nennt man paraſitiſche Bakterien, im Gegenſatz zu den ſaprophytiſchen, die nicht auf lebendem Gewebe, ſondern nur auf todtem Material ſchmarotzen. Sapro-

phytiſche Bakterien ſind auch zu Milliarden in unſerem Darm thätig. Hier ſchmarotzen ſie auf dem todten Material, dem Darminhalt, und ſchaden dem Körper nicht, ſind im Gegentheil von Nutzen für denſelben.

Ich erwähnte ſchon flüchtig, daß die Bakterien giftige Stoffwechſelprodukte erzeugen. (Man faßt ſie unter dem Namen „Toxine“ zuſammen.) Dieſe Thatſache iſt für das Verſtändniß der Lehre von den Infektionskrankheiten äußerſt wichtig. Denn denken wir uns den Fall, daß die Bakterien auf Koſten unſeres Körpers ſich vermehren, ſo muß nothwendigerweiſe das von ihnen gebildete Gift in den Körper durch den Blutſtrom aufgenommen werden und ſo unheilvolle Wirkung ausüben. Roux und Yerſin, zwei franzöſiſche Forſcher, fanden in filtrirten Bouillonkulturen des Diphtheriebacillus (aus denen die Bakterienleiber ſelbſt entfernt waren) ein äußerſt heftiges Gift, das von Fraenkel und Brieger näher unterſucht, als eine eiweißartige Subſtanz erkannt und mit dem Namen Toxalbumin (Gifteiweiß) belegt wurde. Außer dieſem Toxalbumin der Diphtherie wurden noch eine ganze Reihe anderer Toxine näher erforſcht. Spritzte man einem Thiere eine durch Filtriren von Keimen befreite Kultur, z. B. der Wundſtarrkrampfbazillen, ein, mit anderen Worten eine Löſung des von den Bazillen produzirten Wundſtarrkrampfgiftes, ſo erzeugte man ein Krankheitsbild, das ſich durch nichts von dem unterſchied, das durch Verimpfung mit Wundſtarrkrampfbazillen ſelbſt entſteht. Daraus folgt, daß der ſogenannte Wundſtarrkrampf eine bakterielle Erkrankung iſt, bei dem das Krankheitsbild beſtimmt wird durch die Wirkung des von den Bazillen erzeugten Giftes (Toxins). Das Gift ſelbſt erzeugen die Bakterien am Ort ihrer Anſiedelung (z. B. in einer Wunde), von hier aus wird es ins Blut aufgenommen. Ganz ähnlich liegen die Verhältniſſe bei der Diphtherie und vielen anderen Infektionskrankheiten. Uebrigens

geht die Giftbildung der Bakterien nicht stets gleichmäßig vor sich. Werden sie in irgend einer Weise geschädigt, z. B. durch längere Zeit fortgesetzte Züchtung auf ungeeigneten Nährböden oder bei zu hoher Temperatur oder durch Zusatz gewisser Chemikalien zu den Nährböden, so kann die Giftbildung geschwächt werden, ja ganz aufhören. Danach unterscheidet man hochgiftige (vollvirulente) und abgeschwächte Kulturen einer Bakterienart.[3]

Den bakteriellen Vergiftungskrankheiten stehen diejenigen gegenüber, in denen die Bakterien sich so ungeheuer vermehrt haben, daß sie jedes Aederchen anfüllen, so daß man daran denken könnte, daß sie den Körper durch Verstopfung der Blutgefäße oder durch Entziehung der nöthigen Nährstoffe tödten. Ob es freilich solche reinen infektiösen Krankheiten im engeren Sinne giebt, ist wohl sehr fraglich, meist, vielleicht immer, geht die Infektion mit einer mehr weniger intensiven Intoxikation einher.

Die Eingangspforten für die Bakterien sind verschieden: sie dringen in den Körper ein entweder auf dem Wege durch den Mund, von da in den Magen und Darm, oder sie werden in die Athmungsorgane aufgenommen, in die Nase, die Luftröhre oder die Lungen, oder sie siedeln sich in irgend einer Wunde der Haut oder Schleimhäute an. Der Gelegenheiten zur Infektion giebts also gerade genug.

Gesetzt nun, ich würde in meinem Munde lebende, hochgiftige Diphtheriebazillen aufnehmen, etwa durch Unvorsichtigkeit von einem Diphtheriekranken, würde aus diesem gewiß fatalen Ereigniß nun ohne weiteres sich ergeben, daß ich an Diphtherie erkrankte? Keineswegs! Ich glaube sogar ganz sicher, daß ich mich schon oft infolge der Gefährdung durch unseren ärztlichen Beruf in dieser allerdings wenig wünschenswerthen Lage befunden habe, ohne daß ich jemals an Diphtherie

erkrankt wäre. Und was ich von mir vermuthe, hat man bei Anderen ſicher nachweiſen können. So wurde in einem Kinderkrankenhauſe unter 91 Kindern, die Gelegenheit gehabt hatten, ſich durch Verkehr mit diphtheriekranken Patienten anzuſtecken, obgleich ſie keinerlei Krankheitserſcheinungen darboten, bei 20 das Vorhandenſein echter, hochgiftiger Diphtheriebakterien im Mundinhalt feſtgeſtellt. Wie erklärt ſich dieſe ſcheinbar ſo auffällige Thatſache? An dem urſächlichen Zuſammenhang von Diphtherie und Diphtheriebakterien zu zweifeln, iſt nicht wohl angängig, da er durch das Experiment ſicher bewieſen iſt. Alſo müſſen die Bakterien entweder unſchädlich gemacht worden oder auf einen unfruchtbaren Boden gefallen ſein. Und ſo iſt es in der That. Die Schleimhaut des Mundes und Rachens hat, wie alle Schleimhäute des menſchlichen Körpers, die höchſt ſchätzenswerthe Eigenſchaft, unter normalen Verhältniſſen dem Eindringen der Bakterien einen nicht leicht zu überwindenden Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie iſt gleichſam die ſtarke Mauer der belagerten Feſtung, die der Feind nur betreten kann durch eine Breſche. Leider iſt dieſe Breſche ungemein leicht herzuſtellen. An den Mandeln z. B. fehlt oft ſchon unter gewöhnlichen Verhältniſſen die ſchützende Schleimhautdecke, und dieſe Lücken benutzen die Bakterien als willkommene Einlaßpforten. Außerdem wird der Rachen allen möglichen Schädigungen durch Einathmen ſtaubhaltiger, rauher oder ſonſt untauglicher Luft ausgeſetzt, infolgedeſſen neigt er zu Katarrhen (zu „Erkältungen“, wie man zu ſagen pflegt), und dieſe ſind es in erſter Linie, welche die Schleimhaut alteriren. Jetzt verſtehen wir auch, warum gerade bei ſolcher Witterung, die erfahrungsgemäß Katarrhe zeitigt, alſo bei naßkaltem, ſehr veränderlichem Wetter ſich die Diphtherieerkrankungen häufen. „Erkältung“ allein kann nie und nimmer eine Diphtherie hervorrufen, wohl aber kann ſie durch Schädigung der ſchützenden Schleimhautdecke den anſtürmenden

feindlichen Scharen der Bakterien Thür und Thor in den Körper öffnen und ihnen so Gelegenheit geben, sich auf Kosten der menschlichen Gewebe zu vermehren, was, wie wir sahen, die Voraussetzung für die Entstehung der Infektionskrankheiten ist. Daß die Schädigung nicht bloß durch einen Katarrh hervorgerufen zu werden braucht, sondern ebensogut die Folge irgendwelcher anderer Schädlichkeiten sein kann, denen der Rachen oft ausgesetzt ist, z. B. Verletzungen, Verbrennungen, Aetzungen, versteht sich wohl von selbst.

Während die Bakterien also einerseits in der unversehrten Schleimhaut des Mundes ein energisches mechanisches Hinderniß für ihr Eindringen in den Körper finden, stoßen sie andererseits auf eine Schutzkraft im Munde, welche sie direkt vernichtet, abtödtet und so für den Körper unschädlich macht. Diese Schutzkraft besitzt der Mund im Speichel. Die bakterienfeindliche Wirkung des Speichels beruht auf dem schon seit langer Zeit bekannten Vorkommen von Rhodankalium in demselben (Edinger, Sanarelli u. A.). Immerhin wird die keimtödtende Kraft des Speichels nicht ausreichen, alle Bakterien des Mundes zu vernichten. Sie werden also mit dem Speichel verschluckt und gelangen in den Magen. Hier finden sie ein weiteres, äußerst energisches Hinderniß für ihr weiteres Vordringen, dem die Lebensfähigkeit der meisten Bakterien unterliegen muß, im Magensaft. Bekanntlich ist dessen wirksamer Bestandtheil die Salzsäure, die in der Verdünnung, in der sie im Magensaft erscheint, ein promptes und zuverlässiges Mittel ist, in den Magen gelangende Mikroorganismen zu tödten. Ja, es scheint fast, als ob die Hauptbedeutung des Magens gerade in dieser seiner keimtödtenden Eigenschaft bestehe. Wenigstens hat man sowohl im Thierexperiment als auch am Menschen zu Heilzwecken[3] den ganzen Magen entfernt und danach hinsichtlich der Ernährung keine Nachtheile für den Körper

gefunden, wohl aber eine erhöhte Dispoſition zu infektiöſen Prozeſſen, ſobald bakterienhaltiges Nährmaterial eingeführt wurde. Cholerabakterien werden vom Magenſaft ſehr leicht getödtet. In der entſetzlichen Hamburger Epidemie hat es ſich aufs deutlichſte herausgeſtellt, daß diejenigen Leute am meiſten gefährdet waren, die an einer Erkrankung des Magens litten. Vielleicht erinnern ſich die Leſer auch des Verſuches der Münchener Gelehrten Pettenkofer und Emmerich, die mit bewundernswerther Kühnheit lebende Cholerakulturen zu ſich nahmen, um für ihre Ueberzeugung einen Beweis zu erbringen, daß es bei der Erkrankung an Cholera nicht auf das Eindringen lebender Cholerabakterien an und für ſich, ſondern auch noch auf gewiſſe äußere Umſtände ankomme, und die ihre Behauptung dadurch für erwieſen hielten, daß ſie — nicht an Cholera zu Grunde gingen. Sie hatten, um die Wirkung des Magenſaftes auf die Bakterien auszuſchließen, dieſen, durch gleichzeitiges Einnehmen von Natron bicarbonicum mit den den Kulturen, neutraliſirt. (Ob das auf dieſe Weiſe möglich iſt? Wahrſcheinlicher erſcheint mir, daß der Magen dieſen Eingriff mit einer vermehrten, äußerſt energiſchen Saftproduktion beantworten wird.) Nun, auch wenn der Verſuch vollſtändig im Sinne der Experimentatoren ausgefallen wäre (Emmerich hatte ſeinen Heroismus mit einem ganz reſpektabeln Choleraanfall zu büßen), ſo wäre er m. E. nicht ſo ſehr ein Beweis für das, was durch ihn bewieſen werden ſollte, ſondern für die Wirkſamkeit der Schutzkräfte des Organismus, wenn nicht des Magens, ſo doch der anderen Verdauungsorgane. Denn geſetzt, die Cholerabakterien wären in den Darm gelangt — ſei es, daß ſie überhaupt nicht oder nur theilweiſe im Magen vernichtet wurden —, auch dann hätten ſie ſich noch zu wehren gegen die Selbſthülfe des Körpers. Zunächſt hat die dicht unter dem Magen in den Darm einfließende Galle entſchieden bakterien-

tödtende Eigenſchaft, vielleicht auch der Darmſaft. Und endlich hat der Cholerabacillus wiederum mit der ſchützenden Eigenſchaft der Darmſchleimhaut zu rechnen, die auch nicht ſo leicht ihren Widerſtand aufgiebt. Ich ſelbſt habe gelegentlich einer Cholera-epidemie erlebt, daß, außer bei den erkrankten, etwa bei noch weiteren zehn beobachteten Perſonen, die aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe mitunterſucht wurden, in den Darmentleerungen maſſenhafte Cholerabazillen ſich fanden. Und doch boten dieſelben nicht die Spur einer Erkrankung! Dieſelbe Thatſache hatte ſich ſchon vorher in der Hamburger Epidemie feſtſtellen laſſen.

Das Gemeinſame der bis jetzt beſprochenen Schutzvorrichtungen des Organismus beſteht darin, daß ihre Aufgabe iſt, den Feind fernzuhalten. Hierzu rechnen wir noch die Fähigkeit, etwa ins Auge gelangte Keime durch die Thränenflüſſigkeit und den Lidſchlag fortzuſchwemmen (ob die Thränen bakterientödtende Eigenſchaft haben, iſt noch eine ſtrittige Frage). Auch draſtiſcher Methoden muß ich hier erwähnen, die der Körper anwendet, ſich der ungebetenen Gäſte zu erwehren. Wenn ſolch ein Eindringling, durch die Athemluft angeſogen, auf der Schleimhaut der Luftröhre oder deren Verzweigungen in der Lunge ſich niederläßt und gefährlich wird, ſo ſammelt ſich um ihn vermehrter Schleim, und mit dieſem wird er durch einen kräftigen Huſtenſtoß nach außen befördert. Ein analoges Schickſal trifft ihn, wenn er ſich die Schleimhaut der Naſe zum Wohnſitz wählt; das Individuum nieſt und der ungebetene Gaſt wird an die Luft geſetzt. „Zur Geſundheit!“

Leider geht nun die Sache nicht immer ſo glücklich ab. Die Bakterien ſchlüpfen durch irgend eine Lücke der Haut oder Schleimhaut (Wunde) ein, und ehe man ſichs verſieht, haben ſie ihr Ziel erreicht, auf Koſten des Körpers ſich zu entwickeln und zu vermehren. Aber gewonnen haben ſie ihr Spiel doch nicht; ſie finden in der Reaktion des Körpers auf ihr Eindringen einen

äußerſt energiſchen aktiven Widerſtand, es folgt ein harter Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen den winzigen Lebeweſen und dem Organismus. Nur dann kann dieſer für den Organismus ſiegreich ſein, wenn er zwei Aufgaben erfüllt:

1. die in den Körper eingedrungenen Keime zu tödten, und
2. die von den Bakterien gebildeten Gifte unſchädlich zu machen.

Beide Aufgaben erfüllt das Blut in einer überraſchenden Weiſe. Wir wiſſen, daß das Blut eine Flüſſigkeit iſt, beſtehend aus einem flüſſigen Beſtandtheil, dem Blutwaſſer (Serum), das Eiweißſtoffe (Blutfaſerſtoff u. a.) und Salze gelöſt enthält, und in ihm vertheilt rothe und weiße Blutkörperchen.[4] Die Zahl der rothen Blutkörperchen iſt verhältnißmäßig konſtant und beträgt etwa fünf Millionen im Kubikmillimeter, die der weißen Blutkörperchen oder Leukocyten iſt ſchwankend, wechſelt etwa zwiſchen fünf- bis zehntauſend im Kubikmillimeter. Mit den letzteren werden wir uns ſpäter noch eingehender zu beſchäftigen haben.

1887 fand von Fodor, daß in dem Blutſerum, dem von Blutkörperchen und Blutfaſerſtoff (Fibrin) befreiten Blute, Subſtanzen gelöſt vorhanden ſeien, welche die exquiſite Fähigkeit haben, Bakterien zu tödten. Er vermuthete, daß es die Alkalien (die laugigen Beſtandtheile) ſeien, denen dieſe Fähigkeit zukäme, weil er fand, daß bei jeder Infektion zunächſt eine Erhöhung der Alkalinität des Blutes eintrete, ferner, weil er nachweiſen konnte, daß die Alkalinitätsgrade in einem engen Verhältniß ſtehen zum Widerſtehen oder Unterliegen des Organismus. Man hat lange Zeit dieſe von von Fodor den Alkalien zugeſchriebene Rolle bei der Schutzwirkung als eine nebenſächliche anſehen zu müſſen geglaubt. Man dachte ſie ſich etwa ſo, daß der Gehalt des Blutes an Alkalien nur ein Symptom, ein Ausdruck von gleichzeitig im Körper eintretenden wichtigen

Veränderungen ſei. Indeſſen ſcheint ihr thatſächlich erhöhte Bedeutung zuzukommen aus folgenden Gründen: Zunächſt hat man konſtatirt, daß Thiere, deren Blutalkalinität man durch Verfüttern von Säuren herabgeſetzt hatte, Infektionen eher erlagen, ja ſogar (Behring) empfänglich wurden für Krankheiten, gegen die ſie ſonſt unempfänglich waren. Sodann ſpricht dafür eine alte Beobachtung, die neuerdings von dem Kieler Chirurgen Bier näher erforſcht, begründet und in die mediziniſche Therapie als Heilmethode eingeführt iſt, die Beobachtung, daß infektiöſe Prozeſſe, beſonders die tuberkulöſen Knochen- und Gelenkkrankheiten, unter dem Einfluß einer Blutſtauung heilen können. (Zu Heilzwecken ruft man dieſe Blutſtauung nach Bier durch ein mäßig ſtark um das betreffende Glied geſchnürtes Gummiband hervor.) Die Wirkſamkeit dieſer Stauung findet ihre Erklärung darin, daß durch die Ueberfüllung mit venöſem, verbrauchtem, kohlenſäurehaltigem Blut eine vermehrte Alkalinität der kranken Gewebe auftritt, wodurch die die Infektion verurſachenden Bakterien in ihrer Entwickelung gehemmt werden und abſterben.

Buchner, der die keimtödtende Kraft des Blutes nachprüfte, fand 1889, daß die Träger dieſer für den Körper ſo äußerſt wichtigen Einrichtungen nicht die Alkalien, ſondern eigenthümliche chemiſche Subſtanzen ſeien, die er als zu der großen Gruppe der Eiweißſtoffe gehörend charakteriſirte. Er gab ihnen den Namen Alexine, d. h. Schutzſtoffe. Dieſe Alexine ſind keine einheitliche Subſtanz, ſondern, wenigſtens ihrer Wirkung nach, verſchieden bei Menſchen und Thieren, verſchieden bei den einzelnen Menſchenraſſen, ja verſchieden in einzelnen Lebensaltern. Die Leſer haben wahrſcheinlich von der natürlichen Immunität ſchon gehört, d. h. von der Thatſache, daß manche Organismen gegen gewiſſe Infektionskrankheiten gefeit ſind. So iſt z. B. der Menſch abſolut immun gegen die Rinderpeſt, das

Rind gegen Rotz, der afrikaniſche Neger beſitzt eine auffallende Immunität gegen eitererregende Mikroorganismen. Derartige Beiſpiele laſſen ſich noch ſehr viele anführen. Dieſe Immunität iſt zum größten Theil bedingt durch die Anweſenheit der Alexine im Blut. Unter Annahme des Vorhandenſeins dieſer Alexine erklärt ſich auch zum Theil die ſchon erwähnte Thatſache, daß bei einer Epidemie viele Individuen verſchont bleiben. Jetzt wird dem Leſer auch verſtändlich ſein, warum, was ich vorhin betonte, bloß eine ſo geringe Anzahl von Bakterienarten fähig iſt, ſich im menſchlichen Körper, auf Koſten ſeiner lebenden Zellen, anzuſiedeln; nur die widerſtandsfähigſten Arten können es eben wagen, die außerordentlichen Hinderniſſe, die ſich ihnen in dem Widerſtand der Alexine entgegenſtellen, zu überwinden. Dann wird es ihnen am eheſten gelingen, wenn dieſer Abwehrmechanismus in irgend einer Weiſe geſchädigt iſt und dadurch das Individuum „disponirt" wurde zur Infektion.

Und woher ſtammen dieſe geheimnißvollen Alexine? Dieſe Frage iſt jetzt dahin entſchieden, daß ſie als Produkte der weißen Blutkörperchen aufzufaſſen ſind. Die Art und Weiſe, wie ihre Bildung von ſtatten geht, iſt freilich bis jetzt noch unbekannt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind ſie ein Sekretionsprodukt, ein Produkt der Zellenthätigkeit der Leukocyten.

Damit kommen wir auf die ungeheuer wichtige Rolle, welche die weißen Blutkörperchen (Leukocyten) im Organismus ſpielen. Durch die Unterſuchungen von Buchner, Pfeiffer, Schattenfroh u. A. iſt feſtgeſtellt, daß außer der ſoeben erwähnten Fähigkeit, durch Alexinbildung zerſtörend auf die Bakterien einzuwirken, auch noch die Fähigkeit den Leukocyten eigen iſt, ſelbſtändig durch direkten Angriff auf die Mikroorganismen dieſe zum Abſterben zu bringen. Und dieſe Eigenſchaft bethätigen ſie in einer ganz überraſchenden, wunderbaren Weiſe. Ich werde das an einem Beiſpiel erläutern.

Nehmen wir an, es ſtäche ſich Jemand in den Arm, ſo wird dieſe kleine Stichwunde, wenn nichts Beſonderes hinzukommt, raſch zuheilen. Etwas anderes iſt es, wenn „Unreinigkeit“ in die Wunde gekommen war oder, was dasſelbe iſt und wie man ſich wiſſenſchaftlicher ausdrückt, wenn die Wunde „mit Bakterien infizirt“ wurde. Dann tritt die Allen wohlbekannte Erſcheinung der Entzündung auf. Das weſentlichſte und charakteriſtiſchſte Merkmal der Entzündung iſt die Anhäufung von weißen Blutkörperchen an der geſchädigten Stelle. Dieſe weißen Blutkörperchen entwickeln ſofort am Ort der Entzündung durch direkten Angriff auf das ſchädigende Moment (die Bakterien) eine ungeheuer rege Thätigkeit. Außerdem mag bei der Entzündung noch ein anderes ſchützendes Moment in Aktion treten; durch die Verlangſamung des Abfluſſes des venöſen Blutes wird das Gewebe alkalireicher, alſo geeignet, die Bakterien in ihrer Entwickelung zu hemmen (ſ. o.). Wir ſehen alſo, auch dieſe verfehmte und gefürchtete Krankheitserſcheinung erweiſt ſich als eine Schutzvorrichtung des Organismus, als ein äußerſt ſinnreiches und zweckmäßiges Kampfmittel, ihn vor einer allgemeinen Infektion zu bewahren. Wieſo, könnte man fragen, kommen nun die weißen Blutkörperchen gerade an den Ort der Schädigung? Die Beantwortung dieſer Frage knüpft ſich an eine der wunderbarſten Erſcheinungen der Elementarphyſiologie. Der Botaniker Pfeffer fand 1883 gelegentlich ſeiner Unterſuchungen über die Schwärmſporen einiger Algen, daß ſie von beſtimmten chemiſchen Subſtanzen angezogen, von anderen abgeſtoßen wurden. Er nannte dieſe merkwürdige Erſcheinung (poſitive und negative) Chemotaxis. Durch weitere Unterſuchungen wurde dieſes Phänomen auch bei anderen lebenden elementaren Gebilden gefunden, ſo bei den Volvocineen, bei den Samenfäden der Mooſe und Laubfarne; Leber konſtatirte es auch an den Leukocyten. Gabritſchewsky (Labo-

ratorium Metſchnikoff im Inſtitut Paſteur) fand weiter, daß alle Bakterienkulturen poſitiv chemotaktiſch auf die Leukocyten wirkten. Sehr eingehend beſchäftigte ſich Buchner 1892 mit der Frage der Chemotaxis: das Reſultat ſeiner Unterſuchungen war, daß beſonders die Eiweißſtoffe abſterbender Bakterienleiber, die ſog. Bakterienproteïne, poſitiv chemotaktiſch zu wirken im ſtande ſeien.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung zu unſerer infizirten Stichwunde zurück! Dort ereignet ſich etwa folgender Vorgang: Die eingedrungenen Bakterien ſind theilweiſe durch Alexine geſchädigt, die auf ſolche Weiſe aus ihnen entſtehenden Bakterienproteïne wirken anlockend auf die weißen Blutkörperchen, die nun den Kampf mit ihrem gefährlichen Feinde ungeſäumt aufnehmen.

Metſchnikoff fand in den weißen Blutkörperchen oftmals Bakterien eingeſchloſſen. Er legte nach dieſem Befunde die den Leukocyten zukommende Rolle dahin aus, daß dieſe befähigt wären, die aufgenommenen Bakterien zu verdauen, alſo in eigentlichſtem Sinne zu freſſen. Er gründete darauf ſeine „Freßzellentheorie“ (Phagocyten-Theorie), an der er auch jetzt noch hartnäckig feſthält, obwohl die Unterſuchungen anderer Forſcher ihr immer mehr den Boden abgraben. Man deutet den allerdings faſt immer anzutreffenden Befund von Bakterien in den Leukocyten ſo, daß es abgeſtorbene Keime waren, die von den Zellen eingeſchloſſen wurden. Der Zweck der zahlreich zum Ort der Verletzung heranſtürmenden weißen Blutkörperchen ſcheint nur darin eine hinreichende Erklärung finden zu können, daß ſie an Ort und Stelle durch gewiſſe Abſonderungsprodukte die Keime ertödten. Daß dem in der That ſo iſt, hat Schattenfroh 1897 durch, wie es ſcheint, einwandsfreie, Unterſuchungen bewieſen. Wie ſchlau und anſcheinend überlegt gehen dabei die kleinen Heinzelmännchen zu Werke!

Der Feind wird von ihnen umzingelt, sie bilden einen festen Wall um ihn herum, durch den kein ungerufener Gast nach dem Körper hin durchdringen kann. Wird der Zweck nicht baldigst erreicht, so werden immer neue Ersatztruppen herbeigezogen, und das Ende vom Liede ist eine Eiterung. Eiter ist nämlich nichts anderes, als eine massenhafte Ansammlung von weißen Blutkörperchen. Der Inhalt der Eiterhöhle (Abscess) wird immer größer, die Eiterbeule buchtet sich nach außen, nach der Seite des geringsten Widerstandes, vor, die Haut verdünnt sich durch die stetige Spannung mehr und mehr, bis sie von selbst oder mit Hülfe des Messers in der Hand des Arztes ihren Inhalt nach außen entleeren kann. Mit dem Eiter werden die Bakterien aus dem Körper entfernt, die Haut vernarbt, es tritt Heilung ein: die weißen Blutkörperchen haben ihre Schuldigkeit gethan. Immerhin kann es vorkommen, daß einzelne Bakterien den schützenden Leukocytenwall überschreiten, am ehesten in der Weise, daß sie durch grobe äußere mechanische Einwirkung (Stoß, Druck) in die tieferen Gewebe hineingequetscht werden. So können sie tiefer in den Körper vordringen. Meist geschieht dieses auf dem Wege der Lymphgefäße, auf dem sie dann einer Lymphdrüse (richtiger Lymphknoten), die überall sehr zahlreich in das Lymphgefäßnetz eingeschaltet sind, zugeführt werden. Die Lymphdrüsen sind aber, wie die Milz, Bildungsstätten der Leukocyten, die Bakterien gerathen also, wenn sie diese erreichen, gewissermaßen in eine Falle. Die Lymphknoten bilden — eine Reaktion auf den chemotaktischen Reiz — ungeheure Mengen neuer weißer Blutkörperchen; dasselbe Spiel, wie am Orte der Infektion, wiederholt sich hier. Dieser Vorgang kennzeichnet sich äußerlich durch eine Schwellung der betreffenden Lymphdrüsen (die sog. „Drüsen" sind nichts anderes als auf diese Weise geschwollene Lymphdrüsen), die dem Kranken Schmerzen macht. Den Lesern ist ja

die kleine ſchmerzhafte Geſchwulſt in der Achſelhöhle nach einer infizirten Verletzung der oberen Extremität wahrſcheinlich aus eigener Erfahrung hinreichend bekannt. In den Lymphknoten nimmt der Infektionsprozeß meiſt ſein Ende, ſchon deshalb, weil die Bakterien und ihre Gifte ſchon aus dem Kampfe an der Infektionsſtelle geſchwächt und vermindert hervorgegangen ſind. Anderenfalls kann ſich auch in den Lymphdrüſen eine Eiterung entwickeln, für deren rechtzeitige Entleerung — eventuell durch den Schnitt — man um ſo eher ſorgen wird, als der Körper natürlich von hier aus leichter mit den Mikroorganismen überſchwemmt und ſo einer „Blutvergiftung“ preisgegeben wird. Derſelbe Vorgang, vermehrte Neubildung von Leukocyten, ſpielt ſich unter gleicher Veranlaſſung an allen Organen ab, die als Bildungsſtätten derſelben in Betracht kommen. In der Haut, die beſonders bakterienfeindlich ſein ſoll (Marmorek), liegen die Verhältniſſe inſofern verwickelter, als hier den ſog. Grawitzſchen „Schlummerzellen“, leukocytenähnlichen Gebilden, die antibakterielle Schutzkraft zukommt, zelligen Gebilden, die nur dann in Thätigkeit treten, wenn der Körper ihrer bedarf, wenn ſie durch chemotaktiſche Reize gelockt werden. Noch ein Beiſpiel der ſchützenden Kraft weiße Blutkörperchen bildender Organe möchte ich anführen, die Schutzkraft der lymphatiſchen Gebilde des Mundes. Der Rachen beſitzt mehrere ſolcher Organe, das augenfälligſte derſelben ſtellen die Mandeln dar. Dieſe haben ihre Lage am Gaumenſegel gerade dort, wo die Paſſage für das Verſchlucken (Speiſen, Speichel) und den Luftſtrom (beim Mundathmen) am engſten iſt. Sie ſind gewiſſermaßen die Sicherheitspolizei des Mundes, die alles Verdächtige anhält und unſchädlich zu machen verſucht. Allerdings pflegen trotzdem, wie wir ſchon ſahen, an den Mandeln ſehr leicht infektiöſe Prozeſſe ſich zu entwickeln, weil die ſchützende Schleimhautdecke ſehr oft ſchon unter gewöhnlichen Verhältniſſen verletzt iſt und

den pathogenen Keimen Eingangspforten bietet. Wir verstehen jetzt, warum die Mandeln so leicht bei jeder geringen Infektion, und nicht bloß bei Diphtherie, anschwellen; jetzt sehen wir auch ein, daß es ein einheitliches Bild der Mandelentzündung nicht giebt, daß vielmehr Mandelentzündung und Mandelentzündung hinsichtlich der Ursache ein Ausdruck ganz verschiedener Prozesse sein können.

Wenn nun trotz aller solcher Sicherheitsvorrichtungen Mikroorganismen in den Körper und in das Blut eindringen sollten, so wäre die Gefahr einer Ueberschwemmung des Blutes mit den Keimen, einer „Blutvergiftung", gegeben. Die Krankheitserreger würden, durch den Blutstrom hierhin und dorthin verschleppt, nicht nur in einem, sondern in zahlreichen Organen ihre verderbliche Wirksamkeit entfalten und so die Möglichkeit eines Sieges über den Organismus wahrscheinlicher machen. Auch dieser Eventualität gegenüber ist der Körper gerüstet. Er macht auf der ganzen Linie mobil. Vorausgesetzt, daß es ihm nicht gelingt, die schädigenden Keime durch seine absondernden Organe, die Nieren und die Haut (Schweiß), auszuscheiden (Biedl und Kraus) — und es wird ihm wohl kaum jemals gelingen! —, so bringt er jetzt die gesamte Wehrmacht der Leukocyten auf den Plan. Durch die chemotaktische Wirkung der Bakterienproteïne veranlaßt (Kowalewsky), tritt eine Anreicherung des Blutes mit weißen Blutkörperchen, eine Hyperleukocytose ein, ja, das Blut kann von den kleinen Hülfstruppen so sehr überschwemmt werden, daß deren Anzahl das Doppelte, ja Dreifache der normalen Anzahl erreicht. Daß sie so dem Körper eine werthvolle Hülfe zur Bekämpfung der Eindringlinge bieten, liegt nach unseren Auseinandersetzungen auf der Hand. Und so sehen wir denn auch, daß dort, wo der Körper auf ihre Hülfe verzichten muß, also dann, wenn die rapide Vermehrung der Leukocyten durch irgendwelche Veran-

laſſung gehindert wird, der Körper mehr gefährdet iſt, die Krankheit ein bedrohlicheres Ausſehen erhält. Das iſt z. B. nachgewieſen für die durch die ſog. Pneumokokken hervorgerufene Lungenentzündung. Worauf die Behinderung beruht, iſt im Grunde gleichgültig, ſie kann verſchiedene Urſachen haben, ſei es, daß ungünſtige äußere Verhältniſſe, Schwächung des Organismus, herabgeſetzte Lebensthätigkeit Schuld waren, oder daß eine ungeheure Vermehrung der Bakterien den Körper ſo überraſchend traf, daß es ihm an Zeit gebrach, die Leukocyten zu bilden. Ob man in ſolchen Fällen nicht dadurch dem Körper zu Hülfe kommen könnte, daß man ihn durch einen therapeutiſchen Eingriff veranlaßt, ſeinen Reichthum an Leukocyten zu vermehren, iſt eine Frage, die ſeit kurzem erörtert wird. Man geht bei dieſem Wunſche von der Ueberlegung aus, daß es außer den Bakterienproteinen noch eine ganze Reihe anderer chemiſcher Subſtanzen giebt, die auf die weißen Blutkörperchen anlockend, d. h. poſitiv chemotaktiſch wirken. Solche Stoffe wären z. B. Eiweißſtoffe verſchiedener Art, Kleberlöſungen, Thymusextrakt, Fermente, dann aber auch Zimmtſäure, Jodtrichlorid und eine ganze Anzahl derjenigen Subſtanzen, die wir ſeit langem als Antiſeptica kennen. In der That hat ſich im Thierexperiment eine auf dieſe Ueberlegung ſich ſtützende Methodik nutzbringend erwieſen: nach Einſpritzung ſolcher Stoffe in die Blutbahn bei erfolgter experimenteller Infektion zeigten ſich die Verſuchsthiere viel beſſer geſchützt gegen bakterielle Erkrankungen, eben weil ihr Blut jetzt reicher an weißen Blutkörperchen war. Die Sache iſt für die Uebertragung auf den kranken menſchlichen Organismus noch nicht ſpruchreif, wer kann aber wiſſen, ob in unſerem Zeitalter der wiſſenſchaftlichen Ueberraſchungen dieſe Idee nicht noch fruchtbringend verwerthet werden wird als Methode einer „allgemeinen experimentellen Therapie der Infektionskrankheiten“?

Ich werde allmählich auf ein Problem geführt, das jetzt wieder einmal im Mittelpunkt des Interesses der Forscher steht, das aber durchaus noch nicht hinreichend aufgeklärt ist: auf die Lehre vom Fieber. Wir wissen, daß mit vielen Infektionskrankheiten ein Komplex eigenthümlicher Erscheinungen einhergeht, die wir mit dem Gesamtnamen „Fieber" bezeichnen, als deren markantestes Symptom schon dem Laien eine Erhöhung der Körpertemperatur auffällt. Die Leser werden überrascht sein, und ich bin überzeugt, daß manche meiner ärztlichen Kollegen meiner Anschauung mit zweifelndem Kopfschütteln begegnen werden, wenn ich meiner Ueberzeugung Nachdruck verleihe, daß auch das Fieber als ein Heilfaktor, als ein Kampfmittel des Organismus gegen Infektionskrankheiten aufzufassen ist. Diese Auffassung von der Zweckmäßigkeit des Fiebers als einer Anpassung der körperlichen Funktionen an die bakterielle Schädigung ist durchaus nicht neu, sie ist so alt, wie die Lehre vom Fieber überhaupt. Aber während sie früher nur vereinzelt auftrat, schüchtern, als unbeweisbare phantastische Theorie, um rasch wieder der Vergessenheit anheimzufallen, weil sie kräftiger Beweisstützen entbehrte und nebenbei den Anschein der Unwahrscheinlichkeit in sich trug, gewinnt sie nach neueren und neuesten Untersuchungen immer mehr an Ansehen. Soviel steht fest: das Fieber ist eine Alteration der körperlichen Funktionen ohne — primäre — anatomische Veränderung des Zellenbestandes; ferner: es wird hervorgerufen durch giftige Substanzen, — hier ist es eine in den Bakterienleibern enthaltene chemische Verbindung, in anderen Fällen sind es andere Substanzen, z. B. die sog. Fermente, deren Zirkulation im Blute Fieber hervorruft. Während man nun früher das Fieber ansah (und heute oft noch ansieht) als eine Störung des Körpers, hervorgerufen durch eine Einwirkung der erwähnten Gifte auf die feinen, wärmeregulirenden Apparate, erklärt man

es neuerdings als die Antwort des Organismus auf die Giftwirkung, faßt man es auf als eine Steigerung der vitalen Funktionen, wenn wir wollen, der Lebenskraft sämtlicher Körperzellen. Diese Steigerung der Lebensenergie, die vermehrte Zellenthätigkeit hätte also den Zweck, den Widerstand des Körpers zu erhöhen, demnach sei also das Fieber gewissermaßen ein Ausdruck dafür, daß in dem Organismus sich Schädigungen geltend machten und daß zur Abwehr „alle Mann an Deck" seien. Man hat diese Theorie, die in der That sehr plausibel erscheint, durch exakte Versuche zu stützen gesucht. Man hat gefunden, daß eine erhöhte Körpertemperatur sehr wohl einen schädigenden Einfluß auf die Bakterien auszuüben im stande ist. Je höher die Temperatur über der normalen Körpertemperatur (also 37° C.) liegt, desto ungünstiger gestalten sich die Lebensbedingungen für die meisten parasitischen Mikroorganismen. Man hat z. B. gefunden, daß eine Temperatur von 40° C. genügt, um die Bakterien in ihrer Giftwirkung ganz erheblich abzuschwächen, und daß bei dieser — im Fieber oft erreichten — Temperatur ihre Entwickelung äußerst langsam vor sich geht. Und darauf kommt es ja gerade an. Man hat experimentell nachgewiesen, daß Thiere, bei denen die Körpertemperatur erhöht ist, — sei es durch äußere Ursachen (Erwärmung) oder durch direkte Beeinflussung des „Wärmecentrums" —, sehr viel widerstandsfähiger gegen bakterielle Erkrankungen sind, als unter gewöhnlichen Verhältnissen lebende, und diese wiederum in großem Vortheil solchen Thieren gegenüber sind, die man durch Rasiren ihres wärmenden Haarkleides oder durch sonstige Mittel abkühlte.

Wenn wir das Fieber als eine Aufstachelung der vitalen Eigenschaften der Körperzellen ansehen, so giebt uns darin auch der Umstand recht, daß gerade im Fieber die Neubildung unserer bekannten kleinen Freunde, der Leukocyten, besonders lebhaft von statten geht. Dadurch erfährt der Körper, wie wir sahen,

eine ganz wesentliche Förderung seiner Abwehrbestrebungen. Umgekehrt sieht man auch im abgekühlten Organismus die Neubildung dieser wichtigen Elemente in durchaus unzureichender Weise vor sich gehen.

Daß unsere Auffassung vom Fieber schon deshalb falsch sei, weil ja das Fieber den Körper „auszehre" (was allerdings richtig ist, denn erhöhte Arbeit erfordert vermehrten Stoffverbrauch), erscheint mir ebenso unzutreffend, als wenn man etwa den Nutzen einer Feuerwehr deswegen anzweifeln wollte, weil sie bei einem Brande vielleicht den ganzen Wasservorrath verbrauchen und so eine Wassersnoth schaffen könnte.

Die Leser erinnern sich, daß ich mir vorhin eine zwiefache Aufgabe gestellt hatte: zu untersuchen 1. die Einwirkung der Schutz- und Kampfmittel auf die lebenden Bakterien und 2. die Vernichtung oder Unschädlichmachung der von den Bakterien gebildeten Gifte. Den ersten Theil dieser Aufgabe habe ich erledigt; ich komme jetzt auf die Frage: Besitzt der Körper Vorrichtungen oder Mittel, um nicht den Bakterientoxinen zu erliegen?

Zunächst eine Vorfrage! Was geschieht im allgemeinen, wenn in den Körper ein Gift eingeführt wird? Vorausgesetzt, daß nicht etwa eine tödliche Dosis des Giftes jede weitere Erörterung dieser Frage überflüssig macht, so versucht der Körper das im Blute kreisende Gift sofort zu entfernen durch einen der Ausscheidungswege, durch die Nieren, den Darm, die Schweißdrüsen, sei es als solches, sei es nachdem es vorher im Blut zu einer für den Organismus ungefährlichen Substanz umgewandelt ist. Das ist auch die Methode, die der Organismus zunächst bei der Vergiftung mit Bakteriengiften in Anwendung bringt. Aber leider muß es hier meist bei dem Versuche bleiben; diese sonst so bewährte Methode fruchtet gewöhnlich nicht, weil die Gifte komplizirte Eiweißkörper sind, die nach physiologischen Grundgesetzen zur Ausscheidung auf diesem Wege nicht fähig sind.

Verſuchen thut's der Organismus immerhin; leider, möchte man ſagen, denn er ſetzt die genannten Organe der vollen Giftwirkung aus und ſchädigt ſie ſo. Daher die Nierenentzündungen im Anſchluß an Infektionskrankheiten, daher vielleicht auch die im Gefolge dieſer Krankheiten oft auftretenden Erkrankungen der Haut, die ich als Schädigung ihrer abſondernden Organe auffaſſe.

Mit der Ausſcheidung der Toxine aus dem Körper iſt es alſo ſchlecht beſtellt. Wir ſehen aber doch, daß toxiſche bakterielle Krankheiten heilen können, „von ſelbſt", alſo mit Zuhülfenehme der Heilkräfte des Organismus. Das Gift muß alſo irgendwie unſchädlich gemacht worden ſein. Wo iſt es geblieben, was iſt aus ihm geworden? Die Beantwortung dieſer Kardinalfrage war und iſt noch Gegenſtand der eifrigſten Forſchungen; die Zahl der Schriften, die ſich, direkt oder indirekt, mit ihrer Löſung beſchäftigen, iſt Legion. Das iſt erklärlich bei der ungeheuren Wichtigkeit, die dieſe Frageſtellung beanſpruchen kann; ohne eine befriedigende Aufklärung darüber iſt ein Verſtändniß des ſchwierigen Problems der natürlichen und künſtlichen Immuniſirung oder der Heilbeſtrebungen des Körpers gegenüber den Infektionskrankheiten nicht möglich. Was ich mir im folgenden darüber vorzutragen erlaube, wird nur das allgemein Anerkannte, die aus dem Widerſtreit der Meinungen geklärten Anſchauungen darſtellen, und nur inſoweit, als es zum Verſtändniß unſeres Themas nothwendig iſt. Auf die vielen intereſſanten Theorien und Hypotheſen, die noch nicht allgemeine Anerkennung in der Wiſſenſchaft gefunden haben, näher einzugehen, muß ich mir verſagen. Um den Leſern das Verſtändniß des ſchwierigen Gegenſtandes zu erleichtern, wird es zweckmäßig ſein, kurz denſelben Gang zurückzulegen, den die Wiſſenſchaft durchgemacht hat, bis ſie zu den Reſultaten ihrer heutigen Erkenntniß kam.

Schon im Alterthum war die Erfahrung bekannt, daß bei

ſehr vielen Infektionskrankheiten ein einmaliges Ueberſtehen der Krankheit vor einer nochmaligen Erkrankung derſelben Art ſchützt. Der Körper iſt jetzt gefeit, immun gegen dieſe Krankheit, den Zuſtand ſelbſt nennt man erworbene Immunität. Durch ein Ueberſtehen des Scharlachs z. B. hat der Körper eine Immunität gegen Scharlach erworben. Was konnte den Menſchengeiſt mehr reizen, als nachzuforſchen, ob der Körper gegen beſtimmte Infektionskrankheiten, beſonders gegen verderbliche Seuchen, immun zu machen ſei, ohne daß er die gefährliche Krankheit ſelbſt zu überſtehen brauchte. Eine ſolche Immuniſirungsmethode war ſchon vor Jahrtauſenden bekannt und von den Chineſen und Brahminen in Indien mit Erfolg geübt, das war die Schutzpockenimpfung, die von den Meiſten für eine bösartige Erfindung der Neuzeit gehalten wird. Die Schutzpockenimpfung, die von dem engliſchen Arzt Jenner mit Erfolg wieder aufgenommen wurde, beruht darauf, daß in ſolchen Epidemien, die ſich durch einen außerordentlich gutartigen Verlauf der Krankheitsfälle auszeichnen, der Inhalt von Pockenblattern (Pockenlymphe) eines erkrankten Individuums auf ein bisher geſundes — das zu ſchützende — Individuum übertragen wird (heute iſt die Technik der Schutzpockenimpfung eine weſentlich verbeſſerte). Der Geimpfte erkrankt dann an einer ſehr leichten Pockenerkrankung, die ihn bei einer eventuellen ſpäteren gefährlichen Epidemie vor Anſteckung ſchützt. Die Leſer werden fragen, wie denn die leichten Pockenerkrankungen zu ſtande kommen. Nun dadurch, daß die Pockenbakterien (ſie ſind bis jetzt nicht gefunden, aber ihre Exiſtenz iſt mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen) in dieſem Fall nicht hochgiftig waren, ſondern in ihrer Giftigkeit abgeſchwächt waren. Von der Abſchwächung der Giftigkeit der Bakterien ſprach ich ſchon. Als dieſer Zuſammenhang geahnt wurde, war die Richtung vorgezeichnet, in der neue Erfolge zu erzielen waren. Dem genialen Paſteur gelang es zuerſt, mit künſtlich gezüchteten

Kulturen abgeschwächter Bakterien den Körper auf diese Weise gegen die Infektion mit Hundswuth, Milzbrand, Hühnercholera u. a. immun zu machen. Es konnte also festgestellt werden, daß der Menschen- und Thierkörper unter Umständen durch Impfung mit abgeschwächten Bakterienkulturen gegen das giftigste Material unempfänglich, d. h. künstlich immun wird. Die Frage, woher nun die Immunität in solchen Fällen stamme, führte Pasteur zur Annahme seiner sog. „Erschöpfungshypothese". Danach sollten die (abgeschwächten) Bakterien in dem Körper gewisse unbekannte Stoffe verzehren, die nothwendige Nährstoffe für diese Spezies darstellten. Die eventuell später eindringenden Mikroorganismen fänden dann den Boden gewissermaßen „abgeweidet" und könnten sich auf ihm nicht entwickeln. Ihm gegenüber nahm Chauveau als Erklärung dieses wunderbaren Phänomens an, daß die abgeschwächten Bakterien in dem Körper gewisse Stoffwechselprodukte zurückließen, welche giftig für sie selbst seien und so eine erneute Infektion unmöglich machten. Metschnikoff endlich gab unter Annahme seiner Freßzellentheorie folgende Deutung der Erscheinung: Die weißen Blutkörperchen üben sich an den abgeschwächten Bakterien, mit denen sie verhältnißmäßig leicht fertig werden; durch diese Uebung erhalten sie die Fähigkeit, etwa später eindringende giftigere Keime derselben Art ebenfalls zu vernichten. Die Vernichtung sollte in dem Sinne der Metschnikoffschen Theorie, also durch Aufnahme, Tödtung und Verdauung vor sich gehen.

Alle drei Hypothesen wurden hinfällig, als es 1887 Salmon und Smith, zwei amerikanischen Bakteriologen, gelang, Tauben gegen Hogcholera (die amerikanische Schweineseuche) auf rein chemischem Wege zu immunisiren, indem sie ihnen eine Lösung des Hogcholeratoxins in Gestalt filtrirter Hogcholerabouillon-Kulturen einspritzten. Als diese Versuche von anderen Forschern mit anderen Bakterienarten und mit demselben Erfolge wieder-

holt waren, da war der für die Wiſſenſchaft hochbedeutſame Schluß gerechtfertigt, daß es ſich bei der Immuniſirung um eine chemiſche Veränderung der Körperſäfte handle, hervorgerufen durch eine Reaktion des Körpers auf die Einwirkung der Bakterientoxine (aktive Immunität). Einen großen Sprung vorwärts führten die Forſchungsergebniſſe Behrings herbei, daß die Veränderung beſtehe in der Bildung von Gegengiften, die das Toxin zu neutraliſiren, unſchädlich zu machen vermögen. Entzieht man nämlich einem ſolchen (aktiv) immuniſirten Thiere Blut, läßt es gerinnen, um das Blutwaſſer (Serum) ſich abſcheiden zu laſſen, ſo hat dieſes die Fähigkeit, beim Zumiſchen zu einer Löſung des betreffenden Bakterientoxins dieſes zu neutraliſiren, ſo daß es jetzt, einem Thiere eingeſpritzt, keinerlei Vergiftungserſcheinungen hervorruft. Behring nannte dieſe vom Körper gebildeten Gegengifte Antitoxine. Und was ſich außerhalb des Organismus abſpielt, hat auch innerhalb des Körpers ſeine Gültigkeit. Spritzt man nämlich das einem diphtherie-immuniſirten Thiere entnommene Blutſerum (alſo eine Löſung des fertigen Antitoxins) einem anderen Thiere ein, ſo iſt auch dieſes immun gegen eine Diphtherieanſteckung (paſſive Immuniſirung). Ja noch mehr! Bei bereits erkrankten Thieren kann man durch Antitoxineinſpritzung eine Paralyſirung des ſchädigenden Toxins und damit eine Heilung erzielen. Einen großen Fortſchritt dieſer praktiſch hochbedeutſamen Forſchungsergebniſſe brachten die ſchönen Unterſuchungen Ehrlichs, der ſich einer originellen Methode bediente, um näheren Aufſchluß über die Art der Antitoxinbildung zu gewinnen. Er experimentirte nämlich nicht mit den Bakterientoxinen, ſondern mit analogen pflanzlichen, giftigen Eiweißſtoffen, wie ſie im Abrin des Jequirityſamens (Paternoſtererbſe, Abrus precatorius) und dem Ricin des Ricinusſamens (Ricinus communis) zur Hand waren. Er fand, daß ſich

auch durch Einwirkung der Pflanzengifte spezifische, den Antitoxinen ganz analoge Gegengifte im Thierkörper bilden, und fand ferner, daß das Blutserum eines Thieres, das gegen eine einfache Dosis dieser Gifte immun war, zehnmal so schwach war an Antitoxinen, als das eines solchen, welches die zehnfache Menge desselben zu ertragen im stande war. So wurde der zahlenmäßige Begriff, der Begriff der Immunitätseinheit („I. E.“) in die Lehre von der Immunität eingeführt. Diese Ergebnisse, die fast um dieselbe Zeit auch von Behring für die Bakteriengifte als gültig erfunden wurden, bilden die Grundlage der Diphtherie-Heilserumtherapie, auf die ich hier nicht näher eingehen kann; das Prinzip derselben wird nach dem Gesagten verständlich sein.

Wir kommen jetzt endlich auf unsere Frage zurück: was fängt der Körper mit den Bakteriengiften an? Wir beantworten sie damit, daß wir sagen: er bildet Antitoxine, d. h. Stoffe, welche die Fähigkeit haben, die Giftwirkung der Bakterientoxine für den Körper aufzuheben. Wie die Antitoxine chemisch zusammengesetzt sind, das wissen wir bei dem Mangel geeigneter chemischer Untersuchungsmethoden heute noch nicht. Ihre Bildung haben wir uns so vorzustellen, daß die Bakteriengifte als Reize für die Leukocyten dienen, durch aktive Zellthätigkeit das Gegengift zu produziren. Wird das Toxin rasch in ungeheuren Mengen in den Körper aufgenommen, so tritt eine Ueberrumpelung, eine Lähmung der Zellen ein, die ihren Ausdruck findet in jenen Fällen schwerer septischer Erkrankungen, die ohne Fieber, unter normaler Temperatur, ungeheuer rasch tödtlich verlaufen (z. B. die foudroyante Sepsis im Wochenbett).

In der allerjüngsten Zeit ist in dem Blut noch eine Schutzkraft den Bakterien gegenüber entdeckt, der eine große Bedeutung zuzukommen scheint. Pfeiffer fand zuerst im Blute cholera- und typhuskranker Individuen Stoffe, die schädigend auf Cholera- bezw. auf Typhusbakterien wirkten. Die Schädigung

ſtellt ſich ſo dar, daß die Mikroorganismen zuerſt aufquellen, dann aneinanderkleben und zerfallen, etwa wie Wachs in heißem Waſſer zergeht. Dieſe „Antikörper", wie Pfeiffer ſie genannt hat, ſind im geſunden Organismus nicht vorhanden, ſie bilden ſich erſt nach der Infektion und ſind ſicher Abkömmlinge der Leibesbeſtandtheile der Bakterien, chemiſch verändert durch reaktive Prozeſſe des angegriffenen Körpers. Daher kommt es, daß ſie ſpezifiſch ſind, d. h. beim Typhus bilden ſich Typhusantikörper, die nur auf Typhuskeime ihre Wirkſamkeit zu entfalten im ſtande ſind, ebenſo ſpezifiſche Antikörper bei den anderen Infektionskrankheiten. Dieſe Spezifizität der Antikörper hat man als diagnoſtiſches Hülfsmittel benutzt (Widal), vorläufig zur Erkennung des Typhus. Setzt man nämlich eine Spur von dem Serum eines Typhusverdächtigen (das Blut gewinnt man durch einen kleinen Nadelſtich) zu einer Typhusbouillonkultur, ſo ſieht man, wenn wirklich Typhus vorliegt, unter dem Mikroſkop das beſchriebene Phänomen der Verklebung, der „Agglutination", eintreten. Gruber und Durham deuten die Rolle der Antikörper als Kampfmittel für den Organismus ſo, daß ſie durch Aufquellung der Bakterienleiber dieſe der Einwirkung der Antitoxine zugänglich machen.

Ich bin mit der Aufzählung deſſen, was über die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infektionskrankheiten bekannt iſt, am Ende. Ob es noch mehr ſolcher hülfreichen Kräfte giebt, entzieht ſich vorläufig noch unſerer Kenntniß, iſt aber wahrſcheinlich.[5] Wohl iſt es freilich gelungen, Dank der Fürſorge des Staats, durch energiſche Anwendung hygieniſcher Maßregeln die Seuchen in ihren Gefahren für die Maſſen, für den Staat zu mildern, aber — aus der Welt ſchaffen laſſen ſie ſich durch ſanitätspolizeiliche Vorſchriften nicht. Den ſicherſten Schutz giebt nicht der Staat und menſchliche Klugheit, ſondern viel wirkſamer, durchgreifender und zweckentſprechender, als ihn

je Menſchenwitz hätte erfinden können, trägt ihn das Individuum in ſich ſelbſt, einen Schutz, der, geheimnißvoll am lichten Tage, ohne unſer Wiſſen und Zuthun thätig iſt. Dieſer Schutz erfüllt, um kurz zu rekapituliren, zwei Aufgaben: erſtens hält er die Bakterien fern, zweitens vernichtet er die eingedrungenen Keime oder paralyſirt ihre Giftwirkung ſo, daß ſie zu harmloſen, leicht zu vernichtenden Schmarotzern werden. Der erſten Aufgabe wird er gerecht, wenn Haut und Schleimhautdecke intakt ſind und vor allem, wenn die Körperſäfte (Blut, Speichel, Magenſaft u. ſ. w.) ihre volle bakterienfeindliche Aktivität entfalten können; der anderen, wenn er im ſtande iſt, in ſich ſelbſt die ſpezifiſchen bakterienvernichtenden Schutzſtoffe und Gegengifte zu erzeugen. In letzter Inſtanz kommt es alſo, wie wir ſehen, immer wieder auf die gute Funktion der cellulären Elemente, beſonders der weißen Blutkörperchen an. Ja, wir dürfen folgern: bei voller Integrität der Körperzellen würde eine infektiöſe Erkrankung eine auffallende, ja räthſelhafte Thatſache ſein. Aber hier liegt's! Der Zellenſtaat, der den Organismus repräſentirt, thut nicht immer ſeine Schuldigkeit, das iſt die Löſung des Räthſels, warum die Seuchen ſo furchtbare Verheerungen anrichten.

Aus der Geſchichte der Epidemien erkennt man leicht, daß es das traurige Vorrecht der ärmeren Klaſſen iſt, den größten Prozentſatz der Erkrankungen zu ſtellen. Das ſind eben Individuen, deren Organismus nicht vollkräftig iſt: das Wohnen in dumpfen, dunklen, engen Wohnungen, ſchlechte, ungenügende Ernährung, überaus angeſtrengte, über das Maß hinausgehende Arbeit (die noch oft in ſich ſelbſt Schädlichkeiten birgt) und, last not least, der in dieſen Kreiſen häufige Mißbrauch des Alkohols haben den Körper geſchwächt, machen ihn unfähig, energiſchen Widerſtand zu leiſten. Beſonders der Alkohol hat noch viel mehr auf dem Gewiſſen, als die ſchwärzeſte Uebertreibung ihm Schuld giebt.

Medicus curat, natura sanat! Dieſer tiefſinnige Ausſpruch muß die Richtſchnur ärztlichen Handelns ſein und bleiben. Nur wenn wir den geheimen Wegen der Natur nachſpüren und es ihr ablauſchen, wie ſie Abwehr und Heilung zu ſtande bringt, wenn wir, ihren Fingerzeigen folgend, verſtändnißvoll ihre Heilbeſtrebungen zu unterſtützen uns bemühen, werden wir auch in der Behandlung der Seuchen befriedigende Erfolge haben. Dieſen Geſichtspunkten ſucht die moderne Therapie der Infektionskrankheiten gerecht zu werden, wenn ſie durch allgemeine diätetiſche Beſtrebungen den Körper in ſeinem Kampf unterſtützt oder wenn ſie durch Befolgung der Prinzipien der „experimentellen Therapie" den Bakterien und ihren Giften direkt zu Leibe geht. Daß die experimentelle Therapie in der That auf dem richtigen Wege iſt, ſehen wir an den Erfolgen der Diphtherie-Heilſerumtherapie.

Leichter, als Krankheiten heilen, iſt ſie verhüten! Ueberlaſſen wir doch die Prophylaxe der Infektionskrankheiten nicht allein dem Staat! Wir wiſſen ja, worauf es ankommt: das Individuum ſelbſt iſt es, in deſſen vollkräftiger Geſundheit die ſichere Garantie liegt, den Seuchen gegenüber „feſt" zu ſein. Die Pflicht unſerer Selbſterhaltung fordert, daß wir eine individuelle Hygiene treiben, daß wir alles daran ſetzen, unſere körperliche Kraft und Rüſtigkeit zu fördern, um die Widerſtandsfähigkeit unſeres Organismus zu erhöhen. Begnügen wir uns nicht mit dem Bewußtſein, geſund zu ſein; wir müſſen unſere Geſundheit zu erhalten ſuchen und phyſiſche Anforderungen an den Körper ſtellen, dann wird er auch in Fällen der Gefahr Entſprechendes leiſten.

## Anmerkungen.

[1] Außer dieſer am häufigſten vorkommenden Vermehrung giebt es noch eine andere Art der Fortpflanzung durch Bildung einer Dauerform, der „Sporen".

[2] Analoges finden wir bei den höheren Pflanzen, bei denen auch die Giftbildung außerordentlich schwankend ist. Unter Umständen kann sogar der Champignon giftig werden; umgekehrt ist die süße Mandel bloß eine Spielart der giftigen bitteren.

[3] Auf dem 27. Chirurgenkongreß (1898) berichtete Prof. Kroenlein (Zürich) über eine wegen Krebs vorgenommene totale Magenexstirpation. „Die magenlose Patientin lebt jetzt (nach einem halben Jahre) bei vollem Wohlbefinden, hat an Körpergewicht gut zugenommen, in der Nahrungsaufnahme ist von dem vollkommenen Fehlen des Magens nichts zu bemerken."

[4] Die weißen Blutkörperchen oder Leukocyten werden in der Folge noch oft Erwähnung finden. Der ärztliche Leser mache mir daraus keinen Vorwurf, daß ich im weiteren Verfolg zwischen weißen Blutkörperchen, Leukocyten, Lymphocyten, Myelocyten, Wanderzellen und wie die ähnlichen Gebilde alle benannt sind, keinen Unterschied mache. Ich wollte dem Laien durch eine verwickelte Spezialisirung die Beantwortung der vorliegenden schwierigen Fragen nicht noch komplizirter machen.

[5] Z. B., um nur eins zu erwähnen, scheinen auch den drüsigen Organen (besonders der Leber) bakterienfeindliche Kräfte innezuwohnen.

# Meleagros von Gadara,

## ein Dichter der griechiſchen Decadence.

---

Von

**Dr. Emil Ermatinger**
in Winterthur.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Meinem lieben Freunde

# Dr. Rudolf Hunziker

zugeeignet.

Der Eroberungszug, auf dem Alexander der Große für kurze Zeit die weiten Reiche des Orients der makedonischen Herrschaft unterwarf, hat in der Entwickelungsgeschichte des griechischen Geistes eine Rolle gespielt, welche an welthistorischer Bedeutung die politischen Konsequenzen des Feldzuges bedeutend übertrifft. Vor dem Zuge des makedonischen Heldenkönigs ist der griechische Schöpfergeist aufgewachsen und hat erstarkend Gestalten reinsten Ebenmaßes geschaffen, umspannt gleichsam vom grünschattenden Laubgewölbe der patriotischen Idee, des Bewußtseins einer hellenischen Einheit, welches trotz zeitweiliger feindseliger Zersplitterung jederzeit heiß im Griechenherzen geglüht hat. Alle Erzeugnisse der griechischen Litteratur und Kunst bis auf diese Zeit tragen einen durchaus einheitlich-nationalen Charakter. Auf einmal entringt sich in dem letzten Drittel des vierten Jahrhunderts vor Christi Geburt der hellenische Geist den engen Banden der Nationalität und schwingt sich, getragen von den gewaltigen, siegeskräftigen Fittichen des makedonischen Adlers, selbst mit siegender Kraft über die Welt hin. Es ist scheinbar ein merkwürdiger Gegensatz, der sich bei der Einwirkung der makedonischen Könige Philippos und Alexander auf die Entwickelung des griechischen Wesens beobachten läßt: in der Schlacht bei Chaironeia hat Philippos die politische Freiheit der Griechen in Ketten geschlagen, nachdem sie nicht mehr fähig gewesen waren, politisch selbständig zu sein, und

Philipps Sohn Alexander vollbringt an dem griechiſchen Geiſte die gewaltige Befreiungsthat: er reißt die Schranken griechiſcher Nationalität nieder, auf deren engem Boden der helleniſche Geiſt in längerer oder kürzerer Zeit ſich in ſich ſelbſt aufzuzehren und wegen Mangel an Spielraum an ſeinen eigenen Ideen zu Grunde zu gehen drohte. Sein Plan iſt, Orient und Occident zum gewaltigen, einheitlichen Reiche zu vereinigen, und das Feuer, in dem er die Länder zuſammenſchweißen will, ſoll der Geiſt des griechiſchen Volkes ſein. So ſchüttet er die reichen Schätze, welche die Griechen die langen Jahrhunderte hindurch aufgeſpeichert, der ganzen ſtaunenden Welt mit genialer Befreiungsthat zu Füßen; er ſetzt in That um die Idee des Allgemeinmenſchlichen, welche ſich ſchon im fünften Jahrhundert bei dem Philoſophendichter Euripides und im vierten Jahrhundert bei dem Dichterphiloſophen Platon findet, jene Idee, welche dem uralten ſtolzen Gegenſatz zwiſchen dem Hellenen und dem Barbaren in Wahrheit den Tod bringen ſollte. Alexander ſucht den Erzeugniſſen des griechiſchen Geiſtes ein kosmopolitiſches Gepräge zu verleihen: er ſtellt die Gebilde der griechiſchen Schöpferkraft auf ein weites Feld, wo ſie von Tauſenden von Zuſchauern geſehen, bewundert und hie und da erweitert werden können. Und es hat eine gewaltige Lebenskraft in dieſen Schöpfungen geglüht: jahrhundertelang noch iſt dem geiſtigen Leben der Völker im Abend- und Morgenlande aus dieſen Wurzeln ſeine Kraft zugeſtrömt. Alexander war gleich einem gewaltigen Sturmwind, der in einen hochaufgeſchichteten Haufen von Saatkörnern hineinfährt und die Samen über das weite Feld verweht, in fruchtbares Erdreich, wo ſie aufgehen und Frucht bringen können. Freilich hat er — und damit löſt ſich der oben erwähnte ſcheinbare Widerſpruch in dem Wirken Philipps und Alexanders — mit dieſer kosmopolitiſch-civiliſatoriſchen Miſſion die freie Eigenart des griechiſchen Geiſtes ebenſo ge-

knechtet, wie sein Vater die politische Selbständigkeit der Hellenen vernichtet hat: denn „ein Volk steht still, wenn es aufhört, Individualität zu besitzen," wie John Stuart Mill einmal treffend sagt. Wer aber wagt zu glauben, daß das olympische Gespann der griechischen Kultur siegend in der Rennbahn der Geistesgeschichte immer weiter vorwärts gestürmt wäre, wenn Alexander nicht mit herrischer Hand die Rosse nach allen Seiten auseinandergetrieben hätte?

Man pflegt die Periode der griechischen Litteraturgeschichte von dem Tode Alexanders des Großen bis in die letzten Jahrzehnte vor Christi Geburt die alexandrinische zu nennen, weil das von dem Makedonierkönig im Nildelta gegründete Alexandreia ein Hauptausgangspunkt der geistigen Bewegung, des schönlitterarischen und wissenschaftlichen Lebens dieser Zeit war. Beschützer und Förderer dieser Bestrebungen waren die Ptolemäer, welche es verstanden, die Talente an ihren Hof zu fesseln. Neben und im Gegensatz zu Alexandreia entwickelte in Kleinasien Pergamon, der Sitz der kunstsinnigen Herrscher aus dem Attalidenhause, ein glänzendes geistiges Leben. Von Aegypten bis zum Schwarzen Meere, wogte die Fluth griechischer Bildung in reichen, vollen Wellen hin und her, und um alle Völker der gebildeten Welt schlang sich als gemeinsames Band geistigen Verkehrs die „Gemeinsame griechische Sprache", die sogenannte Koine, welche sich nun unter mannigfacher Angleichung an die orientalischen Sprachen und unter Aufnahme dialektischer Wendungen und Formen aus der reinen attischen Schriftsprache im Laufe der Zeit ausbildete. Das griechische Wesen hatte durch die Uebermacht seines Geistes die Welt besiegt; man pflegt diese Zeit daher auch die Periode des Hellenismus zu nennen.

Es läßt sich nur schwer durch ein paar dürftige Striche ein einigermaßen anschauliches Bild von dieser Zeit entwerfen, deren Bedeutung für die Geschichte des antiken Lebens eine so hohe

iſt, deren künſtleriſcher Werth ſo vielfach auf Grund einiger bekannten unſeligen Nachahmungen bei römiſchen Dichtern unterſchätzt wird. Friedrich Nietzſche unterſcheidet irgendwo drei Perioden menſchlicher Kulturgeſchichte: das Zeitalter der Ausbildung religiöſer Ideen; ſodann das Zeitalter der Kunſt, in dem das künſtleriſche Schaffen das Hauptintereſſe des denkenden Menſchen in Anſpruch nimmt; in dieſen zwei Perioden ſpielt die Phantaſie die leitende Rolle; endlich folgt dann das Zeitalter der Wiſſenſchaft, wo Religion und Kunſt als Bedürfniß ſchwinden, wo an Stelle der Phantaſiethätigkeit die reine Verſtandesthätigkeit tritt. Man kann allerlei gegen dieſes Einpreſſen des geſamten menſchlichen Lebens und ſeiner Entwickelung in eine ſchematiſche Formel einwenden; eine gewiſſe tiefe Wahrheit bleibt darin beſtehen, und gerade an der organiſch ſchönen, in ſich abgeſchloſſenen und relativ ſo leicht überſichtlichen Entwickelung des griechiſchen Volkes tritt dieſelbe klar zu Tage. Homer und Heſiod bringen im achten Jahrhundert die religiöſen Ideen, die aus der Volksſeele emporgetaucht ſind, in ihre klaſſiſche Form; im fünften Jahrhundert tragen Sophokles und Pheidias die Kunſt auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit; die folgende Zeit würde demnach im Zeichen der Wiſſenſchaft ſtehen; und in der That iſt auch die Bedeutung der alexandriniſchen Periode in erſter Linie eine wiſſenſchaftliche. Es ſtimmt aufs ſchönſte zu dieſer Thatſache, daß der geiſtige Erzieher des Herrſchers, der für eine ſolche Entwickelung des griechiſchen Geiſteslebens die politiſche Grundlage gegeben hat, Ariſtoteles war, deſſen rieſige wiſſenſchaftliche Thätigkeit die paſſende Einleitung zu dem geiſtigen Leben der folgenden Jahrhunderte bildet.

Ich unterlaſſe es, von den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen dieſer Zeit ein ausführliches Bild zu entwerfen; nur mit einem Worte erinnere ich an Männer, wie den Geographen und Schöpfer der Chronologie, Eratoſthenes, an Zenodotos,

Aristophanes von Byzanz und Aristarchos, welche recht eigentlich die Philologie als Wissenschaft geschaffen und sich um die Festsetzung des Textes der alten klassischen Schriftsteller dauernde Verdienste erworben haben; an Krates von Mallos, den gelehrten Gegner der alexandrinischen Schule in Pergamon, an Dionysios Thrax, den Verfasser des ersten Handbuchs der griechischen Grammatik, an den Mathematiker Eukleides, den Physiker Archimedes.

Doch auch bei diesem durchaus wissenschaftlichen Charakter der alexandrinischen Kulturperiode hat der Baum der Poesie trotz vieler Mißgestalten und bizarrer Auswüchse manche schöne Frucht getragen. Das alexandrinische Zeitalter zeigt in manchen Zügen eine auffallende und lehrreiche Aehnlichkeit mit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Es sind beide Zeitalter aus dem Zustande des Epigonenthums herausgewachsen; man sucht nach neuen Formen und findet oft das Seltsame, Bizarre; in den guten und besten Schöpfungen beider Zeiten liegt ein gedankenschwerer Kern, eine Ueberfülle von Stoff, den man aber, trotz der übersorgfältigen Pflege, welche man der reinen Form angedeihen läßt, recht oft dennoch nicht zu beleben vermag. Die Kunstwerke beider Perioden müssen ebenso sehr mit dem nachdenkenden Verstand, wie mit der nachdichtenden Phantasie genossen werden; denn bei den Dichtern beider Zeitalter spielt die Wissenschaft, die reine Wissenschaft eine große Rolle: es kommt ja auf eines heraus, wenn die alexandrinischen Dichter, von denen so wie so sehr viele und bedeutende zugleich als Gelehrte in Alexandreia lebten, die Früchte ihrer historischen und mythologischen Studien in ihren poetischen Werken niederlegten und denselben durch Anspielung auf schwer verständliche, entlegene Sagen einen gelehrten Beigeschmack verliehen — es kommt dies aufs gleiche heraus, wie wenn heutzutage G. Flaubert in „Madame Bovary“ seine medizinisch-physiologischen Kenntnisse

aufs peinlichſte genau wiedergiebt oder die Brüder Goncourt in „Renée Mauperin“ die Familiengeſchichte und den Stammbaum der Villacourts mit der Sorgfalt ſtaatlich geprüfter Genealogen mittheilen.[1]

Wir greifen zur Illuſtration unſerer Behauptungen einige typiſche Beiſpiele litterariſcher Exiſtenzen in der alexandriniſchen Zeit heraus. Zu den bekannteſten Dichtern des dritten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt gehören Kallimachos von Kyrene und Apollonios von Naukratis oder Alexandreia, welcher ſpäter von ſeinem Aufenthalt in Rhodos den Zunamen „der Rhodier“ erhielt. Kallimachos lebte als Lehrer in Alexandreia unter Ptolemaios Philadelphos. Als Beamter an der gewaltigen alexandriniſchen Bibliothek erwarb er ſich in der gelehrten Welt einen Namen durch die Herausgabe eines umfangreichen Katalogs der aufgeſpeicherten Bücherſchätze, der ſogenannten Pinakes. Neben ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit geht ſeine dichteriſche: er veröffentlichte etwa in der Art, wie Ovid ſeinen Feſtkalender geſchrieben hat, unter dem Titel „Aitia“ eine Sammlung von Elegieen, in welchen er griechiſche Urſprungs- und Gründungslegenden unter einem großen Aufwand von Gelehrſamkeit behandelte. Anſprechender war ſein Epyllion Hekale, ein im Alterthum hochgeprieſenes Werk der kallimacheiſchen Muſe, von dem neuerdings in Aegypten anſehnliche Bruchſtücke aufgefunden wurden. Das Gedicht ſtellte das Abenteuer des Theſeus mit dem marathoniſchen Stier dar und zeichnete ſich namentlich durch hübſche Schilderung des täglichen Kleinlebens, durch geſchickte Behandlung von Genreſcenen aus. So ſchildert eines der erhaltenen Fragmente in überaus anmuthiger Form den Empfang, der dem heimkehrenden Helden in Athen von ſeinen jubelnden Landsleuten zutheil wird.

Des Kallimachos Schüler und ſpäter ſein erbittertſter Feind war Apollonios von Rhodos, der in einem umfangreichen Epos

die Argonautensage behandelte. Das Gedicht, das wir noch besitzen, ist reich an poetischen Schönheiten, namentlich der Charakter der Medeia und ihre inneren Kämpfe sind mit großer psychologischer Kunst geschildert. Aber gleich zu Anfang des Werkes zeigt sich die gelehrte Richtung des Verfassers: in über zweihundert Versen werden ausführlich und mit erstaunlichem mythologischen Apparat sämtliche Theilnehmer an der Argofahrt aufgezählt, ihre Genealogie und Vorgeschichte mitgetheilt, eine Geschmacklosigkeit, die in der modernen Litteratur eine würdige Parallele findet in der Aufzählung aller berühmten Flüsse, wie sie uns Paul Verlaine in seinem „Nocturne parisien“ bietet.

Kallimachos und Apollonios werden, was die Verwendung der Gelehrsamkeit zu dichterischen Zwecken anbetrifft, weit überholt von Lykophron aus Chalkis auf Euboia. Er war gleichfalls wissenschaftlich thätig; daneben schrieb er Tragödien. Erhalten ist uns sein umfangreiches iambisches Gedicht „Alexandra“, „ein höchst wunderliches und abgeschmacktes, absichtlich dunkel gehaltenes Schaustück mythologischer, historischer und litterarisch sprachlicher Gelehrsamkeit,“ das vermöge seiner inhaltlichen und sprachlichen Schwierigkeiten, seiner seltenen Wortformen in den folgenden Jahrhunderten zum Gegenstand eifrigen Studiums gemacht und in den Schulen als grammatisches Uebungsbuch gebraucht wurde. Mit Recht vielleicht vergleicht ein Kenner der modernen französischen Litteratur, Anatole France, in einem Briefe an Charles Morice das Gedicht mit den raffinirten Erzeugnissen von Stephan Mallarmé und seiner Schule. Zu der gelehrten Richtung der Zeit paßt auch die eifrige Pflege, welche das Lehrgedicht fand: wir erinnern nur an das berühmte astronomische Lehrgedicht des Aratos, die Phainomena.

Diese Beispiele müssen genügen, uns ein Bild von dem gelehrten Charakter der alexandrinischen Litteratur zu geben.

Neben und abseits von diesen und ähnlichen Schöpfungen

in denen ſo oft der Leichengeruch todter Gelehrſamkeit erſtickend über das pulſirende künſtleriſche Leben hinweht, fließt immer noch in ſchöner Fülle der Strom echter Poeſie, und manche buntzierliche Muſchel grüßt von ſeinem Grunde empor, und manche hübſche, bis jetzt unbekannte Blume ſproßt an ſeinem Ufer auf. Manche Dichtungsgattungen werden mit Glück und dem Charakter der Zeit entſprechend weitergebildet, manche neu geſchaffen. So entwickelt ſich aus der loſen, altattiſchen Komödie, der die Dichter des fünften Jahrhunderts, ein Kratinos, Eupolis, Ariſtophanes einen durchaus politiſch-ſatiriſchen Charakter gegeben hatten, gegen Ende des vierten und im Laufe des dritten Jahrhunderts das bürgerliche Luſtſpiel mit ſeinem oft feinverſchlungenen Intriguenſpiel, ſeiner geſchloſſenen, auf dem Gegenſatz der Charaktere ſich aufbauenden Handlung. Meiſter ſind hier Menandros, Philemon und Diphilos. Zeigt ſich ſchon im Luſtſpiel die Neigung, das alltägliche Kleinleben in den Kreis poetiſcher Behandlung hineinzuziehen, ſo entwickelt ſich nun die Darſtellung von Genrebildern aus dem bürgerlichen und ländlichen Leben zur eigenen Poeſiegattung. Der Sizilier Theokritos ſchildert mit feiner, künſtlicher Natürlichkeit in ſeinen Idyllen das einfache Leben der Hirten und entwirft reizvolle, lebendige Bilder vom Leben und Treiben des Volkes in Alexandreia. Er iſt der eigentliche Begründer der bukoliſchen Dichtung, der Schäferpoeſie, nachgeahmt von Vergil in ſeinen Bukolika, verehrt von den Schäferſpieldichtern der neueren Zeit. Nahe mit Theokrits Dichtungen berühren ſich die neulich aufgefundenen Mimiamben des Herondas, welche in dramatiſcher Form Genreſcenen aus dem Volksleben jener Zeit uns vor Augen führen. Mehr und mehr dringt nun die Liebe, die auf lyriſchem Gebiete in den Liedern einer Sappho bereits ſo herrliche Blumen gezeitigt, auch in die andern Gattungen litterariſcher Stoffe hinein. In den klaſſiſchen Dichtungen des fünften Jahrhunderts, bei einem

Aiſchylos und Sophokles, tritt das erotiſche Motiv, ebenſo wie bei Homer, nur gelegentlich auf; in der Ilias bildet das liebliche Verhältniß zwiſchen Hektor und Andromache eine anmuthige Epiſode im Hintergrund der gewaltigen Völkerkämpfe; bei Aiſchylos dient in ſeiner erſchütternden Tetralogie „Oreſteia" der Liebesbund zwiſchen Klytaimeſtra und ihrem Buhlen Aigiſthos nur dazu, den dämoniſch-grauſigen Charakter von Agamemnons Weib zu verſchärfen; in der Antigone des Sophokles, dem ergreifenden Liede frommer Schweſtertreue, iſt die Liebe zwiſchen Antigone und Haimon äußerſt knapp behandelt; ſie ſchwebt gleichſam nur wie eine weiße Taube, auf deren ſchimmerndem Gefieder ein paar Blutstropfen glänzen, über die düſtere Walſtatt hin, auf welcher das dunkle Verhängniß das Haus der Labdakiden dem Tode entgegentreibt. Erſt bei Euripides, der zwiſchen der rein klaſſiſchen und der nachklaſſiſchen Dichtung in ſeiner ganzen Perſönlichkeit vermittelnd ſteht, tritt die Liebe als Hauptmotiv in Tragödien auf; wir brauchen nur an die Medeia und den Hippolytos zu erinnern. Erwin Rohde hat das Zurücktreten des erotiſchen Motivs im Epos und in der Tragödie der Griechen damit erklärt, daß die Darſtellung tobender Liebesleidenſchaft einerſeits „der anſchauenden Phantaſie keine jener plaſtiſchen Bilder ſtark erregter Heldenkraft darbietet, wie ſie das Epos an ſeinen Hörern vorüberführen will," daß anderſeits die Schilderung der übermächtigen Gewalt der Liebe, welche die Griechen wie ein paſſives Pathos empfanden, das den ſicheren Willen verwirrte und den Helden niederdrückte, nicht geeignet war, den Zweck der Tragödie zu erfüllen, d. h. „eine ungeheure Menge feierlich erregter Menſchen zu der gemeinſamen Empfindung des Erhabenen im tragiſchen Schickſale gewaltigen Menſchenwillens emporzutragen."

Für den Dichter der alexandriniſchen Zeit ſind dieſe Schranken gefallen. Man beginnt nun, in der Bahn, die Euripides ge-

wieſen, weiterſchreitend, in größerem Umfange erotiſche Stoffe zu behandeln, und erkennt bald die ungeheure Fruchtbarkeit des erotiſchen Motivs. So finden wir in Elegieen und poetiſchen Erzählungen Liebesgeſchichten zur Darſtellung gebracht, und ſchon Karl Otfried Müller hat bemerkt, daß in derartigen erotiſchen Erzählungen, die übrigens vereinzelt ſchon geraume Zeit vor der alexandriniſchen Periode auftreten, der erſte Keim der Romandichtung ſteckt. In der alexandriniſchen Zeit finden wir denn auch die erſten wirklichen Novellen und Romane mit relativ ſorgfältiger Charakterzeichnung.

Schon dieſe paar Striche dürften genügen, um zu zeigen, wie dieſe letzten Jahrhunderte vor Chriſti Geburt durchaus keine Zeit geiſtiger Armuth ſind, wie ein reges und reiches Leben in dieſen Ländern um das öſtliche Becken des Mittelmeeres pulſirte. Auch über dieſer Zeit noch wölbt ſich frei und groß und tiefblau der griechiſche Himmel; nur ſind die Götter, die droben wohnen, vom Alter erſtarrt; ihre Geſtalten athmen nicht mehr die alte, ungeſtüme Lebensfriſche; aber die Sonne, die am Himmel ſteht, iſt heißer geworden, und unter ihren glühenden Strahlen wächſt im Garten griechiſcher Dichtung manch' neue Wunderblume heran, ſich unter die alte Schar der längſt bekannten Schweſterpflanzen drängend, und neue, oft betäubende, orientaliſche Wohlgerüche ziehen in zitternden Duftwellen übers Feld hin.

In dem Dichter, deſſen Geſtalt ich hier zu zeichnen verſuchen möchte, laſſen ſich all dieſe Züge, die ſeltſame Verſchmelzung des griechiſchen mit dem orientaliſchen Weſen, überhaucht von einem deutlich ſichtbaren Schimmer der Decadence, klar nachweiſen, um ſo klarer, weil uns die Gunſt des Schickſals einen recht bedeutenden Theil ſeiner Gedichte erhalten hat. Die ſogenannte palatiniſche Anthologie, eine umfangreiche Sammlung griechiſcher Gedichte, welche aus früheren

Gedichtsammlungen im zehnten Jahrhundert von Konstantinos Kephalas in Byzanz zusammengestellt wurde, enthält noch circa hundertdreißig Epigramme unseres Dichters. Diese Gedichte zeigen uns, daß Meleagros, was Originalität und künstlerische Kraft anbetrifft, in keiner Weise ein Dichter ersten Ranges war; aber sie erlauben uns, ein lebensvolles, in einzelnen Zügen recht ansprechendes, jedenfalls aber für die spätere Alexandrinerzeit durchaus typisches Bild eines Dichters zu entwerfen.

In der Geschichte des griechischen Geisteslebens zur Zeit des Hellenismus spielt das semitische, besonders das syrische Element eine nicht unbedeutende Rolle: wir begegnen einer recht stattlichen Anzahl von Syriern, welche in der Litteratur und Philosophie jener Zeit hohes Ansehen erlangt haben. Ums Jahr 200 vor Christi Geburt lebte der kynische Philosoph Menippos von Gadara, welcher in seinen berühmten menippeischen Satiren amüsante Geschichten, philosophische Streitfragen ꝛc. im Feuilletonstile behandelte. Ein halbes Jahrhundert später wirkte der Epigrammendichter Antipatros von Sidon. Als stoischer Philosoph erwarb sich Poseidonios von Apameia ums Jahr 100 einen Namen; wenige Jahrzehnte später lebte der berühmte Epikureer Philodemos von Gadara. Der Dichter Archias von Antiocheia ist aus Ciceros Vertheidigungsrede bekannt. Aus der nachchristlichen Litteratur steht Lukianos von Samosata in aller Erinnerung. Wir haben zu diesem Eindringen des semitischen Elementes in die griechische Litteratur ein römisches Analogon in der Erscheinung, daß in der sogenannten silbernen Periode der lateinischen Litteratur dem römischen Wesen frische Kraft aus Spanien zuströmt: wir brauchen nur an Männer wie die beiden Seneca, an Martial und Quintilian zu denken.

Syrien ist auch die Heimath unseres Meleagros.

In der Landschaft Peraea, am linken Ufer des Jarmuk, eines linken Nebenflusses des Jordan, wenige Meilen vom See

Genezareth entfernt, lag Gadara, in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt bis ins späte Alterthum hinein ein Sitz regen geistigen Lebens: von der hohen Intelligenz seiner Bewohner legt die verhältnißmäßig große Zahl bedeutender Männer, welche Gadara der hellenistischen Kulturperiode geschenkt hat, ein glänzendes Zeugniß ab: zu den bereits genannten, dem Satiriker Menippos und dem Epikureer Philodemos, tritt noch der berühmte Lehrer der Beredsamkeit, Theodoros, hinzu, der Lehrer des Kaisers Tiberius. Von der einstigen Größe und der entschwundenen Herrlichkeit der Stadt geben noch heute umfangreiche Trümmer dem Reisenden Kunde.

In Gadara wurde Meleagros gegen 120 vor Christi Geburt geboren. Sein Vater hieß Eukrates. In seiner Heimathstadt, die von griechischer Bildung völlig überfluthet war, wurde der Knabe frühzeitig in das hellenische Geistesleben eingeführt. Er anerkennt dies dankbar in der Grabschrift, die er sich selber gedichtet; da nennt er Gadara das syrische Athen. Und doch hat Meleagros bei Zeiten, wohl schon in seinen frühen Jünglingsjahren, seiner Vaterstadt den Rücken gewandt; er wollte die geistigen Keime, welche Gadara in ihn gelegt, in einer heißeren Atmosphäre rasch heranreifen lassen; er ging nach dem phönikischen Tyros.

Tyros war seit uralter Zeit eine weitberühmte, blühende Handelsstadt; und wo ein reger, weitverzweigter Handelsverkehr glänzende Reichthümer aufhäuft, da pflegt sich ein üppiges Leben zu entwickeln, in dessen brütenden Gluthstrahlen die Genußsucht mit ihren mannigfachen Auswüchsen emporschießt. Meleagros hatte, dem Beispiele seines älteren Landsmannes Menippos folgend, sich früh, wohl schon in Gadara, den Kynikern angeschlossen, jener philosophischen Sekte, welche die Tugend als einzig erstrebenswerthes Gut für den Weisen hinstellte, welche Luxus und Reichthum, Ruhm und Ehre, Sinnenlust und Sinnen-

ſchmerz als gleichgültige Dinge, als Adiaphora, betrachtete. In dieſer kyniſchen Richtung ſcheint ſich auch die erſte poetiſche Schöpfung von Meleagros bewegt zu haben, eine Sammlung von Satiren nach dem Muſter Menipps. Doch gar bald ſprang in Tyros die ſpröde kyniſche Gleichgültigkeit gegen ſinnliche Genüſſe, wie bei ſo manchem dieſer ſpäteren Kyniker, auch bei dem jungen Syrer in Stücke; lag ja doch die Gleichgültigkeit gegenüber dem moraliſch Anſtößigen ſchon in der kyniſchen Lehre inbegriffen. Zwar mag ſich zuerſt die für die ernſte Strenge der Philoſophie begeiſterte Seele des Jünglings geſträubt haben, dem girrenden Lockruf des Gottes Eros zu lauſchen; aber bald überwindet ihn der Unbezwingbare, und triumphirend ruft in einem Liede unſeres Dichters der Gott aus: „Den Spröden hab' ich gefangen! Sieh, wie ich mit Füßen trete den Ueberwundenen, der ſo ſtolz mit hochgezogenen Brauen einherwandelte mit dem Stabe des Philoſophen in der Hand!“ Und Meleagros weiß ſich zu tröſten: „Was nützt's, gegen den Gott anzukämpfen, der ſelbſt den Himmelskönig Zeus überwältigt hat?“ Im Beſitze anſehnlicher Mittel, ſtürzt er ſich nun unaufhaltſam und leidenſchaftlich in die heiße Fluth der Genüſſe, welche die üppige Handelsſtadt einem jungen Manne, der das Leben koſten will, zu bieten vermag. Immer tiefer ſchaut der Jüngling, der bisher gewohnt geweſen war, in das klare, ernſte Auge der Weisheit zu ſchauen, dem Genuſſe ins heiße, lüſterne Auge. In der betäubenden, düfteſchweren Atmoſphäre, wie ſie in Tyros herrſchte, entwickelt ſich der in dem jungen Syrer ſchlummernde Keim der Dichtung raſch; aber gar vielen der Gedichte, die da entſtanden, ſieht man die Art ihres Entſtehens an: ſie ſind mit ihrer unnatürlichen Gluth, ihrem oft abſtoßenden Inhalt künſtlich gezüchtete Blumen, raſch emporgewachſen in der ſchwülen Luft des Treibhauſes der Göttin Aſchtaroth, der üppigen phöniſchen Liebesgöttin; ihr vergifteter Hauch ſtößt das geſunde,

natürliche Empfinden zurück: die lyriſchen Gedichte des Meleagros aus dieſer Periode ſind zu einem großen Theile der Knabenliebe gewidmet, und die lyriſche Gedichtſammlung, welche er in Tyros veröffentlicht zu haben ſcheint, trägt den Titel Paidika.

Neben dieſen unerfreulichen Produkten ungeſunder Zeitanſchauungen findet aber Meleagros manches anmuthige Lied, das durch ſeinen Inhalt wie durch ſeine Form entzückt. Und namentlich die Form beherrſcht Meleagros in meiſterhafter Weiſe, wie es ja ſelbſtverſtändlich iſt bei dem Dichter einer Zeit, welche, wie die alexandriniſche, auf eine jahrhundertelange Uebung in den poetiſchen Formen zurückblicken kann. Der alexandriniſche Dichter iſt gezwungen, Gedanken, die vor ihm ſchon ſo oft geformt worden ſind, aufs neue zu bilden. Um ihnen einen Schimmer der Neuheit zu verleihen, muß er danach trachten, die Konturen immer ſorgfältiger auszumeißeln, die einzelnen Partien immer feiner und minutiöſer auszufeilen, um der Idee des Kunſtwerks immer näher zu kommen. Das Kunſtideal der alexandriniſchen Dichtung berührt ſich in dieſem Punkte ſehr enge mit dem litterariſchen Programm, wie es im modernen Frankreich die Parnaſſiens aufgeſtellt; hier und dort finden wir ſo oft äußerſte Formvollendung, neben ihr aber und durch ſie bedingt, oft ebenſo große impassibilité. Eine ſolche Zeit, wie die alexandriniſche, wird auch für langathmige, breit angelegte epiſche Gedichte kein fruchtbarer Boden ſein, wie dies der Elegiker Kallimachos in richtiger Einſicht gegenüber ſeinem Gegner Apollonios von Rhodos und deſſen langem Heldengedichte über die Argonautenfahrt betonte. Im Epos wird man ſich demnach hauptſächlich auf die Darſtellung kurzer Genrebilder beſchränken, in der Lyrik wird zur knappen, ſcharfen Faſſung einer Stimmung oder eines intereſſanten Gedankens diejenige poetiſche Form mehr und mehr ausgebildet werden, deren innerſtes Weſen ſcharf

abgeſchnittene Knappheit iſt, das — meiſt in Diſtichen abgefaßte — Epigramm. Schon der Name der Form — „Aufſchrift“ — und ihre urſprüngliche Verwendung bedingt die Kürze: der Stein am Wege oder das Weihgeſchenk, das die Aufſchrift zieren ſollte, boten nicht viel Raum zu dichteriſchen Ergüſſen; es galt, in wenig Worte möglichſt viel hineinzulegen; und ſo entwickelte ſich nach und nach der Begriff der Pointe. Bereits im vierten Jahrhundert erweiterte ſich der Verwendungskreis des Epigramms; es löſte ſich los von dem urſprünglichen Zwecke und wuchs mehr und mehr in die Bedeutung einer kurzen, ſcharf pointirten Elegie hinein. Und die Beliebtheit des Epigramms ſteigerte ſich im alexandriniſchen Zeitalter; da finden wir Liebesgedichte, Trinklieder, Spottgedichte in epigrammatiſcher Form, bald kleineren, bald größeren Umfanges. Das Diſtichon entſpricht in dieſer Verwendung völlig dem deutſchen Vierzeiler, wie ihn z. B. Heine für ſeine Lieder verwendet. Man wird daher bei Uebertragung ſolcher Epigramme ins Deutſche, will man einen analogen Eindruck hervorrufen, wie ihn das Original auf ſeine Leſer ausgeübt hat, am beſten in Vierzeilern überſetzen, ſei es mit oder ohne Reim, jedenfalls aber ſich hüten müſſen, dieſe leichtgebauten Liederkörper in den ſchweren und aufgebauſchten Reifrock deutſcher Diſtichen hineinzuſtecken.[2]

Doch kehren wir nach dieſer kurzen Abſchweifung über die Entwickelung des Epigramms wieder zu unſerem Dichter zurück!

Meleagros iſt ein glänzender Meiſter der epigrammatiſchen Form. Iſt er nur ſelten groß durch die Neuheit des Stoffes und die Originalität der Gedanken, ſo weiß er doch immer dem alten Stein einen neuen Schliff zu geben, und wenn nun ſo häufig noch zur äußeren blinkenden Form der Stoff, den der Dichter bildet, das Intereſſe des modernen Leſers weckt, ſo finden wir im Schmuckkaſten Meleagriſcher Dichtung manch prächtiges Geſchmeide.

Weitaus die meiſten Gedichte in der uns von Meleagros erhaltenen Sammlung ſind Liebesgedichte, und weitaus die meiſten ſind in Tyros entſtanden. Es läßt ſich aus ihnen über das innere und äußere Leben unſeres Dichters in der phönikiſchen Handelsſtadt ein anſchauliches Bild gewinnen, wenn wir uns auch verſagen müſſen, zur völligen Abrundung des Bildes auch die päderaſtiſchen Epigramme in größerem Umfange zu verwenden.

Vor allem müſſen wir uns jedoch hüten, die tiefgeiſtige Auffaſſung der Liebe aus unſeren modern-germaniſchen Anſchauungen heraus in den Gedichten des ſyriſchen Dichters zu ſuchen; da ſingt jede Zeile von heißem Genuſſe, von äußerer Schönheit herrlicher Geſtalt; höchſtens werden noch die geiſtigen Vorzüge der Angebeteten geprieſen, die Gabe, ſüß zu plaudern oder zur Leier ein anmuthig Lied zu ſingen. Ein Genuß löſt den andern ab, eine Leidenſchaft folgt auf die andere, ſelten ſenkt ſich im jagenden Taumel eine Neigung tiefer ins Herz. Nicht einmal die relativ hohe Auffaſſung der Liebe, wie wir ſie bei römiſchen Dichtern zu finden pflegen, begegnet uns hier; der römiſche Lyriker kennt, wenn wir von dem römiſchen Heine, Ovidius, abſehen, in ſeinem Liederbuch jeweils nur eine große, die ganze Dichtung erfüllende und befruchtende Leidenſchaft: Catull hat ſeine Lesbia, Tibull ſeine Delia, Properz ſeine Cynthia, Cornelius Gallus ſeine Lycoris; in dieſen Geſtalten einzig lebt, aus ihnen glüht das Lied des römiſchen Dichters empor, und wenn auch der eine oder andere neben dem Hauptſtern noch manchen Nebenſtern gekannt und zu Zeiten geliebt hat, ſo ſind dieſe Nebenlichter für die Geſamtauffaſſung des Dichters kaum von Belang. Anders bei dem Syrer Meleagros: da nennt Gedicht um Gedicht uns einen andern Namen, und nur ſelten führen die Spuren der Liebe in die Tiefe. Recht charakteriſtiſch für dieſe Auffaſſung der Liebe iſt ein Lied von

Philodemos, dem etwas jüngern Landsmann unſeres Dichters. Es richtet ſich an eine gewiſſe Philainion, die gerade des Dichters Herz entflammt hat:[3]

Hübſch zierlich iſt mein Liebchen,
Schwarz funkelt ihr Augenpaar.
Krauſer als Eppichblätter
Bäumt ſich ihr lockiges Haar.

Zart iſt, gleich weichem Flaume,
Ihrer Wange ſanftes Rund,
Wie Venus' Wundergürtel
Zaubermächtig ihr Mund.

Sie ſchenkt mir all ihre Liebe
Ohn' allzureichen Sold.
Solch wunderherrlich Liebchen —
Wie iſt mein Herz ihm hold!

Wie lieb' ich, o goldene Kypris,
Sie, die mein Herz entzückt —
Bis ich eine andere finde,
Die mich noch reicher beglückt!

Nicht weniger als vierzig Namen von Geliebten unſeres Meleagros laſſen ſich aus ſeinen Liedern entnehmen. Allerdings dürfen wir ja, ebenſowenig wie bei Heine, nicht alle dieſe Namen ernſt nehmen und an wirkliche Erlebniſſe des Dichters denken; aber dieſe Zahl wirft doch ein helles Licht auf Meleagros' Leben und Lieben in Tyros, und Namen wie Tryphera („die Ueppige"), Phanion („die Herrliche"), Kalliſtion („Schönchen") berichten deutlich genug vom Stand und Charakter dieſer Schönen. Die Zahl der Knaben, die er geliebt, hat der Dichter in eigenen Leporelloliſten verherrlicht. Freilich hat er ſich nie bis zu dem Grade der Geſchmackloſigkeit verſtiegen, wie der Parnaſſien Catulle Mendès, der es in ſeinem Gedichte „Récapitulation" fertig bringt, in fünfzehn vierzeiligen Strophen uns lauter Namen von Schönen, die er geliebt, vorzuführen! Davor hat

den Meleagros der Genius der griechiſchen Sprache, in der er dichtete, glücklicherweiſe bewahrt.

Man muß ſich faſt wundern, wenn nun trotz der vielen Namen von Geliebten, die uns in Meleagros' Gedichten begegnen, ſich dennoch unter den Liedern des Roué Stücke finden, aus denen in leuchtender Gluth die Flammen tiefer, lange genährter und heiß empfundener Liebe emporſchlagen. Derart iſt des Dichters Verhältniß zu Zenophila, deren Name zwölf der erhaltenen Liebesepigramme krönt. In dem Preis ihrer bezaubernden Schönheit, ihrer geiſtigen Anmuth kennt ſein Lied keine Schranke: „Die Levkoie blüht, und es blüht die Narziſſe im feuchten Grund; es blühn auf Bergeshöhen die Lilien. Aufgeblüht iſt die Blume der Liebe, der Blumen Königin, die liebliche Roſe. Doch, was prangt ihr umſonſt in lachender Herrlichkeit, ihr Fluren? Schöner iſt ja meine Zenophila, als ſüßduftende Kränze!" Ihr hat Eros Schönheit verliehen, Aphrodite der Liebe Zauber, Anmuth die Göttinnen der Anmuth. Er weiß nicht, ob ihr Geſang im Saitenſpiel, ob ihre Schönheit es ihm angethan hat. Er beneidet den Becher, den ſie an den Mund ſetzt, und wünſcht, ſie möge in einem Zuge, wie des Bechers Wein, ſeine Seele austrinken. Einmal meint er, von ihrer Liebe frei zu ſein, und ſchildert nun, einen Gedanken des bukoliſchen Dichters Moſchos umformend, ſehr hübſch unter dem Bilde eines Herrn, der ſeinen entlaufenen Sklaven ausrufen läßt, wie er den entwichenen Liebesgott wiedergefunden hat:

Holt mir ein den Wildfang Eros!
Eben iſt er mir entflohn,
Schlich frühmorgens ſich von ſeinem
Lager fort und floh davon!

's iſt ein Kind, weiß ſüß zu weinen,
Flink, keck, plaudert immerdar,
Lächelt ſpöttiſch, trägt am Rücken
Köcher und ein Flügelpaar.

Wer ſein Vater iſt, wer weiß es?
Nicht der weite Himmelsplan,
Nicht die Erde will zum Kind den
Frechling, nicht der Ozean.

Niemand kann den Knaben leiden,
Und es haßt ihn alle Welt —
Gebt drum Acht, daß er nicht andern
Herzen jetzt ſein Fangnetz ſtellt —

Doch, ſieh her! In ſeinem Neſte
Sitzt der Schütze ſtill. Ich ſah
Gleich dich ja verborgen in dem
Auge der Zenophila!

Sehr hübſch iſt auch ein Lied an die ſchlafende Zenophila:

Du ſchläfſt, meine liebliche Blume
O könnt' ich dir nahen nun,
Als flügelloſer Schlummer
Dir ſanft auf den Lidern zu ruh'n!

Und ſchlummert ſelbſt Juppiters Auge,
Vom Gotte bezaubert, ein:
Nicht ſollte der Schlaf dich umfangen,
Daß mein du wärſt, einzig mein!

Tiefere Töne noch findet ſeine Muſe in ſeiner Liebe zu der ſchönen Tyrierin Heliodora. Es berührt uns ſeltſam, wie durch viele dieſer Heliodoralieder ein leiſer Ton der Wehmuth hinzittert. Wohl jauchzt ſein Herz auf, wenn er die Herrliche ſchaut, ſie, vor deren glühender Schönheit der Kranz, den ſie auf dem Haupte trägt, verwelkt; wohl rühmt er, wie ſie heiter plaudernd an Anmuth die Göttinnen der Anmuth, die Chariten, übertreffe; wohl klingt ihre Stimme ſüßer ihm ins Ohr als Apollons Kitharſpiel; wohl nennt er ſie, von ſeiner Liebe berauſcht, die Seele ſeiner Seele: und doch hat er mehr der Liebe Leid als der Liebe Luſt bei ihr gefunden. Eine

Biene hat die zarte Haut der Geliebten berührt; da fragt er, ob ſie ihm bedeuten wolle, daß neben der Süßigkeit die Liebe auch einen bittern Stachel trage; er hat Grund, ihre Untreue zu fürchten, und in einem wunderſchönen Liede, deſſen Schönheit die deutſche Uebertragung nur unvollkommen wiedergiebt, gedenkt der Dichter, beim Gelage ſitzend, wehmüthig der Ungetreuen:

Füll' den Pokal, und ruf': „Heliodora"!
Und ruf' es wieder! Ihr zum Preis ſchenk' ein!
Weih' mit dem Zauberwort „Heliodora"
Den lautern Wein!

Setz' mir den Kranz von geſtern auf, den fahlen,
Aus dem noch leiſ' der Myrrhe Wohlduft quillt!
Er ſoll mir wieder vor die Seele malen
Ihr ſüßes Bild!

Sieh', weinend ſenkt ihr Haupt die zarte Roſe,
Die heißer Liebe treue Freundin iſt,
Daß jene heut an fremdem Herzen koſe
Und mein vergißt!

Meleagros nimmt es hier nicht ſo leicht wie Heine, der ſpöttiſch-reſignirt einen ähnlichen Gedanken formt:

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige!

Die tyriſche Schöne iſt heißblütig, und zürnt ſie, ſo kann ihr Anbeter leicht die Schärfe ihrer ſpitzen Nägel zu fühlen bekommen; da thut das Kratzen ihrer Nägel recht weh, ja Meleagros meint den Schmerz bis in ſein Herz hinein zu ſpüren. Er geht nachts in ihr Haus: es iſt leer. Da ſteigt ein ſchlimmer Verdacht in ihm auf: ſie iſt ihm geraubt. Doch auf einmal vernimmt er ein Geräuſch: es iſt Heliodora, und halb erleichtert, halb noch vom Schmerz gedrückt, ruft er aus: „Geh' wieder

in meinen Buſen zurück, o mein Herz!“ Wer denkt da nicht an das „Schweig' ſtille, mein Herze!“ in Mörikes „Schön-Rohtraut“?

Und trotz alledem hängt ſein Herz in treuer Liebe an ihr, und als der Tod ſie ihm und ſeiner Liebe allzufrühe entreißt, da ſingt er ihr ein Klagelied, wahr und tief, wie nur echte Liebe zu klagen vermag:[5]

Es weiht mein Herz an deinem theuern Grabe
Dir ſtill der Thränen Sold, mein todtes Lieb,
Der Liebe einz'ge, allerletzte Gabe,
Die dir im Reich der trüben Schatten blieb —

Den bittern Sold! Aus meiner Sehnſucht Fluthen
Gieß' weinend ich auf deinen Hügel hin
Die Grabesſpende und gedenk' der Guten,
Die liebend mir ſo reiches Glück verliehn.

Und klagen möcht' ich, nichts als immer klagen
Um dich, Geliebte, die im Tode du
Mir noch ſo lieb! Doch all mein bittend Fragen
Weckt nimmer dich aus deiner Todesruh'.

Weh mir! es ſank, dem finſtern Gott zum Raube,
Das blüh'nde Reis, das zärtlich meine Hand
Gehegt; es welkt gebrochen hin im Staube
Die Blume, die ſo herrlich offen ſtand! —

So fleh' zu dir ich, die du voll Erbarmen
Uns alle nährſt, o Mutter Erde! Gieb
Ihm freundlich ſtille Ruh' in deinen Armen,
Und bett' es ſanft, mein armes todtes Lieb!

Und ob ſie auch todt iſt, ſein Herz ruft nach ihr und hört nicht auf, ſie zu lieben: „Ich flehe dich an, o Eros — ſo klagt er —, bring' zur Ruhe die quälende Sehnſucht nach Heliodora, erhör' mein bittendes Lied! Bei deinem Bogen, der nicht gelernt hat, einen andern zu treffen, der ſeine geflügelten Pfeile immerdar auf mich ausgießt: wenn du auch mich tödteſt, ſo ſoll

die Aufſchrift auf meinem Grabe ſtatt meiner rufen: ‚Siehe, o Wanderer, hier ruht, den die Liebe getödtet!‘“

Dieſe Liebe zu Heliodora und die Lieder, die dieſem Boden entſproſſen ſind, ſie ſind es, die Meleagros uns ſympathiſch machen; dieſe Liebe iſt in ſeinem Leben und Dichten wie eine ſchöne weiße Blume, die unterm Schatten einer blühenden Baumkrone hinträumt, hie und da vom ſauſenden Winde jäh aus ihren Träumen emporgeſchreckt. Und rings um ſie brennt aufs offene Feld heiß des Südens Sonne nieder, und aus dem offenen Munde von Tauſenden von Blumen ſteigen betäubende, orientaliſche Wohlgerüche auf; aber in dem Laube des ſchattigen Baumes über der Blume rauſcht es wehmüthig, gleich einem deutſchen Liede vom Lieben und Sterben.

Es iſt eine reizvolle Aufgabe, dieſer Epiſode im Leben unſeres Dichters noch weiter nachzugehen. Soviel iſt ſicher, daß Meleagros die Heliodora erſt nach der Zenophila geliebt und beſungen hat.[6] Nun fällt die Liebe zu Zenophila wahrſcheinlich ungefähr in die Mitte von Meleagros' Aufenthalt in Tyros,[7] alſo ſeine Liebe zu Heliodora gegen den Schluß hin. Zu dieſer Auffaſſung ſcheinen der Charakter der Heliodoralieder und die weiteren Angaben, welche wir über das Leben und Schaffen unſeres Dichters haben, recht gut zu paſſen. Wir haben bereits darauf hingewieſen, wie ſo oft in den Heliodoraliedern ein Ton der Wehmuth erklingt, wie der Dichter mannigfache Urſache hat, über die Treue ſeiner Geliebten Verdacht zu haben; und doch liebt er ſie heiß und treu. Die wahrſcheinlichſte Erklärung für dieſe Thatſache iſt die Annahme, daß dieſe Lieder im Alter des Dichters geſchrieben ſind. Meleagros faßt im ſpäteren Mannesalter eine heftige Leidenſchaft zu der ſchönen Tyrierin; ſie läßt ſich ſeine Liebe gefallen; aber immer wieder ſchweift ſie umher, friſchere Blumen zu pflücken, an jüngeren Herzen zu erwarmen; und dem Dichter, der ſie liebt, bleibt

nichts als die wehmüthige Klage. Wie ſie dann ſtirbt, duldet es auch ihn nicht länger in Tyros; ungefähr in ſeinem ſechzigſten Jahre, alſo gegen das Jahr 60 vor Chriſti Geburt, verläßt er die Stadt, wo er zuerſt dem Leben in die lachenden Augen geſchaut, und geht nach der Inſel Kos.

Die Inſel Kos, der ſüdweſtlichen Ecke von Kleinaſien gegenüberliegend, bildete in der Zeit des älteren Hellenismus einen wichtigen Mittelpunkt litterariſcher Thätigkeit. Hier in Kos lehrte und dichtete in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts der Elegieendichter Philetas; hier hatte ſich unter ſeiner Leitung ein Kreis junger, aufſtrebender Talente zuſammengefunden, die unter der Form einer Hirtengenoſſenſchaft zuſammenlebten und dichteten. Es gehörten dieſer Genoſſenſchaft Aratos an, der berühmte Verfaſſer der Phainomena, des bereits genannten aſtronomiſchen Lehrgedichts, und der Idyllendichter Theokrit. Als Meleagros Kos aufſuchte, war der Glanz der berühmten Pflanzſtätte helleniſtiſcher Bildung zwar ſchon bedeutend verblichen; immerhin aber hatte ihr Name noch einen guten Klang in den litterariſchen Kreiſen der Zeit, und jedenfalls wehte über die ſtille Inſel der freie Hauch edler helleniſcher Bildung friſcher und leichter, als in dem ſchwülen, geräuſchvollen Tyros. Und Meleagros hatte vierzig Jahre lang dem rauſchenden Waſſerfalle des Lebens gelauſcht; er hatte Welle um Welle in überſtürzendem Jagen an ſeinen Augen vorüberhaſten ſehen — nun ſehnte ſich ſein Herz nach Stille und Ruhe, es drängte ihn, in den ſchweigenden, morgenklaren Waldtempel des Geiſtes, der Wiſſenſchaft einzutreten. Freilich auch in dieſe Waldeinſamkeit drangen die Lockrufe ſchwellenden Lebens, an deſſen Buſen der Dichter ſo oft ſein trunkenes Haupt gebettet; auch durch die dichten Zweige dieſes geiſtesſtillen Waldes flogen des Eros Pfeile und trafen ſcharf und ſchneidend des Greiſes Herz. So bezieht ſich auf den Aufenthalt in Kos ein Gedicht, das uns von einer Reiſe

des Meleagros erzählt. Der Dichter befindet ſich ſüdlich von der Inſel — vielleicht handelt es ſich um einen Beſuch in ſeiner alten Heimath Tyros. Er ſehnt ſich nach Kos zurück, nach der ſchönen Phanion, die ſein Herz gefangen hat. Da ſieht er auf dem Meere Schiffe, die augenſcheinlich nach Norden fahren ſollen, aber unter einem ſchlimmen Nordwind ſchwer zu leiden haben. Da heftet ſeine Sehnſucht ſich an ihre Segel, und wie im deutſchen Volksliede das verlaſſene Mädchen der Schwalbe, die an ſeinem Fenſter ihr Neſt gebaut hat, Grüße an den fernen Geliebten aufträgt, oder wie im weſtöſtlichen Divan Marianne von Willemer klagt:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
Weſt, wie ſehr ich dich beneide:
Denn du kannſt ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide! —

ſo giebt der griechiſche Dichter ſeinen Gruß der Sehnſucht den Schiffen mit:

Ihr kämpft durchs Meer euch, leichtbeſchwingte Schiffe,
Nordwärts zum fernen Hellespont zu ziehn.
Doch feindlich treibt, an eure Bruſt ſich drängend,
Der Nordwind euch nach Süden hin.

Kommt ihr nach Kos und ſchaut an dem Geſtade
Ihr meine Phanion, wie tief zum Grund
Der blitzendklaren Fluth ſie ſenkt die Blicke,
So thut ihr meine Botſchaft kund!

Sagt, ſchlanke Schiffe, ihr, wie mich die Sehnſucht
Zu meiner Liebſten drängt in heißer Gluth,
Daß ich zu Schiffe nicht auf ſchwankem Kiele —
Zu Fuß möcht' wandern durch die Fluth!

Und meldet ihr, was euch mein Wunſch geboten,
Will ich von Zeus euch Glück zur Fahrt erflehn,
Und raſch wird euch, zum fernen Ziele tragend,
Ein guter Wind die Segel blähn.[8]

Allein im allgemeinen ist anzunehmen, daß Meleagros den Rest seines Lebens ruhig in Kos verbracht habe, still seinen Studien lebend. Das Werk seines Alters, durch das sein Name in der Geschichte litterarischen Forschens einen dauernden Platz sich erworben hat, trägt wissenschaftlichen Charakter: Meleagros hat die erste Anthologie von griechischen Epigrammen zusammengestellt. Glücklicherweise hat uns Konstantinos Kephalas in der palatinischen Anthologie das Gedicht erhalten, mit dem der Dichter seine Sammlung eingeleitet hatte, so daß wir über den Charakter dieser ersten Anthologie im allgemeinen uns eine deutliche Vorstellung machen können. Meleagros gab ihr den Namen Stephanos, „Kranz", mit Benutzung jenes alten Bildes, Lieder als Blumen darzustellen, jenes Bildes, das ja auch der Bezeichnung „Anthologia", „Blumenlese" zu Grunde liegt. Ein derartiges Werk, beruhend auf einer umfassenden Kenntniß der griechischen Lyrik von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart des Sammlers hinein, ist recht charakteristisch für einen Dichter der hellenistischen Zeit, dessen Gedichte ja so laut Zeugniß ablegen von einem sorgfältigen, minutiösen Studium seiner Vorgänger, dessen Gedanken und Kunstformen ja so oft nur Weiterbildung und schärfere Ausgestaltung der Gedanken und Formen der früheren Dichter sind. Meleagros' Kranz enthielt Gedichte von ungefähr fünfzig Dichtern; da finden wir Namen wie Alkaios, Simonides, Sappho, Anakreon, Archilochos, Kallimachos; daneben eine große Anzahl weniger bekannter Dichter. Auch eigene Epigramme, sowie Lieder seiner Zeitgenossen hat Meleagros in die Sammlung eingereiht. In dem Einleitungsgedichte hat er uns in echt alexandrinischer Art die Namen der Dichter, die er in den Kranz aufgenommen hat, aufgezählt, und in der Regel die Eigenart eines jeden Dichters durch ein paar kurze Bemerkungen, immer im Rahmen des einmal gewählten Bildes bleibend, hübsch gezeichnet. So vergleicht

er die Lieder des Simonides den jungen Ranken einer Weinrebe; von Sappho hat er nur wenig Lieder aufgenommen, „aber es sind Rosen", wie er hübsch sagt. Die Kunst des Kallimachos nennt er „eine liebliche Myrthe, überfließend von bitterem Honig" — man wird diese Charakteristik treffend nennen, wenn man Kallimachos kennt —, die Blumen Anakreons sind voll süßen Nektars. Der Dichter ist unermüdlich im Aufsuchen von verschiedenartigen Blumenarten zur Charakteristik der einzelnen Dichter; gewiß ist dieses litterarische Einleitungsgedicht geistreich und in einzelnen Zügen schön, aber das Ganze ist allzu alexandrinisch gelehrt, als daß es einen wohlthuenden Eindruck erzeugen würde; die vielen Namen stoßen hier ebenso ab, wie die lange Reihe der Argosahrer, welche Apollonios von Rhodos, der Epiker der alexandrinischen Zeit, am Anfange seines Argonautenepos aufzählt. — Der Stephanos war des Dichters jungem Freunde Diokles gewidmet.

Von dem weiteren Leben des Meleagros wissen wir nicht mehr viel; er berichtet uns selber, daß er ein hohes Alter erreicht habe: auf Kos starb er ungefähr im Jahre 50. Die Aufschrift, die er für sein Grab gedichtet, ist uns in der palatinischen Anthologie erhalten.

Wir geben nun noch kurz ein zusammenfassendes Bild von der schriftstellerischen Thätigkeit des Meleagros und seinem Charakter als Dichter.

Unseres Dichters Kunst bewegt sich in engem Kreise. Was er geschaffen, sind, um einen Ausdruck Catulls zu gebrauchen, nugae, poetische Kleinigkeiten auf epischem und lyrischem Gebiete. Als junger Mann steigt er zuerst in die Dichterarena hinab mit seinen menippeischen Satiren, poetischen Erzählungen, Possen, Genrebildern aus dem täglichen Leben mit moralisch-satirischer Tendenz — man hat diese Produkte nicht unpassend mit den Reden Abrahams a Santa Clara verglichen —,

nach dem Muſter ſeines großen Landsmannes und kyniſchen Innungsgenoſſen, des Menippos von Gadara. Die wenigen Fragmente und Titel, welche uns erhalten ſind, erinnern vielfach an die Schriften Lukians, des ſpäteren Landsmannes unſeres Dichters. Eine Satire trug den Titel „Gaſtmahl"; in einer andern, den „Chariten", hatte Meleagros den Homer zum Syrer gemacht; und weil die Syrer keine Fiſche aßen, ſo hätten bei Homer auch die griechiſchen Helden ſich der Fiſchnahrung enthalten trotz des Ueberfluſſes an Fiſchen, der im Hellespont herrſchte. Eine dritte Satire trug — nach der Ueberſetzung von Wilamowitz — die Ueberſchrift: „Streit des Linſenpurées mit den dicken Linſen", eine Behandlung eines echt kyniſchen Stoffes; denn für den Kyniker, der für kulinariſche Genüſſe nicht viel übrig hatte, bildeten die Linſen die Hauptnahrung. Ob in die gleiche Zeit einer ſtreng kyniſchen Richtung eine Schrift „Ueber philoſophiſche Lehrmeinungen" in mindeſtens zwei Büchern gehört, iſt zweifelhaft; wir wiſſen nicht einmal ſicher, ob der Verfaſſer dieſes Buches mit dem Dichter Meleagros identiſch iſt.

Ueber die erſte Sammlung von erotiſchen Epigrammen unter dem Titel „Paidika", welche Meleagros in Tyros herausgegeben zu haben ſcheint, iſt hier nicht der Ort, ausführlich zu reden. Meleagros hat, wenn wir ſeine diesbezügliche Bemerkung ernſt nehmen wollen, dieſe Lieder ſelber in reiferem Alter als jugendliche Verirrungen angeſehen. Ebenfalls in Tyros hat unſer Dichter wohl noch eine zweite Sammlung von Liebesepigrammen herausgegeben. Von dem Inhalt dieſer Sammlung haben wir bei Anlaß der Schilderung von Meleagros' Erlebniſſen in der phönikiſchen Hafenſtadt bereits ausführlich geſprochen, und ebenſo haben wir das Nöthige über ſein letztes Werk, die erſte Anthologie, ſchon mitgetheilt.

Bei der äſthetiſch-kritiſchen Beurtheilung von Meleagros' Kunſt müſſen wir uns gegenwärtig halten, daß unſer Dichter

ein ſpätes Glied einer langen Kette poetiſcher Entwickelung iſt. Seine Lieder bergen keinen reichen Schatz neuer, origineller Gedanken; es iſt die Wärme des lebhaft und tief nachempfindenden Herzens, welche dieſe Blumen getrieben, die Wärme der Begeiſterung, welche ſich im glühenden Strahlenlichte der Herrlichkeit der griechiſchen Litteratur leicht entzündet hat. Freilich muß der Boden, auf dem dieſe Blumen wachſen ſollen, fruchtbar und voll Lebensſäfte ſein. Dieſen fruchtbaren Boden lieferte dem Dichter der Charakter des Volkes, dem er angehörte, die leichtbewegliche, heiß empfindende ſyriſche Natur, die mit der jüdiſchen ſo viel Gemeinſames hat. Die Römer verachteten die Syrer als ein ſklaviſches Volk, und Erneſt Rénan ſchildert mit Bezug darauf den ſyriſchen Volkscharakter alſo: „Dieſe Eigenſchaft ſicherte ihnen die Zukunft; denn die Zukunft gehörte damals den Sklaven.“ Dann fährt er fort: „Ein ebenſo weſentlicher Zug in dem Charakter des Syrers war ſeine Leichtigkeit, ſeine Gewandtheit, die oberflächliche Klarheit ſeines Geiſtes. Die ſyriſche Natur iſt wie ein flüchtiges Wolkenbild am Himmel. Man ſieht für einen Augenblick gewiſſe anmuthige Umriſſe ſich bilden; aber dieſe Umriſſe werden nie ſo klar, daß ſie ein abgerundetes Bild geben.“ Von dieſer Eigenart des ſyriſchen Charakters treffen wir Spuren genug in den Epigrammen des Meleagros; namentlich die Beweglichkeit, die Kunſt, ſich anzuſchmiegen und klug zu beobachten, iſt ihm in hohem Maße eigen. Er verſteht es trefflich, am Stabe eines feinen Geſchmackes durch die Felder der Poeſie ſchweifend, in den Fruchtgärten ſeiner Vorgänger zu plündern. Wir finden gedankliche Entlehnungen oder formelle Anklänge an Sappho, Archilochos, Anakreon, Simonides, an Theognis, Sophokles, Euripides u. a.; und unter den früheren alexandriniſchen Dichtern giebt es keinen bedeutenderen, von dem wir nicht Spuren bei Meleagros finden würden. Beiſpiele derart laſſen ſich in Menge finden.

Aber Meleagros verwendet die Gedanken und Bilder seiner Vorgänger nicht ohne Kritik und Geschmack für seine Zwecke. Er weiß sie umzugießen, zuzuspitzen, in pikantere Formen zu kleiden. Wir führen hiefür folgende Beispiele an:

In einem seiner Epigramme erzählt Kallimachos von einem Mädchen, Jonis mit Namen, dem Kallignotos ewige Liebe geschworen. Doch sie mußte es erfahren, wie wahr es ist, daß die Schwüre der Liebe nicht zu den Ohren der Himmlischen dringen. Meleagros weiß den Stoff noch anschaulicher zu gestalten: er legt das Epigramm dem verlassenen Mädchen selber in den Mund und läßt es der Nacht und der Fackel, den Zeugen früherer Liebesfreuden, sein Leid klagen.

Anakreon singt: „Mit purpurnem Balle wirft Eros nach mir, der goldgelockte; mit dem Mädchen in bunten Schuhen heißt er mich Ball spielen.“ Der alexandrinische Dichter greift den Gedanken vom Ballspiel des Eros auf, bildet ihn geschickt weiter und erfindet folgendes Liedchen an Heliodora:

In meinem Busen wohnt und spielet Ball
Der Gott der Liebe. Sieh! in heiterm Scherz
Wirft er dir, Liebste, zu mein klopfend Herz!

So nimm die Sehnsucht zur Gefährtin dir
Im Spiel! Doch wirfst du weg mich, sinnbethört,
Trag' ich die Schmach nicht, die das Spiel zerstört.

Meleagros ist Syrer, und die Art, wie er das Bild hier gewendet hat, mahnt durchaus an die sinnliche Bilderpracht orientalischer Poesie. Goethe braucht im westöstlichen Divan in den Suleikaliedern das nämliche Bild in überraschend ähnlicher Ausführung:

Freude des Daseins ist groß,
Größer die Freud' am Dasein.
Wenn du, Suleika,
Mich überschwenglich beglückst,

Deine Leidenſchaft mir zuwirft,
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich:
Das iſt ein Augenblick!

So treffen wir bei Meleagros manches ſchöne Bild, manchen anſprechenden Gedanken, ohne daß wir in jedem Falle zu ſagen vermöchten, ob er aus fremder Quelle geſchöpft habe, oder ob das Bild aus dem Schacht ſeiner eigenen Seele emporgeſtiegen ſei. Denn es iſt zweifellos: auf dem Wege der Nachempfindung des Schönen iſt Meleagros zum Dichter geworden, ſo gut wie Emanuel Geibel, wenn wir auch weit entfernt ſind, ihn an Bedeutung und dichteriſcher Kraft dem deutſchen Dichter gleichſtellen zu wollen. Wir finden bei Meleagros oft recht originelle Gedanken und Bilder: ſo vergleicht der immer verliebte Dichter ſeine Augen mit Jagdhunden, welche dem Gegenſtand der Liebe überall auflauern und ihn aufſpüren wollen. Aber die Originalität geht oft in Geſuchtheit und Geſchmackloſigkeit über. Den verführeriſchen Zauber der Aphrodite vergleicht er mit dem „Vogelleim, in dem die Seele, wie ein ahnungsloſer Vogel hinfliegend, elend hängen bleibt". „Die Augen werden gebraten in der Schönheit und werden verſengt über flammendem Feuer; denn Amor iſt ein gar eifriger Koch des Herzens." Jedenfalls fallen viele von dieſen geſuchten Bildern auf Rechnung des Orientalen; nicht minder geſucht iſt für unſer Gefühl, wenn Goethe im weſtöſtlichen Divan in den Liedern an Suleika ausruft:

Laß mich nicht ſo der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebſtes, du mein Mondgeſicht!
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Natürlich iſt Phosphor hier in der urſprünglichen Bedeutung „Lichtbringer" aufzufaſſen; aber dem modernen Leſer,

für den Phosphor gewöhnlich ins Gebiet der Chemie gehört, klingt das Bild darum nicht weniger befremdlich.

Aber Meleagros gehört nicht nur zu den Endgliedern der Entwickelungskette der griechischen Poesie in der klassischen und alexandrinischen Zeit; seine Kunst ist selber wieder Vorbild für eine Reihe späterer Dichter geworden. Außer den nachchristlichen griechischen Dichtern, von denen uns zahlreiche Lieder in der Anthologie des Konstantinos Kephalas erhalten sind, sind es namentlich die römischen Dichter der Kaiserzeit, auf die Meleagros einen großen Einfluß ausgeübt hat, wenn wir auch freilich nicht in jedem einzelnen Falle sagen können, daß nur Meleagros Vorbild gewesen sei; denn gar manche Wendung, manches Bild und mancher Gedanke, den wir bei unserem Dichter treffen, findet sich auch bei andern alexandrinischen Dichtern; in Zeiten allgemeinen, eifrigen poetischen Schaffens bildet die Sprache einen reichen Apparat poetischer Requisitenstücke aus.

Einen Anklang an Meleagros finden wir z. B. bei Horaz. Meleagros ruft, auf einen Gedanken des platonischen Symposion und auf ein Epigramm des Kallimachos zurückgehend, aus: „Der Südwind, den Schiffern nach Wunsch die Segel blähend, hat mir die Hälfte meiner Seele, meinen Andragathos, geraubt!" und Horaz bittet das Schiff, das seinen Freund Vergil nach Attika tragen soll: „Erhalte mir die Hälfte meiner Seele!" Den gleichen Gedanken treffen wir auch bei Ovid, wenn er in seinen Trauerelegieen, seinen Tristien, klagt: „Zwanzig Jahre alt war mein Bruder geworden, als er starb und ich die Hälfte meines Seins missen mußte." Und namentlich Ovid, der mit Meleagros geistesverwandte Roué der römischen Kaiserzeit, hat manchen Gedanken und manches Bild den Gedichten seines alexandrinischen Vorgängers entlehnt; man hat diese geistige Verwandtschaft zwischen beiden schon so ausgedrückt, daß man

Meleagros den „griechiſchen Ovid“ nannte, und Sainte-Beuve, von dem wir einen Eſſay über unſern Dichter haben, bemerkt: „Sicherlich verſteht man Ovid beſſer, wenn man Meleagros geleſen hat.“ Freilich hat Ovid auch dem Landsmann unſeres Dichters, Philodemos, ſehr viel zu verdanken. Die Abhängigkeit Ovids von Meleagros finden wir, um von den zahlreichen Beiſpielen nur noch eines anzuführen, auch in folgendem Falle. Der gadareniſche Dichter ſagt: „Am Boden lieg' ich; nun ſetz' deinen Fuß auf meinen Nacken, grauſamer Eros!“ und der römiſche Nachahmer: „Du biſt gefeſſelt, und grauſam knechtet Amor deinen Nacken unter ſeinen Fuß.“ Aber auch die Elegien eines Properz, eines Tibull klingen gar häufig an Meleagros an. Ich verzichte darauf, für dieſe Behauptung Beiſpiele anzuführen, und verſuche es nur noch, an einer Metapher die Stellung des Meleagros in der Entwickelung poetiſcher Sprache von dem Anfang der griechiſchen Litteratur an bis auf unſere Tage kurz zu charakteriſiren.

Bekannt iſt die Vergleichung des Laubes der Bäume und Sträucher mit dem Haare der Menſchen und Thiere. Schon die Odyſſee kennt das Bild; im ſiebenten Jahrhundert vor Chriſti Geburt treffen wir es im homeriſchen Demeterhymnus; die Dichter der klaſſiſchen Zeit kennen es; in der alexandriniſchen Zeit iſt es ſehr beliebt; ſo finden wir es bei Apollonios von Rhodos in Bezug auf das Laub der Pappel. Meleagros führt das Bild weiter aus und ſingt: „Ueber den Weg hin ſah ich zur Mittagszeit den Alexis ſchreiten, als eben das Haar der Aehren der Sommer ſchor.“ Von den Griechen haben es die Römer übernommen. Horaz ſpricht mehrmals vom Haare der Bäume. Und ſeither iſt die Metapher der poetiſchen Sprache ſehr geläufig, wie die folgenden, zufällig aufgegriffenen Beiſpiele zeigen.

Dante ſagt im Paradiſo:

E dal settimo grado in giù, sì come
Insino ad esso, succedono Ebree
Dirimendo del fior tutte le chiome.

Sehr hübſch hat Giacomo Zanella das Bild ausgeführt:

Giovani ancor del bosco
Nato con me verdeggian le chiome,
Ma più non riconosco
Di me cangiata larva altro che il nome.

Freiligrath ſpricht vom „ſtraffen, grünlich-ſchwarzen Haar der Tanne", und Anaſtaſius Grün von den „gelöſten Haaren der Weide", Uhland von „Daphnes falben Haaren". Bei Maurice von Stern „ſtrählt des Mondes Schein das Wollgras", und Ricarda Huch benutzt das Bild zu der ſchönen Strophe:

Einmal, vor manchem Jahre,
War ich ein Baum am Bergesrand,
Und meine Birkenhaare
Kämmte der Mond mit weißer Hand.

Wir kommen zum Schluſſe. Nach alle dem, was ich bereits ausgeführt, iſt es klar, daß der Ideenkreis, den wir in Meleagros' Dichtungen finden, kein ſehr großer iſt. Außer den Liebesliedern ſind uns, wie bereits erwähnt wurde, nur ſehr wenig Gedichte anderen Charakters von Meleagros erhalten, eine Thatſache, zu der ſo manche litterariſche Exiſtenz unſerer Tage eine bedenkliche Parallele giebt. Wir beſitzen noch einige Epitymbien oder Grablieder. In einem epiſchen Epigramm iſt uns der Tod der Kinder der Niobe erzählt. Das Gedicht iſt ein treffliches Beiſpiel für die formelle Meiſterſchaft des Dichters. Er ermüdet uns nicht durch eine langathmige Beſchreibung des ganzen Vorganges, ſondern er verſteht es, äußerſt reges dra-

matiſches Leben in die Darſtellung zu bringen, indem er die Begebenheit in zwei Akte zerlegt: Ein Bote kommt und meldet der Niobe, die von ihren Töchtern umgeben iſt, das grauſige Leid, das ſie betroffen: durch Apollons Pfeile ſind ihre Söhne dahingerafft worden. Und während der Bote noch ſpricht, geht auch der zweite Theil der Tragödie in Erfüllung: um die Mutter ſinken, von den unfehlbar treffenden Pfeilen getödtet, die Töchter nieder; die Mutter aber erſtarrt in ihrem herben Weh:

Hör', Kind des Tantalos, hör' meine Kunde,
Die todesdunkle, hör' ſie, Niobe!
Und lauſch' dem Jammerlied aus meinem Munde,
Das dir verkündet dein entſetzlich Weh!
Von deinem Haupte löſ' die reichen Bänder!
Vom Wind zerrauſen laſſ' dein offnes Haar!
Für Phoibos' Pfeil, den herben Gramesſpender,
Haſt du geboren deiner Söhne Schar.

Todt ſind die Söhne, deine edeln, guten! —
Doch weh! welch' neues Unheil ſchaut mein Blick?
Sieh'! Auf die Töchter brauſt in vollen Fluthen
Herein des Todes grauſiges Geſchick!
Im Mutterarm ſeh' ich die eine liegen;
Bleich ruht die zweite auf der Mutter Knien;
Die dritte will an ihre Bruſt ſich ſchmiegen;
Todt ſtürzt die vierte auf die Erde hin!

Die duckt vor den Geſchoſſen ſich zuſammen;
Die ſchaut mit ſchreckgelähmtem Angeſicht
Den Pfeil; erſterbend ſchickt die letzten Flammen
Des Auges jene noch zum Sonnenlicht!
Sie aber, deren Mund einſt heit'res Plaudern
Entquoll, die Mutter ſteht in ſtummer Pein.
Durch ihre Glieder rinnt ein tödtlich Schaudern,
Und ſie erſtarrt, als würd' ihr Fleiſch zu Stein.[9]

Endlich finden wir noch ein paar Lieder, in denen der Dichter mit tiefer Innigkeit das Leben der Natur zu ſchildern weiß. Freilich auch hier wandelt Meleagros auf der breiten

Heerſtraße alexandriniſcher Dichtung. So iſt z. B. das erotiſche Zirpen der Heuſchrecke und der Cikade, das in der glühenden Mittagshitze und in der kühlen Dämmerung hell übers Feld klingt, zum Gemeinplatz in der Naturlyrik der alexandriniſchen Zeit geworden; die Dichterin Anyte, Leonidas von Tarent, Mnaſalkas u. a. haben in zierlichen Epigrammen ihren Geſang geprieſen. Von Meleagros' Liedern, die hierher gehören, mag noch folgendes mitgetheilt werden:

Die du trinkſt des Frühthaus Perlen
O Cikade, in der Wieſe
Stillem Frieden ſingſt mit heller
Stimme du dein kunſtlos Lied!

Sitzeſt auf des Blattes Rande,
Spielſt, als ſchlügeſt du die Leier,
Auf dem glänzend braunen Leibe
Mit dem ſcharfgezackten Fuß.

Sing' des Waldes Nymphen, Freundin,
Eine neue, heit're Weiſe!
Laſſ' erklingen um die Wette
Mit dem Waldgott Pan dein Lied!

Daß, vor Eros' Pfeil geborgen,
Ich in glüh'nder Mittagsſtunde
Hier im Schatten der Platane
Mir erhaſche ſüßen Schlaf!

Wir bewundern hier die liebevolle Naturbeobachtung; indes, wieviel von dem Inhalt des Liedchens auf Rechnung wirklichen Sichverſenkens in das Leben der Natur, wieviel auf Rechnung künſtlicher Nachbildung eines ſtereotypen Stoffes zu ſetzen iſt, das wird kaum ſcharf entſchieden werden können. Ebenſowenig iſt die ſentimentale Stimmung, die leiſe über die Verſe hinhaucht, ein beſonderes Verdienſt unſeres Dichters; Sentimentalität iſt ein allgemeiner Grundzug der nervöſen helleniſtiſchen

Zeit; ihr ſo oft allzu ſüßlicher Duft wird uns, zu reichlich eingeathmet, in den Werken der Dichter ebenſo zuwider, wie in den gleichzeitigen Darſtellungen der bildenden Kunſt die von Leidenſchaft allzu heftig erſchütterten Geſtalten, die von wildem Schmerz allzu grell verzerrten Geſichter uns abſtoßen.

Sehen wir von dieſen wenigen Liedern ab, ſo iſt es eben immer die Liebe, die unſerm Dichter den Griffel in die Hand giebt. Getreu dem Goetheſchen Spruche:

Liebe ſei vor allen Dingen
Unſer Thema, wenn wir ſingen!

dichtet Meleagros:

Immer klingt des Eros Ruf mir
In dem Ohre, und es gleitet
Aus dem Aug' die ſüße Zähre,
Welche ſtille Sehnſucht weint.

Nicht die Nacht und nicht der helle
Glanz des Tages ſtillt mein Sehnen,
Löſcht das heiße Wundmal, das die
Liebe tief ins Herz mir grub.

O daß nie, ihr Liebesgötter,
Ihr auf ſchnellen Schwingen mehr ins
Herz mir flöget! Ach, ihr findet
Nimmer ja den Weg zurück!

Freilich, wie tändelnd und kraftlos gekünſtelt klingt das Lied von Eros' Allmacht, wenn die gewaltigen Töne, in denen Sappho die Urgewalt mächtiger Liebesleidenſchaft ſtammelnd verkündet, an unſer Herz brauſen:

Tiefdunkle Nacht
Webt dichten Flor
Mir ſchwarz vor die Augen!
Es rauſcht mein Ohr!
Ein Zittern durchfluthet

Den Leib mir! Es rieſelt
Aus allen Poren
Der Schweiß mir hervor!

Und wenn Sapphos Lied tieftragiſch ausklingt:

Und es iſt mir im Herzen
So müde, als hätte
Die Hand des Todes
Mich plötzlich erfaßt! —

wie klingt gegenüber dieſem Schluß Meleagros' witzige Pointe ſo matt und fad! Es kann kein Zweifel ſein: wir würden freudig den ganzen Kranz von Meleagros' Blumen hingeben gegen eine einzige von Sapphos Roſen. Und doch wird den Liedern des dekadenten Dichters gerade der Leſer am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts ein tiefes Intereſſe entgegenbringen. Wir ſind gewohnt, in den Dichtungen unſerer Tage nicht mehr die tobenden Donnerſchläge gewaltiger Urkraft, titaniſcher Leidenſchaft zu hören. Gerade daß in Kunſt und Litteratur der Ruf nach roher Kraft, nach dem Einswerden mit der Natur, ſo laut ertönt, zeigt, wie ſchwach wir geworden. Eines aber hat die Zeit überfeiner, müder Kultur vor der Höhezeit kräftiger und geſunder, aber auch naiverer Kunſtentwickelung voraus — wenn man das als ein Voraushaben bezeichnen will —: die Nerven liegen offener zu Tage und reagiren auf den leiſeſten Eindruck der Außenwelt außerordentlich fein und differenzirt, man könnte auch ſagen, krankhaft und überſpannt. Das iſt eine ſolche Periode in der Weltgeſchichte, wo, wie Maurice Maeterlinck ſagt, „die Seele emportaucht an die Oberfläche der Menſchheit", wo „man zarter und tiefer das Kind, das Weib, die Thiere, die Pflanzen und die Dinge begreift". In helleniſtiſcher Zeit hat die überkünſtleriſche, von feinen, zu einem bedeutenden Theile erotiſchen Wohlgerüchen erfüllte Atmoſphäre

die Sentimentalität gezeitigt, die der Richtung der urſprünglichen helleniſchen Weltauffaſſung direkt zuwiderlief, alſo von dieſem Standpunkte aus durchaus eine krankhafte Erſcheinung iſt. Eine der Wurzeln dieſer krankhaften Sentimentalität iſt die Päderaſtie, welche in der alexandriniſchen Dichtung eine ſo große Rolle ſpielt, und der aus der perverſen Sexualempfindung reſultirende Selbſtverneinungstrieb. In unſerer Zeit, welche die Sentimentalität als altes Kulturingrediens kennt, ſpricht man wohl — wir ſehen auch hier die hohe Bedeutung, welche das erotiſche Moment in der Dichtung der Decadence einnimmt — von dem „troisième sexe geſchlechtlicher Indifferenz".

Auch das Alterthum hat in der alexandriniſchen Periode ſeine „Serres chaudes"; ihr Duft weht heiß und ſüß in ſo manchem Liede des Meleagros von Gadara, das wir angeführt, erſtickend und krankhaft-abſtoßend in ſo manchem, das wir verſchwiegen. Die helleniſtiſche Periode leitete den Verfall der griechiſchen Kultur ein — und unſere Zeit?

## Anmerkungen.

[1] Außer Zola's bekannten „Rougon-Macquart" mag aus der Fülle hierher gehöriger Werke noch Björnſon's „Haus Kurt", ſowie Huysmans' „A rebours" in einzelnen Partieen als Beiſpiel eines Kunſtwerks auf hiſtoriſch- (im weiteſten Sinne) naturwiſſenſchaftlicher Grundlage angeführt werden.

[2] In der modernen franzöſiſchen Litteratur haben wir als Parallele zu dieſen Epigrammen vielfach das Sonett. So zeigen z. B. die eleganten Dichtungen in dieſer Form, wie ſie der Parnaſſien José-Maria de Heredia verfertigt — ein franzöſiſcher Platen, was kalte Formengewandtheit anbetrifft — eine auffallende Verwandtſchaft mit den glatten alexandriniſchen Epigrammen.

[3] Unſere Uebertragung ſtammt aus: E. Ermatinger, und R. Hunziker, Antike Lyrik in modernem Gewande (Frauenfeld 1898), S. 15.

[4] Vergl. Ermatinger und Hunziker, a. a. O. S. 12.

[5] Ermatinger und Hunziker, a. a. O. S. 13.

[6] Dieſe Thatſache läßt ſich zur Evidenz durch eine äſthetiſch-kritiſche Vergleichung von 1) A. P. V 144 (Stadtm. 143) mit V 143 (142) 2) A. P. V 151 (150) mit V 163 (162) erweiſen. Die jeweils zuerſt genannten Epigramme beziehen ſich auf Zenophila, die zuletzt genannten auf Heliodora. In je einem Paare iſt der gleiche Stoff bearbeitet; die Entwickelung des Gedankens, die ſchärfere Zuſpitzung und ſtraffere Faſſung, die wir in den beiden Heliodora-Epigrammen gegenüber denjenigen an Zenophila treffen, zeigt, daß dieſe Vorſtudien zu jenen ſind, mithin auch die Liebe zu Zenophila zeitlich vor die zu Heliodora fällt.

[7] In der erſten Zeit des Aufenthalts in Tyros pflegt Meleagros die Päderaſtie, vergl. A. P. XII 84, deren Frucht die „Paidika" bildeten.

[8] Dieſe von der bisherigen Auffaſſung des Gedichts (A. P. XII 53) abweichende Erklärung und Uebertragung desſelben ſtützt ſich auf die Aenderung *κακὸν* ſtatt *καλὸν*, die der Pointe wegen, wie ſie Meleagros ſo fein handhabt, nothwendig iſt.

[9] Ermatinger und Hunziker, a. a. O. S. 14.

# Aus einem Tagebuche des ſechzehnten Jahrhunderts.

Von

**Dr. Chriſtian Meyer,**
Staatsarchivar.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Karl V. hatte ſein Meiſterſtück der Staatskunſt vollbracht. Der ſchmalkaldiſche Bund war zerſprengt. Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, das Haupt des Bundes, mußte am Abend des 24. April 1547 vor ſeinem „allergnädigſten Kaiſer und Herrn", den er noch eben als „Karl, der ſich den fünften römiſchen Kaiſer nennt", zu tituliren pflegte, das „Knie beugen", die ſpaniſche Reverenz machen, wie das in der damaligen ſpaniſchen Hofſprache genannt wurde. Landgraf Philipp von Heſſen that wenige Wochen darauf, am Abend des 19. Juni, „auf dem großen Saale in des Kaiſers Loſament zu Halle, im Beiſeyn vieler Herren, Kurfürſten, Fürſten, fremder Potentaten, Botſchafter, Grafen, Oberſten, Befehlshaber und einer großen Anzahl anderer Leute, ſoviel als ins Gemach gehen und von außen durch die Fenſter darein ſehen konnten", gleichfalls den Fußfall und leiſtete demüthige Abbitte, erwirkte aber nichts weiter, als daß er ſich keiner ewigen Gefangenſchaft zu verſehen habe. Die anderen Fürſten, Herren und Städte des Bundes waren den Häuptern entweder ſchon zuvorgekommen in raſcher und ſchmachvoller Unterwerfung oder ihnen ſchleunigſt gefolgt. Durch unermeßliche Kontributionen, Lieferungen an Geſchütz und Kriegsmaterial aller Art hatten ſie die Gnade des Kaiſers und Aufhebung der über ſie verhängten Acht erkauft; die demüthigen Formen der Ausſöhnung, die Keinem erlaſſen wurden, mochten im Augenblick gegen dieſe materiellen Opfer

gar nicht in Anſchlag gebracht werden. Mit Recht wurde ihnen ſchon damals geſagt: hätten ſie nur den vierten Theil deſſen, was ſie dem offenkundigen Feinde ihres Glaubens und ihrer Freiheit zahlen mußten, daran geſetzt, beide zu vertheidigen, ſo würden ſie den Krieg jahrelang haben führen können, was ebenſoviel hieß, als ihn ſiegreich führen. Dergleichen iſt in ähnlichen Situationen ſtets mit dem gleichen Rechte geſagt worden, hat aber niemals verhindert, daß dasſelbe ſich ſtets wiederholt hat.

Karl V. war ein zu gewiegter Politiker, um ſeinen Sieg zu überſchätzen. Er wußte wohl, daß er nur ſo weit Gehorſam fand, als die Gegenwart ſeiner Soldateska denſelben erzwang. Alles hing daher davon ab, ob er die genügende Truppenmacht ſo weit zerſtreuter Gebiete, vom Fuße der Alpen bis zu den Küſten der Nordſee, zuſammenzuhalten vermochte. Das war aber zumeiſt eine finanzielle Frage. Denn der Soldat jener Zeit, der echte, richtige Söldner, machte ſeine Dienſte ganz allein vom Beutel abhängig. Wurde er gut und vor allem pünktlich bezahlt, ſo war das Größte mit ihm möglich. Stockte dagegen der Sold, ſo erfolgte ſofort Löſung der Disziplin, offene Widerſetzlichkeit und eine vollſtändige Zerſplitterung der Heere. Nun hatte dieſer „deutſche Krieg" dem Kaiſer mindeſtens drei Millionen Goldgulden gekoſtet, aber alle Strafgelder und Kontributionen, alle päpſtlichen Hülfsgelder und die der katholiſchen Reichsſtände hatten nicht mehr als anderthalb Millionen gebracht. Es war eine bedenkliche Ebbe im kaiſerlichen Schatze, und die Fugger und Welſer, die wohl hätten helfen können, waren nicht mehr ſo unbedingt zum Kreditgeben geneigt, wie etwa zehn oder zwanzig Jahre früher.

So war es jetzt die Hauptaufgabe der klugen Männer im Rathe des Kaiſers, neue Geldquellen aufzuſpüren, — ein Geſchäft, dem ſie ſich mit um ſo größerem Eifer widmeten, als es

Jedermann, den Kaiſer ſelbſt nicht ausgenommen, wohl bekannt war, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil davon nebenab in ihre Taſchen floß. Freilich waren die eigentlichen Goldbäche, die in den reichen Städten oder in den Schatzkammern der größeren fürſtlichen Rebellen entſprangen, ſchon abgeleitet, und was noch übrig blieb, konnte auch bei den umſichtigſten Bohrverſuchen nicht mehr ſo ergiebig ausfallen. Aber die Menge mußte auch hier erſetzen, was die Fülle zu wünſchen übrig ließ.

Es kam alſo darauf an, möglichſt viele „Schuldige“ von dem vergangenen Kriege her zu erſpähen, nicht um ſie zu beſtrafen, ſondern nur um ſie bezahlen zu laſſen, ſo viel als ſich nur immer aus ihnen herauspreſſen ließ. Unter dieſe eigenthümliche Kategorie von Schuldigen wurden auch die Grafen von Waldeck gezogen, um welche man ſich ſonſt am kaiſerlichen Hofe und in der kaiſerlichen Politik wenig zu bekümmern pflegte.

Das alte gräfliche Haus Waldeck gehörte zu denen, auf die das volksmäßige Wort des Freidank:

„Breite Eigen werden ſchmal,
Wenn man ſie theilet nach der Zahl“

in vollſtem Sinne ſeine Anwendung gefunden hat. Fortwährende Theilung eines nicht übermäßig großen Beſitzes ließen eine Linie nach der andern aufſchießen, trugen aber nicht dazu bei, das Geſamtgut des Hauſes zu vermehren oder ſeine politiſche Stellung zu verbeſſern. So war es gekommen, daß die früher reichsunmittelbaren Grafen im 15. Jahrhundert ſich unter die Lehnsherrlichkeit eines mächtigeren Nachbars, des heſſiſchen Landgrafen, begeben mußten, ohne damit ihre Reichsſtandrechte aufzugeben. Es war dies eines der unzähligen unklaren, ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, mit denen der Organismus des Reiches in den letzten Zeiten des Mittelalters ſich beſchwert hatte. So lange alles im ebenen Geleiſe fortging, mochte man ſich leidlich

dabei behelfen, aber jede Kriſis mußte Gelegenheit zu den fatalſten Verwirrungen für alle Betheiligten geben.

Zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges gab es nicht weniger als vier regierende Herren im kleinen Waldecker Lande: Philipp IV. von der Wildungſchen Linie und die drei Brüder Wolrad II., Philipp V. und Johann von der Eiſenbergiſchen Linie. Alle dieſe hatten ihrem Lehnsherrn, dem heſſiſchen Landgrafen Philipp, als er ſie zur Lehnsfolge im Jahre 1546 aufbot, Gehorſam geleiſtet, wie es getreuen Vaſallen geziemt und ſie es bei Strafe der Verwirkung ihrer Lehen ſchuldig waren. Doch waren ſie nicht in den Fall gekommen, für ihren nächſten Lehnsherrn das Schwert gegen ihren oberſten Lehnsherrn, den Kaiſer, zu ziehen. Ehe noch das kaiſerliche Heer den Landgrafen an ſeinem eigenen Herde aufſuchen konnte, entſchloß er ſich zur Unterwerfung, und die aufgebotenen Vaſallen wurden entlaſſen. Ein kaiſerlicher Kommiſſar verkündete allen Denen, welche für den Landgrafen und gegen den Kaiſer die Waffen getragen, vollſtändige Amneſtie unter der Bedingung, daß ſie ſich fortan ruhig hielten. Die waldeckiſchen Grafen wirkten, wie die meiſten der mit ihnen in gleicher Lage befindlichen Herren und Ritter, zur größeren Sicherheit noch eine förmliche Urkunde darüber von eben dieſem kaiſerlichen Kommiſſar aus, vor dem ſie ſich perſönlich geſtellt hatten, und durften ſich nunmehr der Hoffnung hingeben, unbeläſtigt zu bleiben.

Da erfolgte wie ein Blitz uus heiterer Luft am 12. März 1548 eine Zitation an die drei Brüder Wolrad, Philipp und Johann, ſich zur perſönlichen Verantwortung vor dem Kaiſer, der damals zu Augsburg reſidirte, am 16. April zu ſtellen. Dem kaiſerlichen Mandate mußte unter damaligen Umſtänden gehorcht werden, wo ſpaniſche, italieniſche und deutſche Truppen durch ganz Niederdeutſchland kantonirten und jede Widerſetzlichkeit durch das ſchärfſte ſummariſche Verfahren geahndet werden

konnte. Es machten ſich daher die drei Brüder ſchleunigſt reiſefertig.

Schon am 5. April konnten die gräflichen Brüder mit einigen erprobten Räthen und weniger Dienerſchaft vom Schloſſe Waldeck ausreiten dem Süden zu. Mit dieſem Datum beginnt das Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen worden. Es iſt von dem Grafen Wolrad eigenhändig und meiſt in großer Ausführlichkeit geſchrieben, natürlich in lateiniſcher Sprache, wie es ſich für einen ſo gelehrten Herrn ziemt. Der „Gelehrte" iſt ein Beiname, der ihm damals ſehr häufig und nicht bloß aus Schmeichelei beigelegt wurde. Das Tagebuch vergegenwärtigt uns ein Stück deutſcher Geſchichte in der Unmittelbarkeit des ſelbſterlebten Begegniſſes, wie keine andere geſchichtliche Aufzeichnung dieſer Zeit.

In ſchweren Sorgen wurde die Reiſe angetreten. Namentlich mußte Wolrad aus triftigen Gründen Schlimmes fürchten. Er hatte ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten als eifriger Verfechter der neuen Lehre bemerklich gemacht. Zu dem letzten, ganz verunglückten Vereinigungsverſuch der beiden Glaubensbekenntniſſe, dem Religionsgeſpräche zu Regensburg im Winter 1545—1546, war er auf den Wunſch des großen Straßburger Theologen Bucer vonſeiten ſeines Lehnsherrn, des Landgrafen Philipp, zwar nur als Zuhörer geſandt worden, aber ſein Glaubenseifer hatte ihn fortgeriſſen, ſo daß er einmal die hämiſchen Invektiven des kaiſerlichen Kaplans Petrus Malvenda allerdings nicht ſehr parlamentariſch unterbrach. Daß ihm Malvenda Rache geſchworen hatte, wußte er, und gleichfalls, was jener bei dem Kaiſer galt. Außerdem bekümmerten ihn allerlei an ſich geringfügige Streithändel mit ſeinen Nachbarn, wie ſie jeder deutſche Territorialherr damals dutzendweiſe hatte. Aber das Gefährlichſte dabei war, daß er Proteſtant und ſeine Gegner Katholiken waren, darunter der neue Erzbiſchof Adolf

von Köln, den man als einen beſonderen Günſtling des Kaiſers betrachtete und zugleich auch als einen beſonders heftigen Feind der neuen Lehre und ihrer Anhänger. Man hatte den Grafen einſtweilen wiſſen laſſen, daß er ſich zu Augsburg nicht bloß wegen Hochverraths gegen den Kaiſer, ſondern auch wegen Friedensbruchs gegen harmloſe Nachbarn zu verantworten haben werde. Seine Brüder durften die Sache leichter nehmen. Sie konnten in Augsburg auf einflußreiche Gönner hoffen, vor allem auf den Herzog Wilhelm von Cleve, der damals bei dem Kaiſer und König Ferdinand viel galt, weil man ihn gut brauchen konnte. Dieſer cleveſche Herzog war ihrer noch lebenden Mutter leiblicher Bruder, Wolrad aber, aus der erſten Ehe des Vaters, entbehrte dieſe mächtige Verwandtſchaft. Beide jungen Grafen ſtanden noch in den Jahren, wo man friſcher in die Welt hinausſieht, der eine war 27, der andere 26 Jahre alt. Wolrad dagegen hatte beinahe ſchon das vierzigſte Jahr erreicht. Die jüngeren Brüder waren noch unverheirathet, er aber ſeit zwei Jahren mit einer innig geliebten jungen Frau, Gräfin Anaſtaſia von Schwarzburg, verbunden, die ihm ſchon ein Töchterchen geboren hatte. Daß er Weib und Kind in dieſen Zeiten ſchutzlos zurücklaſſen mußte, war nicht der geringſte Theil ſeines Kummers, denn wer bürgte dafür, daß er nicht als Geächteter ſeiner Heimath für immer den Rücken kehren mußte?

Je näher man Augsburg kam, deſto deutlicher zeigten ſich die Merkmale der traurigen Zuſtände, unter denen die Geſinnungsgenoſſen der Grafen damals ſeufzten. Schon in Nürnberg war alles voll Angſt und Verwirrung über die weiteren Pläne des Kaiſers in Bezug auf Religion und bürgerliche Freiheit. In der Reichshauptſtadt Weißenburg begegneten die Augen der zum Thore Einreitenden zuerſt den kaiſerlichen Fahnen, als Zeichen, wer jetzt hier der wahre Herr ſei. Bei

Donauwörth übernachtete man in demſelben Zimmer der Herberge zum goldenen Löwen, wo kurz vorher der Landgraf von Heſſen neunzehn Wochen lang als Gefangener gehalten und von ſeiner ſpaniſchen Wache nicht wenig gequält worden war, — eine Erinnerung, die nicht eben ermunternd wirkte. Vorher, zwiſchen Monheim und Weißenburg, war Graf Wolrad mit genauer Noth aus augenſcheinlicher Todesgefahr gerettet worden: ſein Pferd war in der Furth eines angeſchwollenen Baches geſtürzt und er im Bügel hängen geblieben.

So ritten ſie denn ſchweren Herzens am Mittag des 14. April in Augsburg ein. Im Gewirr des Reichstags, des ſtattlichſten und ſchickſalsſchwerſten des ganzen 16. Jahrhunderts, hätten ſich die Waldecker Herren wohl ſchwer zurecht gefunden, wenn ſie nicht alsbald ſich an einen trefflichen Führer und Berather gewendet hätten. Dies war der Graf Wilhelm von Naſſau-Dillenburg, einer der bedeutendſten deutſchen Fürſten dieſer Zeit, obwohl an Landbeſitz vielen nachſtehend. Aber er hieß nicht umſonſt der „reiche" Graf, und was mehr war, er kannte den kaiſerlichen Hof und alle leitenden Perſönlichkeiten aufs Genaueſte, galt mit Recht für einen der treueſten Diener des Kaiſers, machte aber kein Hehl daraus, daß er offen der neuen Lehre zugethan ſei. Er hielt es darin anders als ſein großer Sohn Wilhelm von Oranien, der den wohlverdienten Ruhm des Vaters ganz verdunkelt hat. Jener Graf Wilhelm nahm die mißlichen Angelegenheiten der ihm nahe verwandten Waldecker ſofort in ſeine Hand. Sein Rath war es, der Wolrad beſtimmte, alles daran zu ſetzen, den Handel mit dem Kölner Erzbiſchof auf gütlichem Wege zu ſchlichten. Graf Wilhelm ſuchte perſönlich den hohen geiſtlichen Herrn auf. Freilich konnte er ihn nicht ſprechen, da er noch mit einem tüchtigen Rauſche vom vorhergehenden Tage zu Bette lag. Schließlich gelang es dem Vermittler, den Erzbiſchof zu einem

Vergleich zu bewegen, allerdings nur gegen ſchwere Opfer ſeitens Wolrads. Damit war eine große Gefahr für die Hauptangelegenheit, die Rechtfertigung vor dem Kaiſer wegen Hochverraths, abgeſchnitten.

Mittlerweile war auch dieſer Hauptprozeß in Gang geſetzt, aber der Gang war und blieb ſchneckenhaft. Nicht ſehr ermuthigend lautete es, wenn Kurfürſt Moritz von Sachſen inmitten einer zahlreichen Geſellſchaft von höchſten und hohen Herren und Frauen bei ſeiner Schwiegermutter, der Landgräfin von Heſſen, ſein Erſtaunen darüber ausdrückte, daß auch Graf Wolrad auf dem Reichstag erſchienen ſei. Moritz ſelbſt konnte allerdings damals kein direktes Intereſſe haben, dem Grafen zu ſchaden, aber ſeinem Freund und Mitgeſellen bei dem Verrath an den Glaubensgenoſſen, dem wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach — ſehr mit Unrecht der deutſche Alcibiades genannt — war Wolrad perſönlich unangenehm und ſeine Gegenwart in Augsburg nicht wenig unbequem.

Formell wurde der Hochverrathsprozeß in der Art geführt, daß die Angeklagten ihre mündliche und ſchriftliche Vertheidigung in eigener Perſon oder durch ihre Beauftragten bei gewiſſen, dazu deputirten kaiſerlichen Räthen anbrachten. Dieſe hatten dann an den Kaiſer zu referiren, von dem das Urtheil geſprochen werden ſollte. Thatſächlich verhielt es ſich aber anders. Der Kaiſer ſelbſt kam eigentlich nur im letzten Aufzug oder in der Schlußſcene dieſer Tragödie auf die Bretter, und alles wurde von ſeinen Miniſtern, dem jüngeren Granvella und Viglius, auf eigene Hand entſchieden.

Erſt nach einer ganzen Anzahl müßig verbrachter Tage gelangten die Waldecker Grafen zur Audienz bei Granvella. Er hörte den Vortrag ihres rechtskundigen Beiſtandes ruhig an, aber die Antwort, die er ertheilte, gab keine günſtigen Ausſichten. Da mußte man ſich denn in Geduld fügen und auf

die kaiſerliche „Reſolution“ — ein Wort, das damals in Deutſchland noch wenig gehört und, wie das gräſliche Tagebuch ſagt, erſt von den neuen Leuten, die jetzt herrſchten, neu hereingebracht war — ſo lange warten, als es den „Halbgöttern am Hofe“ gefiel, ſie warten zu laſſen. Richtig genug bemerkte einmal ſelbſt einer der erſten kaiſerlichen Räthe, der Vizekanzler Dr. Seld, es ſei die Art dieſes Hofes, die Menſchen durch Verzögerung umzubringen. Dieſelbe Klage, die die Waldecker Grafen führten, ertönte von allen Seiten. Die Urſache davon iſt nicht ſchwer zu finden: alle kaiſerlichen Miniſter und Räthe waren fleißig an der Arbeit, aber der Arbeit war zu viel. Der eine Mann, auf deſſen Schultern alles lag, war damals noch dazu alt und krank. Es war der bekannte Nicolaus Starendt, der „erlauchte Herr von Granvella“, wie ihn Graf Wolrad und viele andere Hochgeborene dieſer Zeit ironiſch zu betiteln pflegten. Denn der bis zu dem grenzenloſeſten Einfluß emporgeſtiegene ehemalige Schreiber aus Burgund, in deſſen Hand die große Politik und die Regierung der halben Welt lag, war und blieb ihnen trotz ſeiner Nobilitirung nur ein pfiffiger und vom Glück begünſtigter Emporkömmling. Daß ihn der Kaiſer wie einen Vater ehrte, iſt eine vielleicht etwas ſentimental gefärbte Aeußerung eines damaligen Beobachters, gewiß aber iſt, daß er alle Geſchäfte ihm überließ und ſich nur die letzte Entſcheidung vorbehielt, die natürlich immer ſo ausfiel, wie ſie der allmächtige Miniſter vorbereitet hatte. Damals aber lag er, der Sechzigjährige, ſchwer darnieder, und wenn auch ſein Geiſt und ſeine Geſchäftskenntniſſe nicht zu entbehren waren, ſo konnte er doch unmittelbar nicht mehr in die Geſchäfte eingreifen. Dies überließ er ſeinem Sohne Anton, dem Biſchof von Arras, demſelben, der ſich ſpäter nach dem Tode des Vaters dem Kaiſer ebenſo unentbehrlich zu machen wußte, wie es der Vater geweſen war. Nur mit dieſem jüngeren Grafen hatten daher die

Waldecker Verkehr, aber da der ältere von dem Kaiser nach wie vor als untrügliches Orakel benutzt und ihm alle Geschäfte vorgetragen und nichts entschieden wurde, bis der arme Gichtbrüchige einen schmerzfreien Augenblick gefunden hatte, wo er seinen Rath ertheilen konnte, so war er es in der letzten Instanz, von dem auch die Sache der Waldecker Grafen abhing. Natürlich trug dies nicht dazu bei, den ohnedies langsamen Geschäftsgang zu beschleunigen. Ohnedem waren gerade damals politische Angelegenheiten weltgeschichtlicher Tragweite in Menge zu erledigen. Jetzt endlich sollte die große Frage der Zeit, die kirchliche, gelöst werden. Die Protestanten auf der einen Seite, der Papst und das von ihm beherrschte Konzil auf der anderen, die drohende Haltung des neuen französischen Königs Heinrich II., die Verhältnisse Ungarns, der Waffenstillstand mit Soliman II. und viele andere Dinge von gleicher oder ähnlicher Bedeutung, — das alles wurde vor dem Bette des alten Granvella erwogen. Der Kaiser selbst aber blieb nach wie vor ein Mann, der jedem raschen Entschluß abhold war, der jede Entscheidung, auch wenn er sie innerlich schon getroffen hatte, formell wenigstens möglichst lange hinausschob. Wie hätte man da Zeit für eine solche Bagatellsache, wie die der Waldecker Grafen, finden sollen? Ein kaiserlicher Sekretär erzählte ihnen, wahrscheinlich um sie zu trösten, daß ein Landsmann von ihnen, der nichts weiter als die kaiserliche Unterschrift für ein Dokument haben wollte, zehn Monate in Augsburg sich herumtreiben mußte, bis er sie glücklich erlangte. Aber selbst ein Mann wie Graf Wilhelm von Nassau wartete damals schon viele Monate auf eine kaiserliche Resolution; er hatte bereits 30 000 Goldgulden in Augsburg verzehrt, was bei ihm, dem reichen Grafen, angehen mochte. Aber mit solchem Troste war natürlich den armen Grafen wenig gedient.

Wollte man einen Blick oder gar ein Wort des Allmäch-

tigen erhaſchen, ſo mußte man früh auf den Beinen ſein und es ſich nicht verdrießen laſſen, ſtundenlang vor der Thür des Biſchofs zu ſtehen, umſchwirrt vom Gedränge anderer hohen und niederen Sollicitanten aller Nationen und Länder, fremder Geſandten, kaiſerlicher und königlicher Hofleute und Räthe, aber auch neben geiſtlichen Herren und Mönchen; Kammerdiener der höchſten und hohen Herrſchaften, Zwerge, Neger und andere ſeltſame Geſtalten aus der Umgebung des Kaiſers, der daran großen Gefallen fand, drängten ſich durch die Menge der meiſt hochgeborenen Antichambrirenden und waren meiſt glücklicher als ſie. Jenen öffnete ſich die geheimnißvolle Thür, die zu dem Gemach des Miniſters führte, ſie hatten nur das Recht, durch die Spalte ihnen nachzuſehen. Ging dann die Thür auf, ſo trat der Biſchof natürlich nicht allein, ſondern ſchon umdrängt von einer Schar beſonders Begünſtigter heraus, und man konnte meiſt nur ſagen, daß man ihn geſehen oder einen freundlichen Gruß erhaſcht habe.

So ging es Tag für Tag vom 20. April bis zum 28. Mai. Aber wie ſich Wolrad mit Luther tröſtete: „endlich iſt nicht ewig, der Elende leidet wohl, aber nicht allwege", ſo geſchah es. Als die Grafen am Morgen des 28. Mai ihren gewöhnlichen Poſten bezogen hatten, rief ihnen der Biſchof entgegen: morgen um acht Uhr ſollten ſie ihre Reſolution haben. Am 29. Mai zur feſtgeſetzten Stunde öffnete ihnen der franzöſiſche Kammerdiener Leonard die Thür des biſchöflichen Gemaches. Ihnen gegenüber ſahen ſie den Miniſter ſtehen, zu ſeiner Linken den Vizekanzler Dr. Seld. Derſelbe verlas die kaiſerliche Entſcheidung. Die jüngeren Grafen hatten auf die Forderung, welche ihre Mutter gegen den Kaiſer zu haben glaubte, zu verzichten und außerdem dem letzteren 5000, Wolrad dagegen 8000 Goldgulden zu bezahlen.

Wolrad war am härteſten getroffen. Denn 8000 Gold-

gulden mag ungefähr das Vier- oder Fünffache ſeiner geſamten Einkünfte betragen haben; dieſe waren außerdem noch durch eine nicht unbedeutende jährliche Rente an ſeine Stiefmutter und mancherlei Schulden vom Vater her belaſtet. Wolrad mußte ſich ſagen, daß er ruinirt und zum Bettler gemacht ſei, und es kann nur Mitleid erwecken, zu ſehen, welche vergebliche Mühe er ſich gab, die harten Herzen ſeiner Feinde zu erweichen.

Allerlei zu denken giebt eine gelegentlich hingeworfene Aeußerung Granvellas: Der Graf wiſſe doch, mit welcher Uneigennützigkeit er für ſeine Perſon gegen ihn verfahren ſei, da er bisher weder irgend einen Geldgewinn gezogen habe, noch künftig daraus ziehen werde. Möglich, daß dies ein verſteckter Wink für Wolrad war, der ihn jedoch nicht verſtanden hat. Alle Schilderungen des kaiſerlichen Hofes dieſer Zeit ſtimmen darin überein, daß man mit Geld bei den Granvellas, Vater und Sohn, ſehr viel ausrichten konnte. Der Kaiſer ſah ihnen dabei durch die Finger. Es gehörte zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß er ſeine Diener gerne gut geſtellt ſah, aber er ſelbſt gab nicht gerne Geld aus, hatte freilich auch immer Ebbe in ſeinen Kaſſen, trotz Mexiko und Peru. Wo er ſicher war, daß das Staatsintereſſe nicht darunter litt, war es ihm daher ganz erwünſcht, wenn ſich ſeine Miniſter Nebeneinkommen verſchafften. Auf dieſe Art berechnete man die jährlichen Einkünfte des älteren Granvella auf 70 000 Dukaten, von denen nur ein kleiner Theil aus dem kaiſerlichen Beutel floß. Auch der Sohn hatte ſchon einen hübſchen Anfang gemacht. Auch er ſtand ſich außer ſeinen Pfründen auf 16- bis 17 000 aus bloßen Nebeneinnahmen. Die Sache war ſo allgemein bekannt, daß Granvella ſelbſt gelegentlich einen Witz darüber machte. Als er nach dem Schluß des Reichstages ſchwere Kiſten und Kaſten zur Verſendung in die Niederlande packen ließ, fragte man ihn, was ſie enthielten. »Peccata Germaniae« war die Antwort. Auch unſer Tagebuch

ſpricht oft genug von den Harpyen am Hofe, erwähnt auch, daß die anderen kaiſerlichen Räthe offenbar aus Neid ſich oft über die unerſättliche Raubgier der Familie Granvella beklagten; aber Graf Wolrad ſcheint keinen Verſuch gemacht zu haben, ſich auf dieſe Art loszukaufen. Wäre dies geſchehen, ſo würde das Tagebuch, das auch in ſolchen Dingen ſehr genau iſt, nicht davon ſchweigen. Ehrenhaft war dies gewiß, ob aber auch klug, darf man dahingeſtellt ſein laſſen.

Um des läſtigen Bittſtellers entledigt zu werden, gab man dem Grafen zu verſtehen, daß, wenn er ſich nicht bald zur Zahlung bequeme, die kaiſerliche Forderung noch verſchärft werden könnte. Das wirkte. Wolrad beeilte ſich jetzt, die Schuldurkunde ausgefertigt zu erhalten, und athmete etwas freier, als ihm die Verſicherung gegeben wurde, der Kaiſer werde auch leidliche Friſten für die ratenweiſe Bezahlung ſetzen. Am 18. Juni war die Reinſchrift beſorgt, Unterſchrift und Siegel angebracht. Dafür mußten noch 200 Goldgulden in die kaiſerliche Kanzlei gezahlt werden.

Aber noch war keine Möglichkeit, Augsburg zu verlaſſen. Es war dem Hauptſchuldigen Wolrad noch eine beſondere Genugthuung aufgeſpart, die ſeinen Brüdern erlaſſen wurde. Er ſollte nämlich den Kaiſer kniend um Verzeihung und Gnade bitten, wie es allerdings manche andere Fürſten vorher ſchon hatten thun müſſen. Der Graf wehrte ſich aus allen Kräften dagegen, aber er mußte ſich fügen. „Wehe," ſagt das Tagebuch, „es kommt der Götzendienſt der Aegypter wieder auf!" Granvella dagegen meinte lächelnd, warum er ſich ſo ſträube, etwas zu thun, was andere, viel größere Fürſten auch gethan hätten? Seld gab wenigſtens Hoffnung, er wolle dafür ſorgen, daß es im Beiſein möglichſt weniger Zeugen vor ſich gehe. Doch zog es ſich immer noch einige Tage hin, obwohl der Fußfall in einigen Minuten abgethan ſein konnte.

Am Morgen des 21. Juni ſchickte er ſeinen Rath, Magiſter Liborius Florus, nochmals an den bevollmächtigten Miniſter. Derſelbe ſtellte Granvella vor, daß ſein Herr in dem übertheuren Augsburg durch längeren Aufenthalt ganz ruinirt werde. Es ſei nahe daran, daß der Graf ſeine Pferde verkaufen müſſe. Jedenfalls hatte er ſchon mehrere Darlehen aufnehmen müſſen, denn das Geld, das er urſprünglich für die Reiſekoſten beſtimmt hatte, war längſt verzehrt. Wenn man hört, daß er das von ihm bewohnte Quartier wöchentlich mit mehr als zehn Goldgulden bezahlen mußte und dafür nichts weiter als die leeren Wände und Stallungen hatte, daß er für ſtandesmäßigen Unterhalt ſeiner eigenen Perſon und einer Anzahl höherer und niederer Diener ſorgen mußte, ſo begreift man, daß die 1000 Goldgulden, die ihm ſeine Schwiegermutter zu der Reiſe geliehen hatte, nicht weit reichen konnten. Das ſchien denn auch einigen Eindruck auf den Biſchof zu machen. Hier war gar nichts mehr herauszupreſſen. Er war ſo überaus gnädig, die Audienz bei dem Kaiſer ſofort anzuſetzen. Florus mußte zu ſeinem Herrn rennen und ihn herbeiholen, wo und wie er ihn fände. Er fand ihn auch bald und zwar in dem unſcheinbarſten Alltagskoſtüm, ſogar in bedenklich abgetragenen Schuhen. Aber er durfte ſich nicht erſt in die ſpaniſche Hoftracht werfen, ſondern mußte, ſo wie er war, folgen; nur den ſeidenen Mantel konnte er umwerfen. Das Weitere ſchildert das Tagebuch in großer Ausführlichkeit und Anſchaulichkeit, daher wir uns hier unmittelbar an dasſelbe anſchließen wollen.

„Als wir (d. h. Wolrad und ſein Rechtsbeiſtand Florus) in den kaiſerlichen Palaſt gekommen waren, fanden wir den kaiſerlichen Sekretär Pfinzing auf dem Gang an der hinteren Treppe. Florus fragte ihn ſofort, wo es nach dem Biſchof gehe. Er hieß uns in eine Stube treten, die uns gerade gegenüber lag. Ich klopfte daher an, der Thürhüter wollte uns

zuerſt nicht eintreten laſſen. Da kam ein anderer älterer Thürhüter dazu und führte uns hinein und dann weiter durch dieſe und eine andere Nebenſtube bis zu einem Vorſaal unmittelbar vor dem kaiſerlichen Gemache. Als wir da warteten, ſchlüpften nach und nach vornehme Hofleute herein. Nach einer kurzen Weile kehrte jener ältere Thürhüter, der uns hereingelaſſen, aus dem kaiſerlichen Gemache zurück und meldete, der Biſchof von Arras ſei allerdings bei dem Kaiſer, aber der Kaiſer noch nicht angekleidet. Inzwiſchen befahl ich Gott meine Seele mit Gebet und Meditation.

Es dauerte noch einige Zeit, da trat der einäugige Pappenheim, der Reichsmarſchall, herein. Der fragte den Magiſter Florus, wer das ſei, der da am Ofen ſtehe. Florus antwortete, das ſei der Graf Wolrad von Waldeck. Darauf ſagte der Marſchall: „Das iſt ja wohl der Graf, der den Fußfall vor dem Kaiſer thun ſoll?“ — „Jawohl,“ war die Antwort. Der Marſchall begrüßte mich und ſagte: „Herr, Ihr müßt Euer Schwert ablegen; wenn nur ein Edelknabe bei der Hand wäre, um es zu halten!“ Der Marſchall, ein biederer und ſchlichter Mann, machte ſich ſelbſt auf und holte unſern Adrian (von Zeetzen) herbei und gab ihm das Schwert. Dann kam er wieder und inſtruirte uns über die Zeremonien beim Fußfall. Ich ſollte das Geſicht zu Boden kehren, bis mich der Kaiſer aufſtehen und heraustreten heiße. Ich dankte ihm für dieſe Belehrung, ebenſo auch, daß er mich unbeläſtigt in meinem Quartier gelaſſen habe.*

Nun war es faſt zehn Uhr worden. Da kam der Freiherr von Schaumburg (der Bruder des Kölner Erzbiſchofs), der kaiſerliche Schloßhauptmann und der Oberſte der kaiſerlichen Leibwächter, der von Zeltingen und viele andere Italiener und

* Der Reichsmarſchall hatte von Amts wegen die Vertheilung der Quartiere für die beim Reichstag Anweſenden zu beſorgen.

Spanier vom kaiſerlichen Hofſtaate. Auch fehlte Pater Malvenda, der kaiſerliche Kaplan, nicht. Der ſah mich tückiſch von der Seite an und lachte in einem fort. Er konnte ſich kaum enthalten, daß er nicht gar mit dem Finger auf mich gezeigt und geſagt hätte: So habe ich's gewollt, ſchlimmer konnte es dir nicht kommen!

Neben dem eigentlichen Wohngemach des Kaiſers liegt eine kleine Stube, und ich hoffte, daß da die Zeremonie vor ſich gehen werde. Aber ein kaiſerlicher Lakei kam und breitete einen Teppich vor dem Seſſel aus, der an der Wand ſtand und der ſelbſt mit einem anderen Teppich von Gold- und Seidenſtoff bedeckt war, und ſo ſah ich denn, daß hier im Vordergrund die Sache abgethan werden ſolle. Als der Marſchall Pappenheim bemerkte, daß ſich alle Augen auf mich richteten, ſagte er: „Herr Graf, Ihr würdet beſſer thun, wenn Ihr in die Stube daneben ginget. Sobald ſich der Kaiſer hier niedergelaſſen hat, will ich die Thür öffnen, damit Ihr Euren Fußfall thun könnt.“ Ich gehorchte ihm ſofort. Da kam der Dr. Petrus Malvende mit ernſthaftem Geſichte auf mich zu und begrüßte mich. Zuerſt that ich, als hörte ich es nicht, aber ich ſah, wie er ſeine Handſchuhe auszog und an mich herantrat. Da bot ich ihm denn meine Hand. Er ſagte auch kein Wort als: „Ich will Euch nicht hinderlich ſein.“ Was der ſpaniſche Jupiter damit ſagen wollte, begreife ich nicht. Nun kam ein anderer Thürhüter heran und hieß uns auf der Bank niederſitzen, indem er meinte: „Der Kaiſer wird nicht ſo bald herauskommen.“ Ich wußte, daß man den Thürhütern hernach ein Trinkgeld zu geben hatte, und bat Malvende, er möge ſich erkundigen, wieviel man bei ſolchen Gelegenheiten zu geben pflegte. Er verſprach es, kam aber bald wieder und ſagte, die Thürhüter überließen das ganz meiner Großmuth, ſie würden keine beſtimmte Summe nennen.

Da kam noch ein dritter Thürhüter und ſagte: „Herr Graf,

warum geht Ihr nicht in den Vorsaal?" Ich antwortete: „Weil mich der Marschall hier hat warten heißen." — „Gut, gut, in kurzem wird es vor sich gehen." Nun war es auf den Schlag elf Uhr, da knarrte die Thür und die Hofleute machten ihre Reverenzen. Als sich der Kaiser auf den Sessel niedergelassen hatte, öffnete Pappenheim die Thür und rief mich: „Nun ist's Zeit, nun kommt, Herr Graf!" Ich stand auf; zu meiner Linken hatte ich Liborius. Wir beugten zweimal das Knie und das dritte Mal ließen ich und er uns auf beide Knie nieder. Darauf hielt Liborius vor allen diesen Zuhörern folgende Anrede in deutscher Sprache: „Allerdurchlauchtigster, unüberwindlichster, gnädigster Kaiser und Herr! Vor Ew. geheiligten kaiserlichen Majestät erscheint hier mein hochgeborener Herr, der Graf Wolrad von Waldeck, und bekennt, daß er Ew. Majestät zur Zeit des Aufruhrs im vorigen Jahre schwer beleidigt hat. Er bekennt auch, daß er eine schwerere Strafe verdient hat, und bereut das Gethane aufs Schmerzlichste. Aber er vertraut auf Ew. Majestät angeborene Gnade, daß ihm diese Schuld erlassen werde, worum er demüthigst fleht, und daß Ew. kaiserliche Majestät ihn und seine Unterthanen wieder in Gnaden aufnehmen möge um Gottes und Ew. kaiserlichen Majestät Barmherzigkeit willen. Mein genannter Herr Graf wird das außer seinem schuldigen Dienst mit allem Eifer zu verdienen suchen und niemals in seinem Leben Ew. Majestät Ungehorsam erzeigen, sondern mit Christi Beistand das thun, was einem treuen und ehrlichen Grafen des Reiches zu thun ziemt."

Darauf schwieg Liborius. Der Kaiser rief nun den Bischof von Arras und den Dr. Seld heran und sprach einige Worte leise auf französisch mit ihnen. Dann ließ er durch den Vizekanzler Dr. Seld antworten, indem derselbe fast die ganze Anrede des Liborius wiederholte und noch hinzufügte: „Der unüberwindlichste, allerdurchlauchtigste Kaiser nimmt nach seiner

angeborenen Gnade den Grafen Wolrad von Waldeck mit ſeinen Unterthanen für diesmal wieder in ſeine Huld auf, doch mit der Bedingung, daß alles, was in dem Kapitulationsvertrag ſteht, von dem Grafen erfüllt und gehalten werde. Und wenn ſich der Graf von nun an treu und ehrlich hält, ſo ſoll er und ſeine Unterthanen einen gnädigen Kaiſer an ihm haben."

Darauf winkte mir der Kaiſer zu. Weil mir aber geboten war, zu Boden zu ſchauen, bis er mich bei Namen rufen werde, ſo ſtieß mich Liborius an. Ich löſte daher ſchnell meine rechte Hand und legte ſie in die des Kaiſers; der ſtand ſofort auf ging wieder in ſein Gemach, und auch ich machte mich etwas geſchwinder als eine Schnecke zur andern Thür hinaus.

Als ich in die äußere Stube kam, fragte ich den Thürhüter: „Wieviel bekommt Ihr?" — „Soviel beliebt; wir ſind unſer ſechs." — „Was würdeſt Du ſagen, wenn ich Jedem einen Goldgulden gäbe?" — „Wir würden ſehr dankbar ſein." So gab ich ihm denn ſechs Goldgulden und trug ihm auf, wenn einer von meinen Leuten käme und die Unterſchrift für den Beweisbrief verlangte (die Urkunde, daß er vom Kaiſer zu Gnaden aufgenommen ſei und die Abbitte geleiſtet habe), ſolle er ihm behülflich ſein, was er verſprach.

Das war das Ende dieſer Tragödie. Es erübrigt nur noch, 8000 Goldgulden zu bezahlen. „Der das Leben gegeben hat, wird auch das Geld geben."" —

Und er hat es gegeben. Der Graf konnte ſeine Schuld zu den feſtgeſetzten Friſten richtig abtragen, ohne ſeinen Unterthanen beſchwerlich zu fallen und ohne zum Bettler zu werden. Vielmehr hat er noch ein langes Leben, auch in guten Vermögensumſtänden verbracht, denn er war ein trefflicher, ſparſamer Wirth, wie auch ſeine ihm an Geſinnung und Bildung gleiche Gattin Anaſtaſia, die Tochter der durch ihr muthiges Auftreten gegen Alba bekannten Gräfin Katharina von Schwarzburg.

„Dies war nicht allein ein geharnischter Reichstag, denn ohne die spanischen Soldaten und deutschen Knechte, so der Kaiser mit in Augsburg brachte, liegen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte; so lag auf dem Lande um Augsburg herum hispanisch und italienisch Kriegsvolk. Aus dem Niederland waren 600 Reuter, so auf dem Lande herum ausgetheilt; zwölf Fähnlein Hispanier hatten die Winterlager zu Biberach gehalten und wurden zu dieser Zeit in die Landschaft am Bodensee geführt; zu Weißenburg im Nordgau lagen 700 neapolitanische Reiter im Winterlager.... Sondern es war auch ein ansehnlicher Reichstag, denn es waren kaiserliche und königliche Majestäten, alle Kurfürsten in Person und trefflich Park zur Stätte, der Kurfürst von Brandenburg mit seinem Gemahl, der Kardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen, Markgraf Albrecht, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Augustus von Sachsen, Herzog Albrecht von Bayern, der Herzog von Cleve, Herr Wolfgang, Hofmeister zu Preußen oder Deutschmeister, der Bischof von Eichstädt, Herr Julius Pflug, Bischof zu Naumburg, der Abt von Weingarten, Frau Maria, des Kaisers Schwester, und seiner Schwester Tochter, die Witfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, item fremder Potentaten Gesandte; sonst viele Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherren, Reichsstädter, ansehnliche Gesandte, fürtreffliche Männer, und daß ich gleichwohl Michael den Juden nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr verhielt, auf der Gassen stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten, auf'm wohlstaffirten Pferde ritt, seiner Diener zehn, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reisige Knechte, um ihn her, von Person ansehnlich, wie man auch sagte, sein rechter Vater wäre ein Graf von Reinfeld."

So schildert der Pommer Bartholomäus Sastrow den

erſten Eindruck, den er beim Betreten der Reichstagsſtadt empfing, und alle weiteren Geſchichten und Geſchichtchen, die er und Andere in Fülle von dem Leben in Augsburg zu erzählen wiſſen, rechtfertigen die Prädikate des geharniſchten, anſehnlichen und pompöſiſchen Reichstages, wie kein anderer vor und nach hier gehalten worden iſt. Je unbehaglicher ſich die meiſten Anweſenden fühlten, deſto mehr ſuchten ſie ſich durch Genüſſe aller Art, wie ſie dieſe Stadt und dieſe Zeit bot, zu übertäuben. Denn unter den vielen Kurfürſten, Herzögen, Fürſten, Grafen und Herren aus allen Landen des weiten heiligen römiſchen Reiches gab es kaum einen, dem nicht der Gang der Dinge Aerger und Angſt erweckt hätte. Die ſiegreiche katholiſche Partei konnte mit dem Tergiverſiren und Tranſigiren der kaiſerlichen Politik nicht einverſtanden ſein, am wenigſten die geiſtlichen Herren. Sie hatten in Augsburg eine Fortſetzung und Vollendung der erſten Triumphe erwartet, welche die kaiſerlichen Waffen auf dem Schlachtfeld errungen hatten. Statt deſſen glaubten ſie wahrzunehmen, daß es dem Kaiſer nicht ſowohl um Wiederherſtellung des alten Glaubens, als um Niederwerfung der Rebellen gegen ſeine weltliche Autorität zu thun ſei. Von dieſer Seite her waren ſie nicht weniger bedroht als die ketzeriſchen Gegner, die jetzt als Gefangene oder ſchwer gedemüthigt vor dem Kaiſer zitterten. Wie alle Diejenigen über die Lage dachten, die, ohne an der Rebellion theilgenommen zu haben, weder die Wiederherſtellung des alten Glaubens, noch die der kaiſerlichen Machtvollkommenheit wollten, bedarf keiner Ausführung. Aber ſelbſt die Freunde und Bundesgenoſſen des Kaiſers, denen er den größten Theil ſeiner Erfolge verdankte, waren mißtrauiſch und übelgelaunt. Ein ſcharfſichtiger fremder Beobachter urtheilte, daß ſich der Kaiſer alle Proteſtanten und Katholiken, Geiſtliche und Weltliche, verfeindet habe, und daß ſeine Freunde, ein Herzog Heinrich von Braun-

ſchweig, ein Markgraf Albrecht von Kulmbach, nicht viel werth ſeien, weil ſie bei widrigem Glauben dem Sieger folgen würden, was denn auch wirklich ſchon nach drei Jahren eintraf.

Graf Wolrad hätten ſeine Geſchäfte wohl Zeit gelaſſen, an dem tollen Treiben ſeiner fürſtlichen Standesgenoſſen theilzunehmen; denn er hatte durch ein ganzes Vierteljahr nicht viel anderes zu thun, als jeden Morgen eine oder ein paar Stunden bei dem Biſchof von Arras zu antichambriren. Der übrige Tag gehörte ihm. Aber der Graf war dazu leider gar nicht geneigt. Eine wunderliche Ausnahme in der Schar dieſer damaligen deutſchen Fürſten und Herren, die wenigſtens in der Verehrung des Bacchus und Gambrinus ſich zu einem Glauben bekannten und darüber Luther und den Papſt vergaßen. Es iſt nicht übertrieben, was damals ein nüchterner Italiener von unſeren Landsleuten nach Hauſe ſchrieb: „Dem Weine iſt dieſe Nation weit mehr als Martin Luther ergeben, ohne Ausnahme irgend welcher Klaſſe von Perſonen, und die Großen ſind dem Trinken mehr ergeben als Andere, und mit der übelen Gewohnheit, ſich zu berauſchen, iſt es ſo weit in Deutſchland, daß ſie es nicht bloß kein Fehl, ſondern für Tugend und Großheit halten und Leute für argliſtig und wenig werth achten, die ſich nicht betrinken wollen. Auch ſagte mir eines Tages der Biſchof von Trient, da wir von dieſen Religionsſpaltungen in Deutſchland ſprachen: „Ich wollte lieber im ſtande ſein, bei Gaſtmahl eine halbe Tonne Wein zu trinken, als alle Texte bei S. Lucas und Mathäus auswendig wiſſen; denn ich hoffe, dann wohl bei irgend einer Gelegenheit bei dieſen Fürſten viel ausrichten und ſie in der Religionsſache vielen Dingen zuſtimmen machen zu können, die ich auf anderem Wege ſehr ſchwierig achte. So ſagte auch Eck, der Rath des Herzogs von Bayern, eines Tages, daß mit deutſchen Fürſten nicht gut zu negociiren ſei, als eine oder zwei Stunden des Morgens.“

Das gräfliche Tagebuch ist auch in diesen Dingen sehr genau und aufrichtig. Es verzeichnet gewissenhaft die verschiedenen Einladungen, die an die Waldecker Herren meist insgesamt ergingen, und die Gäste, die sie in ihrer eigenen Herberge sahen und bewirtheten. Auch verschweigt es nicht, wenn je einmal ein Becher zu viel geleert wurde, doch ist dieses selten genug vorgekommen. Es fehlte unserem Grafen denn doch zu sehr jene behagliche Lebenslust, die es sich auch in den ungemüthlichsten Situationen noch immer gemüthlich zu machen weiß, — ein Zug unseres Volkscharakters, der seine liebenswürdigen, aber auch seine bedenklichen Seiten hat. Selbst der gefangene Johann Friedrich, der doch noch ganz andere Ursache hatte, über Schaden und Schande zu klagen, als unser Graf, ließ es sich nicht so hart anfechten. Er führte in seinem Gewahrsam ein ganz vorzügliches Leben und vertrieb sich seinen Kummer und seine Sorgen gerade so, wie seine Sieger und Peiniger sich die ihrigen zu vertreiben pflegten. Da es doch zu weit war, um sein gutes, schweres Torgauer Bier nach Augsburg kommen zu lassen, that er sich nach einem Ersatz um und fand ihn in dem Schwabacher, wovon ihm ab und zu eine Wagenladung zugeführt wurde. Auch gab es bei ihm fast Tag für Tag gemüthliche Geselligkeit bei der Mittags- und Abendtafel, deutsche und welsche Gaukler, Sänger und Tänzer produzirten ihre Tänze, und der vielgeprüfte Märtyrer der Glaubensfreiheit ergötzte sich weidlich an ihnen. Sogar Würfelspiel gehörte zu den gewöhnlichen Vergnügungen dieses Kreises. Soll doch der Herzog von Alba einmal den ganzen Sold, den der Kaiser den deutschen Landsknechten schuldete und ihm übergeben hatte, dort verspielt haben, worüber eine höchst gefährliche Meuterei ausbrach, die einigen Spaniern das Leben kostete. Würfelspiel galt aber in den Augen des Grafen Wolrad für einen argen Greuel, während es der doch ebenso fromme Kurfürst zu

den Adiaphoris gerechnet zu haben ſcheint, weil es ihm und ſeinen Gäſten die Zeit vertrieb. Wolrad vergißt nicht, auf die Verderblichkeit dieſer Unterhaltung bei verſchiedener Gelegenheit hinzuweiſen, namentlich als einmal zwei Edelknaben des Kurfürſten Moritz bei den Würfeln in Zank gerathen waren, der damit endete, daß der Eine den Andern jählings über den Haufen ſtach. Man kann ſich denken, daß dies die gründliche Mißachtung, die Wolrad gegen den „Verräther" hegte, nur noch vermehrte. Aber wir haben ſchon früher gehört, daß auch Andere, ſogar der getreue Carlowitz, über das damalige Benehmen des neuen Kurfürſten nicht wenig empört waren. Es ſchien, als ob die drei böſen W: Wein, Weiber und Würfelſpiel, ihn ganz in Beſitz genommen hätten, und ſein Kumpan bei allen Ausſchweifungen, der wüſte Kulmbacher Markgraf, konnte es kaum ſchlimmer treiben als er.

Ueber Moritzens Aufführung während des Augsburger Reichstages berichtet auch Saſtrow mehrfach. „Hertzog Moritz machte Kundſchaft (Bekanntſchaft) im bayeriſchen Frauenzimmer, hatt' auch ſeine Kurzweil in ſeiner Herbergen, ſo eines Doctoris medicinae Haus. Der hatte eine erwachſene Tochter, eine ſchöne Metze, hieß Jungfrau Jacobine, mit der badete er, runfete (ſpielte) auch ſampt Marggraf Albrechten täglich mit ir. Und hielten aber Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war."

Was bei Johann Friedrich vorging, mochte es auch nicht immer mit der beinahe puritaniſchen Sittenſtrenge unſeres Grafen harmoniren, wurde von dieſem doch begreiflicherweiſe ſo gelind als möglich beurtheilt. Es findet ſich kaum eine leiſe Andeutung, daß nicht alles ſo war, wie man es von dem Ideal eines Märtyrers erwartete. Denn als ſolcher galt er nicht bloß dem Grafen Wolrad, ſondern weitaus dem größten Theil ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen. Selbſt die kaiſerlichen Lands-

knechte ſcheinen ihn ſo angeſehen zu haben. Das Tagebuch führt einen intereſſanten Beleg dafür an. Zwei kaiſerliche Soldaten, beide nicht mehr ganz nüchtern, ſtanden vor einem Bilderladen, wo unter anderen auch ein Porträt des Kurfürſten hing. Da fällt es dem Einen bei, ſchlechte Späße zu machen über die Schramme, das Andenken von Mühlberg, welche auf der Wange des Kurfürſten zu ſehen war. Der Andere verweiſt ihm das. Es kommt zum Wortwechſel, ſie ziehen die Schwerter, und der Zweite erſticht den Erſten, den Spötter, rettet ſich aber ſpornſtreichs durch die Flucht.

Das Unglück und die Art, wie es getragen wurde, hatte alle Schuld des Mannes in den Augen ſeiner Glaubensgenoſſen getilgt. Denn wenn man eine nur etwas ſcharfe Kritik hätte anlegen wollen, ſo hätte man ſeiner grenzenloſen Unfähigkeit denn doch mit Recht den größten Theil des Mißgeſchickes zuſchreiben müſſen, das die Proteſtanten ſeit dem Herbſte 1546 getroffen hatte. Aber davon iſt bei Wolrad keine Rede, und er iſt hierin mehr wie anderswo nur das Organ der öffentlichen Meinung. „Heute war es der ewig von uns Deutſchen zu betrauernde Jahrestag, daß der erlauchte Kurfürſt Johann Friedrich an der Elbe mit wenigen Getreuen gefangen wurde, indem ſich ſein Heer zur Flucht wandte und ein großer Theil ſeines Adels zum Feinde abfiel! —“ ſo lautet am 24. April 1548 die Geſchichte der Mühlberger Schlacht, die wir freilich etwas anders kennen. Aber was folgt, rechtfertigt ſchon einigermaßen die Parteiſtellung: „Die ſpaniſche Wache des Gefangenen und die übrigen ſpaniſchen Hackenſchützen gaben drei gewaltige Freudenſalven vor ſeiner Wohnung und ſchrien Victoria. Doch der mannhafte Fürſt ſah aus dem Fenſter ruhig zu und lachte über das tolle Gebahren der Schufte.“ Es iſt das würdige Gegenſtück zu der heroiſchen Paſſivität, mit der er gerade zwei Monate vorher, am 24. Februar 1548, aus demſelben Fenſter

zugeſehen hatte, wie ſein treuloſer Vetter Moritz, mit dem kurfürſtlichen Schmuck bekleidet, den kaiſerlichen Thron feierlich berannte und die als Lohn des Verraths ihm verheißenen fürſtlichen Lehnsfahnen aus der Hand des Kaiſers empfing.

Was unſer Graf für den Gefangenen thun konnte, beſchränkte ſich freilich nur auf gute Wünſche und brünſtige Gebete für ſeine Befreiung, wie ſie damals täglich von tauſend Kanzeln in ganz Deutſchland zum Himmel emporſtiegen. Wo die kaiſerliche Macht oder die ſpaniſche Soldateska allzu ſchwer drückte, z. B. in Augsburg ſelbſt, durften es die Geiſtlichen allerdings nicht wagen, den Namen des Märtyrers zu nennen, aber wenn ſie am Schluſſe ihrer Predigt regelmäßig die Gemeinde zu einem Gebet für alle Die auffordeten, welche um des Glaubens willen gefangen und elend ſeien, wußte doch Jedermann, für wen gebetet wurde. Daß ſeine Heimſuchung nur eine vorübergehemde ſei, wie die von ganz Deutſchland wegen der Sündenſchuld, die das Volk auf ſich geladen hat, — in dieſer Ueberzeugung beharrte und tröſtete ſich der fromme Graf. Es iſt dieſelbe, die alle ernſteren und tieferen Gemüther erfüllte, und ſie ſollte ſich bald herrlich bewähren. Die auf Gott vertrauen, werden nicht zu Schanden werden. Auch die mächtigſten Reiche haben ihre Zeit, heißt es bei Erwähnung eines treffenden Urtheils des Kaiſers über Johann Friedrich. Als er im Frühjahr 1547 mit eigenen Augen das fruchtbare Land und die feſten Städte ſeines Gegners ſah, meinte er: „Der Herzog Johann Friedrich iſt von kräftiger Statur und hat gewaltige Schenkel, aber ſeine Beine ſind zu ſchwach, um ſo viel Gut gleichmäßig zu tragen", — zugleich ein nicht eben feiner Spott über die körperliche Unbehülflichkeit des wackern Herrn, dem ſein Torgauer Bier nur allzugut zu bekommen pflegte.

Einen zarten Liebesdienſt konnte der Graf doch dem ver-

ehrten Fürſten erweiſen, von welchem dieſer wohl nie etwas erfahren hat. Bei dem Herumſtreifen in den Straßen der Stadt wurde Wolrad vor einem Laden das Porträt des Kurfürſten gewahr, das von dem Händler abſichtlich ſo ausgehängt war, daß es einem anderen, dem des Großtürken, gerade ins Geſicht ſchaute. Raſch kaufte der Graf beide für ſechs Batzen, um dieſer ſchmachvollen Schauſtellung ſeines Helden ein Ende zu machen. Nach einigen Wochen wurden ſeine Augen wieder durch denſelben Anblick beleidigt, und wieder verfuhr er auf dieſelbe Art. Bekanntlich pflegte die katholiſche Partei dem Kurfürſten und allen Schmalkaldenern ein geheimes Einverſtändniß mit dem Großtürken als ärgſtes aller ihrer Verbrechen vorzuwerfen. Thatſächlich exiſtirte nichts davon, aber es iſt nicht zu leugnen, daß man es im Schmalkaldiſchen Lager nicht ungern ſah, wenn der Kaiſer durch den Erbfeind der Chriſtenheit etwas in Athem gehalten wurde. Um ſich direkt mit ihm zu verbinden, dazu hätte man ein ſo weites Gewiſſen haben müſſen, wie es die allerchriſtlichſten Könige von damals hatten.

Als warmer Patriot empfand es Wolrad beſonders ſchwer, daß fremde Soldaten, und nun gar die ſo gründlich verhaßten Spanier, den edlen deutſchen Fürſten bewachten. „Es iſt und bleibt ein Kummer und eine Schmach für uns Deutſche, daß Spanier unter Trommelſchall vor die Wohnung des trefflichen Johann Friedrich rücken dürfen, um da die Nachtwache zu beziehen," notirte er im Tagebuch, als er abends um acht Uhr die verſchiedenen Wachen hatte aufziehen ſehen.

Der Kaiſer erhielt eine deutſche Wache, und das erſchien Wolrad ebenſo unpaſſend, wie die ſpaniſche bei dem Kurfürſten. Es iſt das ein kleiner, aber doch ſehr charakteriſtiſcher Zug für die ganze Stellung des Kaiſers zu dem deutſchen Volke und Weſen. Er gilt eben nicht für einen Deutſchen, wie er ſelbſt

auch niemals es darauf abgesehen hat, für einen solchen zu gelten. Er war, wenn er überhaupt einen besondern nationalen Typus repräsentirte, ein verwelschter Niederländer mit einer gewissen phlegmatischen Vorliebe für das spanisch-aristokratische und katholische Wesen. Unter allen Erscheinungen des damaligen Welt giebt es aber gewiß keine entschiedenere Gegensätze, als diese spanische Art und die deutsche des Reformationszeitalters, die so durch und durch demokratisch und protestantisch war. Doch hat unser Wolrad den Respekt vor der geheiligten Person des Reichsoberhauptes auch in seinen vertrautesten Aufzeichnungen nicht beiseite gesetzt. Begreiflich zog es ihn nicht allzusehr in die Nähe dieser fremdartigen Majestät, in deren Umgebung die Deutschen, auch wenn sie zur siegenden Partei gehörten und die erfolgreichsten Dienste geleistet hatten, doch immer über die Achsel angesehen wurden. Hier war nur für Spanier, Wallonen und Franzosen oder verwelschte Niederländer, wie der gebietende Herr selbst, ein passender Platz, allenfalls für geschmeidige Italiener, die der Kaiser übrigens nicht mochte, wahrscheinlich weil er ihrer Loyalität nicht traute. Hier hörte man selten ein ehrlich deutsches Wort. Der Kaiser selbst sprach mit seinen Vertrauten und Ministern ja nur französisch, hier und da einmal spanisch oder italienisch, bei feierlichen Staatsakten allenfalls lateinisch; Deutsch hat er nie gelernt, wenn man sein vlämisches Patois nicht dafür gelten lassen will. Ueber seine und seines Bruders Ferdinand Lebensweise auf dem Augsburger Reichstage berichtet Sastrow Interessantes. „Die Herren auf dem Reichstage, dieweil so viel königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle, die auch viel fürstliche und gräfliche Fräuleins bei sich hatten von stattlichem, rittermäßigem Stande, deren doch viele schön und wohl geputzt, bankettirten vortrefflich, hatten fast alle Tage und Abende Tänze, welsche und deutsche. Sonderlich König Ferdinandus war selten ohne Gäste, wurden stets herrlich, dazu mit allerlei

Kurzweil von prächtigen Tänzen tractirt. Hatt' überaus ſtattliche, wohlgeordnete Musicam, non solum instrumentalem, verum etiam vocalem. Neben anderen Kurzweilen ſtund allewege hinter ihm ein Stocknarr, den wußt er frei zu ſtellen und und mit gleichem lächerlichen Geſpräch zu begegnen. Hatte gemeiniglich königliche, chur- und fürſtliche Perſonen utriusque sexus zur Geſellſchaft am Tiſch ſitzen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilige Geſpräche hielt, denn der Mund ſtand ihm nimmer ſtille. Ich habe auf den Abend bei ihm einen Tanz geſehen, daß ein ſpaniſcher Herr, ſo ein lang Kleid bis auf die Erde, daß man von denen Füßen nicht wohl etwas ſehen konnte, an hatte, ein Fräulein aufzog und mit demſelben ein Algarde oder Paſſioneſa (wie ſie es nennen, ich verſtehe es nicht) tanzete. Er that ab und zu gewaltige Sprünge, ſie auch; wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es mit Luſt anzuſehen war. Und war dann der Tanz zu Ende, fing ein ander Paar einen welſchen Tanz an. Dagegen ſein Herr Bruder, der römiſche Kaiſer, ungeachtet daß ſeine Schweſter und Schweſtertochter, ſein Bruder und deſſelben Tochter, die Herzogin von Bayern, alle Churfürſten und ſoviel Fürſten da zur Stelle, hielt gar kein Bankett, ja behielt keinen bei ſich. Wenn ſie allbereit auf den Dienſt warteten, auch den Kaiſer in ſein Gemach, da er ſich an den Tiſch ſetzte, begleiteten, gab er ihnen dann einem nach dem andern die Hand, ließ ſie gehen und ſetzte ſich allein an den Tiſch, redete auch nicht, ſondern einmal, als er aus der Kirche in ſein Gemach kam, ſich umher umſahe und Carlowitzen* nicht gewahr wurde, ſagte er zu Herzog Morizen: „Ubi est noster Carlevitius?“ und als er antwortete: „Gnädigſter Kaiſer, er iſt etwas ſchwach,“ rief er ſeinem Medicum: „Veſali, Ihr ſollt zum Carlowitz gehen; der ſoll

* Chriſtof von Carlowitz, der bekannte Kanzler des Kurfürſten Moritz von Sachſen.

etwas krank ſein; ſeht, daß Ihr ihm helfet!“ Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen vielmal eſſen geſehen, da ſein Herr Bruder König Ferdinandus auch zur Stelle; aber den nie zu ſich gezogen, ſondern wenn die Eſſen aufgetragen wurden von jungen Fürſten und Grafen, jedesmal vier Trachten (Gänge), in einer jeden ſechs Gerichte, vor ihm auf den Tiſch geſetzt, die oberen Schüſſeln nacheinander davon genommen. Gegen die, davon er nicht begehrte, ſchüttelte er den Kopf; davon er aber eſſen wollte, winkte er mit dem Kopfe, zog dasſelbe vor ſich. Und durfte wohl ſtattliche Paſteten, Wildpret und wohlzugerichtete Fercula wegtragen laſſen und behielt eine Bratportion, ein Kälberkopf und dergleichen. Ließ ſich nicht vorſchneiden, brauchte auch das Meſſer nicht viel, ſondern ſchnitt ſo viel Stücklein Brod, ſo groß als er jedesmal in den Mund ſtach, und vom Gerichte, davon er eſſen wollte. An dem Brode, da es ihm zum beſten gefiel, löſte er mit dem Meſſer; ſonſt brach er es mit den Fingern von einander, zog die Schüſſel unter das Kinn und aß ſo natürlich, jedoch reinlich und ſauber, daß man ſeine Luſt daran zu ſehen hatte. Wenn er trinken wollte (wie er denn nur drei Trunke über die Mahlzeit that), ſo winkte er ſeinen Doctoribus Medicinae, die vorm Tiſche ſtunden; die gingen hin zum Treſor, darauf ſtunden zwei ſilberne Flaſchen und ein Criſtalglas, da gerne 1½ Stück ingingen, goſſen aus beiden Flaſchen das Glas voll. Das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, ſollt er auch zwei oder mehrmalen Athem holen, ehe er's von dem Munde zog. Sonſt redete er nicht über Tiſch. Stunden wohl Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Poſſen reißen konnten, er kehrte ſich aber nicht daran, mochte etwa, wenn ſie was gar Kurzweiliges ſagten, mit einem halben Lächeln den Mund verziehen. Ließ ſich auch nichts anfechten, daß viel da ſtunden, ſo den Kaiſer eſſen ſehen wollten. Hatt' eine ſtattliche Cantorei, auch Musicam instrumentalem,

die ſich in den Kirchen wohl hören ließen, aber in ſeinem Gemach klangen ſie nicht. Die Mahlzeit wehrte nicht wohl eine Stunde; wurd' alles weggeräumt, Seſſel und Tiſch zuſammnengeſchlagen und aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wände blieben, allenthalben mit köſtlichen Tapeten behängt. Wann ihm dann das Gratias vorgebetet, reichte man ihm ein Federkielchen, damit ſäuberte er die Zähne, waſchte ſich und ſtellte ſich in eine Ecke des Gemachs nach dem Fenſter; da mochte ein jeder kommen, übergeben Supplicationes oder berichten mündlich, dem ſagt' er ſofort, wo er Beſcheid bekommen ſollte. Dem, und nicht dem Vater, folgte Kaiſer Maximilianus auch mehrentheils."

Das einzige Mal, wo Wolrad dem Kaiſer gegenüber zu ſtehen kam, war jene traurige Scene der Abbitte, aber auch da ging es ganz ſpaniſch feierlich ſtill, ohne ein einziges Wort ab. Doch war unſer Graf viel zu ſehr ein Deutſcher, als daß er nicht auch das Gute und Große an ſeinem Feind und Bedränger anzuerkennen gewußt hätte. Dieſe und jene Anekdote, die er von dem Kaiſer hörte und aufzeichnete, leiſtet dafür Gewähr. So das anderweitig, ſoviel wir wiſſen, nicht aufbewahrte Gegenſtück zu dem freilich auch ſagenhaften großmüthigen Worte in der Wittenberger Schloßkirche vor dem Grabe Luthers: „Ich führe keinen Krieg mit Todten." Als der Kaiſer vor dem Beginn des Augsburger Reichstages in Ulm weilte, wurde er darauf aufmerkſam gemacht, daß in dieſer Stadt von einem ketzeriſchen Geiſtlichen eine freche Schmähſchrift gegen ſeine Perſon verfaßt worden ſei. Er fragte den Angeber bloß, ob es geſchehen ſei, ehe er die Stadt wieder zu Gnaden angenommen habe oder nachher? Als ſich herausſtellte, daß jenes Pamphlet der früheren Zeit angehörte, ſchnitt er alles Weitere mit den Worten ab: „Damals waren die Ulmer unſere Feinde, jetzt ſind ſie wieder zu Gnaden angenommen." Den römi-

ſchen König Ferdinand, den Bruder des Kaiſers, hat Wolrad nur ein einziges Mal geſehen bei einem Spazierritt. Auch er durfte, wenngleich minder markirt als ſein Bruder, als ein fremder Fürſt gelten. Auch in ihm war nichts Deutſches, als das Blut des Vaters und der zufällige Umſtand, daß er über eine Anzahl der ſchönſten deutſchen Länder, das Erbe der Habsburger, als eigentlicher Landesherr gebot, während ſein Bruder ſich bloß mit der mehr imaginären Stellung eines Kaiſers begnügte und dafür in den Niederlanden, Spanien und Italien als wirklicher Herrſcher waltete. Ferdinand hat wenigſtens Deutſch gelernt und ſich auch nothdürftig in der Mutterſprache ſeines Volkes auszudrücken vermocht.

Dagegen beurkundet das Tagebuch ein lebhaftes Intereſſe für den Erzherzog Maximilian, den älteſten Sohn des römiſchen Königs. Er führte damals den Vorſitz im Reichsrath, dem ſpäter ſogenannten Reichshofrath, und in dieſer Stellung kam er auch mit den Waldecker Grafen in geſchäftliche Berührung. Denn hier hätte eigentlich ihre Sache entſchieden werden ſollen, und der Form nach geſchah es auch ſo, in Wirklichkeit aber waren es die Granvellas und Vigilius, in deren Hand die Entſcheidung lag, wie bei allen wichtigeren Angelegenheiten, gleichviel ob ſie deutſche oder ausländiſche waren. Doch mochte immerhin die Fürſprache eines ſo hochgeſtellten Prinzen von Werth ſein, und ſo bemühten ſich denn auch die Waldecker Grafen vielfach darum. Maximilian bezeigte ſich theilnehmend und wohlwollend, das war aber auch alles, was er gewähren konnte, doch auch dafür war ihm Wolrad ſchon dankbar. Er rühmt öfters ſeine Herablaſſung und Freundlichkeit, er bekennt ſeine Hoffnungen, die er gerade auf dieſen Fürſten geſetzt hat. Es waren dieſelben, die damals faſt ganz Deutſchland oder doch das ganze proteſtantiſche Volk hegte. Man glaubte zu wiſſen, der Erzherzog ſei der gereinigten Lehre günſtig geſinnt und bloß

durch ſeine Stellung als Sohn und Neffe gehindert, ſich offen für ſie auszuſprechen. Im Gegenſatz zu Oheim und Vater machte ihn auch das in ſeiner Art und Natur entſchieden überwiegende deutſche Element populär. Wolrad wünſchte ihm, daß der, welcher die Herzen der Könige in ſeiner Hand hat, es ſo lenken möge, daß er ſeine trefflichen Naturgaben zur Ehre Gottes, zum Vortheil ſeiner Unterthanen und zu ſeinem eigenen Seelenheil anwende und daß er die Schmeichler und Ohrenbläſer von ſich fern halte.

Dieſer fromme Wunſch iſt bekanntlich in Erfüllung gegangen. Denn wenn auch Maximilian als Nachfolger ſeines Vaters auf dem Kaiſerthron es nicht über ſich vermochte, mit den Traditionen ſeines Hauſes ganz zu brechen und ſich offen für die Reformation zu erklären, ſo hat er doch wenigſtens bei allen Parteien den Namen eines wohlwollenden, friedfertigen und gerechten Fürſten erworben. Damals handelte es ſich gerade darum, ihn als Statthalter ſeines kaiſerlichen Oheims nach Spanien zu ſchicken. Es war dies einer der vielen feingeſponnenen Fäden der Granvellas oder des Kaiſers ſelbſt, welche durch das jähe Zufahren des Kurfürſten Moritz zerriſſen wurden. Man wollte ihn aus dem Lande der Ketzerei entfernen und in das Paradies des wahren Glaubens ſchicken, weil man ihm von dieſer Seite her gar nicht traute. Aber man wollte auch durch ſeine Entfernung Raum für Don Philipp, den Sohn des Kaiſers, gewinnen, den dieſer gern als ſeinen Nachfolger auch auf dem Kaiſerthrone oder mindeſtens als den Nachfolger ſeines Bruders Ferdinand geſehen hätte. Maximilian mußte ſich fügen, obgleich er es ungern genug gethan hat, da auch ſein Vater vonſeiten des Religionspunktes — den anderen verſchwieg man ihm einſtweilen noch — dafür gewonnen war. So rüſtete er ſich damals zu ſeiner ſpaniſchen Reiſe, unter andern auch durch Aderläſſe und ſtärkende Bäder, als Präſervativ gegen die üblen Einflüſſe des ſpaniſchen Klimas.

Der „geharniſchte Reichstag" verleugnete auch darin ſeinen Charakter nicht, daß es häufig in den Straßen der Stadt zu blutigen Auftritten unter dem Kriegsvolk aller Nationen kam. Nichts Gefährlicheres konnte es für den Kaiſer geben, als ſolche Scenen, und es geſchah alles Mögliche, um ſie zu vertuſchen. Zwar kam es in Augsburg niemals ſo weit, wie im Lager vor Halle, wo einmal Spanier und Deutſche eine förmliche Schlacht geliefert und auf ſpaniſcher Seite ſiebenzig, auf deutſcher achtzehn Todte gezählt worden waren, wo ein ſpaniſcher Grande ſeinen Verſuch einer Friedensſtiftung mit einem tödtlichen Bade in der Saale bezahlt hatte, wo der Erzherzog Maximilian von dem wühenden Haufen inſultirt und verwundet worden war und der Kaiſer ſelbſt honigſüße Worte hatte geben müſſen: „Liebe Deutſche, ich weiß, Ihr habt keine Schuld!" — ſie hatten aber diesmal wirklich Schuld — „gebt Euch zufrieden, ich will morgen die Spanier hängen laſſen." Es mag ihm ſauer genug angekommen ſein, aber wenn er auch die Spanier nicht hängen ließ, ſo durfte er doch auch den deutſchen Rädelsführern kein Haar krümmen.

Als er ſeine Reſidenz in Augsburg aufſchlug, war es das Erſte, daß er einige Galgen und Räder als Warnungszeichen für ſeine trotzige Soldateska mitten in der Stadt vor dem Rathhaus aufrichten ließ, und ſie ſind oft genug gebraucht worden. Erhob ſich ein Streit zwiſchen dem Kriegsvolk, ſo konnte man ſicher ſein, daß das Volk für die Deutſchen und gegen die Spanier Partei nahm; ſo einmal an den Fleiſchbänken, wo die rüſtigen Fleiſcherknechte ihren Landsleuten beiſprangen und eine Anzahl Spanier auf dem Platze blieb. Es was dies eines der vielen Symptome des tiefen Haſſes, welcher damals das ganze deutſche Volk gegen die Spanier erfüllte. Wie unſer Volk von jeher und auch damals geartet war, gehörte viel dazu, bis ſich ein ſolcher Haß anſammelte; denn leider war es ja in ſeiner argloſen Gutmüthig-

keit nur zu sehr geneigt, sich die Haut über die Ohren ziehen zu lassen und das höchstens für einen selsamen Spaß zu halten.

Aber die Spanier betrugen sich nicht bloß wie übermüthige Sieger, sondern wie eingefleischte Teufel; Freund und Feind war ihnen gleich, und was sie an unerhörten Schändlichkeiten aller Art in den Territorien katholischer oder mit dem Kaiser verbündeter Herren verübten, war fast noch ärger, als was in Feindes- und Ketzerland geschah. Die deutschen Landsknechte dieser Zeit waren freilich auch keine Lämmer, und Leben und Eigenthum von Freund und Feind war unter Umständen auch bei ihnen vogelfrei; aber weil sie ihre deutsche Nationalität nicht verleugnen konnten, brachten sie es nie und nirgends zu jener raffinirten Bestialität, welche nicht bloß den spanischen, sondern ziemlich allen Soldaten romanischer Nationalität gleichsam angeboren zu sein scheint, sobald sie im fremden Land sich die Zügel schießen lassen zu dürfen glaubten. Ihre kannibalische Wollust empörte mit vollem Rechte unser Volk am allermeisten, das von solchen Greueln nicht einmal eine Ahnung hatte. Man lese nur die Schilderung, welche Sastrow, der Begleiter des kaiserlichen Heeres auf dem Zuge von Sachsen nach Schwaben im Sommer 1547, also nach wiederhergestelltem Frieden, davon entwirft.

Auch unser Tagebuch giebt eine Reihe selbsterlebter oder von Andern mitgetheilter Charakterzüge über das Gebahren dieser Rotte und die Volksstimmung in Deutschland. Es erwähnt der nichtswürdigen Vexationen, welche die spanischen Besatzungen in verschiedenen süddeutschen Reichsstädten, in Halle, Heilbronn, Ulm, Weißenburg ꝛc. an der wehrlosen Bevölkerung verübte. Man hatte sie hier überall gegen das ausdrückliche kaiserliche Wort aufgenommen, daß sie weder die Bewohner, noch die Religion stören dürften. Aber wo sie einmal sich eingenistet hatten, waren beide verloren. So mochte denn die bloße Drohung

Spanier zu ſchicken genügen, um eine Stadt wie Regensburg zur Annahme des Interims zu ſchrecken. Während des Feldzuges in Sachſen hatte ein Spanier einem Bauernweibe Gewalt anzuthun verſucht, der Mann aber den Frevler erſchlagen und ſich ſofort auf flüchtigen Fuß geſetzt. Er eilte auf die Burg eines benachbarten Grafen und erzählte ihm dort ſeine Geſchichte. Der Graf gab ihm vier Kronen und verſprach ihm noch mehr, wenn er noch mehr von dieſem Ungeziefer ausrotte. Wolrad ſah mit eigenen Augen vor den Thoren von Monheim drei Leichname von Bauern auf das Rad geflochten, völlig nackt — „gegen alle gute deutſche Sitte und Scham“ — die ſich der unerträglichen welſchen Plagegeiſter durch Selbſthülfe zu entledigen geſucht hatten. Hätte ſich ein Führer gefunden, ſo wäre überall der Volkszorn losgebrochen, und keine Frage, daß die doch wenig zahlreichen Fremdlinge ſofort vernichtet worden wären. Aber die geheiligte Perſon des Kaiſers und die Politik nahmen ihre Schändlichkeiten unter den Deckmantel gewöhnlicher Exceſſe des Krieges. Doch hat nichts ſo ſehr dazu beigetragen, den Kaiſer um den letzten Reſt von Popularität zu bringen und ſeine ſchmähliche Kataſtrophe von 1552 vorzubereiten, als das Gebahren ſeiner „ſpaniſchen Böſewichte“, vom Herzog Alba an bis hinunter zu den gemeinen Hackenſchützen. Plündern und Stehlen verſtand ſich bei dieſer Rotte von ſelbſt. Als einmal ein paar Spanier in Augsburg gehenkt wurden, meinte Saſtrow, der der Exekution zuſah: „Sie werden eben geſtohlen haben, wie das ihre Art iſt.“ Als bei dem Kurfürſten Moritz in die Silberkammer eingebrochen wurde, war ganz Augsburg am folgenden Morgen feſt davon überzeugt, daß die ergriffenen Diebe Spanier ſein müßten. Es waren aber zufällig Franzoſen Landsleute der Granvellas, die ſich denn auch mit landsmanſchaftlichem Eifer der Schuldigen annahmen. Doch half es diesmal nichts; Moritz war zu erbittert, und die Thäter wurden gehenkt,

aber nach einigen Stunden vom Galgen abgeſchnitten und von einem großen Konduкt fremder Soldaten feierlich beerdigt; „denn“ — ſagt das Tagebuch — „bei dieſen Leuten gilt ſtehlen für kein Verbrechen.“

Hätten die Spanier keinen weiteren Unfug begangen, als die gründliche Zerſtörung der Wildbahnen des württemberger Herzogs Ulrich, ſo würde das Landvolk ihr Andenken eher geſegnet als verflucht haben. Faſt täglich kamen damals ganze Wagenladungen mit Wild aus dem Württembergiſchen in Augsburg an, als Gaben der dort kantonirten ſpaniſchen Truppen an ihre Landsleute in der Reichsſtadt. Ein einziger Gerber ſoll nach dem Tagebuch im Laufe des Frühjahrs und Sommers nicht weniger als 900 Hirſchhäute verarbeitet haben. Der Zuſatz enthielt eine traurige Wahrheit: „So haben die armen Deutſchen ſoviel Sorgfalt auf die Wildbahnen verwandt zu großem Schaden des Landmanns und zum Geſpötte der Spanier und der kaiſerlichen Hofſchranzen.“ Herzog Ulrich hat unter den damaligen deutſchen Fürſten bekanntlich den Preis als Nimrod davongetragen, obwohl nur wenige von dem Jagdteufel ganz frei waren, zu welchen wenigen auch unſer Graf gehörte. Selbſt der fromme Kurfürſt Johann Friedrich iſt auch hierin nicht ganz vorwurfsfrei. Es wurde als ein Zeichen Gottes angeſehen, daß ihn ſein Unglück gerade in der Mitte ſeiner größten Wildbahnen, in der Lochauer Heide bei Mühlberg getroffen habe, wo er ſo oft zu größtem Verdruß und Schaden ſeiner Unterthanen dieſer noblen Paſſion gefröhnt hatte.

Das Gebet Wolrads: „Herr, befreie uns von dieſem unſeligen Volke!“ iſt damals in kräftigen Variationen täglich und ſtündlich von Hunderttauſenden zum Himmel emporgeſtiegen. Auch er hat es ganz ſo empfunden wie der einfache Sinn des Volkes, wenn er ſein liebes Vaterland als ein von Feinden erobertes und verwüſtetes beklagt. Alle Schönfärberei damaliger und

ſpäterer Parteidarſtellung im kaiſerlichen Intereſſe konnte das Gewicht der Thatſachen nicht aufheben. Man ſagte und ſagt wohl noch: „Die Spanier ſind Truppen des Kaiſers geweſen, alſo konnten ſie keine Feinde ſein.“ Es iſt dieſelbe Logik, welche die Wallonen und Kroaten des dreißigjährigen Krieges auch als „befreundete Truppen“ aufmarſchiren läßt, weil ſie ein deutſcher Kaiſer gegen das Volk losgelaſſen hat. Aber dieſe Logik iſt weder 1547, noch 1630 von dem deutſchen Volke begriffen worden, deſſen Begriffsfähigkeit doch ſonſt nicht allzu enge beſchränkt zu ſein pflegt. Der Beweis dafür liegt darin, daß man 1552 Moritz wirklich als den Befreier Deutſchlands und achtzig Jahre ſpäter den Schweden Guſtav Adolf als einen von Gott ſelbſt geſandten Erretter aus namenloſer Knechtſchaft anſah und ſich bis auf den heutigen Tag durch alle Parteideklamationen darin nicht hat irre machen laſſen.

Man braucht deshalb noch keineswegs den konfeſſionellen Standpunkt unſeres Grafen zu theilen, um in ſeine ſo oft wiederholten Gebete für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes einzuſtimmen. Dieſe Gebete geben viel zu denken. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine übrigens ſo wohlgeartete Natur wie die Wolrads auch des letzten und feſteſten Ankergrundes aller ſittlichen und männlichen Würde, eines kräftigen Patriotismus, nicht entbehrte. Daß er bei ihm ſich aufs Innigſte mit der konfeſſionellen Stellung verſchmolz, iſt in der damaligen Zeit gleichfalls ſelbſtverſtändlich, denn eine der treibenden Kräfte der Reformation, vielleicht die bedeutendſte unter allen, war das energiſche Nationalgefühl der Zeit, welches die Anmaßungen, Geldſchneidereien und Gewiſſenstyrannei des „welſchen Mönches“ — der populärſte Titel des Papſtes bei dem deutſchen proteſtantiſchem Volke — nicht länger mehr ertragen mochte. Man kann auch für die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts noch gelten laſſen, was unbeſtritten für den Anfang

desſelben gilt, daß alles, was deutſch fühlte und dachte, ſich von der verwelſchten alten Lehre abwandte. Aber wie konnte es geſchehen, daß eine ſo überwiegende Majorität ſich von einer ſo geringfügigen Minorität ſchlagen und unterdrücken ließ, wie es im Schmalkaldener Kriege und nachher geſchah? An phyſiſchem Muthe hat es jener damals ſo wenig, wie zu irgend einer Zeit unſerem Volke gefehlt. Warum aber dieſe wehmüthigen Klagen, dieſes duldende Harren, dieſe kummervollen Seufzer nach Hülfe des himmliſchen Herrn, da man doch ſelbſt ſich recht wohl hätte helfen können? Der äußerliche Pragmatismus der Zeitläufe liegt ſo klar vor, daß es ſehr leicht iſt, zu demonſtriren, weshalb die Schmalkadener geſchlagen werden mußten und der Kaiſer Sieger blieb. Aber damit iſt nichts gewonnen. Denn hinter dieſen nächſten Gründen, die jedes Kind verſtehen kann, liegt wieder ein anderer dunkler Hintergrund, woran aller landläufige Pragmatismus zu Schanden wird.

Es iſt leicht zu ſagen, man hätte weniger beten und beſſer die Arme regen ſollen, dann würde es anders gekommen ſein. Aber die engliſchen Puritaner haben jedenfalls noch mehr gebetet und geſungen, als die Frömmſten unſerer Landleute von damals, und es würde ſich übel mit der geſchichtlichen Wahrheit vertragen, wenn man behaupten wollte, daß ſie dadurch irgendwie zu kurz gekommen ſeien. Wenn unſere deutſchen Proteſtanten dieſelbe Sicherheit und Freudigkeit des Gewiſſens gehabt hätten wie jene, ſo würden ſie jedenfalls ebenſo gefochten und geſiegt haben. Aber dieſe fehlte, weil man nach angeborener, volksthümlicher Art zu viel reflektirte und darüber das Gemüth und das Gewiſſen in Zweifel und Unſchlüſſigkeit verſetzte. So ging man mit halbem Herzen in den Kampf. Das Gewiſſen gebot, für das gereinigte Evangelium Gut und Blut zu opfern, aber es verbot auch, gegen die Treue, die man dem Kaiſer ſchuldete, zu handeln. Luther ſelbſt iſt über dieſes Dilemma nie hinweg-

gekommen, und er war glücklich zu preiſen, daß ihm der Tod den Anblick der praktiſchen Reſultate dieſer Gewiſſenszweifel erſparte. Als man geſchlagen und hart bedrängt war von einem argliſtigen und treuloſen Sieger, da hatte man wohl den Muth des paſſiven Widerſtandes, den Heroismus des Märtyrerthums, da fühlte man ſich eins und ſicher im Gewiſſen, als es galt zu leiden und nicht zu handeln. Das iſt der Eindruck, den die Gebete unſeres Tagebuches machen; es iſt auch hier ein getreuer Spiegel der Geſinnung in dem beſten Theile unſerer Nation.

Ein anderer Zug einer weniger ehrenvollen Geiſteshaltung, die gleichfalls weſentlich die Niederlage des Proteſtantismus verurſachte, iſt kaum in einer leiſen Andeutung wahrzunehmen. Ein großer Theil des deutſchen Volkes in dieſer Zeit wird von jenem allerdings grellen Worte eines italieniſchen Beobachters, deſſen ſchon oben gedacht wurde, getroffen: „Dem Weine iſt dieſe Nation noch mehr als Martin Luther ergeben.“ Setzt man ſtatt Wein behaglichen Lebensgenuß, ſo iſt nichts Uebertriebenes daran. Man ehrte und liebte dieſen gereinigten Glauben, er war und blieb das theuerſte Kleinod der Seele, aber man ging doch nur ſehr ſchwer daran, um ſeinetwillen das ganze leibliche und bürgerliche Daſein aufs Spiel zu ſetzen. Man fühlte ſich damals in der allſeitig verbreiteten Wohlhäbigkeit und Weichlichkeit eines genußlichen Lebens ſo gemüthlich wie zu keiner andern Zeit. Man ſuchte ſich, nur um darin nicht geſtört zu werden, durch die gewöhnlichen Sophiſtereien des Herzens zu betrügen, und es gelang nur zu gut. Beſonders haben unſere ſonſt ſo tapfern Reichsſtädter in dieſer Kataſtrophe darin ein Uebriges gethan, und vor allen vielleicht am meiſten die Augsburger, die freilich auch am härteſten dafür geſtraft wurden.

Als unſer Graf nach ſeiner gewohnten Art die ſtolze Inſchrift des gewaltigen Rothen Thores in ſein Tagebuch notirte:

„Die goldene Freiheit hat dieſe Bollwerke aufgethürmt . . . .“, bemerkte er: „Jetzt iſt die Freiheit der Augsburger ſo ziemlich von Stroh.“ Und ſo war es auch, denn Karl V. ſtellte jetzt den oberſten Bürgermeiſter hier vor, und er war ein ſtrengerer als ſeine ſtädtiſchen Kollegen, die der damalige Volkswitz „Gurgelmeiſter“ zu taufen pflegte. Wolrad fand es zwar bos-haft, aber doch einigermaßen wahr. Wollte einer der eigent-lichen Bürgermeiſter dem kaiſerlichen Kollegen ja einmal ſein altes reichsſtädtiſches Selbſtbewußſein fühlen laſſen, ſo mochte er ſich an dem, was dem Bürgermeiſter Jacob Herbrot gerade in dieſen Tagen widerfuhr, ein warnendes Beiſpiel nehmen. Dieſer Jacob Herbrot gehörte zu Denen, welche im Vertrauen auf ihre vollen Geldkäſten, ihre ſtattlichen Häuſer und präch-tigen Gärten immer noch nicht begreifen wollten, daß es Zeiten geben könnte, wo ihnen das alles nichts helfen ſollte. Als er einmal von dem Kaiſer zu einer Privataudienz citirt wurde, entſchuldigte er ſich mit vorgeblichem Unwohlſein. Aber der Kaiſer ſchickte ein Kommando Spanier, welche den ſtolzen Herrn aus dem Bette und im ärgſten Negligé über die Gaſſe in den Arreſt transportirten. Das Schlimmſte folgte jedoch erſt ſpäter. Er mußte wegen Mißachtung der kaiſerlichen Majeſtät eine ſehr hohe Strafe zahlen, und ſein Amt verlor er ohnedies bald darauf, wie alle ſeine Kollegen. Dann, nachdem der Kaiſer durch dergleichen Schreckmittel die ohnehin ſchon eingeſchüchterte Bürgerſchaft ganz geſchmeidig gemacht hatte, griff er aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit geradezu in die Verfaſſung der Stadt ein, zerſtörte die alte Zunftordnung und ſetzte ein ſtreng patriziſches Regiment ein. Freilich hatte er wie den Glauben ſo auch die Freiheit der Stadt zu ſchützen verſprochen, als ſich ihm im Herbſt 1546 die Augsburger unterwarfen. Aber Ketzern und Rebellen brauchte man ja nach der Doktrin der kaiſerlichen Hoftheologen und welſchen Hofjuriſten kein Wort

zu halten. Unter allen den unglaublichen Dingen, die im Laufe des Schmalkaldiſchen Krieges geſchehen waren, mochte wohl die Uebergabe von Augsburg das unglaublichſte geweſen ſein. Jedermann wußte, daß die Stadt, die ſtärkſte Feſtung in ganz Deutſchland, einer Belagerung auch von einem furchtbareren Heere als das damalige kaiſerliche auf lange hinaus gewachſen war. Jedermann kannte ihre unermeßlichen Vorräthe an dem herrlichſten Geſchütz, das damals überhaupt gefunden wurde; denn hier waren ja die weltberühmten Gießereien, deren Erzeugniſſe die aller Konkurrenten im In- und Ausland weit übertrafen. Der eigentliche Nerv des Krieges, Geld, war hier in ſolcher Fülle aufgeſpeichert, daß nicht bloß die kaiſerlichen Finanzen, ſondern die aller damaligen Potentaten der Chriſtenheit hierher für ihre ſtets wiederkehrende Ebbe Zuflucht zu nehmen ſich gewöhnt hatten. Das Vermögen der Fugger wurde allein an barem Gelde auf vier Millionen Goldgulden geſchätzt — eher zu niedrig als zu hoch —, alſo nach dem heutigen Goldwerth und dem damaligen Prozentſatz etwa 200 Millionen Mark. Sie und die Welſer und die Baumgartner hießen nicht umſonſt die reichſten Kaufleute der Chriſtenheit. Wenn ſie gewollt hätten, hätten ſie allein ein ebenſo großes Heer, wie der Kaiſer damals nothdürftig unterhielt, reichlich bezahlen können. Dazu beſaß die Stadt in ihrem ritterlichen Mitbürger Schärtlin, dem berühmteſten deutſchen Heerführer jener Zeit, einen Feldherrn, wie man ihn nur wünſchen konnte. Und doch hatte das alles, ſamt der allgemein vorhandenen Begeiſterung des Volkes für das Evangelium und ſeine ſtädtiſche Freiheit und einem ebenſo allgemeinen Haſſe gegen das welſche Pfaffenthum und Franzenthum am Hofe des Kaiſers nichts geholfen, die Stadt war doch übergeben worden.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß die Geldſäcke, die Harpyen, wie ſie unſer Tagebuch regelmäßig nennt, die

Fugger, Welſer, Baumgartner, Hochſtetter, das hinter dem Rücken des Volkes bewerkſtelligt hatten. Ihr Intereſſe als Banqiers der ganzen vornehmen Welt konnte keinen Krieg vertragen, und es verſtand ſich darum auch ganz von ſelbſt, daß ſie faſt allein in der großen Stadt mit dem alten Glauben nicht gebrochen hatten, weil es der ihrer hohen Kunden war. Das Tagebuch erwähnt beiläufig der letzen Verſuche, die der treffliche Schärtlin machte, um dieſe kleine, aber begreiflich ſehr mächtige Partei zu beſeitigen. Als er ſah, daß ſeine muthigen und verſtändigen Vorſchäge zur Vertheidigung durch ihre Intriguen ſtets durchkreuzt wurden, habe er den Entſchluß gefaßt, dieſe Leute aus der Stadt zu verbannen und ſich zum Diktator zu machen. Er ſei aber wieder davon abgeſtanden, indem er mit einem ſeltenen Beiſpiel von Selbſtverleugnung lieber für ſich Gefahr an Leib und Vermögen erdulden, als das Blut ſeiner Mitbürger vergießen laſſen wollte. Es iſt von dieſem Plane Schärtlins anderweitig nichts bekannt. Man weiß nur, daß er alles aufbot, um den Magiſtrat zum muthigen Ausharren zu bewegen, aber alles umſonſt, und daß er ihm und der Stadt endlich verachtungsvoll den Rücken kehrte. Die Weichherzigkeit des Motivs paßt auch nicht auf die derbe und harte Art des Mannes, wohl aber iſt es charakteriſtiſch genug für unſern Grafen, und nicht bloß für ihn allein, daß er dieſen Zug lobend erwähnt. Es ſpiegelt ſich eben auch darin jene Scheu vor einem ganzen und durchgreifenden Handeln, die bald auf edlere, bald auf gemeinere Triebfedern zurückgeführt werden mag, in jedem Falle aber die Urſache des Unglücks und der Schmach geweſen iſt und immer ſein wird.

Doch hatten es die andern nicht beſſer gemacht als die Augsburger, obwohl ſie jetzt dieſen alle Schuld zuſchoben und nach der gewöhnlichen Art des Maulheldenthums demonſtrirten, daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn Jene ſie

nicht verrathen hätten. Unſer Tagebuch tadelt mit Recht dieſen Haß der anderen Reichsſtädte gegen die Augsburger und Ulmer als einen ſolchen, der in den eigenen Eingeweiden wühlt, aber die Gemeinheit und Feigheit, die ſich dahinter verſteckte, brandmarkt es doch nicht nach Gebühr.

Es iſt der korrekten proteſtantiſchen Denkweiſe dieſer Zeit völlig enſprechend, daß die andere Gefahr, die der Unterdrückung des gereinigten Evangeliums, das Gemüth des Beobachters viel ſchwerer bekümmerte, als die weltliche Tyrannei des Kaiſers. Freilich gehörte ſchon ein ungewöhnliches Maß von Stumpfſinn oder Selbſttäuſchung dazu, wenn man nicht bemerkte, worauf es hier in Augsburg und anderwärts abgeſehen war. Die kaiſerliche Staatskunſt liebte zwar auch hier leiſe aufzutreten und das Wild namentlich von allen Seiten mit Netzen zu umſtellen, und erſt wenn der rechte Augenblick gekommen war, wurden dieſe mit raſcher und geſchickter Hand zugezogen und die zappelnde Beute erbarmunglos gewürgt. Noch war in Augsburg die neue Lehre nicht geradezu unterdrückt oder ihre Bekenner als ſolche verfolgt worden. Doch deutete ſchon jetzt manches auf das hin, was bald kommen ſollte. Der Rath hatte, ſeinem übrigen Benehmen entſprechend, vor der Uebergabe der Stadt aus freien Stücken, aber natürlich ganz in der Stille, dafür geſorgt, daß einige kleinere von den vielen Kirchen, die in der That zu viel für die Bedürfniſſe des neuen Kultus waren, in Stand geſetzt und dem katholiſchen Kultus zurückgegeben wurden. In der Kapitulation ſelbſt war nichts Derartiges ausbedungen und nach dem Wortlaut, daß in der Religion nichts geändert werden ſolle, die Stadt zu nichts verpflichtet. Man glaubte aber durch eine ſolche Liebedienerei ſich an dem Kaiſer einen gnädigen Herrn erwerben und weitere unangenehme Maßregeln abgewendet zu haben. Aber wie man es nicht beſſer verdiente, ſo wurde man auch behandelt. Der Kaiſer erkärte, daß er ſich mit dieſen

kleinen Kirchen nicht begnüge, er wolle den Dom und einige andere Hauptkirchen haben, und es blieb nichts übrig, als auch hierin nachzugeben. Mit abſichtlichem Gepränge wurde nun der katholiſche Kultus in der Stadt, die ſeiner lange genug entwöhnt war, wieder eingebürgert. Gab es auch, außer den wenigen patriziſchen Familien, die ſich noch zu der alten Kirche hielten, Niemand unter den Einheimiſchen, der an ihm theilnahm, es füllten ſich die Kirchen doch mit vielen Fremden, die der Reichstag und die Anweſenheit des Kaiſers in die Stadt zog. Auch gab man ſich, nach einer Notiz in unſerem Tagebuche, mit Erfolg Mühe, aus dem benachbarten Bayeriſchen, das nur durch den Lech von der Stadt getrennt war, andächtige Scharen heranzulocken. Es gehörte zu dieſem Syſtem, daß alle höheren Feſte mit möglichſt auffallendem Glanze gefeiert wurden. So bewegte ſich am Frohnleichnam ſeit langen Jahren zum erſten Male wieder eine Prozeſſion durch die Straßen. Der Kaiſer, der römiſche König, eine Menge der höchſten Herren aller Nationen folgten ihr, und, was Wolrad wie alle Proteſtanten am tiefſten kränkte, darunter auch Viele, die ſich zu dem Evangelium bekannten. Schon tags vorher war Feierabend durch die ſtädtiſche Polizei geboten worden, da die Prediger ſich entſchieden weigerten, das Feiertagsgebot von ihren Kanzeln zu verkündigen. Ein paar arme Weber, die ſich unpaſſende Aeußerungen über den „heidniſchen“ Pomp der Prozeſſion erlaubt haben ſollen, wurden gefaßt und mit abſichtlicher Schauſtellung in Ketten durch die Straßen geführt. Es geſchah nicht bloß, wie das Tagebuch meint, nach der Maxime: dat veniam corvis, vexat censura columbas, oder deutſch: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, ſondern es ſollten auch die corvi damit eingeſchüchtert werden, die freilich ſchon ohnehin Schrecken genug in den Gliedern hatten!

Dieſe Frohnleichnamsprozeſſion war auch ein Stück des

„pompöſiſchen“ Reichstages, und der Kaiſer wußte es, wie geſagt, ſo einzurichten, daß ſo oft wie möglich dergleichen aufgeführt wurde. Der Zufall half ihm dabei. Der Tod des nahe verwandten Königs Sigismund von Polen wurde Veranlaſſung zu prunkenden Exequien am 6. Mai in der Domkirche. Daran betheiligten ſich die anweſenden proteſtantiſchen Kurfürſten. Unſer Tagebuch wird hier ganz ſeinem ſonſtigen gemäßigten Stile untreu. Es kann nicht derbe Worte genug finden, um dieſe weibiſche Feigheit zu brandmarken. Was den Grafen noch beſonders kränkte, war, daß auch die Landgräfin Chriſtine von Heſſen wie eine „Taube“ unter „Krähen“ dabei zugegen war. Obgleich ſie als Tochter des ſtreng katholiſchen Herzogs von Sachſen, aber auch nicht weniger als Gemahlin des proteſtantiſchen Landgrafen keine Urſache hatte, die neue Lehre für ſoviel beſſer in ihren Früchten zu halten als die alte, ſo gehörte ſie doch zu ihren eifrigſten und treueſten Anhängerinnen. Der römiſche König Ferdinand hatte ſelbſt einige hohe Heſſen zu ihr geſandt und hatte bei ihr die Einladung zu dieſer katholiſchen Feier auf eine Art angebracht, daß ſie nicht wohl anders konnte, als ihr Folge zu leiſten, obgleich ſie es mit den ſchwerſten Gewiſſensqualen that. Aber wenn ſie ſich nicht gänzlich alle Hoffnung auf einen Erfolg des heiligen Werkes, das ſie ſich zu ihrer nunmehr einzigen Lebensaufgabe gemacht hatte, der Befreiung ihres Gemahls, abſchneiden wollte, ſo durfte ſie den Kaiſer und ſeinen Bruder nicht durch eine Ablehnung beleidigen. Dieſe Gewiſſensangſt war eben auch ein Stück der ſchweren Dornenkrone des Martyriums, welches die Fürſtin zu tragen hatte. „Unglaubliche Geduld“ rühmte Graf Wolrad als die größte ihrer Tugenden. Die hatte ſie in ihrer Ehe auch in glücklichen Tagen zur Genüge erproben können, — man denke nur an die angetraute Nebenfrau, die ſie ihrem Gatten zugeſtehen mußte —, um wieviel mehr aber jetzt, wo ſie, alles vergeſſend, nur für ſeine

Befreiung lebte und auch ſtarb. Denn ihr Tod, der ſchon im nächſten Jahre erfolgte, hatte keine andere Urſache, als die übermäßigen körperlichen Anſtrengungen und die Seelenleiden, die mit ihrer troſtloſen Aufgabe unzertrennlich verbunden waren. Wo ſie auch hinblickte und die Hand nach Hülfe ausſtreckte, fand ſie feindliche oder kalte Geſichter und Herzen. Ihr eigener Schwiegerſohn Moritz von Sachſen that wohl ungefähr ſo viel, als er Schande halber nicht laſſen durfte, aber das war ſehr wenig und fruchtete gar nichts. Ihr Gemahl quälte ſie nach ſeiner ſelbſtſüchtigen Art mit fortwährendem Drängen um Hülfe. Er ſtellte ſich womöglich noch unglücklicher über ſein Leiden, als es ihm zu Muthe war, oder als er das Recht hatte zu ſein, nur um nach der Weiſe ſolcher Charaktere den andern zu verzweifelter Ueberſpannung ſeiner Kräfte zu treiben. Man kann ſich denken, was ſie bei den Berichten von den groben und höhniſchen Ungebührlichkeiten ſeiner ſpaniſchen Wache, denen er Tag und Nacht ausgeſetzt war, empfand, oder als ſich das Gerücht verbreitete, er ſei aus Verzweiflung über ſeine Leiden in Wahnſinn verfallen.

Noch war das Gemüth des deutſchen proteſtantiſchen Volkes zu ſehr erfüllt von der befreienden und erhebenden Macht der neuen Lehre; es fühlte noch zu ſehr die Innerlichkeit des Evangeliums in ihrer ganzen Kraft, als daß auf dem Wege, den der Kaiſer hier in Augsburg einſchlug, viele Proſelyten für die alte Kirche gewonnen worden wären. Es bedurfte erſt einer beträchtlichen Herabſtimmung der öffentlichen Geiſter, bis die äußeren Formen des katholiſchen Kultus wieder anders als fremdartig und abſtoßend zu wirken vermochten. Dreißig Jahre ſpäter war das deutſche Volk ſo weit gelangt, und die natürliche Reaktion gegen jene doktrinär idealiſtiſchen Tendenzen des eigentlichen Reformationszeitalters machte ihr Recht geltend. Jeſuiten und Kapuziner haben dann nicht ermangelt, den ihnen

günſtigen Umſchwung des öffentlichen Geiſtes auszubeuten, und wenn auch ein großer Theil der Erfolge der ſogenannten Gegenreformation äußeren Gewaltmitteln zuzuſchreiben iſt, ſo wird man doch auch billigerweiſe zugeſtehen müſſen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil derſelben auch ohne äußere Gewalt erreicht worden iſt. Wie man damals, zur Zeit der vollkommenſten Niederlage der proteſtantiſchen Sache, über dieſen Punkt dachte, ſpricht unſer Tagebuch überall aus.

Nachdem das Interim am 15. Mai publizirt worden war, begann eine neue Reihe von Beängſtigungen und Demüthigungen für den Rath der Stadt Augsburg. Gerade hier konnte der Kaiſer natürlich am wenigſten geſtatten, daß man das Produkt ſeiner klugen Staatskunſt als todtgeboren behandelte, und die ſtädtiſche Obrigkeit hätte ihm gern den Willen gethan, wenn ſich nur unter den Geiſtlichen und dem Volke ein nicht zu heftiger Widerſtand kundgegeben hätte. Erſt nach der Entlaſſung des angeſehenſten Predigers der Stadt und grimmigſten Gegners der neuen Bekenntnißform, Dr. Wolfgang Musculus, waren dem Interim, wenigſtens in Augsburg, die Wege geebnet. Die übrigen Kollegen des geiſtlichen Miniſteriums machten zwar ihrem Haupte keine Schande, doch hielt es nicht ſo ſchwer, nachdem man einmal den Schlag gegen dieſes glücklich geführt hatte, auch ſie nach und nach zu beſeitigen, und das Interim herrſchte jetzt bis ins Frühjahr 1552 in den veränderten Gotteshäuſern der Stadt, von welcher das gemeinſame Bekenntniß aller Anhänger des gereinigten Evangeliums den Namen trug. So war ihr der „geharniſchte und pompöſiſche Reichstag“ theuer genug zu ſtehen gekommen: er hatte die religiöſe und zugleich auch die politiſche Freiheit gekoſtet, viel mehr als dem armen Waldecker Grafen, deſſen Geldbeutel wohl auch ſchwer gelitten hatte, deſſen Gewiſſen und Ehre aber rein geblieben waren, auch in jener böſen Stunde, wo er vor dem „allergnädigſten“ Kaiſer auf den Knien gelegen hatte.

# Julius Sturm.

Von

**Dr. Ferdinand Hoffmann,**
Professor in Gera.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

**Gott grüße dich.**

Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
Soviel wie ein Gebet.

Julius Sturm.

In seinem 1858 erschienenen Buche „Galerie berühmter und merkwürdiger Reußenländer" klagt der Verfasser Eduard Heyden, daß „das schöne Reußenland im großen und weiten Deutschland nicht in dem Maße gekannt und geschätzt werde, als es gekannt und geschätzt zu werden verdient", und er sucht daher durch die Herausgabe seiner Galerie „seine alte Heimath zu verherrlichen". Gewiß ein verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen, und Heyden wird sich nicht in der Erwartung getäuscht haben, „daß seine Galerie von der großen Mehrzahl seiner Landsleute — vom Fürstenthrone bis herab zur Hütte des Landmannes — nicht ungünstig werde aufgenommen werden"; denn jeder Reuße und Reußenländer wird mit Freude und Stolz gelesen haben, wie viele bedeutende Männer aus dem kleinen Reußenlande hervorgegangen sind oder in ihm gewirkt haben. Aber der Leserkreis des Buches wird sich doch im wesentlichen auf das Reußenland beschränkt haben.

Und doch hätte das Buch verdient, auch im übrigen Deutschland gekannt und gelesen zu werden. Oder welchen Deutschen

ſollte es nicht intereſſiren, daß Heinrich Schütz, der erſte deutſche Opernkomponiſt,[1] Karl Neumann,[2] der Dichter des bekannten und vielgeſungenen Studentenliedes „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude", Heinrich Alberti,[3] der Dichter und Komponiſt des bekannten Kirchenliedes „Gott des Himmels und der Erden", Johann Friedrich Böttiger, der Erfinder des Porzellans, und der berühmte Orgel- und Inſtrumentenbauer Friederici, deſſen Flügel ſeiner Zeit in ganz Deutſchland verbreitet waren,[4] entweder dem Reußenlande entſtammten oder in ihm gelebt haben?

Ein ganz beſonderes und bleibendes Verdienſt aber hat ſich Heyden in ſeiner „Galerie" dadurch erworben, daß er zuerſt auf den Mann hingewieſen hat, der es vor allen verdient, daß er nicht allein im Reußenlande gekannt und verehrt wird, ſondern „ſo weit die deutſche Zunge klingt". Dieſer Mann iſt Julius Sturm, der Dichter der „frommen Lieder", der Sänger der Natur, der Heimath und des Vaterlandes. Er ſelbſt iſt nicht mehr unter den Lebenden, am 2. Mai 1896 hat ihn der Tod von ſeinen jahrelangen ſchweren Leiden erlöſt, aber ſeine Werke bleiben und werden bleiben, wo man ſie gekannt und liebgewonnen hat.

Demnach dürfte ich wohl gerechtfertigt erſcheinen, wenn ich es auf den folgenden Blättern unternehme, ein kurzes Lebensbild des Dichters zu entwerfen und eine gedrängte Ueberſicht über ſein reiches dichteriſches Schaffen zu geben, um das Intereſſe für ſeine zahlreichen geiſtlichen und weltlichen Dichtungen aufzufriſchen und, wenn möglich, auch in weiteren Kreiſen zu erwecken, denen ſie noch unbekannt geblieben ſein ſollten.

Julius Sturm wurde am 21. Juli 1816 in Köſtritz geboren und verlebte daſelbſt im Kreiſe ſeiner Geſchwiſter eine fröhliche Kindheit. „Wir waren fünf Brüder — ein tolles Völkchen," ſagt er ſelbſt, „das in voller Freiheit in der Natur

unter dem hütenden Auge treuer Liebe aufwuchs. Grimms Märchen und des Knaben Wunderhorn waren die erſten Bücher, welche mir mein Vater zur Erholungslektüre in die Hand gab — nach und nach die Klaſſiker, aber in gemeſſenen und meiner Ungeduld oft zu lange währenden Pauſen. Ich war flatterhaft, entſinne mich jedoch, frühzeitig ſchon eine gewiſſe Gedankenſelbſtändigkeit gehabt zu haben, die mir oft als Widerſpenſtigkeit ausgelegt wurde." Dieſer ſeiner heiteren und glücklichen Jugendzeit gedenkt der Dichter beſonders in dem Gedichte „An meine Heimath. Köſtritz, den 30. November 1881":[5]

O meine liebe, traute Heimath du!
Wo mich der Mutter treuer Arm umwand,
Ich gehen lernt' an ihrer lieben Hand,
Der Vater oft mich freundlich hob aufs Pferd,
Die Märchen mich umblüht am ſtillen Herd
Und mir ein Lied ſang müde Augen zu,
Bis ſanft die Mutter ſprach: „Nun ſchlafe du."

O meine liebe, traute Heimath du!
Wo ich noch frei gleich einem Vöglein war,
Die Flur durchſchweift mit meiner Brüder Schar;
Wo mir zu hoch kein Apfel hing am Baum
Und ich, gelagert an des Baches Saum,
Dem Spiel der Wellen lüſtern ſchaute zu,
Bis ich vom Fuß geſtreift die läſt'gen Schuh'.

Sturms Vater, ein ſtattlicher Mann von fleckenloſem Charakter und von hoher allgemeiner Bildung, war urſprünglich Theologe; als er aber zum Erzieher des ſpäteren Fürſten Heinrich LXIV. von Reuß-Köſtritz berufen worden war und mit dieſem die Univerſität beſuchte, ſtudirte er Kameralwiſſenſchaft und trat dann als Rath in die Dienſte des Fürſten. „In Verbindung mit der liebreichen Mutter," ſagt Heyden, „übte dieſer gediegene und kirchlich geſinnte Mann, der über ſeinem Arbeitstiſche ein Blatt mit dem Spruche hängen hatte:

Was du nicht haſt, o Menſch, das wünſcheſt du.
Und was du haſt, verlierſt du drüber, — Ruh'.

den heilſamſten Einfluß auf den Sohn. Vom Vater ging auch die Verehrung für Goethes Gedichte auf unſeren Dichter über, der er in dem Gedichte „Goethes Lieder“ [6] Ausdruck verliehen hat

Wieder, immer wieder,
Ruh'n in meinen Händen
Goethe, deine Lieder,
Und ich kann nicht enden.

So nur angezogen
Fühl' ich mich zu lauſchen,
Wenn nach Sturm die Wogen
Sanft am Ufer rauſchen.

Wie groß aber beſonders der Einfluß der Mutter auf den Sohn war, der nach dem Tode des Gatten — er ſtarb bereits, als Julius Sturm dreizehn Jahre alt war — die Erziehung allein oblag, geht aus dem Gedichte „Mutterliebe“ hervor: [7]

Bin ich der Liebe eingedenk,
Die mir mein Mütterlein erwieſen,
Dann ſind es Thränen inn'gen Danks,
Die aus den Augen ſtill mir fließen.

Sie war bemüht, ins off'ne Herz
Den beſten Samen mir zu ſtreuen,
Und freute ſich, ſo oft ſie ſah
Die jungen Saaten fröhlich ſprießen.

Wenn Unkraut ſich dazwiſchen fand,
War ſie bedacht, es auszureuten
Mit kluger Hand, und ließ dabei
Geduld und Müh' ſich nicht verdrießen.

So wuchs ich auf und ward ein Mann,
Und liebend ſtand mir ſtets zur Seite
Die greiſe Mutter, die dem Sohn
Als treuſte Freundin ſich bewieſen.

Nie fehlte mir ihr weiſer Rath,
Sie wußte mich im Leid zu tröſten,
Und nur in einem nicht, als ich
Das Grab ſah über ihr ſich ſchließen.

Ebenſo ſpricht der Dichter ſeine innige Verehrung für ſeine Mutter aus in dem Gedichte „Mein Schreibſeſſel“:[8]

Nur ein Geräth wählt' ich mir aus
Aus meiner lieben Eltern Haus,
Ein Seſſel iſt's, ein ſchmucklos Stück,
Des Trödlers Fuß ſtieß ihn zurück.

Doch ſaß auf ihm tagaus, tagein
Viel Jahre lang mein Mütterlein,
Bald lächelnd und bald ſorgenbleich,
Doch immerdar an Liebe reich.

Drum halt' ich ihn auch hoch und werth,
Doch nicht, wie man ein Prunkſtück ehrt;
Er dient mir redlich Tag für Tag,
Ob Freud', ob Leid mir kommen mag.

Du werthes Stück in meinem Haus,
Du lieber Seſſel, halt nur aus
Noch eine Spanne Zeit mit mir,
Bis ich zerfallen darf mit dir — u. ſ. w.

Im Jahre 1829 kam Julius Sturm auf das Gymnaſium in Gera und blieb dort bis zum Jahre 1837, denn nach dem Tode des Vaters ſorgte der Fürſt aufs freigebigſte für die fünf hinterlaſſenen Söhne, und ſo war es auch möglich, daß Julius vier Jahre in Jena Theologie ſtudirte und dabei ſeinen dichteriſchen Neigungen Raum laſſen konnte, die ſchon früher durch den Vater, der, wie wir ſahen, ein großer Verehrer Goethes war, ferner „durch die guitarreſpielende Mutter und eine alte Märchentante“ geweckt worden waren.

Dieſen dichteriſchen Neigungen dürfen wir es auch wohl zuſchreiben, daß Sturm nicht in das Fahrwaſſer einer theologiſchen

Schule gerieth und ſich freihielt von der „rabies theologorum,“[9] die ſich, wie Zuppke[10] ſagt, „wie Mehlthau auf den Blüthenduft chriſtlicher Frömmigkeit legt.“ Nein, ſo ſehr er auch ſeinen Univerſitätslehrern ein dankbares Gedächtniß bewahrt hat, ſo hielt er ſich doch ebenſo fern von allem religiöſen Eifer wie von augenverdreheriſcher Heuchelei, dagegen ließ er ſich von Gottes Geiſt treiben und gab ſeinen Gefühlen in herrlichſter Weiſe Ausdruck, ſich und der Menſchheit zum Segen. Mit Recht konnte daher Sturm von ſich ſagen:

In Möncherei und Muckerei
Sucht' ich nie meinen Ruhm,
Und nie hing ich der Heuchelei
Beliebten Mantel um.

Hab' nie ein feinſtudirt Geſicht
Dem Markt zur Schau geſtellt,
Mit eitlen Heuchelworten nicht
Geflunkert vor der Welt.

Der eignen Würde mir bewußt,
Gilt gleich mir Lob und Spott,
Denn in den Tiefen meiner Bruſt
Wohnt der lebend'ge Gott.

Und werth gilt mir nur ſeine Gunſt,
Und nicht der Welt Geſchrei;
Nur ihm verdank' ich meine Kunſt,
Und meine Kunſt iſt frei.

Ich bin die Harfe, die erbebt,
Wenn er ſie tönen heißt,
Und was in meinem Liede lebt,
Iſt Geiſt von ſeinem Geiſt.

Nachdem Sturm ſeine Studien auf der Univerſität beendigt hatte, führte ihn der Wunſch, Süddeutſchland kennen zu lernen, zwei Jahre als Hauslehrer nach Heilbronn. Auf ſeinen Ausflügen beſuchte er einige Male Juſtinus Kerner, den wunder-

lichen Mann, der ſo behäbig ausſah und dennoch ſtets von Schmerz ſang und ſprach, der an ſeine Geiſter glaubte und doch darüber lachen konnte, — über den Viele lächelten und den doch Alle liebten. Auch mit Lenau kam er in Berührung, und über eine Begegnung mit dieſem berichtet er ſelbſt Folgendes:[12]

„Ein Nachmittag, den ich mit ihm in Heilbronn verbracht, wird mir unvergeßlich bleiben. Er trug ein zierliches Mützchen auf dem Kopfe und einen gewaltigen Roſenſtrauß in der Hand, und dabei dampfte er dermaßen, daß ſein Geſicht wie mit einer Wolke von Tabakrauch umhüllt erſchien. Wir ſetzten uns zu einem Schoppen, — er erzählte mir von ſeiner Reiſe nach Amerika, von ſeinem Studium der Kirchenväter, — und plötzlich ſich mit einer nervöſen Haſt mir zuwendend und mich ſtarr anblickend, fragte er mich, ob ich verheirathet ſei. Ich mußte lachen und erwiderte, daß es noch nicht Mode ſei, daß ein Kandidat ſich verheirathe. Nun wollte er wiſſen, ob ich wenigſtens verlobt ſei; aber auch das mußte ich verneinen, geſtand ihm aber, daß mein Herz gefangen wäre. Nun forderte der ſonderbare Mann von mir nicht allein das Verſprechen, ſondern auch einen Handſchlag, daß ich mich ſo bald als nur irgend thunlich verheirathen würde. Freudig leiſtete ich das geforderte Verſprechen, konnte jedoch nicht umhin, ihn zu fragen, warum er ſelbſt den Rath, den er Anderen gebe, nicht befolge. Er ſah mich mit ſeinen dunklen, wunderbar ſchönen Augen wehmüthig an und ſagte traurig: ‚Es iſt zu ſpät — zu ſpät, ich hab' mich um die ſchönſten Freuden des Lebens ſelbſt gebracht — es iſt zu ſpät.‘“

Nach einem weiteren Hauslehrerjahre in der Familie des Herrn von Metzſch auf Frieſen im Königreich Sachſen wurde Sturm die Erziehung des Erbprinzen von Reuß j. L., des jetzt regierenden Fürſten Heinrich XIV., übertragen. Nachdem er denſelben bis zur Konfirmation ſelbſt unterrichtet hatte, begleitete

er ihn auf die Gymnaſien in Schleiz und Meiningen. Ueber den Erfolg der Thätigkeit Sturms als Erzieher ſagt Zuppke ſehr treffend: „Wenn die Bewohner des Reußenlandes ihren gerechten und milden Fürſten preiſen, wenn man ohne Uebertreibung behaupten kann, daß ſie ein unbedingtes Zutrauen zu ihm haben, und wenn ihn ein durch und durch deutſcher Sinn auszeichnet, ſo iſt das nicht zum mindeſten eine Frucht der Saat, welche Julius Sturm in jungen Jahren geſtreut.“

Für den Dichter ſelbſt aber waren die ſechs heiteren, ſorgenfreien Jahre, die er mit ſeinem hohen, „ſo reich an Herz und Geiſt begabten“ Zögling theils in Schleiz, theils in Meiningen verlebte, in doppeltem Sinne wichtig und bedeutſam. Er vertiefte einerſeits im Verkehr mit dem Oberhofprediger Ackermann, der ihn auch zur Beſchäftigung mit Hegelſcher Philoſophie veranlaßte, den von den Eltern ererbten und in Heilbronn geförderten Chriſtenglauben, andererſeits erhielt er im Umgang mit bedeutenden und befreundeten Männern neue Anregung zum Dichten, und viele geiſtliche und weltliche Lieder ſind dort entſtanden oder haben ihre Vollendung erfahren. Von Meiningen ging dann auch auf das Drängen der Freunde die erſte Sammlung derſelben nach Leipzig ab, wo ſie 1850 unter dem Titel „Gedichte“ erſchien.

In demſelben Jahre wurde Sturm zum Paſtor in Göſchitz bei Schleiz ernannt und verheirathete ſich am 21. Januar 1851 mit der älteſten Tochter ſeines Oheims (mütterlicherſeits), des Kirchenrathes Dr. Schottin in Köſtritz, die ihm jedoch ſchon nach einjähriger, höchſt glücklicher Ehe, acht Tage nach der Geburt eines Sohnes, gerade am Jahrestage ſeiner Hochzeit durch den Tod entriſſen wurde.

In ſeinem herben Schmerze ſuchte und fand Sturm Troſt und Beruhigung in ſeinem Glauben und im Dichten, und es entſtand damals eine ganze Reihe von Gedichten, die 1852 unter

dem Titel „Fromme Lieder“ erſchienen. Viele von dieſen ſtehen jetzt in dem Bande, der 1892 in 6. Auflage bei Brockhaus als „Gedichte“ erſchienen iſt, S. 92—108. Wie ergreifend iſt z. B. in dem „Bitte“ überſchriebenen Sonnett der Tod der Gattin: [13]

Als um das Kindlein ſich dein Arm geſchloſſen
Und als es trank an deiner Bruſt in Frieden,
Da ſprachſt du betend: „Möge Gott hienieden
In ſeiner Gnade Schein dich laſſen ſproſſen.“

Dann rieſſt du aus, und Freudenthränen floſſen:
„Das höchſte Glück hat uns der Herr beſchieden,
Was kann das Leben uns noch Schön'res bieten?
Zur reichſten Blüthe hat es ſich erſchloſſen!“

Da, leiſe, leiſe kam der Tod gegangen
Und küßte dich auf deine blüh'nden Wangen, —
Ich ſtand allein mit mutterloſem Kinde.

O, bitte Gott um Segen für uns Beide,
Daß ich getroſt voran dem Knaben ſchreite
Und er durch mich den Weg zur Mutter finde.

Wie und wo er in ſeinem Schmerze Troſt ſuchte und fand, zeigt das Gedicht „Wer bringt Kunde?“: [13]

Wer bringt mir Kunde von der Sel'gen Land,
In das mein Lieb ging an des Todes Hand?

Das Vöglein ſprach: „Wohl flieg' ich himmelan,
Doch höher nicht als bis zum Wolkenrand.“

Die Wolke ſprach: Der Wind geht über mir,
Der an die Tiefe nicht gleich mir gebannt.“

Der Wind antwortete: „Ich kenn' es nicht,
Der hohen Sonne iſt's vielleicht bekannt.“

Die Sonne drauf: „Wohl iſt mir vieles kund,
Doch ſah mein Auge nie den fernen Strand.“

Da merkt' ich plötzlich, daß zur Seite mir
Mit ernſtem Blick ein lichter Engel ſtand.

Ich wollt' ihn fragen, doch er winkte ſtumm
Und reichte mir die Bibel und verſchwand.

Die Kraft, die Sturm dieſen harten Schlag muthig ertragen ließ, hielt ihn auch das ganze Jahr 1852 trotz der ſchweren Prüfungen aufrecht, die unausgeſetzt, Schlag auf Schlag, über ihn kamen. „Nach dem Tode ſeiner Frau lag einer ſeiner Brüder am Tode, dann erkrankte ſein Kind, und ihn ſelbſt überfiel ein böſes Leberleiden; bald erkrankte ſeine Tante, die treue Pflegerin ſeines Kindes, auf den Tod. Als dieſe kaum geneſen war, brachte die nun zur Pflege und Hülfe herbeigeeilte Schwiegermutter eine Lungenentzündung dem Tode nahe, während zu gleicher Zeit der Schwiegervater in Köſtritz am Tode lag, und endlich erkrankte Sturm ſelbſt noch einmal." Aber ſein Muth verließ ihn nicht, ſondern ſeinem Herzen entſtrömte der fromme Sang „Ich halte ſtill":[14]

Gott hat des Schmerzes heiße Flammen
In meinem Innern angeſchürt,
Und ſchmerzlich zuckt mein Herz zuſammen
Und zittert, von der Gluth berührt.
Ich aber ſpreche: Wie Gott will!
Ich halte ſeinem Feuer ſtill.

Er kommt und eilt, mein Herz zu legen
Auf harten Ambos, denn gewillt
Iſt er, mit ſeines Hammers Schlägen
Zu ſchmieden ſich ſein Ebenbild.
Ich aber ſpreche: Wie Gott will!
Und halte ſeinen Schlägen ſtill.

Er hält mein Herz in ſeinen Händen,
Er ſchlägt es, daß die Funken ſprühn,
Er eilt, es hin und her zu wenden
Und läßt's erkalten und erglühn.
Ich aber ſpreche: Wie Gott will!
Und halte ſeinen Händen ſtill.

Was frommte mir ein eitles Grämen?
Es hielt' die Noth nur länger an;
Sie kam und wird ein Ende nehmen,
Wenn Gott an mir ſein Werk gethan.

Drum ſprech' ich gläubig: Wie Gott will!
Und halt' ihm bis ans Ende ſtill.

Er ſchürt ja nur zu meinem Frommen
Der Schmerzen wilden Feuerbrand,
Und die gewicht'gen Schläge kommen
Von einer ſichern Meiſterhand.
Drum ſprech' ich betend: Wie Gott will!
Und hoff' auf ihn und dulde ſtill.

Ein neues Glück erblühte dem Dichter, als ihm am 1. November 1853 die jüngere Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattin die Hand zum Ehebunde reichte und ſeinem Söhnlein die verlorene Mutter erſetzte. Sturm fühlte ſich zu neuem Schaffen angeregt, und noch im Pfarrhauſe von Göſchitz entſtand die Liederſammlung „Zwei Roſen oder das hohe Lied der Liebe.“ Sie erſchien 1854 in erſter und 1892 in zweiter Auflage.

Als im Jahre 1857 ſein Schwiegervater ſein Amt niederlegte, übernahm es Sturm und ſiedelte als Pfarrer nach ſeinem Geburtsorte Köſtritz über, wo er achtundzwanzig Jahre lang in Segen wirkte.

Für ſeine Lieder, die er während des großen Krieges von 1870 und 71 dichtete und worin er an den Ereigniſſen desſelben innigen Antheil nahm, wurde der patriotiſche Sänger von dem verſtorbenen Großherzog von Mecklenburg mit der goldenen Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft geehrt. Zum Friedensſchluß dichtete Sturm eine Friedenshymne, die von dem Kapellmeiſter Fr. W. Rücken in Muſik geſetzt wurde. Kaiſer Wilhelm I. nahm die Widmung derſelben gnädig an und der Kaiſer wurde bei ſeinem Beſuch in Schwerin von vierhundert Sängern mit dieſer Hymne begrüßt.

Auch als Pfarrer von Köſtritz hatte er mit mancherlei Leid zu kämpfen. Er ſagt darüber ſelbſt: „Als Pfarrer von Köſtritz lag ich mehrere Tage am Tode; Scharlachfieber hatte

mich befallen. Die Folge war ein fünf, ſage fünf Jahre lang dauernder heftiger Magenkatarrh. Kein Bad, kein Arzt brachte Hülfe. Endlich wurde ſie mir doch durch Gottes Gnade zu Theil. Während dieſer ſchweren Zeit habe ich immer mein umfangreiches Amt verwaltet, freilich oft unter Seufzen. Dann bekam ich infolge allzuvielen Predigens eine Stimmbandlähmung und Kehlkopfentzündung. Dieſe führte mich einigemal nach Ems, wo ich die Stimme wiedergewann. Darnach überfiel mich ein ſchmerzhaftes Leiden, und an dieſem leide ich noch (März 1896)."

Als Julius Sturm am 1. Oktober 1885 in den wohlverdienten Ruheſtand trat, ehrte ihn ſein ehemaliger Zögling, Fürſt Heinrich XIV., durch die Verleihung der Würde eines Geheimen Kirchenrathes und des goldenen Verdienſtkreuzes, ſeine dankbare Gemeinde Köſtritz aber ernannte ihn zum Ehrenbürger. Eine weitere Auszeichnung wurde dem Dichter im März 1893 zu Theil, indem ihn die theologiſche Fakultät in Halle zum Doktor der Theologie ernannte. „Dieſe Ehre wurde mir ungelehrten Theologen als Dichter religiöſer Lieder zu Theil," ſo ſchrieb Sturm ſelbſt über dieſe Ehrung.

Auch nach ſeinem Eintritt in den Ruheſtand lebte Sturm in Köſtritz trotz ſeiner körperlichen Schwäche in ungeſchwächter geiſtiger Kraft und Friſche und ungeminderter Luſt zu dichteriſchem Schaffen, ſo daß er wohl von ſich ſagen konnte in dem Gedichte „Ewige Jugend":[15]

Jung wollt' ich bleiben,
Ich hab' es erreicht,
Ob mir auch die Jahre
Die Locken gebleicht.

Bin ewiger Jugend
Mir fröhlich bewußt,
Denn Göttliches nähr' ich
In irdiſcher Bruſt.

Wie lang' ich noch wand're,
Drum ſorg' ich nicht viel,
Mein Führer geleitet
Mich ſicher ans Ziel.

Mein Ziel liegt hoch oben,
Der Erde entrückt,
Und dort werd' ich finden
Was ewig beglückt.

Dieſe Kraft und Schaffensluſt iſt um ſo mehr zu bewundern, als Sturm gerade in den letzten Jahren vielfach von Krankheit heimgeſucht wurde; denn er ſagt ſelbſt von ſich: „Ich habe ſeit nun dreißig Jahren wenig geſunde Tage gehabt, — ſeit zwölf Wochen ſchwebt bei mir die Waage auf und ab zwiſchen Leben und Sterben, und oft habe ich den Tod als Erlöſer von unſagbaren Schmerzen herbeigeſehnt.“

„Als Mitte April,“ ſo berichtet Hepding,[16] „ſeine Leiden den höchſten Grad erreicht hatten, wurde ſeiner beſorgten Familie aus dem Munde eines bedeutenden Arztes die Mittheilung gemacht, daß es eine neue, bis jetzt ungekannte kleine Operation gäbe, die dieſe Art Schmerzen nicht nur lindern, ſondern im günſtigſten Falle ſogar heilen könne, und es wurde ihr dann auf Anfrage auch von einem Profeſſor in Leipzig dieſelbe troſtvolle Ausſicht eröffnet. So wurde denn mit unſäglicher Mühe die ſchwere Reiſe nach Leipzig unternommen, die bei der Schwäche des Patienten faſt unmöglich ſchien. Die Operation gelang, die Wunde war geheilt, trotzdem beſſerte ſich der Zuſtand nicht, die Kräfte ſanken täglich und die Schmerzen hatten eine andere, aber ebenſo ſchwere Geſtalt angenommen. Die geliebte Gattin nebſt Schwiegertochter aus Gera pflegten ihren theuren Kranken aufs zärtlichſte und hofften von einem Tage zum anderen. Am Sonnabend, den 2. Mai, kamen voller Hoffnung der älteſte Sohn Auguſt (Rechtsanwalt) und ſeine Frau aus Naumburg zum Beſuche, gerade noch recht, um nach einem abermaligen

Schmerzanfalle den theuren Vater in den Armen der Mutter sterben zu sehen". So hatte sich erfüllt, was der Dichter selbst so tiefergreifend ausgesprochen hat in dem Gedichte „Wie lange noch?"

Wie lange noch? Ein letzter Hauch, und dann?
Die Meinen stehen trauernd um mich her,
Die Augen feucht, das Herz von Kummer schwer,
Ich aber liege da, ein stiller Mann.

Vergessen ist, was ich an Glück gewann,
Doch fühl' ich auch von Schmerz und Leid nichts mehr,
Und nichts von Sorge, Mühen und Beschwer;
Des flücht'gen Lebens flücht'ger Traum zerrann.

Man trägt mich fort. Der braune Sarg fiel zu.
O, wie man doch so leicht zum Grabe reist!
Ich bin am Ziel. Man senkt mich ein zur Ruh'.

Die Schollen rollen auf den Sarg hinab.
Der Staub zum Staub! Zu Gott zurück der Geist!
Still neben andern Gräbern liegt mein Grab.

Seine letzte Ruhestätte fand der Dichter in seinem Geburtsorte Köstritz; „in liebevoller Pietät suchte ihm seine alte, liebe Gemeinde das schönste Plätzchen auf ihrem Gottesacker aus, wo er unter zwei großen, malerischen Trauerweiden, zu denen die hohen Bäume des nahen Parkes ihre Trauermelodien herüber rauschen und die Vögel, die er so sehr liebte, ihre „alten, lieben Lieder" herübertönen lassen, sanft gebettet ruht. Am Begräbnißtage waren Tausende von nah und fern herbeigeeilt, um den Dichter noch im Tode zu ehren; auch Fürst Heinrich XIV., Sturms ehemaliger Zögling, und der Erbprinz nahmen mit Gefolge tiefergriffen an der Trauerfeier theil. Fürst Heinrich ehrte aber seinen Lehrer und Freund auch noch im Tode, indem er ihm von der geschickten Hand unseres talentvollen jungen Landsmannes, des Bildhauers Günther, auf seinem Grabe ein

Denkmal ſetzen ließ, das am 28. November 1897 feierlich enthüllt wurde. Flankirt von zwei Trauerweiden, erhebt ſich ein halbkreisförmiger Sandſteinblock, in welchem die einem Gedichte Sturms entnommenen Worte eingegraben ſind: „Der Geiſt, der Gott entſtammt, kann nur mit Gott vergehen.“ Der darüber befindliche Aufbau zeigt das Medaillonreliefbild des Verewigten in voller Lebenswahrheit. Unter dieſem Bilde kniet ein junges, lebensfriſches Mädchen, welches die Dichtkunſt verſinnbildlicht und in der rechten Hand die Leier, in der linken ein Lorbeerreis hält. So bildet das Denkmal nicht nur eine prächtige Zierde des Köſtritzer Friedhofes, ſondern auch ein herrliches Zeugniß fürſtlicher Dankbarkeit, und wird auch an ſeinem Theile mit dazu beitragen, daß das Bild, daß der Geiſt und die Lieder unſeres Julius Sturm hier in ſeiner engeren Heimath wie im großen deutſchen Vaterlande weiter leben bis in die ſpäteſten Tage.

Wenn ich jetzt dazu übergehe, eine Ueberſicht und Charakteriſtik der Dichtungen Sturms zu geben, ſo bin ich mir der Schwierigkeiten dieſer Aufgabe ſehr wohl bewußt. Julius Sturm war ein außerordentlich fruchtbarer Dichter, die Sangesluſt hat ihn von Jugend an begleitet und iſt ihm ſelbſt im Alter noch treu geblieben; ſeine „letzten Lieder“ erſchienen nach ſeinem Tode, im Juli 1896, unter dem Titel „In Freud und Leid“. „Die Sammlung ſollte,“ wie ein Vorwort ſagt, „eine Gegengabe des Dichters für die Freunde ſein, welche an ſeinem achtzigſten Geburtstage, dem 21. Juli 1896, ſeiner in Verehrung gedenken würden.“ Ohne auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen, nennen wir folgende Sammlungen:

„Fromme Lieder“ I. 1852; 2. Auflage 1893; II. 1858; 4. Auflage 1892; III. 1892. — „Zwei Roſen oder das hohe Lied der Liebe“ 1854; 2. Auflage 1892. — „Israelitiſche Lieder“ 3. Auflage 1881. — „Von der Pilgerfahrt“ 1868. —

„Gott grüße dich.“ Religiöſe Gedichte 1876; 4. Auflage 1892. — „Aufwärts.“ Neue religiöſe Gedichte 1881. — „Ich bau' auf Gott“ 1883. — „Dem Herrn mein Lied“ 1884; dieſe beiden letztgenannten Sammlungen ſind im Jahre 1888 noch einmal unter dem Titel „Palme und Krone“ herausgegeben. — „Neue Harfenklänge für Israel“ 1891.

Aber Julius Sturm hat ſich nicht auf das Gebiet der geiſtlichen Lyrik beſchränkt, ſondern hat auch die verſchiedenen Arten weltlicher Lyrik mit Erfolg angebaut. Vorwiegend weltlichen Inhalts ſind folgende Sammlungen:

„Gedichte“ 1852; 6. Auflage 1892. — „Neue Gedichte“ 2. Auflage 1880. — „Für das Haus“ 1861. — „Lieder und Bilder“ 2 Theile 1870. — „Kampf- und Siegesgedichte“ 1870. — „Spiegel der Zeit in Fabeln“ 1872. — „Märchen“ 1881. — „Immergrün.“ Neue Lieder 1880; 2. Auflage 1888. — „Neues Fabelbuch“ 1881. — „Buch für meine Kinder“ 1888. — „Natur, Liebe, Vaterland“ 1884. — „Bunte Blätter“ 1885. „Kinderlieder“ 1894. — „Neue lyriſche Gedichte“ 1894.

Bei dieſer Fruchtbarkeit konnte nicht jedes Blatt eine „Wunderblüthe“ ſein, ſagt Robert König.[17] Julius Sturm war ſelbſt ſehr weit davon entfernt, das zu glauben, und hat zuweilen ſelbſt an eine Auswahl ſeiner Gedichte gedacht, deren Herausgabe von berufener Hand ich im Intereſſe ſeines Nachruhmes auch für ſehr wünſchenswerth halte. So ſehr er ſich über den ihm geſpendeten Beifall freuen und ſo unbefangen er das ausſprechen konnte, ſo gering dachte er doch von ſich. In liebenswürdiger Beſcheidenheit vergleicht er einmal das Licht ſeiner Dichtung „dem Lämpchen, welches das Kämmerlein erhellt, aber doch manchem müden Wandersmann den rechten Pfad gewieſen hat.“

Aber „wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,“ und ſo wird Keiner, der Sturms Gedichte zur Hand nimmt,

das Buch enttäuſcht weglegen, ſondern ſchöne und genußreiche Stunden mit dem Dichter verleben und ſein Gemüth beruhigt und erhoben fühlen; denn er hat in ſeinen zahlreichen Liedern alles beſungen, was in Liebe und Leid des Menſchen Herz bewegt. Dabei ſind die meiſten ſeiner Gedichte kurz; Sturm ſagt ſelbſt:

Nur ein Hauch iſt oft mein Lied,
Leicht vom Wind getragen;
Worin ſeine Macht beſteht,
Wer vermags zu ſagen?

Ob es ſüße Luſt erweckt,
Schmerz in Schlaf geſungen,
Lang' im Herzen hallt es nach,
Wenn es längſt verklungen.

Schon dies iſt ein entſchiedener Vorzug unſeres Dichters vor manchem anderen und ein Zeugniß für ſeine hohe Begabung, denn, wie er in dem Gedichte „Kritik“ [18] ſagt:

Nicht weil's ihm an Gedanken fehlt,
Sind ſeine Lieder klein,
Er drängt nur in begrenzte Form,
Was ihn bewegt, hinein.

Darin bewährt ſich ſeine Kunſt
Und ſeine Meiſterſchaft,
Daß er mit wen'gen Worten nur
Die Herzen nimmt in Haft.

So Mancher ſpinnt dem Seiler gleich,
Iſt erſt das Rad im Gang,
Den Faden aus Gedankenwerg
Unendlich dünn und lang.

Ein noch größerer Vorzug liegt aber darin, daß ſeine Gedichte ſämtlich einen edlen und vornehmen Charakter tragen; der Dichter verſchmäht und vermeidet jeden gewöhnlichen, niederen

Gedanken, jeden unfeinen Ausdruck, jede unſchöne Wendung, alle ſeine Gedichte ſind von bewundernswerther Anmuth und Reinheit, und wer noch Sinn für das Edle, Hohe und Ideale hat, der wird, je mehr er ſich mit Sturm beſchäftigt, den liebenswürdigen thüringiſchen Sänger immer mehr ſchätzen und lieben lernen. So hat er der Fürſten Herz gewonnen und ſo in ſeiner ungekünſtelten Weiſe auch einen lebendigen Wiederhall im Herzen des ganzen Volkes erweckt, und ſo werden ſeine Lieder fortklingen bis in die fernſten Zeiten, denn

Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

## I. Die frommen Lieder.

Als frommer Chriſt und Prediger hat ſich Sturm immer wieder in den ewig rauſchenden, unerſchöpflichen Brunnen der heiligen Schrift vertieft, von dem er ſelbſt ſpricht in dem Gedichte „Der Quell der Offenbarung“: [19]

Unaufhörlich rauſcht ein Bronnen
Rauſcht bei Tag und Nacht,
Hat, wie lang er auch geronnen,
Nie ſein Werk vollbracht.

Immer neue Durſt'ge kommen,
Schöpfen mehr und mehr,
Und doch hab' ich nie vernommen,
Daß der Brunnen leer.

Aber wenn er auch den Stoff und die Anregung zu ſeinen geiſtlichen Dichtungen vorwiegend der heiligen Schrift entnommen hat, ſo ſind ſie doch durchaus ſelbſtändig und zugleich von hohem poetiſchen Werthe. Zum Beweiſe führen wir nur das Gedicht „Der Baum am Bache“ an, zu dem Sturm die Anregung dem erſten Pſalm entnommen hat: [20]

Wohl dem, der ſeinem Gott vertraut
Und feſt auf Jeſum Chriſtum ſchaut
In Freud' und Drangſals Hitze,
Nicht wandelt in Gottloſer Rath
Und nicht betritt der Sünder Pfad
Und flieht der Spötter Sitze.

Sein liebſter Schatz, ſein höchſter Hort
Iſt Gottes Gnad' in Chriſti Wort,
Die kann ihm nichts entreißen;
Er redet von ihr Tag und Nacht
Und kann der Liebe Wundermacht
Doch nie genugſam preiſen.

Er gleicht dem Baum, am Bach gepflanzt,
Gewurzelt tief und wohl umſchanzt,
Scheut er nicht Sturm und Wetter;
Er ſproßt und blühet und gedeiht,
Trägt reiche Frucht zu ſeiner Zeit
Und ewig grüne Blätter.

Und wuchs empor ſein letzter Zweig,
Heißt Gott den Baum in ſeinem Reich
Am Strom des Lebens ſtehen.
Doch Sünder ohne Buß' und Reu'
Wird Gottes Odem einſt wie Spreu
Von ihrer Stätte wehen.

Ebenſo meiſterhaft in der Auffaſſung und dichteriſchen Ausführung ſind die Pſalmentöne über den 17., 20., 23., 27., 90., 123. und 143. Pſalm. Von anderen Bibelſtellen ſind noch behandelt: 2. Sam. 12 (Nathan vor David); Prediger Salom. 1, 8; Lukas 15, 11 (Der verlorne Sohn); Jeremias 4, 3; Matthäus 11, 30; Ev. Joh. 3 (Hochzeit zu Kana); 10, 12 (Der gute Hirt); 5, 17; 8, 12; Off. Joh. 21; Phil. 3, 12 (Nicht, daß ich's ſchon ergriffen hätte); Jakob. 3, 5 (Die Zunge iſt ein kleines Glied); Jeſ. 41, 10; Ev. Joh. 3, 11 und 3, 16; Eph. 5, 14 u. a. Ueberall berührt uns angenehm die Stille und Ruhe eines im Glauben wurzelnden, wahrhaft frommen

und vor allem in Gott fröhlichen Gemüthes. Dies ist am schönsten ausgesprochen in dem Gedichte über 1. Thess. 5, 16:[21]

Fröhlich, wenn Freude
Sich uns enthüllt;
Fröhlich im Leide
Von Hoffnung erfüllt.

Fröhlich in Sorgen,
Kummer und Noth,
Fröhlich im Sterben,
Fröhlich im Tod.

Welt, dir zum Trotze,
Zweiflern zum Spott.
Allezeit fröhlich,
Fröhlich in Gott.

Derselbe Gedanke ist auch behandelt in den Gedichten „Fröhlich" (Fromme Lieder III, S. 98) und „Allezeit fröhlich" (Fromme Lieder III, S. 16).

Der Bibel und zwar dem Hohen Liede Salomos ist auch der Stoff und die Anregung entnommen für die „Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe". Das genannte biblische Buch, dessen Inhalt die Liebe, die Liebessehnsucht und das Glück der Liebe bildet, ist nur darum in den Kanon des Alten Testamentes aufgenommen worden, weil man es schon in ältester Zeit allegorisch deutete und meinte, unter Salomo sei Gott oder der Messias und unter Sulamith Israel oder die gläubige Seele zu verstehen. Seit Herder nimmt man jedoch allgemein an, daß es ein wirkliches Liebeslied ist. „Mit poetischer Licenz," sagt Zuppke,[22] „vertritt Sturm beide Anschauungen: in der Rose Sarons schließt er sich an Herder an, in der Rose Zions läßt er die altkirchliche Anschauung zur Geltung kommen." Es sei erlaubt, aus beiden Theilen je ein Lied hierher zu setzen. In der Rose Sarons oder der „Braut Salomos" spricht Salomo im 5. Liede zur Geliebten:

Steh auf, o meine Freundin, sieh es lenzt,
Bunt hat mit Blumen sich die Flur bekränzt.

Die Sonne spiegelt sich im blauen See
Und aus dem Walde tritt das braune Reh.

Vom Traum erwacht, würzt an des Ufers Saum
Die süße Blüthenfrucht den Feigenbaum.

Die Turteltaube girrt im Felsgestein
Und auf den Hügeln duftet schon der Wein.

Doch fehlt dem Lenz die lieblichste Gestalt,
Weilt meine Taube noch im Felsenspalt.

O laß mich hören deiner Stimme Ton!
Zu mir! Es lenzt! Der Winter ist entfloh'n.

Und in dem entsprechenden 8. Liede aus der Rose Zions oder der Braut Christi spricht Christus zu der gläubigen Seele:

Wach auf, wach auf aus deinem Wintertraum
Und gieb dem neuen Leben in dir Raum!

Erschließe dich an meines Auges Strahl,
Wie sich im Lenz erschließt die Ros' im Thal.

Ich bin dein Frühling und will dich durchglühn,
Und einer Blume gleich sollst du mir blühn.

Verklärend dich mit meinem eignen Glanz
Schmück' ich dich mir und mache neu dich ganz.

„Feinsinnig scheint mir Julius Sturm durch Voranstellung der Rose von Saron anzudeuten, daß er die Anschauung Herders für die richtige hält."

Aus dem Studium der Bibel sind auch die „Israelitischen Lieder" hervorgegangen. „In liebenswürdigem Optimismus wollte der Dichter durch seine Poesie Liebe zu Israel in die Herzen der Christen und Liebe zu dem erschienenen Christus in die Herzen Israels träufeln. Gewiß ist da von dem Dichter manch edles Samenkorn ausgestreut worden, das menschlichem

Auge in ſeiner Frucht verborgen geblieben iſt, allein im großen und ganzen ſind dieſe Lieder an Chriſten wie Juden ſpurlos vorübergegangen. Vielleicht, daß eine ſpätere Zeit auf ſie zurückgreift; jedenfalls verdienen ſie um ihrer edlen Warmherzigkeit willen die reichſte Beachtung." Es ſei hier ſein „Oſterlied im Lilienthon" mitgetheilt:

Laßt harren uns am Thron des Herrn
Vereinigt im Gebet,
Bis länger nicht dem Kreuze fern
Das Volk des Bundes ſteht
Und Israel der Roſe gleich
Von neuem blüht in Gottes Reich.

Dann wird die Wüſte luſtig ſein,
Das Feld voll Lilien blühn;
Dann überwölbt den Dorn am Rain
Der Myrthe duft'ges Grün,
Und Vöglein ſingen durch das Land:
Der Frühling kam, der Winter ſchwand.

Und was von Zion übrig iſt,
Das leuchtet wie ein Stern,
Und beugt ſein Knie vor Jeſu Chriſt
Und huldigt ihm als Herrn,
Und wie vom Libanon der Wein,
Wird Israels Gedächtniß ſein.

Wie Sturm hier aus dem unerſchöpflichen Brunnen des göttlichen Wortes ſchöpfte, ſo war er in der kleinen Sammlung „Altes Gold in neuer Faſſung" und in den „Gloſſen nach Verſen lateiniſcher Hymnen" der Schatzgräber, der mit Luſt und Verſtändniß aus den Werken und Ausſprüchen älterer Kirchenväter und Dichter tiefe und innige Gedanken zu ſchöpfen und abzuleiten verſteht und dem Leſer zum hohen Genuß darbietet. Als Probe ſei hier mitgetheilt die Gloſſe nach Adam von St. Victors Zeilen:[22]

Neues Leben webt und weht,
Nun kehrt Freude bei uns ein,
Wo der Herr vom Grab erſteht,
Soll rings Auferſtehung ſein.

Wieder ſcheint die Frühlingsſonne
Und durch alle Weſen geht
Zitternd ein Gefühl von Wonne,
Neues Leben webt und weht.

Lerchen jubeln hoch in Lüften,
Quellen rauſchen frei landein,
Und es grünt auf allen Grüften,
Nun kehrt Freude bei uns ein.

Auf! in Andacht Gott zu dienen,
Glocken rufen zum Gebet;
Denn heut' iſt der Tag erſchienen,
Wo der Herr vom Grab erſteht.

Wo der Herr vom Tod erſtanden,
Uns auf ewig zu befrei'n
Von des Todes Macht und Banden,
Soll rings Auferſtehung ſein.

Aber bei weitem die meiſten geiſtlichen Lieder Sturms ſind freie Dichtungen. Entweder folgt er dem Gange des Kirchenjahres: Advent, Weihnacht, Sylveſter, Neujahr, Epiphanias, Paſſion, Oſtern, Pfingſten, Trinitatis, Bußtag, Reformationsfeſt, oder er ſtellt Betrachtungen an beim Schluß des Gottesdienſtes, über die Grablegung Chriſti, den Segen des Gebets, oder er ſingt Morgen- und Abendlieder; andere Gedichte endlich behandeln Gott, die Schöpfung, das Heil, oder ſind Lieder bei der Taufe, bei der Trauung oder am Sarge, kurz, alles iſt ihm dichteriſch verklärt, denn

Das iſt nun eben meine Luſt,
Wenn ich aus voller, friſcher Bruſt
Ein frommes Lied kann ſingen,
Ein Lied, das gläubig himmelan
Die Seele trägt auf hoher Bahn
Mit ſtarken, freien Schwingen.

Was mir das volle Herz bewegt,
Daß rascher jeder Puls mir schlägt,
Im Lied laß ich's erklingen — u. s. w.

Aber während so manches geistliche Lied früherer Zeiten nur gereimte Dogmatik, versifizirte Glaubens- und Sittenlehre war, findet sich bei Sturm nichts Dogmatisches, sondern alles ist klar und wahr. Sturm ist ein Priester Gottes aus innerster Ueberzeugung, der Zweck seiner Lieder ist die Verklärung des ganzen Lebens und aller seiner Pflichtenkreise durch das Wort und den Geist Gottes, Christi und seiner Jünger. Besonders steht Christus im Mittelpunkte seines Lebens und Dichtens. Wie schmerzlich klingt sein Lied „Es thut mir tief im Herzen weh“:[23]

Es thut mir tief im Herzen weh,
Daß, wo ich immer geh' und steh',
Ich selten jenen Namen höre,
Den preisen heil'ger Engel Chöre.

Das ist dein Name, Jesus Christ,
Der über alle Namen ist,
Dem Aller Knie sich sollen beugen,
Von seiner Herrlichkeit zu zeugen.

Viel andre Namen werden laut,
Denkmäler werden aufgebaut
Den Kindern dieser Welt zum Ruhme;
Dich nennt man nur im Heiligthume.

Und dennoch können wir allein
In deinem Namen selig sein,
In dem dein Vater uns beschieden
Gerechtigkeit und Freud' und Frieden.

Ach, gieße deinen heil'gen Geist,
Durch den dich Herz und Lippe preist,
Mit deinem Vater aus aufs neue,
Daß alles Volk sich deiner freue!

O ſel'ge Zeit, wo laut erſchallt
Dein Preis von Lippen jung und alt,
Daß, wie der Himmel, ſo die Erde
Erfüllt von deinem Namen werde.

Welch' innige Liebe zu Jeſu, dem Menſchen- und Gottesſohne, iſt in vielen ſeiner Lieder ausgeſprochen, die dieſen ſchier unerſchöpflichen Gegenſtand behandeln! Wir heben aus der großen Zahl dieſer Jeſuslieder nur eines hervor, in dem der Dichter eine ernſte und eindringliche Mahnung an jeden Chriſten ausſpricht, Chriſtum zum Lenker ſeines Lebensſchiffes zu machen:[21]

Nimm Chriſtum in dein Lebensſchiff
Mit gläubigem Vertrauen,
Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen;
Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und ſchlügen ſelbſt die Wellen
Ins Schiff hinein,
Kannſt ruhig ſein,
Er läßt es nicht zerſchellen.

Und ſollt' er bei des Sturmes Wuth
Das Steuer nicht gleich faſſen,
Nur Muth, nur Muth! Mußt ſeiner Hut
Dich gläubig überlaſſen.
Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze ſprühn, der Donner rollt,
Dein Schifflein iſt geborgen;
Trägt's doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

D'rum ſei nur wach und ſei bereit
Und laß nicht ab mit Beten,
So wird der Herr zu ſeiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten,
Dann ſchweigt der Sturm, von ihm bedroht,
Dann legen ſich auf ſein Gebot

Die wildempörten Wogen,
Und ausgeſpannt
Von ſeiner Hand
Wölbt ſich der Friedensbogen.

Ein anderes Thema, das der Dichter nicht müde wird immer wieder zu behandeln und ans Herz zu legen, iſt die Liebe, die Liebe zu Gott und zu den Nächſten, denn[25]

Nur Liebe iſt des Herrn Gebot,
Und ſie nur iſt das Liebeszeichen,
Und nur vor ihr muß Sorg' und Noth
Wie Nebel vor der Sonne weichen.

Wo ſie herrſcht, iſt das Himmelreich
In Wirklichkeit ſchon hier auf Erden,
Da giebt es nur noch arm und reich,
Daß eins ſie in der Liebe werden.

Es regen ſich nicht mehr ergrimmt
Des Neides und des Haſſes Triebe,
Der Reiche giebt, der Arme nimmt,
Aus Liebe der, und der in Liebe.

Und weil der Hochmuth weit entwich,
So achten Alle ſich als Brüder
Und fühlen gleich berufen ſich
Zum Dienſt als eines Leibes Glieder.

Und darum ſchärft er auch „den Bibelleſern“[26] ein:

Willſt du im Buch der Bücher leſen
Und ſuchſt darin
Verborgnen Sinn
Mit eitel aufgeblähtem Weſen:
So leg' es lieber wieder hin.

Denn alles, was drin ſteht geſchrieben,
Iſt offenbar
Und ſonnenklar
Und lehrt dich weiter nichts als lieben,
Nur lieben, lieben immerdar.

Doch wir müſſen es uns verſagen, noch weiter auf den Inhalt der frommen Lieder einzugehen; ſchon aus den wenigen Beiſpielen dürfte aber hervorgehen, daß Sturms Chriſtenthum geſund und friſch, innerlich wahr und kräftig iſt und ſich von allem Ueberſchwenglichen und Gemachten fernhält. Sturms geiſtliche Dichtungen ſind eben ein treuer Abdruck ſeiner Perſönlichkeit, und es ſpiegelt ſich in ihnen ſein inneres Leben klar und deutlich ab. Wie der Mann, ſo ſind auch ſeine Werke: einfach, edel, innig, friſch und fromm. Infolge dieſer Eigenſchaften ſind auch bereits viele Lieder Sturms in die Geſangbücher der evangeliſchen Kirche übergegangen, und ſie verdienen es mehr, als manche, die unſere Geſangbücher füllen, denn ſie ſind in der Form vollendet, tragen der Tiefe des chriſtlichen Glaubens nach allen Seiten hin Rechnung und ſind dabei Jedermann verſtändlich.

## II. Die weltlichen Lieder.

Auch Sturms weltliche Dichtungen feſſeln durch wahre, innige und tiefe Empfindung und durch ſüßen Wohllaut, der zum Singen einladet, und verfehlen daher nie ihre tiefe Wirkung auf unſer Herz und Gemüth. Wir folgen nun bei der nachfolgenden Behandlung dem Fingerzeige, den uns der Dichter ſelbſt in ſeiner Sammlung „Natur, Liebe, Vaterland“ gegeben hat, und behandeln dieſe Gedichte nach den drei Geſichtspunkten: Natur, Daheim, Vaterland, können aber auch hier aus der reichen Fülle nur wenige Proben geben.

### a) Naturlieder.

Wie freudig begrüßt Sturm den Frühling in dem ſchönen „Frühlingsliede“:[27]

Hurrah!
Der Frühling, der Frühling iſt da!
Ihm flog auf luſtiger Bahn

Die Lerche fröhlich voran
Und jubelt, den Wolken nah:
Wacht auf! Der Frühling iſt da!

Hurrah!
Der Frühling, der Frühling iſt da!
Zerſchmolzen ſind Schnee und Eis
Und Augen treibt wieder das Reis,
Schon zwitſchert es fern und nah:
Heraus! Der Frühling iſt da!

Hurrah!
Der Frühling, der Frühling iſt da!
Die Wieſen färben ſich grün,
Schneeglöckchen und Veilchen blühn.
Man weiß kaum, wie das geſchah.
Hurrah! Der Frühling iſt da!

Wie gern folgt der Dichter dem Rufe des Frühlings hinaus ins Freie:[28]

Aus engem Haus
Ins Freie hinaus
Zieht mich's mit zwingender Macht;
Möchte wandern weit,
Von allem befreit,
Durch des Frühlings duftende Pracht,

Wo die Veilchen blühn,
Wo die Wälder grün,
Wo die Quelle luſtig rauſcht,
Wo im ſonnigen Ried
Auf der Lerche Lied
Die trunkene Seele lauſcht.

Dann höher hinauf
Im wagenden Lauf,
Wo freier die Lüfte wehn,
Auf dem Felſenjoch
Ueber Wolken hoch
Möcht' ich nahe dem Himmel ſtehn.

O wonnige Schau!
Im unendlichen Blau
Der Sonne glitzernder Stern,
Und weit und breit
Nur Einſamkeit
Erfüllt vom Athem des Herrn.

Ueberall geht er mit Liebe all dem Schönen und Herrlichen nach, was ſich in Gottes Natur „auf der freundlichen Erde" zum Genuſſe und zur Bewunderung darbeut, und weiß jedem eine beſondere Seite abzugewinnen. Am meiſten beſingt er wohl den Frühling, aber auch der Sommer, der Nebeltag, der Herbſt, der letzte Strauß im Jahre, der Sturm und das Gewitter finden ſeine Beachtung, und ſelbſt der Winter ſchreckt ihn nicht; er beſingt „der ſchönen Gärten Zier, der Bäume Pracht, er hat ſeine helle Freude an den holden Blümelein, an der einſamen Roſe (Dornröschen), an den leichtbeſchwingten Vögeln und ihrem ſüßen Geſang." Welcher ſinnigen Betrachtung der Natur begegnen wir z. B. in der Idylle aus dem Vogelleben[29] und dem Frühlingsmärchen vom „König Mai"[30] u. a. Wie ergreifend iſt der Gedanke, den Sturm in dem Gedichte „Im Frühlinge" behandelt:[31]

Der Frühling kam, der Frühling rief
Vom Berg ins Thal hinunter:
„Wär' euer Schlaf auch noch ſo tief,
Ihr Schläfer, werdet munter!"

Da regten tauſend Keime ſich
Und wurden ſtark und ſtärker,
Und dehnten ſich und ſtreckten ſich
Und ſprengten ihre Kerker.

Da traten Blätter zart und weich
Aus kleinen, braunen Wiegen,
Um ſchüchtern an den ſchlanken Zweig
Sich innig anzuſchmiegen.

Da ſprang Schneeglöckchen pfeilgeſchwind
Aus ſeinem grünen Bette;
Es glaubte ſchon das ſchöne Kind,
Daß es verſchlafen hätte.

Da öffneten ſich allzumal
Die Särge ſtiller Schläfer;
Da ſpielten in der Sonne Strahl
Die Mücken und die Käfer.

Da wurden auch die Veilchen wach,
Die tief im Graſe wohnen,
Und bunte Primel folgten nach
Und weiße Anemonen.

Da fing mein Herz zu klopfen an
So ſchmerzlich und ſo bange,
Ein Strom von bitt'ren Thränen rann
Heiß über meine Wange.

Der Lieben hab' ich ſtill gedacht,
Die grüne Hügel decken
Und die der Lenz mit ſeiner Macht
Nicht kann vom Schlaf erwecken.

Meiſterhaft iſt die Schilderung des Gewitters:[32]

Am Himmel droht ein Wolkenheer,
Der Chor der frohen Sänger ſchweigt,
Kein kühles Lüftchen regt ſich mehr,
Die Blumen ſtehn das Haupt geneigt,
Kein Blatt bewegt ſich mehr am Baum:
Es iſt ſo ſchwül, man athmet kaum.

Da plötzlich wirbelt Staub empor,
Gejagt vom flücht'gen Wirbelwind,
Und hüllt die Gegend ein in Flor,
Daß nur die Höh'n noch ſichtbar ſind.
Ein greller Blitz! ein Donnerſchlag!
Dumpf in den Bergen rollt es nach.

Und jetzt! wild brauſt der Sturm heran
Und wirft die Ziegel hoch vom Dach

Und bricht mit Macht ſich freie Bahn;
Dann Blitz auf Blitz und Krach auf Krach,
Als käm' der jüngſte Tag herbei,
Daß dieſer Welt ein Ende ſei.

Was ſteht ihr doch ſo bang und bleich?
O ſchämt euch eurer feigen Art!
Gott bleibt in Ewigkeit ſich gleich,
Und er iſt's, der ſich offenbart
Im Donner euch und flammend ſchreibt
Ans Firmament: „Die Liebe bleibt."

Am liebſten aber verweilt der Dichter im Walde, wo er ſich der Einſamkeit hingiebt und den „Waldzauber" auf ſich wirken läßt. Beſonders den deutſchen Wald preiſt er mit beredten Worten: [33]

Mein deutſcher Wald, du herrlichſter von allen,
Mit deiner Eichen, deiner Buchen Hallen,
Mit deiner Tannen ewig friſchem Grün,
Wo auf dem Moos der Sonne Lichter ſprühn;
Wie gern mag ich in deinem Schatten lauſchen
Auf deiner hohen Wipfel ernſtes Rauſchen,
Auf deiner muntren Vögel heitres Lied,
Das nicht verſtummt, ob auch die Sonne ſchied.
Du bildeſt mit des Meeres mächtgen Wellen
Für unſer Volk die vollen Lebensquellen,
Die es erfüllen mit gewaltger Kraft,
Die freudig Großes ſinnt und Großes ſchafft.

Und aus dieſem Grunde fordert er auch „Schutz dem Walde": [34]

Frei laſſ' ich hier die Blicke fliegen
Und grüße dich, du grüner Hain;
Wie deine Wipfel leiſ' ſich wiegen,
Umglänzt vom Abendſonnenſchein,
Ermüdet nicht mein Ohr zu lauſchen
Dem ernſtgeheimnißvollen Rauſchen.

Doch was ich höre, ſind nur Klagen,
Ein Seufzer geht von Baum zu Baum,
Und mich ergreift ein banges Zagen
Und mich umſpinnt ein düſt'rer Traum,
Goldgierig ſeh' ich durch die Zeiten
Den Feind des Waldes drohend ſchreiten.

Wie bald, ach! ſuchen wir vergebens
Ein heimlich ſtilles Waldaſyl,
Um auszuruhn vom Kampf des Lebens
Und von des Lebens buntem Spiel,
Und aller Sorg' und Laſt entladen,
Die kranke Bruſt geſund zu baden.

Wo uns erquickt der ſchattigkühle
Und duftdurchwürzte Hauch der Luft,
Da lagert ſich Gewitterſchwüle
Und macht uns Berg und Thal zur Gruft,
Und mehr und mehr verſiegt die helle,
Lebend'ge, labendfriſche Quelle.

Hart wird wie Stahl des Himmels Bogen,
Die Flur benetzt kein Morgenthau,
Und ſtrömt noch Regen, geht in Wogen
Der Strom und überſchwemmt die Au'!
Und bleich und ſiech muß unter Klagen
Der Väter Schuld der Enkel tragen.

D'rum ruf' ich mahnend: Schutz den Wäldern!
Denn noch iſt's Zeit; o haltet ein!
Genug des Korns reift auf den Feldern
Und Hügel giebt's genug mit Wein;
Doch ohne Wald und Meereswogen
Wird nie ein ſtarkes Volk erzogen.

Beſonders liebt der Dichter ſeine ſchöne Heimath, „ſein Thüringerland mit ſeinen alten Burgen und Schlöſſern, mit ſeinen anmuthigen grünen Thälern, mit ſeinen dunklen, bewaldeten Bergen," und er hat dieſer Liebe den ſchönſten Ausdruck verliehen in dem Gedichte „Mein Heimaththal":

Wo blühen die Blumen ſo ſchön?
Wo ſingen die Vöglein ſo hell?
Wo rauſcht von den felſigen Höhn
So munter der plätſchernde Quell?
Wo glänzt ſo golden der Sonne Strahl,
Wie hier im Thal?

Wo ſtehen die Hütten gebaut
So friedlich im ſonnigen Grund?
Wo klingen ſo lockend und traut
Die Worte der Liebe vom Mund?
Wo grüßt ſo freundlicher Augenſtrahl,
Wie hier im Thal?

Hab' fröhlich durchwandert die Welt,
Und viel iſt mir Holdes geſchehn,
Was Augen und Ohren gefällt,
Ich hab' es gehört und geſehn.
Doch grüß' ich vor allem viel tauſend Mal
Mein Heimaththal.

### b) Daheim.

Wundervoll und anziehend ſind auch diejenigen Gedichte, die den eigenen Hausſtand betreffen und in denen wir den Dichter in ſeinem Eheglück, im Kreiſe ſeiner Lieben belauſchen, wo er als glücklicher Gatte, Vater und Großvater erſcheint. Wir beginnen mit dem friſchen und innigen Daheimliede, dem wir auch die Ueberſchrift dieſer Abtheilung entnommen haben:

Daheim! Daheim! wie ſchwingt das Wort
Sich von der Lippe jubelnd fort!
Denn was mir Gott an Glück beſchert,
Das ſchlingt ſich reich an Duft und Glanz,
Ein voller, friſcher Blüthenkranz
Daheim um meinen Herd.

Hieran ſchließen wir dann das an den Ausſpruch des Bernhard de Saint-Pierre „Ein Blatt genügt zum Neſt dem Kolibri" ſich anſchließende Gedicht „Mein Haus":

Im Garten liegt mein Haus von Grün umgeben,
Die Lüfte, die's umwehn, ſind friſch und rein,
Um ſeine Fenſter ranken ſchlanke Reben
Und freundlich blitzt durch ſie der Sonne Schein,
Auch fehlt im Lenz der Vöglein Lied ihm nie.
Ein Blatt genügt zum Neſt dem Kolibri.

Ihr findet nichts in ihm von Prunkgeräthen,
An denen's blitzt von Gold und Edelſtein,
Von Brüſſ'ler Teppʼchen, ſeidenen Tapeten,
Von Marmorbüſten und von Schnitzerei'n;
Doch dafür ſchmückt es Lieb' und Poeſie.
Ein Blatt genügt zum Neſt dem Kolibri.

Erfüllt iſt es von jenem tiefen Frieden,
In dem der Geiſt zum Forſchen Ruh' gewinnt,
Und von zerſtreu'nden Dingen abgeſchieden
Auf Löſung von des Lebens Räthſeln ſinnt,
Denn hier ſtört ihn des Marktes Treiben nie.
Ein Blatt genügt zum Neſt dem Kolibri.

Für Freunde ſteht weit offen ſeine Pforte
Und ſeine Gaben bietet's gaſtlich an.
Nicht gleich dem Golde wägt man hier die Worte,
Ein freies Wort geziemt dem freien Mann;
Und an Gedankenaustauſch fehlt es nie.
Ein Blatt genügt zum Neſt dem Kolibri.

Zwar kann ich nicht das Haus mein eigen nennen,
Doch ſagt, wer hat wohl hier ein eignes Haus?
Was auch die Hütte vom Palaſt mag trennen,
Es zieht der Kaiſer wie der Bettler aus,
Daß ein dafür ein Andrer wieder zieh'.
Ein Blatt genügt zum Neſt dem Kolibri.

Welch zartes und inniges Verhältniß des Dichters zu ſeiner Gattin, die ihm vor kurzem in die Ewigkeit nachgefolgt iſt, zeigt uns das Gedicht „Ein Liebesbrief“:[36]

Wie doch ſo gern ich mich vertiefe
In meiner Jugend ferne Zeit!
Da ſitz' ich wieder, leſe Briefe,

Die ich der Flamme nicht geweiht,
Weil eine Hand sie zierlich schrieb,
Die mir wie keine and're lieb.

Kaum daß ich diese Blätter lüfte,
Die tief im sichern Schrein geruht,
Weht es mich an wie Frühlingsdüfte,
Und märchenhaft wird mir zu Muth,
Es webt um mich ein süßer Traum,
Und mir entschwinden Zeit und Raum.

Da knarrt die Thür; ich hör' sie gehen,
An die ich eben jetzt gedacht;
Sie schleicht sich näher auf den Zehen,
Denn ihre Neugier ist erwacht;
Sie liest und athmet plötzlich tief
Und ruft erstaunt: „Ein Liebesbrief!

Ein Liebesbrief aus alten Tagen!
Gestehe mir, wer dir ihn schrieb."
Da blick' ich auf. „Wie magst du fragen?
Es schrieb ihn mir mein einzig Lieb.
's ist freilich lange Jahre her;
Kennst du die eig'ne Schrift nicht mehr?

Lies nur, mit welchen süßen Namen
Du hier auf diesem Blatt mich nennst.
Ob du wohl jetzt mit Ja und Amen
Dich zu dem Inhalt noch bekennst?"
Sie sprach und sah mich schelmisch an:
„Von ganzem Herzen — dann und wann."

Der Gattin gelten auch die meisten der Gedichte, die in der zweiten Abtheilung der Sammlung „Natur, Liebe, Vaterland" enthalten sind, besonders die An C. St. (Clara Sturm), Die Frau, Die Friedewerberin (altsächsisch für Frau), Auf ihre Hand u. a.

Einen Blick in das herzliche und innige Familienleben des Dichters läßt uns das im Daheim a. a. O. S. 593 in handschriftlicher Nachbildung mitgetheilte Gedicht „Zwei Liebchen" thun:

Zwei Liebchen, Freunde, nenn' ich mein,
Und ſagt ihr auch, das darf nicht ſein,
Ihr könnt mich nicht bekehren.
Mein Herz hat Raum genug für zwei,
Und vor der Welt bekenn' ich's frei,
Und Niemand ſoll mir's wehren.

Und ruht das eine mir im Arm,
Hält ohne eiferſüchtgen Harm
Das andre mich umfangen
Und blickt mich an und lächelt mild
Und küßt ſein kleines Ebenbild
Auf Lippen und auf Wangen.

Die Liebe hat's uns angethan,
Denn blick' ich nur die Beiden an,
Fühl' ich mein Herz erglühen;
Mir iſt, als käm' von fern herbei
Noch einmal meiner Jugend Mai,
Mich wonnig zu umblühen.

Für ſeine Kinder dichtete Sturm zunächſt auch die Fabeln mit ihren „ſchlagenden Pointen" und eine Reihe von Märchen („Prinz Froſch" u. a.), die ſtets mit Freude und Jubel begrüßt wurden; erſt ſpäter entſchloß er ſich zu ihrer Veröffentlichung.

Der Freude an ſeinen Kindern und Enkeln hat Sturm wiederholt Ausdruck gegeben, z. B. „Sie war ein Kind noch geſtern", „Am verlaſſenen Neſte", „Im ſtillen Haus" u. ſ. w., und mit Stolz ſagte Sturm zu dem Beſucher (A. Mels): „Sehen Sie mein kleines Volk an, meine anderen Kinder, wie ſie froh und munter ſich um die Mutter und um mich ſcharen. Wie ſchön iſt doch das Leben, wenn man es mit Gott einrichtet, wenn Friede und Liebe in unſeren Herzen wohnen und wenn wir es verſtehen, ihm ebenſo dankbar für die Freuden dieſer Erde, die er uns beſchert, zu ſein — als für die Schickſalsſchläge, die ſeine Vaterhand uns ſendet!"

### c) Vaterland.

A. Mels beklagte in ſeinem 1869 erſchienenen Berichte über einen Beſuch „Im Pfarrhauſe zu Köſtritz“,[37] daß ſich Sturm, einer der bedeutendſten Dichter kirchlicher Lieder Deutſchlands, auf dieſes Gebiet beſchränkt und deshalb nicht den Anklang gefunden habe, den ſeine Muſe ohne allen Zweifel verdiene. Sturm hätte, ſo meint er, der Jugend, die nach jedem Tropfen wahrer, tiefgefühlter, wirklich dem Herzen entquellender Poeſie wie der Verdürſtende nach einem Tropfen Waſſer ſchmachtet, ein leuchtendes Meteor ſein können u. ſ. w. Und es wäre in der That zu bedauern, wenn Sturm nur auf dem Gebiete der geiſtlichen Dichtung thätig geweſen wäre. Dem iſt aber glücklicherweiſe nicht ſo. Sturm hat vielmehr ebenſo wie Geibel, Gerok und Andere an den großen Ereigniſſen der letzten fünfzig Jahre und beſonders an denen des großen Krieges von 1870 bis 1871 lebhaften Antheil genommen und ſeinen Gefühlen in einer großen Anzahl von Liedern Ausdruck verliehen.

Wie tief hat er die Zerriſſenheit und Ohnmacht Deutſchlands empfunden und mit wie beißenden Worten macht er ſeinem Zorne über den Schimpf des Vaterlandes Luft, wie tief beklagt er es, daß „das Volk ſo lahm, ſo blind, ſo taub, die alte Kraft der Lüfte Raub, ein Bubenſtück die deutſche Treue“ geworden iſt, und wie oft ſpricht er die Hoffnung aus, daß es doch einſt beſſer werde. Zu der erſteren Art gehören Gedichte wie „Der Kommuniſt“, „Den Romantikern“, „Der Philiſter“, „Die Treue als Verbannte“, „Jeſaias 51, 17“, „Namensveränderung“, „Hans Politicus“, „Handgreiflich“, „Der Kranke und die Doktoren“, „An die Ubibeneibipatrialumpe“ u. v. a. Wir beſchränken uns auf das aus dem Jahre 1846 ſtammende Gedicht „Aus der Schulſtube“:[38]

Ich weiß noch, wie mich's narrte,
Daß ich mein Vaterland

Nicht auf der Länderkarte
In unſ'rer Schule fand.

„Ei, ſeht den dummen Hanſen!
Beim Himmel, das iſt arg!"
Es rief es und ließ tanzen
Den Stock, der Schulmonarch.

Dann mußte mich ein Knabe
Belehren, wo es ſei;
Der zeigte mit dem Stabe
Der Länder mancherlei.

„Die Länder kenn' ich ſelber,
Nur Deutſchland ſeh' ich nicht."
Da ward vor Zorn noch gelber
Des Alten Angeſicht.

Den Bakel wieder ließ er
Nun tanzen fürchterlich.
Dann mit der Naſe ſtieß er
Auf ſeine Karte mich.

„Hier Oeſterreich, hier Preußen,
Hannover, Bayerland,
Und wie die andern heißen,
Das iſt das deutſche Land.

Nun, weißt du, wo's gelegen?"
Und ob ich's gleich nicht ſah,
Mir graute vor den Schlägen
Und heulend rief ich: „Ja!"

Seine feſte Zuverſicht auf beſſere Zeiten aber giebt er kund in den Gedichten „Barbaroſſa", „Frühlingsahnung", „Muth!", „Symbol", „Im Mai", „Deutſchland für immer", deſſen Schlußſtrophe lautet:

Deutſchland für immer! Stimmt mit ein
In Freuden und in Schmerzen;
Das Vaterland wird mächtig ſein,
Sind einig nur die Herzen!

Als nun ſein Wunſch und ſeine Hoffnung in Erfüllung ging und ganz Deutſchland auszog zum Kampfe gegen den übermüthigen Nachbar, da folgte Sturm im Geiſte den deutſchen Heeren von Kampf zu Kampf, von Sieg zu Sieg, von Weißenburg und Wörth nach Metz, Sedan und Paris, begrüßte den Friedensſchluß mit ſchwunghaften Worten und ſang ſein „Kaiſersgeburtstagslied", das in das Militärgeſangbuch aufgenommen wurde, bis das deutſche Volk „Endlich eine Nation" geworden war. Und wenn auch keines von dieſen Liedern ſo berühmt geworden iſt wie das Geibelſche „Nun laßt die Glocken von Thurm zu Thurm u. ſ. w.", ſo haben doch viele ſeiner Kampf- und Siegeslieder bleibenden Werth. —

Es war in dem Vorſtehenden bei weitem nicht möglich, alle Töne aufzuzählen, die Sturm angeſchlagen hat, wir würden ſonſt den zugemeſſenen Raum weit überſchreiten. Nur eine Seite in Sturms poetiſchem Schaffen wollen wir noch berühren, — die humoriſtiſche. Sturms Humor iſt ſeinem ganzen Charakter entſprechend fein und harmlos, wie wir ihn etwa bei Rabener finden. Hierher gehören beſonders verſchiedene von ſeinen Fabeln, z. B. „Ein modernes Ehepaar", „Motten" und „Zwei Gänſe"; wir beſchränken uns auf Wiedergabe der zuletzt genannten, da ſie kurz iſt:

Zur weißen Gans ſprach einſt vertraulich eine graue:
„Laß uns ſpazieren gehn nach jener grünen Aue,
Dort thun wir beide uns im Graſe gütlich.
Denn in Geſellſchaft gakt es ſich doch gar gemüthlich." —
„Nein," ſprach die weiße Gans, „da muß ich reſüſiren,
Mit meinesgleichen nur geh' ich am Tag ſpazieren,
Vertraulichkeit mit dir gereichte mir zur Schande,
Zwar bin ich eine Gans, doch eine Gans von Stande."

Ferner gehören hierher die Gedichte „Die Studentin", „Ein geplagter Redakteur", „Affenmärchen", „Moderne ars poetica", „Moderne Bildung":

Zwar kann ſie keinen Strumpf ſich flicken
Und weiß nicht, wann das Waſſer kocht,
Doch malen kann ſie und kann ſticken
Und hat ſchon ein Klavier zerpocht.

Endlich nennen wir noch: „Der Menſchen Urahn“, „Der große Wind in Weißenberg“, „Wendewein“ und „Klagelied eines Gymnaſiallehrers“ u. a. Wir können es uns nicht verſagen, wenigſtens die beiden letzten Gedichte hier anzuführen.

## Wendewein.[39]

„Das ſoll Johannisberger ſein?
Den lehrt ihr mich nicht kennen;
Den Wein hier nennt man Wendewein,
Das ſpürt man ſchon am Brennen.“
‚Herr, dieſen Namen hört' ich nie.‘
„Wohl möglich, doch ich warne Sie!“

„Herr Wirth, wer den getrunken hat
Und will nicht gräßlich enden,
Der muß auf ſeiner Lagerſtatt
Sich Stund' um Stunde wenden;
Sonſt frißt der Wein mit Säuremacht
Den Magen durch in einer Nacht.“

Der Wirth ſagt für die Warnung Dank,
Der Fremde lächelt heiter
Und freut ſich an dem luſt'gen Schwank
Und trinkt behaglich weiter.
Da ſchlägt es zwölf, — er geht zur Ruh'
Und riegelt feſt die Thüre zu.

Er ſchläft. Es pocht! Er fährt empor.
„Was giebt's?“ ‚Bedenkt den Magen
Und legt euch auf das and're Ohr,
's hat eben eins geſchlagen.‘
„Schon gut, Herr Wirth, habt gute Nacht,
Ich hab' die Wendung ſchon gemacht.“

Er hüllt ſich lachend wieder ein
Und dehnt die müden Glieder.

Ein Stündlein mag vergangen ſein,
Da pocht's von neuem wieder.
„Was ſoll's?“ ‚Mein werther Gaſt, verzeiht,
's iſt eben wieder Wendezeit.‘

„Was? Wenden?“ brummt er ärgerlich;
„Nun laßt mich ungeſchoren!“
Doch als ein Stündlein kaum verſtrich,
Klingt wieder vor den Ohren
Das Pochen ihm. Der Hausknecht ſchreit:
‚Mein Herr, 's iſt wieder Wendezeit!‘

Er ſchilt und ſchimpft voll Grimm und Groll;
Ein Stündlein drauf klopft's wieder;
Da fährt er aus dem Bett wie toll
Und reibt die müden Glieder,
Bezahlt die Rechnung ohne Wort —
Und wandert aus der Schenke fort.

## Klagelied eines Gymnaſiallehrers.[40]

Vom Haupte fallen mir die Haare,
Nicht weil der Kummer an mir nagt,
Nur weil mich nun ſchon an zwölf Jahre
Die leid'ge Langeweile plagt.
Denn raſtlos dreh' ich mich herum
Um Caeſars Bellum Gallicum.

Ich wollt' ihn ehren, loben, lieben,
Den Helden, der die Welt umſpannt,
Hätt' er nur nicht auch ſelbſt beſchrieben
Die Wunderthaten ſeiner Hand;
So aber dreht mein Herz ſich um,
Denk' ich ans Bellum Gallicum.

Die Knaben wechſeln auf den Bänken,
Die Glücklichen, ſie rücken fort.
Ich bleib', Nachrückende zu tränken
Mit Caeſars That und Caeſars Wort,
Und leſ' mit ihnen wiederum
Das leidge Bellum Gallicum.

Den Livius wollt' ich gern erklären,
Doch lieber noch den Tacitus,
Auch würde Freude mir gewähren
Virgilius und Horatius,
Selbſt Cicero nähm' ich nicht krumm:
Nur nicht mehr Bellum Gallicum.

Doch ach! was helfen meine Klagen,
Es achtet Keiner meiner Noth;
Bald werdet ihr zur Gruft mich tragen,
Und fragt man: „Was gab ihm den Tod?"
Dann ſprecht: ‚Mitleidges Publikum,
Der ſtarb am Bellum Gallicum.'

Zum Schluß wollen wir noch erwähnen, daß Sturm auch Epiſches gedichtet hat: Legende; Frau Elſa; Die nächtliche Ueberfahrt der Zwerge (Köſtritzer Sage); Nothburga; Der liebe Gott iſt todt; Die beiden Baumeiſter. Köſtlich ſind ſeine Gedichte über Blücher („Der Blücher war ſo lahm und wund"), ergreifend ſein „Abendgang durch das Dorf" und „Des Trinkers Weib", voll Wärme das Genrebild „Die alte Jungfer", am wirkungsvollſten aber durch ihre Schlichtheit und Herzlichkeit die poetiſche Erzählung „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern". Obwohl auch in dieſen Gedichten das Lyriſche überwiegt, ſo gehören ſie doch zu den beſten ihrer Art, und verſchiedene von ihnen ſind in die deutſchen Leſebücher aufgenommen worden.

So haben wir denn einen Blick gethan in den reichen Schatz der Sturmſchen Dichtung und haben geſehen, daß Sturm mit Recht von ſich ſagen konnte:

Soviel ich Lieder ſang,
Hab' ich doch nie geſungen,
Wenn nicht tiefinn'rer Drang
Zu ſingen mich gezwungen.

Und ließ geheime Scheu
Auch oft mein Herz erbeben,
Ich gab der Wahrheit treu
In meinem Lied mein Leben.

Sturm verdient es, nicht nur in der Litteraturgeſchichte, ſondern im Herzen des deutſchen Volkes weiterzuleben, und der Verfaſſer würde ſich glücklich ſchätzen, wenn durch dieſe anſpruchsloſen Blätter einer oder der andere ſeiner freundlichen Leſer veranlaßt würde, dieſes oder jenes Bändchen der Sturmſchen Gedichte in die Hand zu nehmen und darin zu blättern oder gar für immer ein Verehrer unſeres liebenswürdigen Dichters zu werden.

---

## Anmerkungen.

[1] Seine Oper „Daphne", zu welcher Martin Opitz den Text geliefert hatte, wurde im Jahre 1627 bei Gelegenheit einer Vermählungsfeier am ſächſiſchen Hofe „muſikaliſch auf den Schauplatz" gebracht.

[2] Neumann, der am 13. März 1784 in Gera geboren war, ſtarb als Arzt in Trier am 17. November 1850. Das genannte Lied ſtammt nach Heydens Angabe aus dem Jahre 1793 und hat bei ihm den Titel „Akademiſches Trinklied". Da der Text bei Heyden von dem jetzt in den Kommersbüchern ſtehenden nicht unweſentlich abweicht, ſo ſetze ich die wichtigſten (von neun) Strophen hierher:

1. Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns die Jugendzeit gewährt.
Drum, traute Brüder, trotzt dem bleichen Neide,
Der unſre Jugendfreuden ſtört.
Feierlich ſchalle der liebliche Sang
Schwärmender Brüder beim Becherklang!

2. Bald iſt verwelkt der Jugend ſchöne Blüthe,
Die heute noch uns Alle ſchmückt.
Der Greis wird nicht wie wir vom Jubelliede,
Vom Wein und Rundgeſang entzückt.
Hebt zum Preiſe der Jugend den Sang!
Feiert ſie, Brüder, beim Becherklang!

3. Bald iſt getrennt der Kreis vertrauter Brüder,
Und Mancher, unſrer Liebe werth,
Erhöht heut unſer Feſt, der morgen wieder
Zurück zur ſtillen Heimath kehrt.
Fei're den Bruderverein, o Geſang,
Feiert ihn, Brüder, beim Becherklang!

8. So lang' ich denn noch athme, will ich trinken,
Mitfühlen, was mein Bruder fühlt,
Mit heitrer Stirn dem Schickſal ſtehn und ſinken
Ins Grab, wenn mir's die Parze wühlt!
Denkt, Brüder, dann mein im Geſang!
Denkt des Geſchiednen beim Becherklang!

9. Iſt einer auch aus unſerm Kreis geſchieden,
Vom bleichen Tod gefordert ab,
So trauern wir und wünſchen ſtillen Frieden
In unſres Bruders ſtilles Grab.
Singet und wünſchet Ruhe hinab
In unſres Bruders frühes Grab.

[3] Alberti ſtammte aus Lobenſtein und ſtarb am 6. Oktober 1668 als Organiſt an der Domkirche in Königsberg. Er gehörte der ſogenannten Königsberger Dichterſchule an, deren Hauptvertreter Simon Dach und Robert Roberthin waren.

[4] Goethe ſagt in „Dichtung und Wahrheit" (Hempelſche Ausg., Bd. 20, S. 112): „Friederici in Gera, deſſen Inſtrumente weit und breit berühmt waren."

[5] Natur, Liebe, Vaterland, S. 45—46.

[6] Ebenda S. 37.

[7] Bunte Blätter, S. 83.

[8] Natur, Liebe, Vaterland, S. 10—11.

[9] Ein Ausdruck Melanchthons.

[10] Julius Sturm, ein vogtländiſcher Dichter von Gottes Gnaden, im 1. Hefte des II. Bandes (1895) von „Unſer Vogtland", Eine Monatsſchrift für Landsleute in der Heimath und Fremde, S. 2—10.

[11] Fromme Lieder I, S. 99—100.

[12] Robert König, Zur Erinnerung an Julius Sturm. Daheim, XXXII. Jahrgang (1896), Heft 37, S. 592 ff.

[13] Fromme Lieder I, S. 92 und 103.

[14] Fromme Lieder I, S. 129—130.

[15] In Freud und Leid, S. 83.

[16] Hepding, Julius Sturm. Ein Gedenkblatt. Gießen, J. Rickerſche Buchhandlung. S. 30.

[17] Daheim, a. a. O. S. 594.

[18] Neue lyriſche Gedichte, S. 84.

[19] In Freud und Leid, S. 128.

[20] Fromme Lieder I, S. 137—138.

[21] In Freud und Leid, S. 39.

[22] Ebenda S. 140.

[23] Fromme Lieder III, S. 95.

[24] Fromme Lieder I, S. 83.
[25] Fromme Lieder III, S. 14.
[26] Fromme Lieder II, S. 27.
[27] Natur, Liebe, Vaterland, S. 104.
[28] Neue lyriſche Gedichte, S. 10.
[29] Lieder und Bilder, S. 11.
[30] Ebenda S. 19.
[31] Gedichte, 6. Aufl., S. 89—90.
[32] Palme und Krone.
[33] Neue lyriſche Gedichte, S. 19.
[34] Natur, Liebe, Vaterland, S. 134.
[35] Ebenda S. 84—85.
[36] Ebenda S. 90.
[37] Gebilde und Geſtalten. Von A. Mels. I, S. 179—198.
[38] Gedichte, S. 116.
[39] Lieder und Bilder, S. 94 ff.
[40] Ebenda S. 96—97.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

# Kunſthandwerk
## und geſunder Menſchenverſtand.

Ein Vortrag

von

Prof. **Dr. Peter Meyer**
in München-Gladbach.

Mit 10 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Seit dem Jahre 1894 haben wir hier in München-Gladbach einen Verein zur Förderung des Kunsthandwerks gegründet, deſſen Satzungen ich mir erlaubt habe, im Anhange abdrucken zu laſſen. Es liegt dabei mir und den Mitſchöpfern dieſer Satzungen durchaus fern, dieſe irgendwie für muſterhaft zu halten, aber ich habe noch immer die Meinung, daß ein ähnliches Zuſammenhalten der ſchaffenden und kaufenden Elemente, wie wir es hier angebahnt und mit gutem Erfolge für beide Theile bis jetzt durchgeführt haben, auch für manche anderen Plätze, welche nicht das Glück haben, Kunſtſtätten zu ſein, ſehr zu empfehlen ſei, und ſo habe ich unſere Satzungen zur Prüfung und als Anſtoß zu weiteren, beſſeren Verſuchen auf dieſem Gebiete mit beigegeben.

Der nachfolgende Vortrag iſt gemäß § 1, 4 der Satzungen in dem genannten Verein am 25. November 1897 in München-Gladbach gehalten worden und hat, was Inhalt und Ausführung angeht, an den in den Satzungen niedergelegten Zwecken des Vereins ſeine Schranken gehabt. Eine etwaige Beurtheilung wolle dies gütigſt berückſichtigen. Es kam eben mehr auf unmittelbar für Handwerker und Käufer brauchbare Geſichtspunkte, als auf akademiſche Vertiefung derſelben an.

---

Die **Kunſt**, dieſe herrlichſte aller Gaben des Schöpfers, ſchafft freie Werke, die ſich ſelbſt Zweck ſind.

Freilich iſt auch der größte Künſtler ein Menſch und als Menſch nicht nur in ſeinem Schaffen an die Grenze der Menſchlichkeit gebunden, ſondern auch genöthigt, durch ſein Schaffen ſich ſeine menſchlichen Bedürfniſſe zu beſchaffen. Aber ſoweit er wirklich Künſtler iſt, hat er keinen anderen Zweck, als im Stoff körperlich das zu geſtalten, was geiſtig in ihm lebt und nach Geſtaltung ringt. Seine Werke ſind als Kunſtwerke nur ſich ſelbſt Zweck. Freilich erfüllen auch dieſe Kunſtwerke wieder irgend einen Nebenzweck und ſei es nur den der Ausſchmückung. Aber darin liegt nicht die Hauptbedeutung des Kunſtwerkes; des Kunſtwerkes Hauptzweck iſt, durch ſich ſelbſt zu wirken, und es würde ſo wirken auch ohne Zuſammenhang mit irgend welcher Umgebung, wenn dies überhaupt möglich wäre. Man nehme eine klaſſiſche Statue, ein klaſſiſches Bild und ſtelle es wohin man will, ſeine wirkliche Bedeutung wird nichts verlieren, wenn auch die Geſamtwirkung ſonſt unter anderer Umgebung eine großartigere wäre.

Das **Handwerk** ſchafft Gegenſtände zum täglichen Gebrauch: Wohnung, Kleidung, Sitzgelegenheit, Verſchlüſſe, Liegegelegenheit und ſo fort.

Zwiſchen dieſe beiden tritt das **Kunſthandwerk.** Es bleibt der Hauptſache nach Handwerk, es ſchafft auch nur Gegenſtände zum täglichen Gebrauch. Sobald es über dieſe Grenze hinausgeht, hört es auf, Kunſthandwerk zu ſein und tritt in Wettbewerb mit der Kunſt; der Kunſthandwerker verſucht dann, ein Künſtler zu werden. Aber dieſe Gegenſtände zum täglichen Gebrauch ſucht das Kunſthandwerk ſo zu geſtalten, daß ſie womöglich den Schein reiner Kunſtwerke in uns erwecken. Es ſucht uns zu täuſchen über den proſaiſchen Zweck des jeweiligen Gegenſtandes und uns einige Augenblicke die Vorſtellung zu geben, als befänden wir uns einem wirklichen Kunſtwerk gegenüber. Laſſen Sie mich das an einigen ganz gewöhnlichen Beiſpielen erläutern.

Die Vorderſeite eines Hauſes iſt — erſchrecken Sie nicht vor dieſer proſaiſchen Anſchauung! — eine Backſteinwand mit Löchern, die theils undurchſichtig, theils durchſichtig verſchloſſen ſind. Die undurchſichtigen Verſchlüſſe nennen wir Thüren, die anderen Fenſter. Durch die letzteren ſollen Licht oder Wärme, durch die erſteren die Bewohner in das Haus hinein. Zu dieſem Zwecke haben wir nichts anderes nöthig, als einige aneinander genagelte Bretter für die Thür und einen Rahmen mit Glas für die Fenſter. Nun kommt der Kunſthandwerker und ſtellt uns auf der Vorderſeite unſeres Hauſes eine ganze Menge von kleinen Eingangspforten her. Säulen bilden die Träger für einen großen Sturzbalken oder Stein, und wir haben eben ſo viele hübſche Pforten als wir Löcher hatten. Er verbindet dieſe Einzelpforten wieder zu einem größeren Ganzen, ordnet ſie jedenfalls ſymmetriſch, oder es gelingt ihm auch wohl, eine Einheit aus dem Ganzen zu ſchaffen, etwa die Faſſade eines antiken Tempels; oder das Ganze ſtellt ein großes Thor dar, wie die Vorderſeite der Kunſthalle zu Düſſeldorf. Es iſt dieſelbe Wand mit Löchern, die wir vorher hatten, aber der Kunſthandwerker hat uns daraus etwas anderes gezaubert.

Oder wir betrachten unſere Stehlampe vor uns auf dem Tiſch. Da haben wir einen feſten Fuß, einen Petroleumbehälter und eine das Licht zertheilende und mildernde Glocke. Der Kunſthandwerker kommt, macht uns aus dem Fuß einen Blumentopf, läßt aus dieſem ein Gewächs hervorſprießen, deſſen kräftige Blüthe nunmehr unſere Lichtquelle enthält und deſſen Blätter die Glocke vertreten; oder er baut uns einen langen Leuchtthurm auf und von oben herab ſtrahlt uns, wie dem Schiffer aus der Finſterniß des Meeres, nunmehr das Licht entgegen; oder er ſtellt die Lampe auf eine ſchlanke Säule oder er ſchmiedet uns ein ſonderbares Schilfgewächs, das oben in einer Blüthe die Birne des Glühlichtes trägt. Sie ſehen, die

prosaische Lampe mit ihren prosaischen Bestandtheilen ist zwar ganz dieselbe geblieben, aber sie ist äußerlich in die Form des Kunstwerkes geschlüpft.

Ebenso sucht uns der Kunsthandwerker bei unseren Bildern und Spiegeln zu täuschen und glauben zu machen, wir hätten nicht mehr einen Holzrahmen, sondern ein schönes Blättergerank um denselben. Vielleicht schwingt er seine Fittiche noch höher und macht aus unserem Bett ein einziges riesiges See-Ungethüm, in dessen Bauch wir dann, wie weiland Jonas, friedlich ruhen; die unschönen, spitzen Eisenstangen des manchmal so nothwendigen Gitters wandelt er uns in Ranken mancherlei Art um, und so könnten wir ohne Ende fortfahren, aber Sie sehen wohl deutlich, was der Kunsthandwerker will: er will auch bei den Gegenständen des täglichen Gebrauches uns die angenehme Täuschung ermöglichen, als hätten wir überall Kunstwerke vor uns.

Und eifrig sind sie gewesen, unsere Kunsthandwerker. Nur in den allerärmsten Hütten findet sich heutzutage noch das primitive, nur der Nothwendigkeit dienende Geräth, sonst aber ist alles verziert und sei es z. B. auch nur durch eine kleine Ausschweifung des Stuhlbeines. Die Art dieser Verzierung scheidet den Geschmackvollen und Meister vom Stümper. Es ist nicht so leicht, wie es scheint, den prosaischen Gegenständen des täglichen Lebens die Gestalt von Kunstwerken zu geben. Gar viele Forderungen treten dabei an den Kunsthandwerker heran, viele Gesetze hat er zu beobachten. In Aufriß und Linienführung soll sein Werk tadellos sein, von der Profilirung verlangt man viel, man will Symmetrie und doch wieder Durchbrechung derselben, man verlangt Farbenharmonie, und nun gar erst die besonderen Stilforderungen im Bunde mit dem allgemeinen Schönheitsgesetz, und zu alledem und alledem muß das Erzeugniß des Kunsthandwerkers schließlich und zwar an erster Stelle auch noch unbedingt praktisch sein! Mit alledem hat

ſich der Kunſthandwerker auseinander zu ſetzen. Alle dieſe aufgeſtellten Forderungen könnte man mit Fug und Recht zum Vortrage verwenden; ſie ſind aber auch alle ſchon mehr oder weniger behandelt. Eine Forderung aber ſcheint mir bisher noch zu wenig beachtet; behandelt habe ich ſie im Zuſammenhang eigentlich nirgendwo gefunden: das iſt das Grundgeſetz vom geſunden Menſchenverſtand. Es lautet: „Alles, was du ſchaffſt, mein lieber Kunſthandwerker, darf dem geſunden Menſchenverſtand keinen Anlaß zu gerechten Bedenken geben.“

Das klingt ſo einfach und ſo ſelbſtverſtändlich! Wenn man aber deswegen glauben wollte, es ſei auch überall befolgt, ſo würde man ſehr irren. Begleiten Sie mich, bitte, auf einem kurzen Gang durch eine Stadt und durch ein Haus, ich meine nicht durch unſere Stadt, denn wenn ich auch zuweilen das eine oder andere Beiſpiel hier gefunden habe, ſo iſt es doch nicht unſerer Stadt allein eigenthümlich, ſondern was ich ſage, iſt überall anzutreffen. Möge alſo Niemand von den geehrten Damen und Herren, die mir hier die Ehre ſchenken zuzuhören, glauben, ich hätte ſie gemeint, wenn das eine oder andere meiner Beiſpiele hier oder da zutreffen ſollte.

Bevor ich indes mit meiner Betrachtung beginne, muß ich Sie erſt noch um einige Augenblicke Gehör bitten für eine Vorbemerkung, die für alles das gilt, was ich zu ſagen gedenke, damit ich nicht ſpäter mehrmals dasſelbe zu ſagen brauche oder Sie im Inneren mir glauben widerſprechen zu müſſen, wenn ich nicht jedesmal wieder auf dasſelbe aufmerkſam mache. Es iſt Ihnen allen bekannt, daß es in der Kunſt Symbole giebt, d. h. erſtens gewiſſe Kennzeichen, beſtimmte Beigaben, woran man z. B. eine menſchliche Figur, die im übrigen jeder anderen gleicht, als eine überſinnliche oder höher ſtehende erkennen kann (wie z. B. der ältere Mann, der

auf einen kurzen Stock ſich ſtützt, an dem eine Schlange ſich empor ringelt, eben durch dieſes Symbol der Schlange als der Vater der Heilkunde, Aeskulap, gekennzeichnet iſt), zweitens aber auch eine mehr oder weniger vollſtändige Zeichenſchrift, die geſchaffen wurde, als der Künſtler den unbezähmbaren Drang in ſich ſpürte, Ueberſinnliches zu ſinnlicher Darſtellung zu bringen. Ich brauche Sie hier nur an die vielen religiöſen Symbole, den Fiſch, den Pelikan u. ſ. w. zu erinnern. In der profanen Kunſt verdanken die Flügelgeſtalten, die Löwen als Sinnbilder der Kraft, die Sphinxe und vieles andere dieſem Streben ihr Daſein. An alle ſolche Symbole werden wir uns in unſerer weiteren Betrachtung nicht kehren. Ob man in ihnen eine hohe Errungenſchaft des künſtleriſchen Strebens ſieht, ob man ſie als unentbehrlichen Nothbehelf betrachtet oder ob man der Anſicht iſt, daß ſie eine gänzlich unberechtigte Erfindung ſeien, ſoll uns hier weiter nicht kümmern, wir haben mit der Thatſache zu rechnen, daß Symbole in der Kunſt aller Zeiten vorkommen, und damit müſſen wir ihnen, wenn wir gerecht ſein wollen, auch ihre Berechtigung zugeſtehen. Finden wir alſo bei einem Kunſtwerk — ich erinnere Sie beiſpielsweiſe an unſeren Gladbacher Altarſchrein von Meiſter Narings — irgend ein Bauwerk, eine Säule und dergl. auf Löwen geſtützt, ſo ſind das eben keine Löwen in Wirklichkeit, ſondern ſie bedeuten nur die edle Kraft. Da alles, was die eigentliche Kunſt verwendet, auch im Kunſthandwerk vorkommt, ſo werden wir alſo auch für dieſes den Gebrauch ſolcher Symbole ohne weiteres als berechtigt zugeben müſſen. Neben der Symbolik macht jede Kunſt auch einen weiten Gebrauch von der Ornamentik. Jede Kunſt ſcheut leere Flächen irgend welcher Art und ſucht dieſelben durch Bekleidung mit allem möglichen zu theilen und zu verzieren. Dieſe Verzierungen, das ganze Gebiet der Ornamentik, ſind Ihnen zur Genüge bekannt. Sie brauchen

nur in unſere Münſterkirche zu gehen, um an den Kapitälen dort zunächſt das gebräuchlichere Laubwerk in ſtiliſirter Form zu ſehen, dann aber auch werden Sie ſehr bald Thiere in dieſem Laubwerk und gelegentlich auch Geſichter entdecken. Gewiſſe Thiere kommen nun ja ganz natürlicherweiſe in gewiſſen Laubwerken vor, aber Sie werden auch ſonderbare Thiere darin als herumwandelnd dargeſtellt finden; ein Menſchengeſicht aber hat in dem Laubwerk oben auf einer Säule von Natur wegen nie und nimmer etwas zu ſchaffen, und Sie haben hiermit zum erſten Male eine naturwidrige Verwendung. Ebenſo findet ſich bereits im romaniſchen Stil das untere Ende von Kragſteinen mit irgend einem Menſchen- oder Thiergeſicht verziert, was ganz gewiß naturwidrig iſt. Es iſt eben bloße Verzierung und man darf nach der Berechtigung gerade dieſer Verzierung im einzelnen dabei nicht mehr fragen. Die Gothik übernimmt dieſes Erbe des romaniſchen Stils und breitet es womöglich noch weiter aus. Da erſcheinen geflügelte Drachen als Schlußſteine, Menſchengeſichter unter Laub als Ende eines Giebelfeld-Schluſſes; Thürklopfer ſind eingelaſſen in Menſchen- und Thierköpfe, welche mitten aus der blanken Thür herauswachſen, und Jedem fallen wohl am meiſten oben am Dachende die verſchiedenartigen Waſſerſpeier auf, welche an und für ſich ſo naturwidrig wie möglich ſind, da weder eine Thier-, noch eine Menſchenfigur in ſolcher Lage in Wirklichkeit auch nur wenige Augenblicke zubringen kann, ſondern nach den Geſetzen der Phyſik in die Tiefe herabſchießen müßte. Dieſe Waſſerſpeier können auch unter die ſymboliſchen Zeichen gerechnet werden, denn man ſagt, es ſeien böſe Dämonen, die, von dem Heiligen im Gotteshauſe verjagt, voll Entſetzen nach allen Seiten in die Tiefe flüchteten. Aber mag man ſie nun als Symbol oder bloßes Ornament auffaſſen, ſie widerſprechen an ſich dem geſunden Menſchenverſtand und ſind nur als von jeher beſtehend zu dulden. Es

iſt nur ein weiterer Schritt, wenn die Gothik ſolche Waſſerſpeier oder die Köpfe im Laubwerk von den Säulenkapitälen dann weiterhin bei dem Chorgeſtühle in Holz nachbildet oder im Lettner aus Schmiedeeiſen zur Darſtellung bringt. Sie haben zwar an beiden keine eigentliche Stätte, aber es iſt auch hier mit der Thatſache des Vorhandenſeins einfach zu rechnen. Als man einmal auf ſolch' kleine Naturwidrigkeiten gekommen war, machte man bald darin weitere Fortſchritte. Schon die Gothik hat als Ecken z. B. der oberen Hälfte von Kanzeln ſitzende Figuren angebracht, die keine Stütze haben, folglich nur an der Kanzelecke angeleimt ſein können. Schon die Gothik hat als Verzierung auf eine Säule eine menſchliche Büſte geſetzt, welche dann weiterhin, gerade wie die Säule es thun ſollte, eine von oben kommende Laſt trägt. Noch weiter geht in allen dieſen Dingen die Renaiſſance. Sie geht weiter erſtens, weil ſie nicht nur im kirchlichen Ideenkreiſe ſich bewegt, ſondern die ſämtlichen Mythen des klaſſiſchen Alterthums und deren Geſtalten mit verwendet. Engelköpfe mit Flügeln finden in der Renaiſſance als Ornament eine ausgedehnte Verwendung, daneben aber Nixen und Necke mit und ohne Flügel, Frauenköpfe und Blumenmädchen, aus Kelchen hervorwachſend, Löwen, Sphinxe, Harpyen und alle möglichen fabelhaften Thiere tummeln ſich im bunten Durcheinander als Ornament auf den Erzeugniſſen der Renaiſſance herum. Namentlich iſt es die Menſchengeſtalt und beſonders wieder das menſchliche Geſicht, das ungeheuer frei und ohne vernünftigen Grund als Ornament verwendet wird. Der Künſtler ſcheint eben ſehr oft einzig und allein auf die Schönheit der Linie geachtet zu haben. Von den nachfolgenden Stilen, dem Rokoko und Barock oder der modernen Zeit, ſofern ſie nicht reine Nachahmung iſt, will ich lieber gar nicht reden. Auszunehmen iſt nur die allerneueſte Kunſt in ihren beſſeren Leiſtungen. Sie ſehen, wir haben es in der Symbolik und Ornamentik mit

einer eigenen Kunstsprache zu thun. Wir dürfen hier den gewöhnlichen nüchternen Menschenverstand nicht allzu scharf walten lassen, sondern müssen der Nöthigung des Künstlers, zahlreiche Flächen zu verzieren, und der Thatsache, daß seine Erfindungskraft nicht gerade unerschöpflich war, schon einige Zugeständnisse machen und uns zufrieden geben, wenn seine Ornamentik unseren gesunden, natürlichen Anschauungen nicht geradezu ins Gesicht schlägt.

Unter steter Berücksichtigung dieses eben erörterten Gesichtspunktes wollen wir nunmehr das Grundgesetz vom gesunden Menschenverstand: „Alles, was du schaffst, mein lieber Kunsthandwerker, darf dem gesunden Menschenverstand keinen Anlaß zu gerechten Bedenken geben," auf unsere Kunsthandwerker anwenden. Beginnen wir mit dem Aeußeren des Hauses, so ist es da nur zu natürlich, wenn man vorspringende, mehr oder weniger schwere Theile der Vorderseite oder auch thurmartige Ausbauten, eben weil sie aus der glatten Wand herausragen und den Eindruck einer sehr großen Last machen, demgemäß auch genügend zu stützen versucht. Also überträgt man die Last durch den bekannten schrägen Balken auf untere Theile der Wand, wie Sie es bei den meisten Balkonen und Erkern zu sehen gewohnt sind, und ebenso bekanntlich verziert man diesen Balken in jeder möglichen Weise, denn es würde doch zu roh aussehen, wenn man ihn so lassen wollte, wie er ist. Insofern sich diese Verzierungen nun in dem Rahmen des bloßen Ornamentes halten, müssen wir dem Stuccateur oder sonstigen Kunsthandwerker natürlich all' die Freiheiten des Ornamentes zugestehen; geht er aber darüber hinaus und will er mir statt des verzierten Balkens eine andere selbständig gemachte Stütze schaffen, so bin ich durchaus berechtigt, an diese selbständigen Stützen auch die Anforderungen des gesunden Menschenverstandes zu stellen. Bringt er mir daher unter dem Balkon zwei Herkulesse an, die denselben stützen,

ſo iſt er verpflichtet, mir auch die Beine und den Stützpunkt der Beine dieſer beiden Träger zu zeigen, ſonſt habe ich zwei Träger, die auf nichts drauf ſtehen, alſo ſelbſt nicht geſtützt ſind und folglich auch nicht ſtützen können. Das iſt ein handgreiflicher Widerſpruch in ſich, und man ſollte denken, daß er in Wirklichkeit nirgendwo vorkommen könnte. Nun durchwandern Sie aber, bitte, die Straßen irgend welcher Stadt, und Sie können zu Dutzenden Balkon- oder Erker- oder Ausbauträger finden, welche überhaupt nur halb ſind, und von dieſen halben Trägern klebt wiederum ein großer Theil einfach unter dem Balken in wagerechter Linie dran. Nun verſuchen Sie einmal von irgend einer Grundlage aus, Ihren ganzen Oberkörper bis in die Mitte der Oberſchenkel frei ſchwebend in die Leere hinaus auszuſtrecken. Ob Ihnen das wohl gelingt? Dieſe armen Balkonträger aber haben nicht nur dieſes Kunſtſtück zu vollführen, ſondern ſie müſſen auch noch die ſchwere Laſt, die auf ihrem wagerecht geſtreckten Leibe ruht, vollſtändig tragen. So wenigſtens will der Stuccateur es mir weis machen. Wir laſſen uns das aber nicht weis machen. Iſt der Stuccateur geſchickter, ſo ſtellt er den Träger nicht wagerecht, ſondern im Winkel von 45°. Leider hat er aber auch hierbei in weitaus den meiſten Fällen vergeſſen, daß ich mich frage, wo denn dieſer Träger darauf ſtehen kann. Ich kann mir ja denken, daß der Träger mit ſeinem unteren Ende in der Wand drin ſteckt, aber wenn ich dann mir die Lage ſeiner Beine berechne und finde, daß er damit ſo etwa in der Hälfte der Fenſteröffnung auskommen würde, ſo muß ich mir wieder ſagen, daß der Mann da nicht ſtehen kann, weil es in dieſer Höhe keinen Boden im Hauſe giebt. Alſo kann ich auch den ſchräg ſtehenden Träger nur dann gebrauchen, wenn ich für ſeine Beine irgendwo einen feſten Stützpunkt entweder wirklich ſehe oder mir denken kann. Zuhülfenahme irgend einer Symbolik nützt mir hier nichts;

denn wenn ich mir hundertmal einen Atlas oder Herkules unter dieſer Figur vorſtelle, ſo kennt doch die ganze Mythologie nirgendwo einen Halb-Atlas oder Halb-Herkules. Auch dieſes ſcheinen einige Stuccateure eingeſehen zu haben. Sie ſannen auf Abhülfe und ſind dabei auf eine Idee gekommen, die noch poſſirlicher iſt, als das bisherige. Sie verlängerten den halben Herkules nach unten und ſchufen ihm irgend einen phantaſtiſchen Unterleib, gegen den ich gar nichts würde einzuwenden haben, wenn ſie ihm etwa einen Fiſchſchwanz gleich den alten Tritonen als Unterleib gegeben hätten. Aber was haben die biederen Stuccateure aus ſeinem Unterleib gemacht? Ein langes nach unten ſpitz zulaufendes Trapez, welches ſie mit Ornamenten verziert haben! Es iſt das eine ganz neue Sorte von Weſen, die freilich noch nie dageweſen ſind. Ein Träger, der aus einem verzierten Stück Stuck oder Sandſtein und einem halben Menſchen beſteht.* Doch die Stuccateure waren noch erfinderiſcher. Sie ſahen vermuthlich auch bei dieſer Erfindung das Unzuträgliche ein und löſten nunmehr das ſchwierige Problem endgültig. Hier haben Sie die endgültige Löſung vor ſich (Abbildung 1). Sie ſehen hier den halben Mann als Träger, und nun ſage mir noch einmal einer, daß der keinen Stützpunkt habe. Der ſteht doch auf einer zwar ärmlich ausſehenden, aber hoffentlich um ſo feſteren Säule. Solcher aus einer Säule hervorwachſender Träger können Sie eine große Zahl bei einiger Aufmerkſamkeit in unſerer Stadt entdecken. Leider müſſen wir dem erfindungsreichen Stuccateur hier wieder ſagen, daß wir auch mit dieſer Löſung nicht zufrieden ſind, denn eine Säule

* Ich bitte ſehr, dieſe Stuccateur-Erfindung nicht mit den ſchönen Renaiſſance-Karyatiden zu verwechſeln, die entweder völligen Raum für die untere Hälfte des Trägers in ihrer Verkleidung bieten, oder den Träger als Herme bilden. Vgl. F. S. Meyer, Handbuch der Ornamentik. 1890³. S. 266 ff.

hat von Natur die Beſtimmung, eine Laſt zu tragen. Die Laſt, die ſie hier trägt, iſt die Büſte eines halben Menſchen, damit hat die Säule ihre Beſtimmung vollſtändig erfüllt, die Säule iſt das Tragende und die Büſte, die darauf ſteht, das Getragene. Dieſes Getragene kann ſelbſt auch noch irgend eine Kleinigkeit tragen, aber ſie kann vernünftigerweiſe keine Laſt

**Abbildung 1.**
Von einem Hauſe in München-Gladbach.

mehr tragen, die ſchwerer iſt, als ſie ſelber. Sollte ſie das, ſo müßte ſie mir doch den Eindruck einer viel größeren ſelbſtändigen Kraft machen, und den kann ich von einem ſelbſt ſo leicht geſtützten Weſen durchaus nicht gewinnen. Weshalb ſetzt dann der thörichte Stuccateur mir da durchaus dieſen verlogenen halben Menſchen auf ſeine Säule hin? Hätte er ſtatt deſſen ganz einfach eine ordentliche Säule unter ſeinen Vorbau geſetzt,

ſo würde allen Anforderungen des geſunden Menſchenverſtandes Genüge geleiſtet ſein. Aber man will eben etwas Feines haben. Gut, dagegen iſt auch gar nichts einzuwenden, nur überlege man ſich vorher, ob denn das Feine auch einen Sinn hat.

Nicht ſo ſchlimm, wie die hier in Bild und Wort vorgeführte Widerſinnigkeit, iſt eine andere, die Sie ebenfalls in unſerer Stadt an zahlreichen Vorderſeiten der Häuſer ſehen können. Da ſind die Fenſter der oberen Etagen recht hübſch mit ordentlichen, echten Säulen zu beiden Seiten und einem ſchönen Giebelfeld als Eingangsthor für Luft und Licht ſinnbildlich verziert. Das ſind wirkliche, hübſche Portale, die da manchmal angebracht ſind. Daß er dieſe Säulen in der Höhe der oberen Etagen ſtützen müſſe, begriff der Stuccateur nun ſehr wohl, aber er entledigte ſich ſeiner Aufgabe in den meiſten Fällen dadurch, daß er ein einfaches, ganz kleines Konſölchen unter die ſchwere Säule ſetzte. Das iſt ſo klein, daß, wenn ich mir ſo ein Fenſterportal betrachte, ich den Eindruck nun und nimmer los werde, daß im nächſten Augenblicke das ganze Ding herunter ſtürzen müſſe, und doch hatte der Stuccateur in dieſem Falle es ſo leicht, mir den vollſtändigen Eindruck der unbedingten Feſtigkeit ſeiner Konſtruktion zu verſchaffen. Unter jeder Fenſterreihe jeder Etage läuft bekanntlich der betreffende Zimmerboden her und meiſtens iſt dieſe Bodenlinie auch äußerlich am Hauſe in dem Verputz durch eine mehr oder weniger ſtarke Querlinie gezeichnet. Was war nun einfacher, als daß er ſeine Säule um die Fenſter herum auf eine auf dieſer Bodenlinie laſtende Baſis ſtützte? In manchen Fällen hat er dieſes auch gethan, aber in der Mehrzahl ſind die ganz kleinen, nichtigen Konſölchen bevorzugt. Es iſt offenbar Gedankenloſigkeit und handwerksmäßiges Nachahmen, denn Material wird dabei kaum geſpart. Die ganze Vorderſeite des Hauſes iſt ab und zu einmal von einem muthigen Architekten als Ganzes aufgefaßt.

In unſerer Stadt wüßte ich augenblicklich kein Beiſpiel für ſo hohen Flug der Phantaſie, aber Sie haben vielleicht ſonſtwo irgend einmal ein Haus geſehen, deſſen ganze Vorderſeite etwa durch hochgezogene korinthiſche Säulen den Eindruck der Vorderſeite eines griechiſchen Tempels machte. Bekannt dürfte Ihnen jedenfalls wohl die Vorderſeite der Kunſthalle zu Düſſeldorf ſein. Dieſe Vorderſeite ſtellt nichts anderes dar, als ein gewaltig großes Eingangsthor. Daher der rieſige Bogen, der die Grundidee des Ganzen bildet. Da das Gebäude ſich Kunſthalle nennt, ſo war es durchaus paſſend, als Eingang zu der Halle die Idee des einen großen Thores zu verwerthen. Sehen Sie ſich nun etwas weiter nach den modernen öffentlichen Bauten unſerer Großſtädte um, ſo werden Sie finden, daß man dieſe in dem Düſſeldorfer Falle ſo wohl angebrachte Idee ſehr oft verſtändnißlos kopirt hat. Namentlich werden Sie das an verſchiedenen neueren Bahnhofsgebäuden finden, wo zwar überall auch eine Halle dabei iſt, aber, ſoviel ich weiß, niemals das vordere, große, einzige Eingangsthor zu der Schmalſeite dieſer Halle hinführt, auch niemals eine gekreuzte Halle ſich findet, ſondern die einzige Halle meiſtens rechtwinklig zum Hauptgebäude verläuft.

Doch damit hätten wir uns ja in die Architektur verirrt; bleiben wir lieber bei unſerem Kunſthandwerk! Wir treten in das Haus hinein oder lieber gleich in ein Zimmer, denn wenn ich wieder über den Eingang, Treppenlage, Treppenhaus und dergleichen reden wollte, würde ich mich wieder auf höhere Gebiete begeben. Da habe ich irgendwo in einem Hauſe ein Schreibpültchen gefunden, welches dieſe Abbildung hier zeigt (Abbildung 2). So einfach und ſchlicht das Pültchen iſt, ſo verſtändnißlos hat der Schreiner dabei ſeiner künſtleriſchen Neigung Raum gegeben, indem er an den beiden Seitenwänden dieſe lang gezogenen Liſenen, wie er meinte, zur Verzierung

glaubte anbringen zu müſſen. Eine Säule hat die Beſtimmung, etwas zu tragen, und was tragen dieſe beiden Liſenen hier? Gar nichts. Alſo erfüllt die Säule ihre Beſtimmung nicht und alſo gehört ſie nicht hierher. Sie meinen, das müſſe auch ein ſehr ungeſchickter Schreiner geweſen ſein. Ich kenne ihn nicht, weiß daher nicht, ob er geſchickt oder ungeſchickt war. Das aber weiß ich ganz genau, daß auch unſere geſchickteſten Meiſter oder Kunſtſchreiner derartige Ungeſchicktheiten heutzutage noch genug begehen, und ich kenne irgendwo einen gothiſchen Schreibtiſch, der im Uebrigen recht geſchickt und hübſch entworfen und angefertigt iſt, oben aber zu beiden Seiten einer ganz paſſenden Galerie Flankirthürmchen mit Zinnen zeigt. Solche Thürmchen waren in der guten Zeit der Ritterburgen dazu beſtimmt, daß die Bewaffneten ſich drauf ſtellten und zwiſchen den Oeffnungen der Zinnen hindurch auf die unten nahenden Feinde herabſchoſſen. Auf was für einen Feind ſollen denn nun hier die unſichtbaren Bewohner meines Schreibtiſches hinabſchießen? Auf mich? Denn ich nahe ihm doch am meiſten. Oder ſollen ſie die böſen Geiſter, welche beim Schreiben meinen Gedankengang ſtören könnten, zu meinem Beſten von oben herab beſchießen? Kurz, Sie ſehen, der ſehr tüchtige Kunſtſchreiner, der das Stück gemacht hat, hat hier etwas kopirt, wobei er ſich nichts Rechtes gedacht hat. Ja, hätte er eine ſo freie Phantaſie und geſchickte Geſtaltungskraft beſeſſen, daß er mir meinen ganzen Schreibtiſch als eine einzige große Ritterburg komponirt hätte, ſo hätte ich gegen die Flankirthürmchen mit ihren Zinnen gar nichts einzuwenden. — In einem ſchönen Saale eines öffentlichen Gebäudes unſerer Stadt ſind die Eingangsthüren von innen, nicht etwa von außen, gleichfalls mit gothiſchen Zinnen

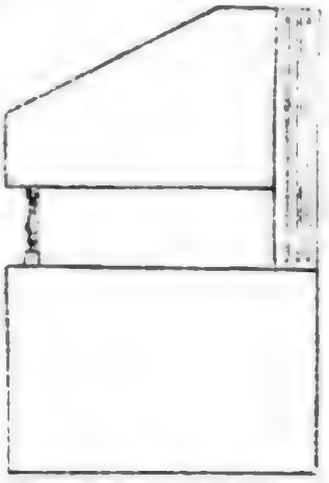


Abbildung 2.
Aus München-Gladbach.

überthürmt. Wiederum eine gedankenloſe Verwendung einer ſonſt ganz gerechtfertigten Verzierung, denn wenn man an dieſen Thüren nun einmal Zinnen anbringen wollte, ſo hätte man ſie doch von außen anbringen müſſen, denn von außen kommen die Feinde, gegen welche die im Saale weilenden Leute geſchützt werden könnten. Oder wollte etwa der Künſtler, welcher dieſe Verzierung angegeben hat, damit ſymboliſch andeuten, daß der Aufenthalt in dem betreffenden Saale Jedem unbedingt ſo angenehm ſein müſſe, daß er bei Strafe von Leib und Leben nicht mehr hinaus gehen dürfe? Sie meinen, das iſt anderswo auch ſo; daran zweifle ich nicht im mindeſten, aber etwas Falſches wird durch die Häufigkeit ſeines Vorkommens noch nicht zu etwas Richtigem.

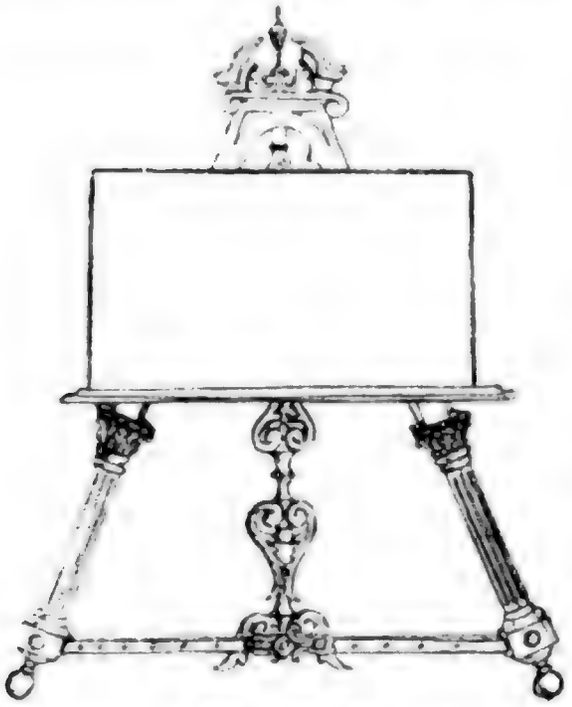


**Abbildung 3.**
Aus: Blätter für Kunſtgewerbe von R. v. Waldheim, Bd. XIII, Heft 4. Taf. 21.

Auf dem folgenden Bilde (Abbildung 3) ſehen Sie ein in den modernen Salons ſo ſehr beliebtes Möbel: eine Staffelei. Sie iſt entworfen von Prof. A. Hellméſſen in Graz, und Sie finden die Zeichnung in den Blättern für Kunſtgewerbe (Wien, R. v. Waldheim, Band XIII, Heft IV, Tafel XXI). Wenn es nicht ausdrücklich darunter gedruckt ſtände, daß ein Profeſſor dieſes Monſtrum entworfen hätte, würde ich den Entwurf einem ganz unbegabten Winkelſchreiner zugeſchrieben haben, denn ſo etwas Tolles wie dieſe beiden Säulen am Fuße hier dürfte wohl noch nicht dageweſen ſein. Die Säule, das wurde oben ſchon geſagt, hat ihrer Natur nach die Beſtimmung, zu ſtützen

und zu tragen. Um dieſer Beſtimmung aber gerecht werden zu können, muß ſie, und das weiß jeder kleine Junge, der ſich aus Holz irgend ein Häuschen baut, ja ſogar der noch kleinere, der mit ſeinem Baukaſten ſpielt, muß ſie nun und in alle Ewigkeit ſenkrecht ſtehen. Der Herr Profeſſor aber ſtellt ſie ſchräg! Haben Sie ſchon einmal eine ſchräg ſtehende Säule geſehen? Sie meinen, das ſei ja bloß Verzierung. Freilich iſt es bloß Verzierung, aber auch eine Verzierung darf nicht widerſinnig ſein. Es iſt aber ein Widerſinn und zwar ein durch keine Ornamentik oder Symbolik erträglich gemachter Widerſinn, eine Säule, den Grundtypus der Senkrechtigkeit, ſchief zu ſtellen. Daß die ganze Staffelei ein **Dreibein** iſt und dabei die ſchrägen Stützen tragen, iſt eine Erwägung aus der Phyſik; die Verzierung aber wendet ſich an mein Auge, nicht an meine Phyſik-Kenntniſſe. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich übrigens daran erinnern, daß auch in der Gothik ſich zwar nichts ſo Widerſinniges, aber doch etwas ſehr Bedenkliches im Punkte der Säule findet, das iſt nämlich die allerdings ſelten vorkommende gebogene Säule, wie Sie ſie z. B. in der hieſigen Franziskanerkirche unten am St. Joſephs-Altar beobachten können. Auch die erkläre ich unbedenklich für ein ganz unſtatthaftes Verlegenheits-Erzeugniß des betreffenden Künſtlers. Ebenſo wenig wollen mir die gewundenen Säulen des Rokokoſtiles gefallen, welche Sie in zahlreichen Kirchen antreffen können. Der Eindruck der Stetigkeit und Feſtigkeit geht durch dieſe Windungen ganz entſchieden verloren, und man mag in der Natur umherſchauen, wo man will, es ſind immer nur Schlinggewächſe, welche in dieſer Weiſe ſich miteinander verflechten können, und denen hat noch Niemand eine bedeutende Tragkraft zugetraut. Ganz anders iſt es bei der zuſammengeſetzten Säule in der Gothik, denn eine Menge eng nebeneinander geſtellter Baumſtämme kann ſehr wohl eine äußerſt gediegene Stütze bieten.

Doch über ſämtliche Erſcheinungen des Barockſtiles kann der geſunde Menſchenverſtand wohl zur Tagesordnung übergehen, ſo berechtigt auch dieſer Stil zu ſeiner Zeit war und ſo Schönes er auch in ſeiner Art geſchaffen hat.

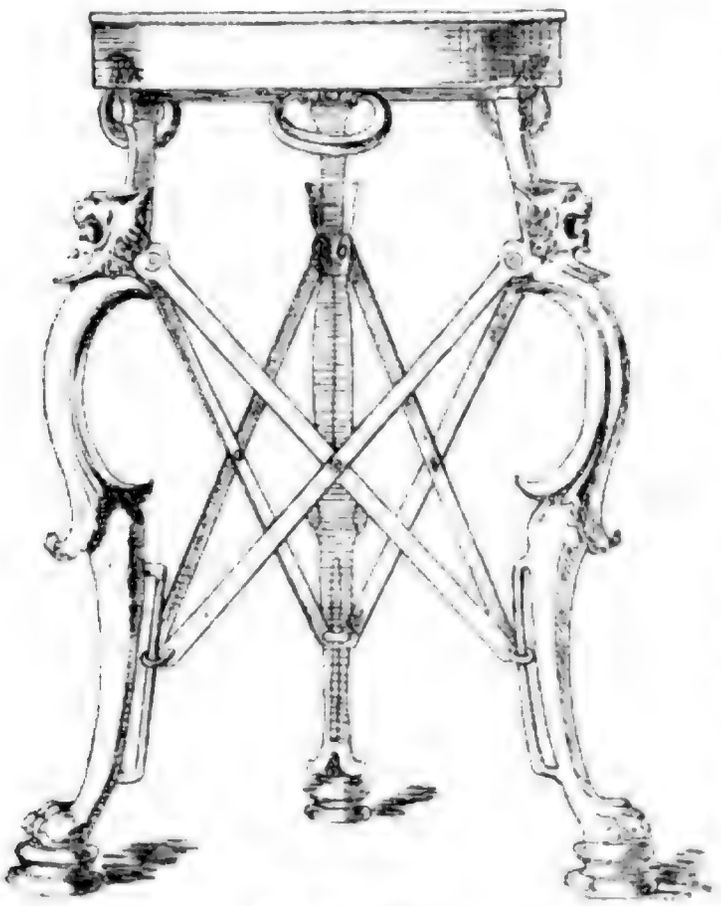


**Abbildung 4.**

Aus: Kunſtgewerbliche Vorbilder aus dem Alterthum. Hundert Blätter nach den beſten Quellen zuſammengeſtellt von Prof. Guſt. Kachel, autographirt von F. S. Meyer. 3. Ausgabe. Karlsruhe (Bielefeld).
Taf. 42. Muſ. Nap. III. Paris, Gräko-Italiſch.

Eine ſehr beliebte Verzierung an unſeren tragenden Möbeln aller Art iſt die Verwendung von Huf, Klaue, Kralle, Pranken und dergleichen Thier-Gehwerkzeugen als Stütze bei Stühlen, Staffeleien, Kandelabern, Dreifüßen u. ſ. w. Ebenſo häufig, wie dieſe Verzierung ſich findet, iſt ſie auch zur Klippe für den Künſtler oder Kunſthandwerker geworden. Wo ein Huf, eine Klaue u. ſ. w. ſich findet, da iſt auch ein Thier, oder ich habe einen abgeſchnittenen Huf, eine abgeſchnittene Kralle, und die hat wenig Kraft zum Stützen mehr. Soll ich wirklich Geſtütztes ſehen, ſo muß mir das Ganze, an dem dieſe Stütze verwerthet iſt, irgendwie den Eindruck des Thieres machen können. Nun aber betrachten Sie dieſen Dreifuß (Abbildung 4). Er iſt gräko-italiſch und jetzt in dem Muſeum Napoleons III. in Paris. Macht Ihnen das Ganze den Eindruck eines Thieres?

Das müßte ein ſonderbares Thier ſein, welches mit Scharnieren zuſammengehalten werden muß. Auch hätte dieſes Thier drei Köpfe. Wollen Sie aber drei Thiere als Träger ſich denken, ſo müſſen das wieder ſonderbare Thiere ſein, die auf einem einzigen Bein durch die Welt hüpfen. Auch haben ſie eine ſeltſame Manier, zu tragen, denn die Laſt ſtützt ſich auf den hinteren Rand ihres Hemdkragens. Ich weiß ja nun freilich wohl, daß man ſich mit Erzeugniſſen des Kunſthandwerks gleich den vorſtehenden längſt befreundet hat und nichts Auffälliges mehr darin findet. Wenn Sie dagegen andererſeits ſehen, wie geſchickte, wirkliche Künſtler uns bei ähnlichen Gebrauchsgegenſtänden die Idee des Behuften, Beklauten, Bekrallten u. ſ. w im ganzen ihrer Schöpfung zum Ausdruck gebracht haben, ſo würden Sie mit mir mindeſtens der Anſicht ſein, daß dieſe Durchführung der Idee das Beſſere ſei und daß der Kunſthandwerker im Gebrauch ſolcher, allerdings recht bequemen Stützen viel vorſichtiger werden müſſe, als er es bis jetzt im allgemeinen iſt.

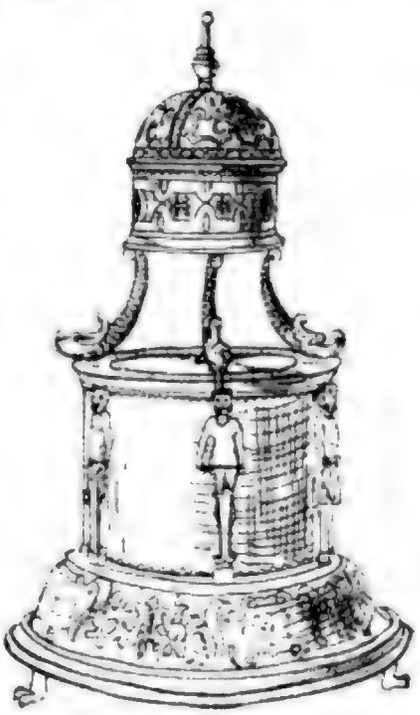


**Abbildung 5.**
Franzöſiſche Arbeit, 16. Jahrhundert. Aus: Die Renaiſſance im Kunſtgewerbe. Sammlung ausgeführter Gegenſtände des 16. und 17. Jahrhunderts, redigirt und gezeichnet von Max Bach. Mit 72 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart (Guſt. Weiſe). Taf. VIII, 1.

Thiere aller Art als Stützen ſind von jeher ſehr beliebt geweſen. Ich habe davon bereits vorhin bei Beſprechung der Symbolik geredet, ſie finden ſich aber auch ſonſt ſehr zahlreich, namentlich in der Renaiſſance. Sie finden ſich aber hier auch häufig durchaus falſch. Das Bild hier (Abbildung 5) zeigt ein Uhrgehäuſe; es iſt franzöſiſche Arbeit aus dem 16. Jahrhundert. Der Kunſthandwerker ließ den oberen Aufſatz,

wie Sie ſehen, durch Delphine ſtützen. Dagegen wäre nun gar nichts einzuwenden, wenn er dieſe ſehr dankbare Thiergattung nur in eine andere Stellung gebracht hätte. Allerdings iſt ein Delphin ein Fiſch, und als flinker Waſſerbewohner kann er ja auch einen Purzelbaum ſo ſchlagen, daß ſein Kopf unten und ſein Schwanz oben in der Höhe ſich befindet. Daß er aber in dieſer Stellung in ſeiner Schwanzſpitze noch eine irgendwie nennenswerthe Tragfähigkeit beſäße, will uns gerade wegen ſeines luſtigen Tummelns im Waſſer nicht einleuchten. Der Verſtand des Künſtlers iſt ihm mit ſeiner Phantaſie durchgegangen. Aehnliche falſche Stützungen finden ſich in der Renaiſſance ſehr viele. Drachen, die ſonſt zwar ſolider Weiſe auf ihren vier Beinen ruhen, ringeln ihre Schwänze zu gewaltiger Höhe empor und tragen auf ihren Schwanzſpitzen zu Dreien oder Vieren ganz große Laſten, z. B. einen breit ausgeführten und hochragenden Kandelaber. Man mag ſagen, da der Drache ein Wunderthier ſei, ſo habe er auch wunderbare Kraft und dieſer Kandelaberfuß ſei daher ſymboliſch aufzufaſſen. Man mag noch viel mehr ſagen, mir fällt immer beim Betrachten ſolcher Erzeugniſſe zu allererſt der Widerſpruch zu der gemeinen Naturgeſchichte auf.

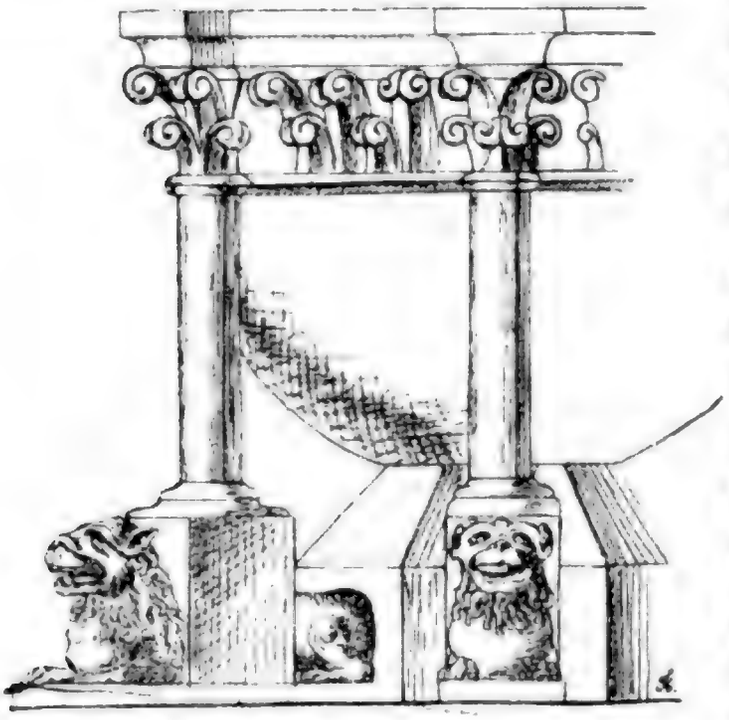


**Abbildung 6.**

Aus: Gothiſches Muſterbuch, herausgegeben von V. Stay und G. Ungewitter. Mit einer Einleitung von A. Reichensperger. Leipzig (T. O. Weigelt) 1856. Taf. 109, 1.

Ein eben ſolcher Widerſpruch zur gemeinen Naturgeſchichte und offenbar ein reines Verlegenheits-Erzeugniß des Künſtlers iſt der auf Abbildung 6 dargeſtellte Fuß eines gothiſchen Taufbeckens aus der Kirche zu Wetter a. d. Ruhr. Der Künſtler hatte offenbar einmal etwas gehört von den ſymboliſchen Löwen, die als Träger ſchwerer Laſten verwendet werden, aber er kam in Widerſtreit zwiſchen der Symbolik und ſeinem natürlichen Menſchenverſtand; die Symbolik wollte ihm nicht einleuchten, und ſo folgte er ſeinem natürlichen Menſchenverſtand und ſtellte die Säulen auf feſten Boden, war aber dabei ſo ſchwach, daß er glaubte, die Löwen beibehalten zu müſſen, und ſo ſchnitt er denn ſeinen Löwen mitten entzwei und klebte das eine Ende vorn, das andere hinten an die Säulenbaſis an. So waren beide Dinge, Symbolik und geſunder Menſchenverſtand, glücklich miteinander vereinigt!

Daß eine Verſündigung gegen den geſunden Menſchenverſtand im Kunſthandwerk auch bei der freieſten Phantaſie und bei den ſchwierigſten Aufgaben durchaus nicht nothwendig iſt und daß es nur davon abhängt, ob der betreffende Schöpfer ein wirklicher Künſtler iſt oder nicht, ſieht man ganz deutlich aus dem folgenden meiner Bilder hier, welches eine Seitenwange aus dem Chorgeſtühl im Dom zu Mainz (Abbildung 7) darſtellt. Die ſämtlichen Verzierungen an dieſem ſchönen Renaiſſancewerk aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſind mit ungeheuer freier Phantaſie geſchaffen und die Aufgabe, die hier im beſonderen vorlag, eine ſolche Seitenwange künſtleriſch frei und nicht bloß dekorativ zu verzieren, iſt gewiß keine leichte. Aber betrachten Sie, wie der Künſtler ſie gelöſt hat. Mitten auf der Armlehne ruht feſt und ſicher das wunderbare, aus Menſchenleib, Pferdeleib und Drachenſchwanz zuſammengeſetzte Weſen, welches oben auf dem gerollten Doppelſchweif der kleinen Pſyche ſicheren Sitz gewährt, die ihrerſeits

wieder ſo ein kleines, doppelt geſchweiftes Weſen zu herzen ſcheint. Mit ſeinen beiden Armen hebt das ſonderbare Märchenweſen ein kleines Kind zu ſich empor, welches mit dem einen Knie an dem abſchüſſigen Theil der Wange ſich ſtützt und mit dem linken Fuß auf dem Schädel des ganz unten hockenden Drachen noch eben aufſteht. Und damit auch dieſes Aufſtehen des Kleinen auf dem Drachenſchädel natürlich möglich erſcheine, iſt der Hals des Drachen ganz beſonders eigenthümlich und ſtark vom Holzſchnitzer gebaut. Eine viel phantaſtiſchere Verzierung kann man ſich wohl kaum denken. Es iſt auch wohl ſehr die Frage, ob man, zumal bei ſolchem Gegenſtande, die Phantaſie ſo frei walten laſſen dürfe oder nicht. Das aber ſehen Sie klar und deutlich: giebt man dieſe Märchenwelt, wie ſie ſich hier offenbart, überhaupt einmal zu (und das muß man wohl thun), ſo findet man nirgend einen Verſtoß gegen unſere Naturgeſetze. Abgeſehen von den

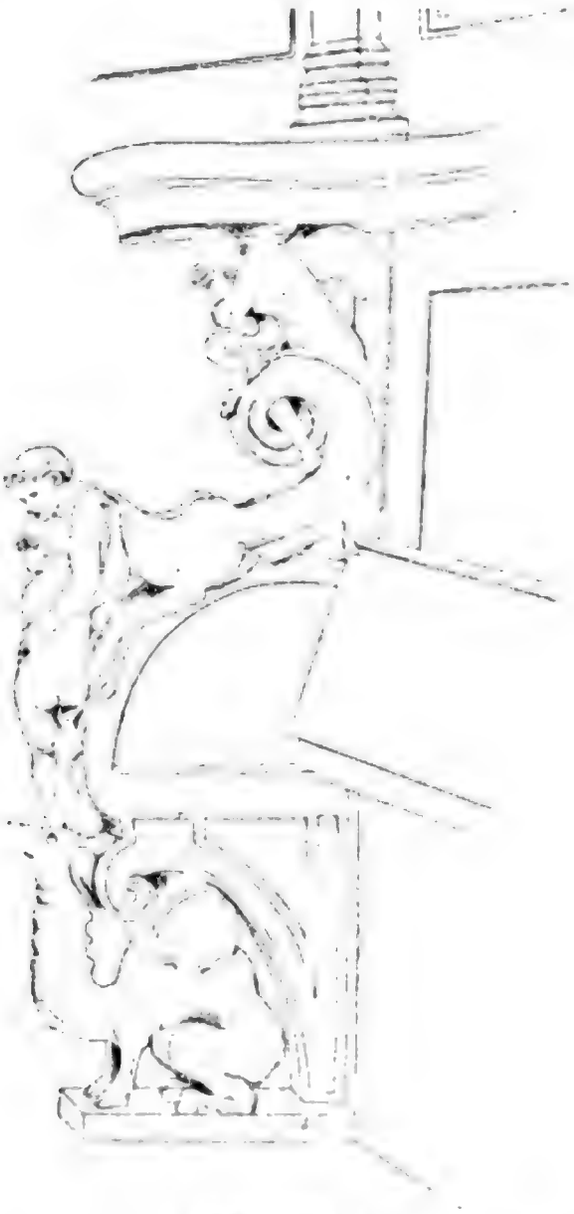


**Abbildung 7.**
Aus: Die Chorſtühle im Kapitelſaale des Domes zu Mainz, herausgegeben von M. Mohl und R. Bogler, Architekten. 22 Blätter, mit einer kunſtgeſchichtlichen Einleitung von W. Lübke. Berlin (Max Spielmeyer), urſprünglich 1863, mit neuer Verlagsangabe ohne Jahr. Taf. IV.

ſonderbaren Geſtalten ſelbſt bleibt alles ganz natürlich. Das ganze Chorgeſtühle aus dem Dom zu Mainz, dem dieſe Abbildung entnommen iſt, zeichnet ſich durch dieſelbe Freiheit, wenn man will, Wildheit der Phantaſie aus. Das Ganze zeugt von einem gewiſſen Uebermuth des Könnens bei ſeinem Meiſter, aber bei all' dieſem Uebermuth hat er überall den geſunden Menſchenverſtand walten laſſen. Das iſt aber und leider namentlich in manchen Erzeugniſſen gerade der neueren Zeit ſehr oft nicht der Fall.

Zum 1. April 1895 ſtifteten die Lehrer der höheren Schulen Preußens Seiner Durchlaucht dem Fürſten Bismarck eine ſilberne Gedenktafel, die Baurath A. Heyden entworfen hat. Es iſt im großen und ganzen eine recht hübſch in Spätrenaiſſance gehaltene Kartuſche, welche in ihren Ornamenten ſo gut wie keinerlei Anlaß zu Bedenken giebt, aber ihr leeres Feld iſt mit einer ganz wunderbaren Germania oder Boruſſia, das kann man nicht deutlich unterſcheiden, verziert. Beſagte Boruſſia iſt in ihrer oberen Hälfte gepanzert und trägt den Helm auf ihrem Haupte. Ueber dieſem Panzer trägt ſie aber den Krönungsmantel. Das ließe ſich nun zur Noth noch rechtfertigen, aber ſie iſt auch bewaffnet und zwar mit Schild und Schwert. Auch das wäre an ſich noch gar nichts Auffälliges, aber ſie hält nicht etwa feſt geſtützt daſtehend den Schild, mit der linken auf die Erde geſtemmt und die Rechte kühn am Schwertgriff, ſondern ſie iſt ſchreitend aufgefaßt, hat die Schwertſcheide unten an der Spitze in der rechten Hand gefaßt und trägt das Schwert mit dem Griff weit nach hinten über der rechten Schulter, grade alſo wie etwa der Handwerksburſche ſeinen Spazierſtock unten anfaßt und dann über der Schulter ſein Bündel trägt, und den Schild benutzt ſie in der linken Hand oben angefaßt als Spazierſtock beim Gehen! Allerdings eine ganz originelle Germania oder Boruſſia.

Ganz beſonders habe ich gefunden, daß unſern neueren Künſtlern bei den oft ganz prachtvollen Kannen, ſei es aus Metall, ſei es aus anderem Material, der Henkel Schwierigkeiten macht. Nicht als ob es ſchwer wäre, einen Henkel zu machen und dieſen paſſend zu verzieren. Nein, das iſt ja gar kein Kunſtſtück, aber man muß originell ſein, originell um jeden Preis, und wenn man in dieſem Streben nach Originellem auch den größten Unſinn hervorbringt, das thut nichts. Viele unſerer neueren Künſtler kehren den Satz des alten Weiſen: „Allen gefallen iſt ſchwer“ in der Weiſe um, daß ſie zu ihrer Richtſchnur den Grundſatz nehmen: „Keinem gefallen iſt ſchwer.“ Sie ſind gewiß, daß ſie doch irgendwo Bewunderer finden werden, und komponiren in dieſer Gewißheit Ungeheuerlichkeiten zuſammen, wie die, welche Sie hier auf dieſem Bilde (Abbildung 8) ſehen. Es iſt eine Kanne, radirt von Virgil Solis, entnommen aus V. Teirichs Blättern für Kunſtgewerbe, I. Band, Heft XI, auch zu finden in Vorlagen für Gold- und Silberarbeiten von R. von Walheim, Wien, Tafel XVI. Sie haben hier einen ganz wunderbaren Henkel. Mindeſtens zwei hoch ſeltſame Geſchöpfe ſind durch ein Metallband mit ihren Schwänzen ſo aneinander gebunden, daß ſie einen Henkel dar-

**Abbildung 8.**

Aus: Vorlagen für Gold- und Silberarbeiten, vorwiegend nach Entwürfen der hervorragendſten Meiſter der Neuzeit. Wien (R. v. Waldheim). Taf. 16. Radirung von Virgil Solii. Auch in V. Teirich, Blätter für Kunſtgewerbe, I. Band, Heft 11.

ſtellen. Da iſt erſtens das in keiner Naturgeſchichte vorkommende Thier, welches Sie hier unten ſehen, nämlich eine Klaue, die für ſich ein lebendes Weſen darſtellt, aber aus nichts weiterem als aus Klaue und Schwanz beſteht, und dann das darüber befindliche ſonderbare Gewächs, welches eine Schlange mit Menſchenkopf zu ſein ſcheint, kurioſerweiſe aber den Kopf in der Mitte ſtehen hat, ſo daß es vorn und hinten einen Schwanz aufweiſt, — oder wollten Sie den Auswuchs unter dem Kopf als ein drittes Weſen auffaſſen, ſo hätten wir wieder ein ganz neues Thier, welches bloß aus dem Schwanz beſtände. Und dann weiß ich auch nicht, wie ich mir den ganzen Henkel mit ſeinen verſchiedenen Thieren phyſikaliſch geſtützt denken ſoll. Liegt der Schwerpunkt des wunderlichen Schlangenmenſchen unten auf der Klaue? Dann war kein Band zwiſchen ihren Schwänzen nöthig, denn der Schlangenmenſch hält ſich durch den bloßen Druck auf der ſelbſtändig ſtehenden Klaue. Soll aber der Henkel das ſein, was er wirklich iſt, ein Aufheber der Laſt von oben her, dann kam es darauf an, die Befeſtigung der Klaue in ihrem Unterſatz recht deutlich zu machen, dann mußte der Künſtler das Klauenweſen ſich unten in den Haarwuſt des Kopfes, der dort als Ornament dient, einkrallen laſſen. Er hat das nicht gethan, und wenn Sie nun oben unter den Schlangenmenſchen greifen, um die Laſt zu heben, ſo muß die loſe aufſitzende Klaue notwendigerweiſe in die Höhe gehen, und Sie heben nicht die Kanne, ſondern verbiegen bloß den Henkel. Es muß indes zugeſtanden werden, daß auch die ſpätere Renaiſſance ſchon manche ſolcher bedenklichen Henkel erfunden hat. Da iſt eine ziemliche Menge von allerlei menſchlichen und thieriſchen Figuren angebracht, die eine eigentliche Berechtigung oder einen eigentlichen Sinn nicht haben, und man muß das Auge, mit dem man nur Ornamentik ſieht, manchmal ziemlich bedeutend zudrücken. Nach-

geben aber ſollte man auch hier durchaus nicht, denn andrerſeits zeigt auch auf dieſem Gebiet eine große Zahl wirklich ſchöner Leiſtungen und künſtleriſcher Löſungen, daß der echte Künſtler auch bei dieſem Problem gegen den geſunden Menſchenverſtand nicht verſtößt. Beſonders oft habe ich mich bei Henkeln über menſchliche Figuren geärgert, die ſtatt zweier Arme mir nichts dir nichts einfach zwei runde Knöpfe hatten, und es wäre doch ſo leicht geweſen, die Arme über den Kopf empor zu heben oder hinten auf dem Rücken zuſammen zu falten oder Gott weiß was damit vorzunehmen, und ich kann es nur für Unverſtand des Künſtlers erkären, der noch nicht begriffen hat, daß er zu ſeinen Verzierungen nicht jedes Beliebige verwenden darf, was ihm gerade in den Mund läuft.

Die Verwendung von menſchlichen und thieriſchen Geſtalten iſt überhaupt im Kunſthandwerk ſo weit verbreitet, daß man ſich faſt allgemein daran gewöhnt hat, auf allen möglichen ungehörigen Stellen irgend eine Menſchen- oder Thiergeſtalt ganz oder theiweiſe zu finden. Ueberall da, wo dieſe ganz oder zum Theil erſcheinenden Geſtalten des lebenden Weſens uns erſichtlich nur Verzierung ſein wollen, d. h. als Flachornament auftreten, wird man wohl nichts mehr dagegen einwenden dürfen. Sie werden aber auch ſehr häufig als Rundbildwerk zu einer Verzierung ohne weitere Bedenken bei einer Unzahl von Gegenſtänden, namentlich der kleinen Kunſt, zur Verwendung gebracht. Ich muß zugeben, daß es dabei ſchwer iſt, eine Grenze zu ziehen, wo das Erlaubte aufhört und das Unerlaubte anfängt, aber wenn Sie ſich dieſe alt-etruskiſche Haarnadel hier (Abbildung 9) betrachten, ſo werden Sie ſich vielleicht mit mir an der Knopfverzierung ſtoßen. Sie ſehen, als Knopf hat der Kunſthandwerker hier einen Widderkopf verwendet. Blumen, Sträucher, Blätter und viele andere Dinge kommen nun in der Natur ſowohl in großem wie in kleinem

Maßſtabe vor, und ſehr oft hat eine und dieſelbe Art große und auch kleine Unterarten, von der jungen, erſt heranwachſenden Blume gar nicht zu reden. Da iſt der Künſtler und Kunſthandwerker vollſtändig berechtigt, die Größe einigermaßen nach ſeinem Belieben zu beſtimmen. Ein Widderkopf aber hat ſchon gleich bei ſeinem Eintreten in die Natur eine ziemliche Größe, und ich glaube nicht, daß irgend Jemand jemals einen Widderkopf geſehen hätte, der die Größe eines ordentlichen Nadelkopfes nicht überſchritten hätte. Wir haben in dieſem Nadelkopf aber kein Flachornament, ſondern der Widderkopf iſt ein Rundbildwerk. Und da kann ich mir nicht helfen, ich muß mir entweder den Widderkopf klein genug denken, daß er als Nadelkopf dienen könnte, und dann widerſpricht meine Kenntniß der Natur, oder ich muß mir den Widderkopf in ſeiner natürlichen Größe denken, dann bin ich aber auch gezwungen, die Nadel mir in der entſprechenden Länge und Stärke zu denken und das widerſpricht der Natur der Nadel. Vielleicht denken Sie anders, meine verehrten Damen und Herren, und ich kann das Ihnen nicht verargen, denn gerade in Erzeugniſſen der Kleinkunſt dieſer Art, gerade bei den Schmuckſachen findet ſich eine ſolche Menge dieſer naturwidrigen Verkleinerungen und zwar von den älteſten Zeiten her, daß man ſich eine Gewöhnung daran ſehr wohl erklären kann. Nichtsdeſtoweniger aber kann ich mich mit dieſen Naturwidrigkeiten gar nicht befreunden, und wenn man eine kleine Tiſchklingel (Abbildung 10) vorſtellt, deren Griff oben ſtatt des Knopfes einen Menſchenkopf oder vielmehr ein

**Abbildung 9.**
Aus: Kachel, Kunſtgewerbliche Vorlagen aus dem Alterthum, Taf. 78. (Sammlung Campana.)

Menſchenköpflein trägt, ſo will mir nun und nimmer dieſes Menſchlein oben auf dem kleinen Klingelgrifflein in den Kopf. Ja, wenn ich noch ein ganzes kleines Menſchlein da oben darauf hätte, das könnte ich verſtehen. Es giebt ja ſo kleine Püppchen, womit unſere Kinder ſpielen; wir begeben uns damit in eine Zwergenwelt, und damit haben Sie den Widerſpruch in der beſchriebenen Klingelverzierung klar und deutlich. Die Klingel gehört der wirklichen, unſerer, die Verzierung ihres Griffes der Zwergenwelt an. Wollte der Kunſthandwerker dieſe Klingel ſo verzieren, daß ſie dem geſunden Menſchenverſtand entſprach, und wollte er durchaus ſein Menſchenköpflein anbringen, ſo mußte er mit dieſem Menſchenköpflein ein Menſchenrümpflein mit Aermlein und Beinlein ſchaffen und aus der Klingel irgend ein anderes Ding aus der Zwergenwelt, etwa einen kleinen Zwergenberg oder etwas ſonſtiges ſchaffen, auf dem dann das Zwergmännlein mit Fug und Recht hätte ſitzen dürfen. Wollte der Kunſthandwerker ſeinen Nadelkopf ſachgemäß verzieren, ſo müßte er mir ſtatt des Widderkopfes einen kleinen Käfer oder ſonſt ein Lebeweſen darauf anbringen, was in unſerer Welt zur Größe eines Nadelkopf paßt, denn die Nadel ſelbſt gehört in unſere Welt, der Widderkopf aber darauf gehört nicht mehr in unſere Welt, ſondern in die Zwergenwelt hinein.

**Abbildung 10.**
Aus: Bach, Renaiſſance,
ſ. o. Taf. LXIII, 3.

Damit, meine verehrten Herren und Damen, hätte ich einiges von dem vielen vorgeführt, was ich hier und da

in der Wirklichkeit und in Bildwerken aufgefunden, was gegen den gesunden Menschenverstand verstößt. Ich habe lange nicht alles vorführen können, was mir aufgestoßen ist, und alles das, was mir aufgestoßen ist, ist wiederum noch lange nicht alles, was sich auf diesem Gebiet auffinden läßt. Sie brauchen nur in Ihrer alltäglichen Umgebung die Augen zu öffnen, ich bin gewiß, Sie werden bald vielleicht Beiträge zu diesem Kapitel selbst finden. Allzu scharf darf man natürlich nicht sein. Das Gebiet der Ornamentik und Symbolik ist ein sehr großes und das Gebiet des Möglichen ein noch größeres. Diese beiden Gebiete sind oft viel weiter als unsere beschränkte persönliche Erfahrung reicht. Das aber bleibt für alle Zeiten bestehen, was immer der Künstler und Kunsthandwerker uns vorzaubert, das muß so beschaffen sein, daß es mit den Grundgesetzen des gesunden Menschenverstandes nicht durchaus in Widerspruch steht.

Dieses alles sagt der gesunde Menschenverstand dem Kunsthandwerker bei seinem Schaffen des Einzelnen. Er sagt ihm auch noch mehr. Auch im ganzen, das heißt, in dem Zusammenpassen aller in dem Raume oder zu einem größeren Ganzen vereinigten Erzeugnisse des Kunsthandwerkes muß der gesunde Menschenverstand zur Geltung kommen. Da haben wir in unserem Zimmer ein mächtiges Buffet, ein prächtiges Erzeugniß des Kunsthandwerkes, Zinnen oben, Erker, Galerien, kurz das Ganze stellt so etwas wie eine Ritterburg vor, oder wir haben dasselbe Buffet im Renaissancestil mit allerlei offenen Veranden, mehreren Etagen, Einzelthürchen, so daß das Ganze einen an den Innenhof eines italienischen palazzo erinnert. Daneben steht in demselben Zimmer ein Schrank mit glatten, einfach nur mit einem Blumengewinde verzierten Wänden, daneben ein Tisch, ein glattes kyklopisches Eß-

brett mit Ausrutschpatent von X. Y. Z. Jedes einzelne Stück ist für sich sehr schön, aber alle zusammen passen nicht zu einander. Wollte das Buffet den Anschein einer Burg gewähren, so ist das übrige Zimmer, in welchem es steht, offenbar nichts anderes, wie die Landschaft zu dieser Burg, und folglich müßten die anderen Möbel sich dem Charakter der Landschaft anpassen. So im allgemeinen läßt sich über das, was ich hier im Sinne habe, nicht gut reden, das kann man viel besser in jedem einzelnen gegebenen Falle, aber Sie werden begriffen haben, was ich meine. Es genügt nicht, daß das einzelne Stück stilgerecht, schön und vielleicht großartig sei, alles andere, was ihm Gesellschaft leisten muß, muß auch dazu passen, sonst erzielen wir eben keinen einheitlichen Gesamteindruck, und gerade hierin liegt die zauberhafte Wirkung, und dieses Zusammenwirken aller Theile in einem Sinn ist das höchste Ideal des Kunsthandwerkers. Daß wir davon noch ziemlich weit entfernt sind, dürfte eine eingehendere Betrachtung der kunsthandwerkmäßig ausgeschmückten Räume, in die wir kommen, jedem von Ihnen recht bald ergeben. Aber das schadet auch nichts, denn wo wollte der Kunsthandwerker und wo wollte der reiche Besteller bleiben, wenn es nichts Neues mehr zu erstreben gäbe? Also bemühen wir uns im angegebenen Sinne; wofern wir nur die Augen offen halten, werden wir auch in dieser Beziehung recht bald erfreuliche Fortschritte machen.

Die oben entwickelte Natur des Kunsthandwerkes setzt voraus, daß wir über die blanke Nothdurft hinweg sind, ja man muß auch die Stufe der Behäbigkeit schon überschritten haben, ehe man zum Kunsthandwerk übergehen kann. Das Kunsthandwerk kann nur da gedeihen, wo ein gewisser Ueberfluß vorhanden ist. Es ist überschüssige Kraft, welche da verwendet wird, denn ich habe es gar nicht nöthig, mir eine kleine Burg als Schrank in mein Zimmer zu stellen, weil mir zum Zwecke

des Schrankes eine einfache Bretterkiste genügt; es ist überschüssiges Geld, was dem Kunsthandwerk Nahrung giebt, denn den einfachen Stuhl, wie ich ihn in Wirklichkeit brauche, kann ich für ein Zehntel desjenigen Geldes mir verschaffen, welches ich dem Kunsthandwerker für den feineren geben muß. Folglich kein Kunsthandwerk ohne Ueberfluß.

Ueberfluß ist nun zwar ein sehr relativer Begriff. Schon Fabrikdämchen scheinen im Ueberfluß zu leben, wenn man re Sonntagskleidung und besonders ihren Sonntagshut betrachtet. Aber das ist meist nur Vorspiegelung falscher Thatsachen, und Jeder weiß, daß diese Leute sehr vieles andere entbehren müssen, um sich jenen Schein geben zu können. Der vernünftige Mensch wird erst dann glauben, daß er Ueberfluß habe, wenn alle anderen nothwendigen und nützlichen Bedürfnisse vollauf befriedigt sind. So lehrt der gesunde Menschenverstand, leider aber wird nicht überall darnach gehandelt. Die Mode ist eine große Tyrannin, und in unserer Zeit, wo stilgerechte Möbel und sonstige Erzeugnisse des Kunsthandwerks zur Mode gehören, ist mancher Braut ganzes Vermögen in diesen stilreichen Möbeln aufgegangen. Das ist wider den gesunden Menschenverstand und wenn auch noch so sehr das Kunsthandwerk dadurch gefördert wird. Aber dieses wird gar nicht einmal dadurch gefördert, denn als es Mode wurde, seinen Raum mit Erzeugnissen des Kunsthandwerks auszufüllen, mußten die Mode auch Diejenigen mitmachen, die keinen Ueberfluß hatten, sie mußten also suchen, die kunstgerechten Möbel fein billig zu bekommen, und das hat uns die großen Karlsruher und Berliner Fabriken geschaffen, auf deren Kunststühle man sich lieber nicht hi weil sie das nicht immer vertragen können. Diese Fabriken haben unser Publikum an Preise gewöhnt, bei denen ein richtiges Kunsthandwerk nicht mehr bestehen kann. Sie haben auch den begüterten und im Ueberfluß Lebenden die Versuchung nahe gelegt,

dieſe eben ſo ſchön ausſehenden, äußerlich wenigſtens eben ſo viel darſtellenden Fabrikmöbel zu kaufen und den Kunſthandwerker laufen zu laſſen, denn wer kann dieſe Fabrikmöbel noch von den echten unterſcheiden? Dazu gehört ſchon ein Fachmann. Weshalb ſollte man nicht ſein Geld anderswie nutzbringend anlegen? Das Gegentheil von dieſen Leuten, welche ohne genügende Mittel Erzeugniſſe des Kunſthandwerkers wenigſtens dem äußern Scheine nach ſich erwerben wollen, bildet der Großprotz, der nichts finden kann, was koſtbar und theuer genug iſt. Auch er widerſtrebt dem geſunden Menſchverſtand, denn nicht in der Anhäufung einer möglichſt großen Menge möglichſt koſtſpieliger Kunſt- und Kunſthandwerkerzeugniſſe zeigt ſich der echt künſtleriſche Sinn, ſondern in der allſeitigen Harmonie auch beſcheidener Ausrüſtungsgegenſtände. Ob in dieſem Punkte der geſunde Menſchenverſtand wird zur Geltung gebracht werden können, iſt mir ſehr fraglich, und ich will deshalb lieber die etwaigen Rathſchläge, die ſich da geben ließen, ganz unterdrücken. Wenn der Einzelne für ſich möglichſt viel Geſchmack ſich aneignen kann, ſo wird er in dieſem Punkte ſchon von ſelbſt fertig werden, und da möchte ich ganz beſonders auf die im allgemeinen, wie mir ſcheint, künſtleriſch mehr veranlagte Damenwelt hinweiſen und ſie bitten, bei Ausſchmückung des Hauſes ihr natürlich-richtiges Gefühl walten zu laſſen und ihr kräftiges Wort recht energiſch mit in die Wagſchale zu werfen. Wer ſonſt in dieſer Beziehung Rathſchläge wünſcht und Muſter zu ſehen begehrt, dem ſteht das alles in unſerm Gewerbemuſeum zu Düſſeldorf ausgiebig zu Gebote.

Und nun noch ein letzter Punkt. Ich möchte noch Kunſthandwerk und Geldfrage im Lichte des geſunden Menſchenverſtandes kurz betrachten. „Ja die Preiſe, die Preiſe! Es iſt alles ſo theuer, und man weiß nicht recht, wo man dran iſt.“ Ganz richtig. Es iſt ſeit Anfang der Welt ſo geweſen und wird

auch ſtets ſo bleiben, daß Erzeugniſſe der Kunſt und des Kunſthandwerks ſich nicht allgemein gültig und ſicher ihrem Geldwerthe noch ſchätzen laſſen. Die Kunſt, welche in dem Kunſtwerke, und der Abglanz von Kunſt, welcher in dem Kunſthandwerk verkauft wird, iſt etwas Geiſtiges. Das läßt ſich nicht mit dem materiellen Werthmeſſer, Silber oder Gold, ausmeſſen, das muß nothwendig in Geld unbeſtimmbar bleiben. Folglich kann mit vollem Recht ganz dasſelbe Kunſtwerk in dem einen Lande um das Vier- oder Fünffache mehr bewerthet werden, wie in dem anderen, zu der einen Zeit das Vier- oder Fünffache mehr werth ſein, wie zur anderen Zeit. Es geht da nicht wie mit der Baumwolle, wo das Rohmaterial ſo und ſo viel, der Arbeitslohn ſo und ſo viel, der Unternehmergewinn wieder ſo und ſo viel, alſo das Ganze einen ziemlich genau beſtimmten Werth darſtellt. Es bleibt bei der Kunſt und bei dem Kunſthandwerk immer, man mag rechnen, wie man will, ein unmeßbarer Werthfaktor beſtehen, der ſich je nach der Höhe, in welcher der Künſtler oder Kunſthandwerker ſelbſt ſeine Thätigkeit und ſeine Gedanken einſchätzt, und je nach der Freude des Erwerbers mehr oder weniger verſchieben muß. Es läßt ſich alſo ſchlechterdings nicht ſagen, ob irgend ein beſtimmtes Erzeugniß der Kunſt oder des Kunſthandwerkes zu theuer oder zu billig iſt. Man kann nur ſagen, es ſcheint **mir** zu theuer oder zu billig, und demgemäß den Ankauf ablehnen oder thätigen. Dies war vorauszuſchicken, und nun können wir Kunſthandwerk und Geldfrage etwas näher ins Auge faſſen. Zwei Perſonen ſtehen da einander gegenüber: der Kunſthandwerker und der Beſteller. Beider Intereſſen ſind vom geſunden Menſchenverſtand aus betrachtet gemeinſame, und ſo würden auch Beide zu beiderſeitiger Freude miteinander arbeiten können, wenn nicht eben Beide Menſchen wären mit ihren menſchlichen Beſtrebungen und Fehlern. Nehmen wir ſie Beide einzeln vor. Der Kunſthandwerker fehlt im

Punkte der Geldfrage häufig nach beiden Seiten hin, die überhaupt möglich sind. Er werthet sein Erzeugniß manchmal zu hoch und manchmal zu niedrig, und glauben Sie nicht, meine verehrten Zuhörer, daß das letztere weniger oft vorkäme, als das erstere. Nun ist es ja, wie vorausgeschickt wurde, schwer, einen unbedingt festen Preis für ein Erzeugniß des Kunsthandwerks zu bestimmen, aber der Kunsthandwerker hätte zu einer einigermaßen sicheren Preisbestimmung doch meines Erachtens Mittel genug. Wenn er sein Material, seine Arbeitszeit berechnet, dabei dann aber auch sein Geschick oder auch Ungeschick zur Arbeit mit berücksichtigt, sich für seine Entwürfe, wenn er sie selbst gemacht, etwas rechnet und auch einen entsprechenden Unternehmergewinn darauf schlägt, so muß er doch ohne sonderlich viel Mühe auf einen festen und bestimmten Preis kommen, und die genannten fünf Rechnungsfaktoren sind doch wahrhaftig so schwierig nicht zu behalten. Nun muß ich es aber hier aussprechen, daß noch ziemlich viele unserer hiesigen Kunsthandwerker das Rechnen schlecht gelernt haben. Doch ich will nicht weitere Vorwürfe machen und habe auch den gemachten Vorwurf nur aus lauterem Wohlwollen für unsere Kunsthandwerker selbst gemacht. Ich will statt weiterer Vorwürfe nur zwei ganz bestimmte Forderungen hier aufstellen, denen unsere Kunsthandwerker unbedingt nachkommen müssen. Sie müssen unter allen Umständen den Preis des ihnen bestellten Gegenstandes zum voraus vor der Anfertigung unbedingt angeben. Es wäre ja freilich sehr schön, wenn alle unsere Besteller hier im Bezirke Kröfusse wären, deren Geldmittel nun und nimmer erschöpft werden könnten, und wenn ferner alle unsere Kunsthandwerker so grundehrliche und biedere und tüchtige und begabte Leute wären, daß man sie ruhig sich selbst überlassen könnte und mit dem schließlich zu stande gekommenen Erzeugniß der Kunst in jeder Beziehung zufrieden sein könnte. Das ist so etwa das Ideal, welches

einigen unſerer Kunſthandwerker vorſchwebt, und ich kann einigen davon in der That das Zeugniß ausſtellen, daß ſie eine ſolche ideale Behandlung wohl auch verdienten, aber wir leben nicht in einer Welt der Ideale, ſondern in einer ſehr ärmlichen, ja man ſagt, ſchlechten Welt. Da muß auch der Reiche, wenn nicht mit ſeinen Pfennigen, ſo doch mit ſeinen Mark rechnen; er muß voraus wiſſen, was ihm irgend eine beabſichtigte Neuanſchaffung koſten wird, denn er hat voraus ſich klar zu machen, ob er auch in der Lage ſein wird, nachher Zahlung zu leiſten. Zweitens muß der beſtimmte Preis, den unſere Kunſthandwerker unter allen Umſtänden im voraus anzugeben haben, ein Höchſtpreis ſein. Er mag bei ſeiner Berechnung immerhin in ſeinem arbeitenden Kopf für die Möglichkeit, daß er in dem oder jenem Punkte ſeiner Rechnung zu niedrig gegriffen haben könnte, einen angemeſſenen Aufſchlag zu ſeinem Endergebniß hinzufügen, der Preis aber, den er angiebt, muß ein Höchſtpreis ſein. Er darf unter keinen Umſtänden nachher bei Ablieferung des Gegenſtandes kommen und einen erheblichen Mehrbetrag verlangen wollen, es ſei dann, daß man nachträglich, wie das allerdings oft vorkommt, ihm allerlei Aenderungen an dem feſtgeſetzten Plan gemacht hat. Daß natürlich ein ſolcher Preis nicht gerade auf den Heller im voraus angegeben zu werden braucht, verſteht ſich ja von ſelbſt. Dieſe beiden Forderungen zu erfüllen, liegt im ureigenſten Intereſſe unſerer Kunſthandwerker, und ſie werden nun und nimmer die Gunſt und Neigung des kaufenden Publikums ſich erringen können, wenn ſie in dieſem Punkte dem Geforderten ſich nicht anbequemen wollen.

Dieſes kaufende Publikum aber andererſeits möge doch niemals vergeſſen, was ich oben von der Werthung von Erzeugniſſen der Kunſt oder des Kunſthandwerkes vorausgeſchickt habe. Dieſe Dinge laſſen ſich nicht allgemein gültig mechaniſch abſchätzen. Jedenfalls aber wäre es durchaus verkehrt, wollte man auf dieſe

Erzeugniſſe das übliche kaufmänniſche Handelsverfahren anwenden. In der Induſtrie mag es kaufmänniſch richtig ſein, den Verkäufer ſo weit zu drücken, als das überhaupt möglich iſt. Da kann der Verkäufer ja ganz genau wiſſen, was die Ware koſtet, und was ihm abgedrückt wird, kann ihm nur von ſeinem Unternehmergewinn verloren gehen. Will man aber den Kunſthandwerker in derſelben Weiſe weiter und weiter drücken, ſo geht dem dabei nicht nur ſein Unternehmergewinn, ſondern auch das Verdienſt für ſeinen Entwurf, ja auch das Verdienſt für ſeine körperliche Arbeit zum Theil verloren. Der Kunſthandwerker ſteht in dieſer Hinſicht gerade ſo da, wie der Arbeiter, der nur ſeine Arbeitskraft auf den Markt zu bringen hat. Wie ſich beim Arbeiter die Entlohnung nicht unter ein gewiſſes Maß herabdrücken läßt, ſo kann auch der Kunſthandwerker unter ein gewiſſes Maß nicht herunter gedrückt werden. Freilich iſt es bei ihm ſehr viel ſchwieriger zu beſtimmen, wo dieſes gewiſſe Maß liegt, als dies beim Arbeiter der Fall iſt. Wie es nun Sache eines verſtändigen Arbeitgebers iſt, einzuſehen, daß es nur ſein ureigenſtes Intereſſe iſt, wenn ſeine Arbeiter gut ſtehen, — denn nur der mit mir zufriedene Arbeiter wird in meinem Intereſſe arbeiten und ſo mein Geſchäft fördern, — ebenſo wird auch nur der zufriedene Kunſthandwerker mir das liefern, was ich wünſche und wie ich es wünſche, ganz abgeſehen davon, daß der mit Noth ringende Kunſthandwerker überhaupt für die Kunſt verloren iſt. Und dann, ob man wohl glaubt, man habe etwas verdient, wenn man an einem Gegenſtand des Kunſthandwerkes, ſagen wir einmal im Werthe von 100 Mk. mittelſt allerlei Druckpreſſen 20 Mk. abgeknappſt hat? Das kann ſich doch Jeder ſelber ſagen, daß der betreffende Kunſthandwerker, wenn ihm irgend eine Möglichkeit dazu gegeben iſt, die abgezwackten 20 Mk. Geld wieder in Holz, Eiſen oder Arbeit ſeinerſeits abzwacken wird. Zweimal zwei iſt vier, das iſt eben ein altes Grund-

geſetz, und man muß ſchon ein ſehr großes Vertrauen zu ſeiner eignen Schlauheit haben, wenn man glaubt, dem Nebenmenſchen wirklich weis machen zu können, daß es fünf wäre. Alles in der Welt beruht auf dem Satze von Leiſtung und Gegenleiſtung. Beide Faktoren, der Kunſthandwerker und das kaufende Publikum, haben zuſammmen zu wirken; unſere Kunſthandwerker müſſen kaufmänniſcher und unſere Beſteller dem Kunſthandwerker gegenüber etwas weniger kaufmänniſch werden. Das iſt zum beiderſeitigen Vortheil, dann werden ſie einander verſtehen lernen, gegenſeitig Vertrauen zu einander gewinnen, und erſt auf dieſem Boden kann ein allſeitig befriedigender Erfolg erreicht werden.

So lehrt der geſunde Menſchenverſtand.

---

# Satzungen

## des Vereins zur Förderung des Kunſthandwerks in Stadt und Kreis M.-Gladbach.

§ 1.

Den in ſeinem Namen ausgeſprochenen Zweck ſucht der Verein zu erreichen:

1. durch Ausſtellungen mit Verloſungen;
2. durch Beſchaffung von Modellen, Zeichnungen, Fachzeitſchriften u. ſ. w. zur dauernden Sammlung oder vorübergehenden Ausſtellung;
3. durch Vermittelung ſachverſtändiger Begutachtung und Rathſchläge zu den eigenen Entwürfen der Meiſter, ſowie Beſchaffung neuer Entwürfe;
4. durch belehrende und anregende Vorträge.

§ 2.

Die Ausſtellungen des Vereins finden jährlich ſtatt, wandernd über M.-Gladbach, Rheydt und Viersen. Zu jeder Ausſtellung ſchießt die Vereinskaſſe einen Betrag zur Deckung der nothwendigen Auslagen bei;

was darüber hinaus verausgabt wird, fällt dem jedesmaligen Ortsvorstande zur Last. Die stets für drei Jahre gültige Festsetzung des Zuschußbetrages erfolgt nach Schluß einer Vereinsausstellung. Preise oder Auszeichnungen werden auf den Ausstellungen nicht vertheilt. Es ist anzustreben, mit diesen Ausstellungen solche der Fortbildungsschulen zu vereinigen.

§ 3.

Mit jeder Ausstellung wird eine Lotterie verbunden. Zur Verlosung kommen ausschließlich Erzeugnisse des Kunsthandwerks von Mitgliedern des Vereins. Als Gewinne sollen vorwiegend kleinere Gegenstände des täglichen Gebrauches und zur Schmückung des Heims genommen werden. Die gesamte Einnahme aus dem Verkaufe von Losen zu 2 Mark muß ohne jeden Abzug zum Ankauf von Gewinnen verwendet werden.

§ 4.

Die Sammlungen werden in M.-Gladbach, Rheydt und Viersen angelegt; ihre Vereinigung mit den gleichen Einrichtungen der Fortbildungsschulen soll angestrebt werden. Die Verwaltung liegt in den Händen der Ortsvorstände. Von jedem Erwerb eines Werkes oder Sammelstückes ist den anderen Ortsvorständen, sowie dem Hauptvorstande sofort Anzeige zu erstatten. Die Ortsvorstände haben die Gegenstände ihrer Sammlungen thunlichst untereinander auszutauschen. Stücke, die dem Vereine geschenkt werden, werden der Sammlung zu M.-Gladbach einverleibt.

§ 5.

Die Leitung des Vereins liegt in den Händen der Ortsvorstände, bezw. eines Hauptvorstandes.

§ 6.

Ortsvorstände werden gebildet in M.-Gladbach, Rheydt und Viersen und setzen sich für M.-Gladbach aus wenigstens zwanzig, höchstens dreißig, beziehentlich für Rheydt und Viersen aus wenigstens zehn, höchstens zwanzig gewählten Mitgliedern zusammen; außerdem sind die Bürgermeister der drei Städte, sowie die jedesmaligen Leiter der Handwerker-Fortbildungsschulen daselbst ohne Wahl Mitglieder der Ortsvorstände ihrer Städte und ebenso gehört der jedesmalige Landrath des Kreises dem Ortsvorstande zu M.-Gladbach an. Sobald die Ortsvorstände in obiger Mitgliederzahl zusammengetreten sind, ergänzen sie ihre Ausfälle je für sich. Die Geschäftsvertheilung innerhalb der Ortsvorstände bleibt diesen selbst überlassen.

§ 7.

Die Ortsvorstände wählen aus der Zahl der gesamten Vereinsmitglieder die Mitglieder des Hauptvorstandes für je drei Jahre, und zwar M.-Gladbach vier, Viersen und Rheydt je zwei. Die Art der Stell-

vertretung im Behinderungsfalle hat der Ortsvorstand zu regeln. Der Landrath gehört als Vertreter der übrigen Bezirke des Kreises, sowie der Präsident der Handelskammer dem Hauptvorstande ohne Wahl an. Beide können durch ihre Vertreter im Amte auch hier vollgültig vertreten werden.

§ 8.

Der Hauptvorstand wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden, den Kassenwart und Schriftführer. Er beschließt und entscheidet in allen Fragen des Vereins, die nicht durch diese Satzungen den Ortsvorständen überlassen oder rein örtlicher Natur sind. Rechtzeitig vor jeder Ausstellung hat der Hauptvorstand den einzelnen Ortsvorständen die verfügbaren Bestände zu überweisen, für welche sie in ihrem Bezirke Arbeiten zur Verlosung in Auftrag geben können. Der verfügbare Bestand soll nach der Gesamtzahl der Mitglieder der einzelnen Ortsverbände vertheilt werden. Der Rest aus den Lotterieeinnahmen wird vom Hauptvorstande selbst zum Ankaufe von Gewinnen auf der Ausstellung verwendet.

§ 9.

Die Vertretung des Vereins erfolgt durch den Vorsitzenden des Hauptvorstandes oder dessen Vertreter.

§ 10.

Mitglied des Vereins kann Jeder werden, der unbescholtenen Rufes ist, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts; er gehört alsdann dem Ortsverbande seiner Stadt, beziehentlich dem nächsten Ortsverbande an. Die Mitglieder scheiden sich in: a) Handwerksmeister aus Stadt und Kreis M.-Gladbach, b) in Nichthandwerker und c) in Ehrenmitglieder.

§ 11.

Der Beitritt der Mitglieder zu a und b erfolgt durch Erklärung einem Vorstandsmitgliede gegenüber oder durch Eintragung in die zu diesem Zweck aufliegenden Listen. Der Handwerksmeister hat als Mitglied für sich, seine Gesellen und Lehrlinge einen Anspruch auf Förderung (§ 1) durch den Verein und übernimmt dagegen seinerseits die Verpflichtung:

1. zur Zahlung eines jährlichen Beitrages von 1 Mark;
2. von jedem Lehrlinge ein Gesellenstück zu fordern und dieses auf Vorschlag seines Ortsvorstandes auf die nächste Ausstellung des Vereins zu schicken;
3. jede Vereinsausstellung außerdem noch nach Möglichkeit zu beschicken.

Durch seine Ausstellung können dem Handwerker nur die Kosten der Beförderung, Verpackung und Aufstellung seiner Sachen entstehen; die Versicherung der ausgestellten Gegenstände gegen Feuersgefahr übernimmt der Verein.

Nichthandwerker und Handwerker sind als Mitglied gleichmäßig zur Zahlung eines jährlichen Beitrages von 1 Mark verpflichtet, wofür freier Eintritt zu beliebig häufigem Besuche der Ausstellungen gewährt wird und ein Anspruch auf Benutzung aller Einrichtungen des Vereins entsteht, insbesondere auch Zutritt zu den Vorträgen. Nichthandwerker haben außerdem bei den jährlichen Ausstellungen ein Los abzunehmen im Kaufwerthe von 2 Mark.

§ 12.

Ehrenmitglieder ernennt die Versammlung der vereinigten Ortsvorstände auf begründeten Vorschlag des Hauptvorstandes, um solche Personen auszuzeichnen, die sich um den Verein besonders verdient gemacht haben. Sie haben ohne Pflichten alle Rechte der Mitglieder und können außerdem an den Beschlüssen und Berathungen jedes Ortsvorstandes, sowie der vereinigten Ortsvorstände stimmberechtigt theilnehmen.

§ 13.

Ueber Ausschluß eines Mitgliedes entscheidet der Hauptvorstand auf begründeten Antrag eines Ortsvorstandes.

§ 14.

Die Ortsvorstände besorgen die Erhebung der Mitgliederbeiträge und führen von jedem Beitrage 0,50 Mark an ihre eigene Kasse, den Rest zur Kasse des Hauptvorstandes ab.

§ 15.

Der Hauptvorstand wie die Ortsvorstände haben bei Schluß jeden Jahres einen Kassenbericht öffentlich bekannt zu machen; die Ortsvorstände haben diese Rechnungslage vor Veröffentlichung dem Hauptvorstande vorzulegen.

§ 16.

Alljährlich bei Eröffnung der Ausstellung müssen die Ortsvorstände vereinigt zur Berathung zusammentreten mit dem Hauptvorstande. Dieser Versammlung der vereinigten Vorstände liegt auch der Beschluß über Auflösung des Vereins ob. In der Versammlung der vereinigten Ortsvorstände hat der Ortsvorstand von M.-Gladbach zwanzig, von Viersen und Rheydt je zehn Stimmen.

§ 17.

Zu allen Beschlüssen der vereinigten wie der einzelnen Vorstände können die Vereinsmitglieder durch abgeordnete Vereinsmitglieder mitwirken. Jeder Abgeordnete, welcher durch Vorlegung von zwanzig Mitgliederkarten als von deren Inhabern gewählt angesehen wird, hat gleiche Rechte in der Versammlung wie jedes Vorstandsmitglied.

§ 18.

Die Satzungen können nur durch Beſchluß der Verſammlung der vereinigten Vorſtände, und zwar § 1 nur mit Dreiviertel-Stimmenmehrheit abgeändert werden. Alle anderen Beſchlüſſe und Wahlen in den einzelnen, ſowie vereinigten Vorſtänden werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt, bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Vorſitzenden den Ausſchlag. Zur Beſchlußfähigkeit iſt jedesmal die Mitwirkung der Hälfte aller ſtimmberechtigten Mitglieder der Vorſtände erforderlich. Sämtliche bei dem Vereine vorkommenden Wahlen geſchehen geheim durch Stimmzettel oder, falls kein Widerſpruch erhoben wird, durch Zuruf.

§ 19.

Bei Auflöſung des Vereins fällt ſein Vermögen den Städten M.-Gladbach, Rheydt und Vierſen zu in einer vom Hauptvorſtande näher zu beſtimmenden Weiſe.

In der Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" sind erschienen und zu den beigesetzten Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Ueber Kunst, Musik und Verwandtes.

30 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15 Mark.

**Adler**, Die Weltstädte in der Baukunst. 2. Aufl. (51) ..... M. —.60
— Der Felsendom und die heilige Grabeskirche zu Jerusalem. Mit 2 Lithographien. (188) ..... „ 1.20
**Ballhorn**, Der Zeustypus und seine Ausgestaltung durch Phidias. (N. F. 136) ..... „ —.80
— Der Antheil der Plastik an der Entstehung d. griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias. (N. F. 174) ..... „ 1.—
— Die Venus von Milo. (N. F. 231) ..... „ —.80
**Blümner**, Dilettanten, Kunstliebhaber und Kenner im Alterthum. (176) „ —.80
— Technische Probleme aus Kunst und Handwerk der Alten. (278) „ —.75
**Bruchmann**, Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie. (391) ..... „ —.60
**Bucher**, Ueber ornamentale Kunst auf der Wiener Weltausstellung. (203) ..... „ 1.—
**Dobbert**, Die monumentale Darstellung d. Reformation durch Rietschel und Kaulbach. (74) ..... „ —.60
**Doehler**, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205) ..... „ 1.—
**Furtwängler**, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit 2 Holzschnitten. (245/246) ..... „ 2.—
**Henke**, Zeichnen und Sehen. 2. Aufl. (115) ..... „ —.75
**Hoffmann**, Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit. (N. F. 69) ..... „ 1.—
**Kaiser**, Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte. (319) ..... „ —.60
— Homer und die Sibylle in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte. (N. F. 268) ..... „ —.80
**Küppers**, Der Apoxyomenos des Lysippos und die griechische Palästra. Mit 1 lithograph. Tafel. (191) ..... „ 1.20
**Löwy**, Lysipp und seine Stellung zur griechischen Plastik. Mit 17 Abbildungen. (N. F. 127) ..... „ 1.20
**Manchot**, Der Christus Michelangelos in S. Maria sopra Minerva in Rom. (N. F. 298) ..... „ 1.—
**Menge**, Römische Kunstzustände im Zeitalter des Augustus. (309) „ 1.—
**Meyer, Bruno**, Die Beziehungen der Gewerbezeichenschulen zur Kunstindustrie und zur Volksbildung. (109) ..... „ —.60
**Naumann**, Deutschlands musikalische Heroen in ihrer Rückwirkung auf die Nation. (170) ..... „ —.75
— Das goldene Zeitalter der Tonkunst in Venedig. (248) ..... „ 1.—
**Ranke**, Anfänge der Kunst. Anthropologische Beiträge zur Geschichte des Ornaments. (318) ..... „ —.60
**Riegel**, Ueber Art und Kunst, Kunstwerke zu sehen. (194) ..... „ —.60
**Reineck**, Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst. (N. F. 215) ... „ 1.—
**Reißmann**, Die Kunst und die Gesellschaft. (N. F. 146) ..... „ 1.—
**Schultz**, Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung. (422) „ —.80
**Seidlitz**, Die Entwickelung der modernen Malerei. (N. F. 265) .. „ —.80
**Spieß**, Der Tempel zu Jerusalem während des letzten Jahrhunderts seines Bestandes nach Josephus. Mit 1 Tafel. (358) ..... „ 1.—
**Spitta**, Die Passionsmusiken von Sebastian Bach und Heinrich Schütz. (N. F. 176) ..... „ —.80
**Woltmann**, Die deutsche Kunst und die Reformation. Mit 2 Holzschnitten. 2. Aufl. (31) ..... „ 1.—

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der „Sammlung" erschienenen Hefte.

# Erfurter Theatervorstellungen

## in der guten alten Zeit.

Von

**Dr. Albert Pick,**
Oberlehrer am Königlichen Gymnasium in Meseritz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei

Eine der erfreulichſten Errungenſchaften, welche die mächtig aufſtrebende Metropole Thüringens in den letzten Jahren gemacht hat, iſt ihr Stadttheater. Noch vor einem Jahrzehnt konnte man es erleben, daß diejenigen Erfurter Bürger, die ſich an einer guten theatraliſchen Aufführung erfreuen wollten, genöthigt waren, nach Weimar oder Gotha zu pilgern. Von um ſo größerem Intereſſe iſt daher die aktenmäßig verbürgte Thatſache, daß ſchon vor einhundertdreiundvierzig Jahren in Erfurt der Verſuch gemacht worden iſt, ein regelrechtes Theater zu begründen.

Ehe wir jedoch auf dieſen Verſuch eingehen, dürfen wir wohl die Frage ſtellen: „Gab es ſchon in weiter zurückliegenden Jahrhunderten in dieſer Stadt nachweisbar theatraliſche Aufführungen, die unſerer Theilnahme würdig ſind?“

Nicht dazu möchten wir den uralten Walpertszug rechnen, bei dem es ja allerdings auch etwas zu ſchauen gab. Einſtmals vielleicht das ſymboliſche Einholen des Frühlings aus der Wagweide, ſtellt er ſich in hiſtoriſcher Zeit dar als ein Ausmarſchiren der waffenfähigen Mannſchaft zum Zwecke der Muſterung. Dem Zuge voran ſchritten bekränzte Spielleute; man trug eine wallende Fahne, und Viertelsknechte, in Tuch von mancherlei Farben gekleidet, ſchloſſen ſich an. Draußen im Grünen aber wurden zwei Eichen gefällt, und nun entwickelte ſich ein echtes Volksfeſt. Es lag dieſem Feſte die Erinnerung

an uralte Zeiten zu Grunde. War ja der Walpurgistag, der erste Mai, in der heidnischen Vorzeit dem Donar geweiht; an ihm wurden Opfer dargebracht, auch Gerichtstage und die Maiversammlung abgehalten.

Soweit dieser Walpertszug nicht bloß ein Festzug war, könnte man ihn höchstens eine Pantomime nennen.

Deutlicher knüpfte sich in anderen Gegenden, wie in Franken, an den Eintritt des Frühlings eine Mummerei, die als wirklicher Keim zum Drama gelten darf. Dort streiten mit einander nach dem Berichte des Sebastian Frank „zween angethane Mann, einer in Singrün oder Epheu, der heißt der Summer, der ander mit Gmöß (Moos) angelegt, der heißt der Winter." „Da liegt der Summer ob und erschlecht den Winter darnach geht man darauf zum Wein."[1]

Von den bekannten litterarischen Anfängen des deutschen Schauspiels aber, die man doch sonst „von Lübeck bis nach Basel" hinauf verfolgen kann, fehlt hier leider fast jede Spur. Da ist nichts von den sogenannten Moralitäten, welche Parabeln und allegorische Begriffe, wie Todtentänze, vorführten; — auch nichts von Fastnachtsspielen, den eigentlichen Possen, die zur Fastnachtszeit gegeben wurden, und denen maskirte Umzüge von zwei bis vierzehn Personen zu Grunde lagen, wobei die Handlung oft aus komischen Gerichtsscenen bestand.

Nur von der ernsten Art der Mysterien — eigentlich wohl Ministerien, d. h. gottesdienstlichen Darstellungen — oder Mirakel, in denen biblische Personen bezw. Heilige auftraten, ist ein vermuthlich zu Erfurt aufgeführtes Stück auf uns gekommen.

In derselben Mühlhauser Handschrift nämlich, welche das zu Eisenach 1322 aufgeführte Spiel „von den klugen und den thörichten Jungfrauen" enthält, das einen so unheilvollen Eindruck auf den Landgrafen Friedrich gemacht hat, ebenda ist auch

eines „von der heiligen Katharina“ enthalten. Gemeint ist damit jene schöne und gelehrte Jungfrau aus königlichem Geschlechte in Alexandria, die der Ueberlieferung zufolge im Jahre 327 enthauptet wurde, weil sie bei einem vom Kaiser Maxentius veranstalteten Opferfeste öffentlich ihren Glauben bekannte und sich weigerte, zum Heidenthum zurückzukehren. Sie gilt als Patronin der Philosophie und der Schulen; die Kunst des Mittelalters hat ihr als Attribut entweder ein zerbrochenes, mit Messern besetztes Rad, oder ein Schwert gegeben.

Ihre Schicksale führt das in deutschen Versen geschriebene Schauspiel recht erbaulich vor. Es mußte zur Aufführung des letzteren jedenfalls eine Bühne von drei Stockwerken vorhanden sein, die sich aber in einer größeren Kirche improvisiren ließ: die Scene war in Himmel, Welt und Hölle geschieden. In einer solchen Kirche war wohl mehr Raum vorhanden, als auf mancher städtischen Bühne von heute. Da konnte der Kaiser Maxentius opfern und Katharina auftreten; im Hintergrunde sah man das ferne Land und die Weisen, die zur Widerlegung Katharinas herbeigeholt waren. Zum Kerker für sie dürfte eine Seitenkapelle genügt haben, für die himmlischen Erscheinungen eine Empore, für den Höllenrachen ein leeres Erdgewölbe. Der Herausgeber dieses Ludus de beata Katerina, Heinrich Stephan, weist auf zwei Stellen in dieser Dichtung hin, die erfurtisches Gepräge tragen. Zu allerletzt sagt nämlich Lucifer zu den ihren Lohn begehrenden Höllenknechten:[2] Davon sal vch czu lone werde dy fleysdeyse an deme stalberge. Nun ist „deise“ mittelniederdeutsch = hochdeutsch Darre, siccarium.[3] Danach bedeutet „Fleysdeyse“: „Fleischdarre“; also ein Ort, wo Fleisch trocken und dürr wird, — ein vulgärer Ausdruck für Galgen, welch' letzterer bei Erfurt von alter Zeit her auf dem Stollberge,[4] an der nach Kerspleben führenden Straße, stand. Dazu paßt auch daz kapellichen vor den greten (= „vor den

Graden", d. h. den zum Dome hinaufführenden Stufen), welches nach dem Vorhergehenden die Teufel auch haben ſollen.[5] Dasſelbe iſt vermuthlich ein Euphemismus für das Henkerhaus mit ſeiner unheimlichen Umgebung, dem Pranger, der die armen Sünder den Blicken des Volkes ausſetzte, dem Trillhauſe, in dem die Delinquenten beſtändig herumgewirbelt wurden, und den mit kreisrunden Löchern verſehenen Querbalken, die den Stock bildeten, jene Umrahmung, aus der die Hände und Beine der hierzu Verurtheilten gefeſſelt hervorragten. Dieſen thatſächlich und moraliſch anrüchigen Ort, der ſich auf dem heutigen Friedrich Wilhelms-Platze befand, konnte des Dichters Phantaſie gleichfalls wohl den unholden Geiſtern überliefern.

Vielleicht iſt der Verfaſſer dieſes Spiels von der heiligen Katharina ein Erfurter Predigermönch geweſen, und als ſolcher Haus- und Zeitgenoſſe des großen Myſtikers Meiſter Eckhard von Straßburg; — wenigſtens ſtammt das, wie erwähnt, in derſelben Handſchrift befindliche und erſt fünfhundert Jahre nach ſeiner Niederſchrift von Reinhold Bechſtein herausgegebene Spiel von den zehn Jungfrauen von Eiſenacher Dominikanern. Auf alle Fälle war der Dichter ein litterariſch gebildeter Mann, der auch das „Nibelungenlied" kannte;[6] denn an den Wortlaut desſelben finden ſich unleugbare Anklänge in unſerem Drama.

Indeſſen meldet uns keine Chronik von dieſer oder anderen dramatiſchen Vorſtellungen des Mittelalters in Erfurt.

Auch aus der „Neueren Zeit" iſt trotz der einmaligen Anweſenheit des Hans Sachs in Erfurt wenig Erwähnenswerthes auf dramatiſchem Gebiete überliefert.

Allerdings hatte das ſiebzehnte Jahrhundert, wie uns Alfred Kirchhoff[7] erzählt, Theatervorſtellungen in Erfurt gezeitigt. Danach hatten im Jahre 1612 die Jeſuiten,

welche Schulen hielten, zum Feſte Sanctorum Innocentium ein Drama zur Aufführung gebracht, das „der Neuheit wegen“ auch vornehmen Zuſchauern außerordentlich gefiel, und im Jahre 1647 wurde vor den nach Erfurt gekommenen fürſtlichen Brüdern Friedrich und Hermann von Heſſen wieder im Jeſuitenkollegium eine Vorſtellung gegeben, und zwar der Filius prodigus. Hartung[8] meint, daß auf dem Theater in der lateiniſchen Schule der Jeſuiten, dem Prüfungsſaale der ſpäteren Lorenz-Schule, in der ſich jetzt das Verkaufslokal der Gärtnerei von J. C. Schmidt befindet, zur Prüfungszeit von den Schülern kleine Vorſtellungen gegeben worden ſeien, nach deren Beendigung Prämien auf der Bühne an die fleißigſten Schüler vertheilt worden wären.

Ob dort oder im „Rathsgymnaſium“, wo nachweisbar die Komödien des Terenz und Plautus geleſen wurden, auch etliche von dieſen Stücken zu Schulfeſtlichkeiten aufgeführt worden ſind, entzieht ſich unſerer Kenntniß, iſt aber einem Gerüchte zufolge als thatſächlich anzunehmen. Es handelt ſich indes vielmehr in den erwähnten, die Jeſuitenſchule angehenden Fällen um die Darſtellung bibliſcher Stoffe.

Das Nämliche iſt nach Kirchhoffs Bericht der Fall geweſen bei dem Marionettentheater des Erfurters Clemenz Fiſcher, der am 22. Oktober 1644 den Rath der Stadt um die Erlaubniß bat, „etliche Hiſtorien auf unterſchiedliche Tage hier agiren zu laſſen.“ „Ich habe“, ſchreibt er, „die Hiſtorie aus Matthäus 25 in deutſche Reime gebracht, in eine Komödie verfaßt, mit ſchönen und wohlſtaffirten Bildern und Figuren zu agiren laut meines Stammbuchs und eingelegtem Briefe.“[9]

Von einem anderen Puppenſpiele in Erfurt berichtet die „Thüringiſche Vaterlandskunde“.[10] Dasſelbe fand am 26. Mai 1685 ſtatt. „Es war freilich nicht“, heißt es dort, „in Göthens Sinne, aber es erreichte doch den Zweck, das Volk weidlich zu unterhalten. Das Volk hatte eine ſolche Beluſtigung nach der

großen Peſt ſehr nöthig. Die Puppen hatten auch damals ſchon den großen Hanswurſt zu ihrem Präſidenten.“ Letzterer las ſeinen Mitſpielern, hoch und niedrig, tüchtig den Text und warf ſie, wenn ſie nicht hören wollten, zur Thür hinaus, daß es klatſchte.

Auch in dieſem lächerlichen Hanswurſt ſteckt ein tieferer Sinn; man meint, daß ſich in ſeine Maske altgermaniſcher Gott und griechiſcher Satyr verloren haben. Will man aber nicht zu ſo nebelhaften Erklärungen ſeine Zuflucht nehmen, ſo muß jedenfalls anerkannt werden, daß „Kaſpar“ — ſo nannte man gar bald den Hanswurſt — „von jeher im Mittelalter der Name eines der heiligen drei Könige war, die in den Myſterien, in den Drei-Königs-Spielen und ſonſt dem Volk jährlich vor Augen traten. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert wird Kaſpar eine luſtige Perſon, tritt als Mohr mit geſchwärztem Geſichte auf und iſt Wortführer in der Puppen-Geſellſchaft.“[11]

Ein im Jahre 1703 in Erfurt geplantes Puppentheater wurde, der „Vaterlandskunde“ zufolge, nicht genehmigt.

So iſt wohl nach dem Niedergange des Mittelalters, abgeſehen von den gelehrten Schulen, die Bühnenkunſt Jahrhunderte lang in unſerer Gera-Stadt auf höchſt primitive Weiſe vertreten geweſen, und zwar nur durch ſogenanntes „Fahrendes Volk.“

„Nur einzelne Hiſtrionen“, ſagt Conſtantin Beyer,[12] „Marionettenſpieler oder Marktſchreier, die auf einer auf großen Bierfäſſern erbauten Bühne vor den Graben die luſtigen Abenteuer eines Vielfraßes, oder eine mit gewaltigem Trompeten- und Paukenlärme begleitete Haupt- und Staatsaktion dem ſich im chaotiſchen Gewühle um ihren wackeligen Muſentempel drängenden Pöbel, aber bloß als Mittel zur Empfehlung ihrer Purganzen und Vomitive, zum Beſten gaben, hatten bisher auf die unverantwortlichſte Weiſe Thalien in unſern Mauern mißhandelt. Unter ihnen zeichnete ſich vor allen andern ein gewiſſer Ungar

von kolossalem Wuchse, Namens Farkas, aus, der mit großem Gepränge, von einem mit Gold und Silber verbrämten Gefolge begleitet, durch alle Straßen unserer Stadt ritt und das Publikum zu seinen Gaukeleien und Quacksalbereien einlud, und dadurch der damals mit sehr wackern Männern besetzten medizinischen Fakultät, die diesen Unfug nicht verhindern konnte, öffentlich Hohn sprach." — — —

Gern hätten wir eine Spur jener englischen Komödianten aufgefunden, die in einzelnen Trupps in der zweiten Hälfte des sechzehnten und in der ersten des siebzehnten Jahrhunderts in größeren Orten Deutschlands, vornehmlich an fürstlichen Höfen, auftraten, — so in Kassel, Dresden, Wolfenbüttel und Frankfurt a. M. —, und die als Zeitgenossen und theilweise frühere Gehülfen William Shakespeares „die persönliche Kunst des mimischen Spiels bei uns aufbrachten und zugleich diejenigen Bühneneinrichtungen einbürgerten, die seitdem dem Theater eigen geblieben sind."[13] Indessen waren alle nach dieser Richtung hin angestellten Bemühungen vergeblich.

Der nachweisbar erste Versuch, weltliche Theaterstücke in Erfurt ordnungsmäßig aufzuführen, fällt in die Jahre 1756 und 1757, unter die Statthalterschaft des Freiherrn von Warsberg und ist eng verknüpft mit dem Namen des bekannten Schauspielers Karl Theophilus Döb(b)elin.

Dieser aus Königsberg i. Pr. gebürtige Komödiant, der eigentlich ein verpfuschter hallischer Student der Rechtswissenschaft gewesen ist, sicherte zunächst dadurch seinem Namen einen ehrenvollen Platz in den Annalen der Schauspielkunst, daß er im Jahre 1767 in Berlin eine Gesellschaft begründete, die nach einiger Zeit unruhigen Wanderns eine feste Bühne in der Residenz eröffnete. Letztere wurde im Jahre 1789 an den Königlichen Hof abgetreten und hat unter dem Namen „National-

Theater“ die Grundlage für das ſpätere Berliner Hoftheater gebildet. „Döb(b)elin ſcheint allen Nachrichten zufolge ein Naturgenie und gewaltiger Bramarbas geweſen zu ſein, welcher die wilde engliſche Manier wieder aufleben machte und durch ſein Donnergepolter als „Raſender Oedipus“ und als „Richard III.“ das Berliner Publikum vergnügte.“ [14]

Zweitens hat Döb(b)elin am 14. April 1783 auf ſeiner Berliner Bühne in der Behrenſtraße die erſte Aufführung von Leſſings „Nathan der Weiſe“ veranſtaltet, wie er auch 1772 die „Emilia Galotti“ in Braunſchweig zum erſten Male aufgeführt hatte.

Daß ſich dieſer Künſtler ſeiner dramaturgiſchen Verdienſte wohl bewußt war, geht aus einem ſpäteren originellen Briefe hervor, den er an einen mißliebigen Kritiker richtete, und deſſen Wortlaut folgender iſt:

„Mein Herr!
(Profeſſor kann ich Sie nicht nennen)
Zeitungsſchreiber!

Sie haben in der heutigen Voſſiſchen vom 16. Nov. mich, meine Direktion und mein Theater auf die unwürdigſte und unverantwortlichſte Weiſe angegriffen. Ich bin zu alt, um von einem gallſüchtigen Menſchen mich herumhudeln zu laſſen. Ich habe zu lange als Märtyrer der Kunſt gelitten. Wer hat zuerſt Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbelin! Wer hat Emilia Galotti zuerſt im Manuſcript auf die Bühne gebracht! Döbelin in Braunſchweig! Wer hat's unter den Deutſchen gewagt, Nathan den Weiſen mit aller Würde, neu decorirt, neu gekleidet, auf die Bühne zu bringen? Dieſer von Ihnen unverantwortlich gehudelte D.

Ich bitte Sie um Gotteswillen, lernen Sie mich beſſer kennen oder Sie wagen zu viel und hören alsdann auf, Zeitungen zu ſchreiben und Kritikaſter zu ſein.

Gott verdamme mich, wenn Sie ein Frey-Billet bekommen, das der junge Herr Voß für Sie bei mir gesucht!

Leben Sie wohl, bessern Sie sich, dies wünscht Ihr tödtlich beleidigter Döbelin, dem Sie das Brot zu stehlen suchen.[15]

Berlin, den 16. November 1784.

Döbelin."

Wie kam nun im Jahre 1756 der damals neunundzwanzigjährige Döb(b)elin nach Erfurt?

Er hatte schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich. In Gemeinschaft der Neuberin hatte er zuerst die Bühne betreten, war dann mit fremden wandernden Truppen umhergezogen und hatte hierauf eine eigene Schauspielergesellschaft um sich versammelt. Mit dieser befand er sich zur Zeit auf der Wanderschaft; denn er sagt selbst in seiner Eingabe, die im Erfurter Stadtarchive aufbewahrt wird, daß er vorher „an großen Höfen und an großen Oertern" mit Beifall Vorstellungen gegeben habe.

Damals war eben in Erfurt eine Behörde eingesetzt worden, welche Kommerzien- oder Merkantildeputation hieß und die Aufgabe hatte, „alles zu untersuchen, was zur Verbesserung der Nahrung und Handlung, überhaupt zum allgemeinen Wohl der Stadt Erfurt und ihres Gebietes gereichen könnte."

Diese „Deputation" nun richtete, wenige Wochen ehe Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg begann, an den Kurfürsten Philipp Karl von Mainz als an den Landesherrn eine Eingabe, die uns die Situation schildert. Das Schriftstück[16] lautet wörtlich:

„Hochwürdigster Erz-Bischoff.

Gnädigster Churfürst und Herr Herr.

Nach Eurer Churfürstlichen Gnaden höchst preiswürdigsten Intention und der Uns gegebenen gnädigsten Vorschrift das

Wohl und Aufnehmen Höchſtderoſelben lieben und getreuen Stadt Erfurth zu befördern und empor zu bringen, So verabſäumen wir nach dieſem höchſten Befehl keine Gelegenheit, welche hierzu beitragen kann. Wir haben dahero erwogen, daß eine geſittete und regelmäßige Geſelſchaft teütſcher Schauſpieler gleichwie in anderen Städten, alſo auch alhier das Publicum durch Vorſtellung moraliſcher Schau-Spiele geſitteter und nachdenkender gemacht und dadurch nicht wenig Fremde angelockt werden könten.

Da ſich nun gefüget, daß Carl Theophilus Doeblin ſich mit einer geſchickten und regelmäßigen Geſelſchaft teütſcher Commedianten hier eingefunden, welcher alhier ſolche auserleſene moraliſche Stücke aufgeführet und ſich ſeither ſeines Hierſeyns mit ſeiner Geſelſchaft ſo ſitſam betragen, daß wir ihm nichts anderes als alles um das Publicum verdientes Lob beilegen können So ſuchet derſelbe in dem angebogenen unterthänigſten Supplicat um die Gnädigſte Concession unterthänigſt nach, jederzeit alhier mit Ausſchließung aller anderen Commedianten teütſche Schau-Spiele auffühen zu dörfen.

Unſer nach Höchſt Deroſelben Gnädigſten Intention vor das Wohl und Aufnahme hieſiger Stadt unterthänigſt geäußerter Endzweck und beigelegtes Zeügniß laßet Uns unterthänigſt anhoffen, daß Eure Churfürſtlichen Gnaden dem unterthänigſten Supplicanten in ſeinen Suchen um ſo mehr gratificiren werden, je größere Zierde ein wohl eingerichtetes Theatre hieſigen Ort beilegen wird. Damit aber deßen vor jezo zwar geſittet und regelmäßige Geſelſchaft fernerhin in ſolchen Umſtänden erhalten werden mögte, So haben Euren Churfürſtlichen Gnaden Wir unterthänigſt vorſchlagen und bitten wollen, uns dahin gnädigſt zu authoriſiren, daß wir dieſe Doebeliniſche oder eine andere, wovon man in Publico den vorgeſezten Nuzen hoffen könne, in Höchſt Deroſelben Nahmen privilegiren dörften und daß das

Directorium von allen Schau-Spielen alsdann von Uns dependiren ſolle.

Die Wir in tiefſter Erniedrigung erharren

Eurer Chur Fürſtlichen Gnaden
Unſers Gnädigſten Herrn Herrn
unterthänigſt
gehorſamſte
zur
Comercien-Deputation
gnädigſt anhero verordneter
Praeses, Director, Räthe und Beyſitzer.

Erfurth, den 26ten July 1756."

Betrachten wir die Eingabe genauer, ſo ſehen wir, daß man damals einen doppelten Zweck mit Einbürgerung einer Schauſpielertruppe im Auge hatte. Erſtens war die Abſicht vorhanden, die uns ganz modern anmuthet, durch die Vorſtellungen jener eine möglichſt große Anzahl von Fremden nach Erfurt zu locken. Von den letzteren hoffte man wohl, daß ſie viel Geld dort laſſen würden.

Vielleicht dachte man auch daran, auf dieſe Weiſe den Beſuch der Erfurter Univerſität zu heben. An dieſer hatten ſich im genannten Jahre[17] mehrere vornehme Standesperſonen aufnehmen laſſen, unter anderen der Reichsgraf Franz Anton von Khevenhüller von Aichelberg, kaiſerlicher Kammerherr und Erbſtatthalter im Herzogthum Kärnthen, aus Wien, ferner der Reichsgraf Carl Philipp von Ingelheim aus Mainz, ſowie der Neffe des Kurfürſten, Maximilian Reichsgraf von Oſtheim, ebenfalls aus Mainz, Franz Anton Freiherr von Gudenus aus Würzburg, die Fürſten Joſeph und Chriſtian von Hohenlohe-Bartenſtein, Grafen von Waldburg und Limburg und Herren von Langenburg — und Andere mehr.

Zweitens ſollte das Publikum durch Vorführung

„moraliſcher Schauſpiele“ geſittet und nachdenkender gemacht werden. Das verſetzt uns mit einem Schlage in die von Gottſched beherrſchte Litteraturperiode, in die Zeit der Gellertſchen Luſtſpiele, der comédies larmoyantes, die nach dem Urtheil der Sachverſtändigen nichts weiter waren, als dramatiſirte moraliſche Abhandlungen, welche vor allem Rührung bezweckten.

Auch Gottſched bezeichnete „die Hebung der Sittlichkeit“ als Zweck der Kunſt; darunter verſtand er freilich nur den äußeren Anſtand.[18] Hat ja doch auch Friedrich Schiller im Einverſtändniſſe mit Iffland einen Aufſatz in der „Thalia“ veröffentlicht mit der Ueberſchrift: „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet.“

Die auf das Schreiben der Kommerziendeputation folgende Eingabe Döb(b)elins ſelbſt verräth uns den Titel eines von ihm vor kurzem zur Aufführung gebrachten Stückes. Er rühmt ſich nämlich, das Glück gehabt zu haben, die Gunſt „des hieſigen Adels und Publikums durch ein bei Gelegenheit des Geburtstages des Kurfürſten (alſo Anfang Mai) vorgeführtes Vorſpiel und darauf aufgeführtes Trauerſpiel „Polieuktes“ errungen zu haben. Alſo die Tragödie des großen Pierre Corneille „Polyeucte“, die durch Kompoſition und Charakterzeichnung ſehr bemerkenswerth iſt, gehörte zu Döb(b)elins Repertoire.

Die Aufführungen der Döb(b)elinſchen Truppe für Erfurt genehmigte der Kurfürſt durch ein Dekret aus Aſchaffenburg vom 14. Auguſt 1756, jedoch „nicht länger als auf ferneres Wohlverhalten“.

Bereits am 19. Juni genannten Jahres war im 25. Stück der „Wöchentlichen Erfurtiſchen Anfrag- und Nachrichten“ folgende Ankündigung erlaſſen worden:

„Die allhier neu angekommene Döb(b)elinſche Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler, welche ſich durch Vorſtellung geſitteter

Schauſpiele ſchon ſeit kurzer Zeit die Gnade, den Beyfall und die Gewogenheit vernünftiger Kenner erworben, wird Dienstags, Mittwochs, Freytags und Sonntags gute Stücke nach beſtem Geſchmack aufzuführen fortfahren. Es hat dieſe Geſellſchaft durch Schlegels Canut, Regnarts Democrit und Voltaires Oedipe gezeigt, wie viel Gutes man ſich künftig von Ihr zu verſprechen haben wird. Zu kommende Woche wird das Trauerſpiel des Herrn von Voltaire, Mahomet der Schwärmer, das ſchöne Luſtſpiel des Herrn Krügers, der blinde Ehemann, des Herrn Profeſſor Gottſched ſterbender Cato und das Geſpenſt mit der Trommel aus Gottſcheds Schaubühne[18] aufgeführt werden. Die Vorſtellung wird dieſer neuen Bühne ohne Zweifel Ehre machen.

Sehen wir uns die angeführten Stücke näher an. Der „Canut" Johann Elias Schlegels, eines talentvollen Schülers von Gottſched, iſt eines der beſten Trauerſpiele ſeines Verfaſſers; das Stück erſchien 1746 in Kopenhagen. Es brandmarkt den politiſchen Egoismus und führt einen Charakter aus der däniſchen Vorzeit, den des Ulfo, auf die Bühne, der in ſeiner gewiſſenloſen Herrſchſucht vielleicht nur mit Shakeſpeares „Richard III." verglichen werden kann.

Das zweite hier genannte Stück iſt „Demokrit" von Jean François Regnard. Dieſer, ein franzöſiſcher Luſtſpieldichter des ausgehenden ſiebzehnten Jahrhunderts, kann als glücklicher Nachfolger Molières bezeichnet werden. Unter ſeinen fünfzehn Luſtſpielen nimmt der „Demokrit" freilich nicht den erſten Platz ein.

Von Voltaire werden hier zwei Stücke genannt: „Oedipe" und „Mahomet". Während dieſes eines von den ſpäteren Stücken des Autors iſt — es ſtammt aus dem Jahre 1742 —, wurde der „Oedipe" in den Jahren 1717—18 verfaßt, und zwar in der Baſtille, im Verlaufe einer elfmonatlichen Gefangen-

ſchaft, die ſich Voltaire durch ein ſatiriſches Gedicht auf den Regenten Philipp von Orleans zugezogen hatte. Das Stück war weſentlich im Geſchmacke Corneilles, doch in Anlehnung an Sophokles gehalten. Es zeichnet ſich durch glänzenden Versbau und eine prunkende Rhetorik, aber auch durch rationaliſtiſche Tendenz aus.

„Der blinde Ehemann", ein Luſtſpiel des ſchon 1750 verſtorbenen Berliner Dramatikers Johann Chriſtian Krüger, war 1747 erſchienen. Das Stück beruht auf einem alten, durch den Titel hinlänglich angedeuteten Motive; es iſt eilfertig gearbeitet und fällt, wie Erich Schmidt ſagt, unter die Rubrik der ſächſiſchen Komödie. Vom Verfaſſer urtheilt Leſſing in der „Dramaturgie", daß er Talent zum Niedrigkomiſchen hätte; ein deutſcher Molière war er nicht.

Den 1733 erſchienenen „Sterbenden Cato" nennt Gottſched ſein Werk, „weil er die Sterbeſcene aus Addiſons „Cato", das übrige Stück aber, worin Cäſar als Liebhaber der Tochter Catos auftritt, aus dem Franzöſiſchen des Deschamps entnommen hatte." [19]

Ziehen wir die Quinteſſenz aus dieſer litterarhiſtoriſchen Abſchweifung: Wir ſtehen mit dieſen ſceniſchen Aufführungen mitten in der Gottſchedſchen Periode.

Gottſched hatte, wie man weiß, herangebildet durch das Studium der Alten, einen Widerwillen gefaßt gegen die bis dahin üblichen geſchmackloſen „Staatsaktionen" — ſo nannte man Gelegenheitsſtücke, die eine ernſte Handlung im Stelzentritte vorführten —, wie auch gegen die kindiſchen Stegreifkomödien und vor allem gegen den „Hanswurſt".

Begeiſtert für den feierlichen Ton und die Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Tragödie, legte er ſelbſt den Grund zu einem würdigen Stock von Bühnendichtungen durch metriſche Ueberſetzung der Stücke von Corneille und Racine.

Nun ſprachen die Schauſpieler in ſtolzen Alexandrinern; nun fühlten ſie ſich durchdrungen von einem an der Antike entzündeten Pathos, und wenn ſich auch Gottſched dem Erheiterungsbedürfniß des großen Publikums gegenüber nicht durchaus ablehnend verhielt, ſo herrſchte doch ſelbſt in ſeinen komiſchen Scenen eine wohlthätige Zurückhaltung.

Daher der freudige Willkommen, welchen die beſten Männer Erfurts damals unſerem Döb(b)elin als dem berufenen Vertreter von Gottſcheds bahnbrechenden Neuerungen entgegenbrachten!

Indeſſen war dieſer brave Mann, wie aus ſeiner Eingabe vom 22. Mai des folgenden Jahres (1757) hervorgeht, verhindert worden, von dem ihm für 1756 ertheilten Theaterprivilegium einen ausgedehnteren Gebrauch zu machen, weil er angeblich ſchon vorher mit dem fürſtlich ſächſiſchen Hofe in Weimar ein Engagement getroffen hatte.

Da er nun aber, ein Jahr ſpäter, in Weimar ſeines Dienſtes ledig geworden wäre und die Freiheit erhalten hatte, ſein Brot zu ſuchen, wo es ihm gefällig wäre, ſo erſuchte er die hochlöbliche Kommerziendeputation in Erfurt, ihm ein neues Certifikat auszuſtellen, auf Grund deſſen er wenigſtens drei Monate im Jahre in ihrer Stadt zubringen und „unanſtößige Schauſpiele zur Verbeſſerung der Sitten und zum unſchuldigen Vergnügen“ aufführen dürfe.

Tags darauf — am 23. Mai 1757 — wurde ihm ſeine Bitte gewährt. Seine Geſellſchaft wurde nun als eine von „eigens privilegirten Churfürſtlich Maynziſchen Commoedianten“ bezeichnet; zugleich wurde ſie unter den Schutz der in Erfurt beſtehenden kurfürſtlich mainziſchen Polizei- und Kommerziendeputation geſtellt.

Diesmal ging das Unternehmen ganz glatt von ſtatten; das ſehen wir aus einer Quittung Döb(b)elins vom 5. Juni 1757,

in der dieſer bekennt, „zur Herbeiſchaffung einiger Perſohnen zu Completirung ſeiner privilegirten Geſellſchaft deutſcher Schau-Spieler“ als Geldvorſchuß durch den Herrn Kammerrath Spoenla aus dem hieſigen Pfandhaus Einhundertfünfzig Thaler „Anlehensweiſe“ ausgezahlt erhalten zu haben, und in der er verſpricht, das Geld in vier Wochen zurückzuzahlen. Er verpfändet dafür ſein bereits vorhandenes und zukünftiges Vermögen, in specie aber ſeine ganze Garderobe.

Gleich an demſelben Tage · am 5. Juny 1757 — bezeugt das Kaiſerliche Reichspoſtamt in Erfurth, daß ein mit Aſſignation von 105 Thalern beſchwertes Schreiben an Mr. Schubert in der hieſigen Expedition der fahrenden Poſt zur Beſtellung übergeben ſei, ebenſo ein mit 45 Thalern beſchwertes Schreiben an Madame Schultzin in Dresden.

Wir ſehen alſo, Döb(b)elin hat die geliehenen 150 Thaler wirklich zu Gagen für neue Schauſpieler gebraucht.

Zuletzt haben wir auch noch in dem Aktenſtücke eine „Specificatio Derer Koſten wegen des Theatri.“ — Was für Bretter, Holz, Latten, Nägel, Schrauben, — für Zimmermanns-, Schreiner- und Malerarbeiten —, für Bier und Branntwein zur Stärkung der arbeitenden Leute ausgegeben wurde, iſt genau darin angegeben. Die Summe dieſer Speſen betrug 85 Thaler 21 Gr. 9 Pf. — Darunter ſtehen die Worte: „Dieſes hat Herr Wieber pro Notitia hergegeben, was ihn ſein Theater gekoſtet.“ — Dieſer Johann Ernſt Wieber war damals und bis 1781 Beſitzer des „Ballhauſes“, des heutigen „Kaiſerſaals“, in dem im vorigen Jahrhundert ſo vielfach, und auch im Anfang dieſes Säkulums zur Zeit des Erfurter Kongreſſes theatraliſche Aufführungen ſtattgefunden haben.

Das Gebäude, Gemeinde Matthiae Nr. 1, „Zum rothen Hirſch“ genannt, war bis 1734 nur ein Privathaus. Lange

Zeit war es im Besitze des Patriziergeschlechts der „Reynbothe“ gewesen; von 1693 ab gehörte es der Frau von Brettin, geborenen von Kreutzberg. Seit 1734 aber hatte darin der Restaurateur und Ballmeister (wohl „Universitäts-Ballmeister“) Georg Sommer gewohnt. „Vielleicht“, meint Hartung,[20] „nannten die Studenten infolge des Charakters ihres Wirthes das Kneip-Lokal „Ballhaus.““

Hinter dem Ballhause nun erhob sich dieses erste ständige Theater Erfurts, das, wie wir sahen, in den Jahren 1756 und 1757 entstand, zunächst als Schauplatz für die Thätigkeit und Kunst Döb(b)elins.

Der theatralischen Kampagne Döb(b)elins in Erfurt vom Jahre 1757 dürfte wohl jene weltgeschichtliche Komödie ein Ende bereitet haben, die sich auf thüringischem Boden am 5. November genannten Jahres bei Roßbach abspielte. — — —

Die nächste Nachricht über Erfurter Theater-Aufführungen stammt angeblich aus dem Jahre 1770, gehört aber vielmehr, wie wir feststellen können, ins Jahr 1769.

Hierüber meldet der Erfurter Chronist Constantin Beyer[21] folgendes:

„Durch den Ruf der restaurirten Universität angelockt, kam um diese Zeit endlich einmal eine regelmäßige Schauspieler-Gesellschaft, unter der Direktion eines gewissen Abt, hier an, und gab auf dem Theater des Universitäts-Ballhauses eine Reihe von Vorstellungen, die stark besucht wurden, und denen selbst ein Wieland, der keine Vorstellung versäumte, seinen Beifall zollte. Madame Abt, die Frau des Direktors, zeichnete sich vortheilhaft aus, und sie glänzte besonders als „Marwood“ in Lessings Trauerspiel Miß Sara Sampson und als „Julie“ in Weißes Trauerspiel „Romeo und Julie.““

Das „Erfurtische Intelligenz-Blatt“ vom 21. Januar 1769 berichtet[22] zur Sache folgendes:

„Herr Abt, der von der Natur Talente erhalten hat, die ihn zu einem unſerer beſten Schauſpieler erheben werden, und von welchem ſein Freund Wieland uns verſichert, daß es auf ihn ſelbſt ankomme, ob er ein deutſcher Garrick werden wolle, hat aus den Trümmern der Starkiſchen Geſellſchaft eine neue errichtet, und mit ſolcher bey uns zuerſt die Bühne betreten. Der Trupp iſt noch klein; eben deswegen und wegen einiger vortrefflicher Schauſpieler verdient Herr Abt Nachſicht“ . . .

Zur Erklärung dieſer Worte ſei bemerkt, daß der Ruf David Garricks, des genialen Schauſpielers vom Drury-Lane-Theater zu London, damals die ganze Welt durchlief. Wieland, der hier zweimal Erwähnung fand, war bekanntlich vom 1. Juni 1769 bis zum 21. September 1772 als Profeſſor an der Erfurter Univerſität angeſtellt. Er mußte wohl ein Urtheil in theatraliſchen Dingen haben; denn Leſſing feiert ihn als Ueberſetzer Shakeſpeareſcher Dramen.

Die Schaubühne wurde am 29. Dezember 1768 mit der „Minna von Barnhelm“ eröffnet. Herr Abt war Tellheim, die Madame Abtin: Minna. Einen Prolog hatte Profeſſor Friedrich Juſt Riedel, Wielands Kollege, gedichtet.

Wir haben hier alſo eine Aufführung von Leſſings bedeutendſtem Luſtſpiele in Erfurt, ein Jahr nach Veröffentlichung desſelben — das Stück war 1767 in Berlin erſchienen —, aufgeführt höchſt wahrſcheinlich im Beiſein Wielands, — eine für die Theatergeſchichte bemerkenswerthe Thatſache!

Wir ſind in der Lage, den Anfang des Riedelſchen Prologs zur „Minna von Barnhelm“ mitzutheilen, alſo Töne wieder zu erwecken, die einhundertunddreißig Jahre geſchlummert haben:

„Wer Blut im Pulſe fühlt, und mit dem warmen Buſen
Entgegen klopft den Spielen unſrer Muſen,
Dem ſey dies Spiel der Frölichkeit

Von Leſſings Witz, durch Garricks Kunſt geweiht.
Denn welche Harlekin an ſeine Bühne witzelt,
Zum Beyfall zwingt, zum Lachen kitzelt,
Die reizt das beßre Schauſpiel nie —
Ihr Beyfall iſt ein Werk der lieben Sympathie;
Sie laſſen ſich vom Harlekin entzücken,
Weil ſie ſich ſelbſt in ihm erblicken.
Ihr aber, deren Ohr ſogleich den Miston hört,
Wenn ungeſchlifner Scherz die Bühn' und Euch entehrt,
Ihr, ganz geſchmelzt von Tugend und Gefühl,
Für euch, für euch iſt unſer Spiel." . . .

Von den gegen Ende des Jahres 1768 und in der erſten Hälfte des Januar 1769 aufgeführten Stücken ſeien zur Kennzeichnung des damaligen Geſchmackes folgende Titel genannt:

1. Der Einſiedler.
2. Regnard, Die verliebten Thorheiten. (Ein Luſtſpiel.)
3. Der politiſche Kannegießer.
4. Voltaire's Zaïre.
5. Goldoni, Der wahre Freund.
6. Richard III.
7. Weißes „Romeo und Julie." — — —

Bekanntlich hat Chriſtian Felix Weiße Shakeſpeareſche Stoffe nach den franzöſiſchen Regeln bearbeitet, indem er die Handlung vereinfachte und die Einheit von Ort und Zeit möglichſt durchführte.

Wir gewahren hier, daß die Bewunderung der franzöſiſchen Dichter ihren Höhepunkt überſchritten hat, und daß man ſchon bei Shakeſpeare, auf den Leſſing ja doch wiederholt hinwies, echt tragiſche Charaktere von Fleiſch und Blut zu bewundern anfängt; ja es ſteht feſt, daß man damals bereits die altgriechiſchen Tragödien ſtudirte. So nämlich müſſen wir die Worte aus Riedels Prolog zu „Romeo und Julie" verſtehen:

„Wenn aber Sophocles im prächtigen Cothurne
Die Tugend groß im Glück, noch gröſſer an der Urne
Mit ſtarken Zügen mahlt, wenn Schackspears Muſe täuſcht,
Voltaire Wunder thut, Racine Zähren heiſcht,
Dann weint der Menſchen Freund, der Redliche, der Weiſe,
Und iede Thräne flieſt der Menſchlichkeit zum Preiße."

Am 21. Januar 1769 geſtaltete ſich auf der Erfurter Bühne dieſe Aufführung von „Romeo und Julie", die von Herrn Abt ſorgfältig vorbereitet worden war, zu einer Glanzvorſtellung. Das Haus war gedrängt voll, und bei den pathetiſchen Stellen waren alle gerührt bis auf fünf oder ſechs Perſonen, die lachten. Der darob entrüſtete Rezenſent ruft aus:

„Doch ſolche Mäulerchen, die bei Romeo lachen,
Soll Jupiter zu Affenmäulern machen!"

Beſonders entzückt iſt der Beurtheiler von Frau Abt. Er ſagt: „Um Madame Abtin, als Julien, zu loben, müßte man einige Bogen Dramaturgie ſchreiben. Felſenherzen bewegte ſie durch die Sprache ihrer Zunge, ihrer Augen, ihrer Hände und durch die ganze körperliche Beredſamkeit, die ſie ſo ſehr in ihrer Gewalt hat."

Sie muß in der That eine tüchtige Frau geweſen ſein, die ſich auch in der Noth zu helfen wußte. Als nämlich eine von Abts Truppe in Erfurt gegebene Vorſtellung infolge des ſchlechten Souffleurs in Verwirrung gerieth, und das Publikum anfing zu pfeifen, ſtellte ſie, wüthende Blicke auf den Souffleurkaſten ſchießend, die Ruhe wieder her durch die an die Zuſchauer gerichtete extemporirte Anrede: „Sie haben Recht zu pfeifen, wir verdienen es!"

Auch dieſe Theater-Saiſon ging zu Ende. Die Geſellſchaft ging am 20. Februar 1769 von Erfurt nach Hannover. Ihre letzte Vorſtellung am Geraſtrande waren nach dem Berichte C. Beyers „Die Kandidaten, oder die Mittel, zu einem Amte zu

gelangen," ein Luſtſpiel in Proſa und fünf Akten von Krüger. Hierauf hielt Madame Abt eine Abſchiedsrede, und den Beſchluß machte ein großes, komiſches Ballet, betitelt: „Der luſtige Schuhmacher oder der blaue Montag."

Das damals aufgeführte Krügerſche Luſtſpiel „Die Kandidaten" iſt, dem Urtheile Erich Schmidts zufolge, eines der rührenden, unter Graffigny-Gellertſchem Einfluß entſtandenen, aber mit draſtiſchen Elementen verſetzt. — „Es iſt reich an Uebertreibung . . ., doch nicht ohne Bühnenkenntniß. Männlicher Edelmuth und weibliche Unſchuld ſiegen über die Intrigue der . . . Koketterie. Die edle Zoſe iſt vornehmer Abkunft, ihr Vetter findet ſie, ſie erhält die Familiengüter."[23] —

Herr Abt ſcheint ein ſehr gewiſſenhafter Mann geweſen zu ſein. Denn im „Erfurtiſchen Intelligenz-Blatt" von Sonnabend, den 25. Februar 1769, leſen wir folgende Anzeige von ihm:

„Es wird dem Publico hiermit bekannt gemacht, daß ich, ſo viel mir wiſſend, alle Paßiva, ſowohl vor mich, als meine Geſellſchaft, ſo lange ſie unter meiner Direction geſtanden, bereits getilget habe, auch keinem von meiner bisherigen Geſellſchaft laut deren Unterſchrift das geringſte ſchuldig bin; ſollten ſich aber noch einige von hieſiger Bürgerſchaft finden, die eine rechtmäßige Forderung zu haben glauben, ſo können ſich dieſelben noch vor meiner Abreiſe in meinem Logis melden, und aller Satisfaction gewärtigen." — — —

Mittlerweile hatte ſich das Intereſſe für die Bühnenwelt den Erfurter Studenten mitgetheilt, und ſo erſcheint es nicht wunderbar, daß dieſe öfter „im Ballhauſe" ſelbſt Komödien aufführten. Karl Philipp Moritz hat in ſeinem „pſychologiſchen Roman" Anton Reiſer ſeine eigene Jugendgeſchichte erzählt, und dabei ſchildert er uns auch ſeine Erfurter Studienzeit, die in die Jahre 1776 und 1777 fällt. Er war als blutarmer Jüngling von neunzehn Jahren nach der hochberühmten

Muſenſtadt gekommen, und ſein dortiger Aufenthalt wurde ihm durch die edle Fürſorge zweier erfurtiſcher Gelehrten, des Prälaten Günther vom Peterskloſter, der damals gleichzeitig Rektor der Univerſität war, und des Theologie-Profeſſors augsburgiſcher Confeſſion, Dr. Froriep, welcher damals Kirchengeſchichte las, ermöglicht worden.

In dem Stücke „Medon oder die Rache des Weiſen" von Profeſſor Clodius in Leipzig — einer Dichtung, die Goethes Spott auf ſich zog —, gab Moritz[24] die Rolle der Clelie, der Geliebten des Medon, alſo eine Frauenrolle, „weil ſich an ſeinem Kinn noch die wenigſte Spur von Bart zeigte."

Ein andermal ſpielten die Studenten „Den Argwöhniſchen" und „Den Schatz" von Leſſing. In der einen Bluette erhielt Moritz wiederum zwei Frauenzimmer-Rollen, und in der anderen die des Mascarill, und nun war bei ſeinen Kommilitonen ſein ſchauſpieleriſcher Kredit feſt gegründet.

Wir müſſen geſtehen, daß unſere Muſenſöhne damals noch auf einer ziemlich tiefen Stufe der ſchauſpieleriſchen Kunſt ſtanden; denn ſchon mehr als hundert Jahre früher hatte man im engliſchen Theater die Frauenrollen an Frauen übertragen, nämlich ſeit dem Jahre 1656, während dies in Frankreich ſchon 1629 und in Spanien gar ſchon 1534 geſchehen war. „In Deutſchland hatte die Entwickelung der Oper die weiblichen Rollen an Frauen und Mädchen gebracht."[25]

Schon lange trug Moritz ſich mit dem Gedanken, Berufs-Schauſpieler zu werden, und als eines Tages die Sp . . . ſche Truppe (leider konnte der volle Name des Direktors nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt werden; vielleicht war es Speich) in Erfurt einzog und die Erlaubniß erhielt, auf dem Theater des „Ballhauſes" zu ſpielen, ließ ſich Moritz heimlich vom Leiter der Truppe anwerben und übernahm in dem Weißeſchen Stück „Die Poeten nach der Mode" die lächerliche Rolle des

Gottſchedianers „Reimreich“, dem der in gleicher Weiſe perſiflirte Bodmerianer „Dunkel“ gegenüberſteht. An dem für die Aufführung beſtimmten Tage prangte ſein Name auf den Zetteln an allen Ecken. Da erſchien kurz vor Beginn des Stückes ein Bote bei Moritzens neuem Prinzipal und verkündete, daß der Doktor Froriep ſogleich zum Statthalter fahren und Beſchwerde über ihn führen würde, wenn er es wagte, den Studenten, deſſen Name auf dem Komödienzettel gedruckt ſtünde, das Theater betreten zu laſſen. Der arme Prinzipal war in gewaltiger Verlegenheit, wie er nun die ſo ſchnell erledigte Rolle wieder beſetzen ſollte, da man ſchon auf dem Heuboden zum Anfange trommelte, bis ſich ein Schauſpieler erbot, die Rolle des Reimreich mit gewohnter Routine nach dem Souffleurkaſten zu ſpielen.

Noch von einer anderen Erfurter Vorſtellung der nachher in ſo klägliche Verhältniſſe gerathenen Sp.'ſchen Truppe weiß Moritz zu berichten.

Es wurden „Die dramatiſirten Leiden des jungen Werther“ gegeben.[26] Dieſe Vorſtellung verunglückte auf eine ſeltſame Weiſe. Dem Dichter des „Werther“ nämlich verſagten die beiden verroſteten Piſtolen. Schnell entſchloſſen durchſtach er ſich zum Schrecken der Zuſchauer Rock und Weſte mit einem Brotmeſſer. Trotzdem ſtürzte ſein Freund Wilhelm herein und rief pathetiſch, wie es in ſeiner Rolle ſtand: „Gott! ich hörte einen Schuß fallen!“ —

Wir ſind mit dieſer Dramatiſirung von Goethes „Werther“ der klaſſiſchen Periode nahe gekommen, jener Zeit, deren Wahlſpruch „Rückkehr zur Natur!“ lautete, und die auch in Erfurts Theater-Verhältniſſen einen großen Umſchwung bewirken ſollte. Dieſe öfter beſprochene Periode liegt im weſentlichen außerhalb des Rahmens der vorliegenden Darſtellung. Erwähnen müſſen wir daraus nur, daß in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, alſo in der Dalbergſchen Zeit, im

bekannten Lokale in der Futterſtraße zu Erfurt ein „Geſellſchafts-theater“ exiſtierte, auf dem, wofern nicht die Weimaraner Gaſtvorſtellungen gaben, Dilettanten, in der Regel Freitags, ein Stück ſpielten. Die Titel dieſer Stücke („Liſt über Liſt“, „Die drey Töchter“, „Der Strich durch die Rechnung“, „Der Schneider und ſein Sohn“ — ſämtlich Luſtſpiele —, ferner die einaktige Oper „Walder“ u. a.) ſind verſchollen; nur eines derſelben erweckt eine klaſſiſche Erinnerung: Am 18. Januar 1788 wurde Iffl ands „Verbrechen aus Ehrſucht“, ein Schauſpiel in fünf Akten, hier aufgeführt, ein Stück, welches ſeinen Titel unſerm Friedrich Schiller verdankt,[27] wie umgekehrt bekanntlich Schillers „Luiſe Millerin“ von Iffland umgenannt worden iſt in „Kabale und Liebe“. — —

Ueberſchlagen wir kühn einen Zeitraum von ſiebzehn inhaltsreichen Jahren. Nicht mehr die Studenten im beſonderen und die Gebildeten im allgemeinen ſchwärmten für das Theater; die Begeiſterung für dasſelbe hatte alle Stände durchdrungen. Ein Beweis hierfür iſt die Thatſache, daß im Todesjahre Schillers, 1805, und zwar zu Martini, am 11. November, verſchiedene Schuhmachergeſellen unter Leitung eines gewiſſen Chriſtian Fratſchner aus Weißenfels von der Erfurter Stadtbehörde die Erlaubniß erbaten und erhielten, Schillers Räuber „am Steiger“, d. h. „im Steigerhauſe“ aufzuführen.[28] — — —

Seitdem hat die dramatiſche Muſe längſt in Erfurt eine traute Heimſtätte gefunden, und anerkanntermaßen ſetzt dieſe Stadtgemeinde, wie ſchon oben eingangs angedeutet iſt, in edlem Wetteifer mit den benachbarten thüringiſchen Reſidenzen ihre Bemühungen um echte dramatiſche Kunſt auch heute noch aufs eifrigſte fort.

# Anmerkungen.

[1] Dr. E. Götzinger, Reallexikon der deutſchen Alterthümer, 2. Aufl., Leipzig 1885, S. 125.

[2] Unus dyabolus dicit Lucifer vil liber here. wy komen mit grozen eren. wy dinen dir met rechte. wy brengen dir maxentium vn alle sine rittere vn knechte. dy haben vns gedinit liber here. dy habe wir erworben mit lib vn ouch mit sele. § Lucifer Respondet. Je sit mir lib wan ir sit richs vnde drete (raſch und ſtark). habet vch daz kapellichen vor den greten. davon sal vch czu lone werde. dy fleysdeyse an deme stal berge. Vergl. Friedrich Stephan, Neue Stofflieferungen für die deutſche Geſchichte, beſonders auch für die Sprache des Rechts und der Litteratur. Zweites Heft. Mühlhauſen 1847, S. 172—173.

[3] Schiller und Lüben, Mittelniederdeutſches Wörterbuch, S. 498.

[4] J. H. v. Falckenſtein, Hiſtorie von Erffurth. Erffurth 1739, S. 42.

[5] Friedrich Stephan, a. a. O. S. 153—154.

[6] Vergl. Stephan, S. 161 (Servus), Z. 8—10:

wi da wedir wolde spreche.
an dem wil he sich reche.
He sy man edir wip
He muz verlisen sinen lip.

Dazu Nibelungenlied (Lachmann) 2, 3/4:

Kriemhilt was si geheizen und was eine schoene wip.
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Ferner Stephan S. 162, Z. 15 (Maxentius ad katherinam): du en lazis dese rede ste. iz muz dir an daz leben ge. Dazu Nibelungenlied (Lachm.) 1892, 4: in erner der übel tiuvel, ez muoz im an sin leben gân. Vergl. auch Stephan S. 163, Z. 16 (Cursates respondet): Here ich tu gerne den willen dyn. edir iz get mir an daz leben myn. S. 164, Z. 10—11 (Cursates ad Katherinam): krige mit meisteren kunstenen wis. da mus du verlisen dynen pris. Endlich Stephan S. 172, Z. 4—6 (vnus angelus dicit): wan su was vol der gotlichen gnode. vn en ruchte wedir frunt noch moge vn von allen eres herczen synnen behutte su sich vor sunden. Dazu Nibelungenlied (Lachmann) 1972, 1 u. ö.: ze füezen bôt sich Irinc mâgen unde man....

[7] Mittheilungen des Vereins für die Geſchichte und Alterthumskunde von Erfurt. Viertes Heft. Erfurt 1869, S. 191 ff. Alfred Kirchhoff: Die älteſten Theateraufführungen in Erfurt.

[8] Bernhard Hartung, Die Häuserchronik der Stadt Erfurt. II. Erfurt 1861, S. 182.

[9] Falls Kirchhoff mit seiner Vermuthung recht hat, daß diese Dramatisirung sich auf den letzten Theil des genannten Kapitels aus Matthäus bezieht, so ist uns der Text dieses Puppenspiels vielleicht erhalten in der „Wahrhaftigen Beschreibung des Jüngsten Gerichts im Thal Josaphat“ u. s. w. bei K. Simrock, Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt. XII. Bd. (Chr. Winter, Frankfurt a. M., 1865.) Der Anfang davon lautet:

Joel ein Prophet bin ich genannt,
Den Gott hat in die Welt gesandt
Zu warnen alle Menschenkind,
Daß sie abstehen von der Sünd';
Denn der letzte Tag, der wird bald kommen,
So habe ich von Gott vernommen.

[10] Thüringische Vaterlandskunde. Jahrgang 1805. S. 323.

[11] Götzinger, a. a. O. S. 484.

[12] Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt, oder Erzählung alles dessen, was sich vom Jahr 1736 bis zum Jahr 1815 in Erfurt Denkwürdiges ereignete. Erfurt (o. J.), S. 158.

[13] Götzinger, a. a. O. S. 130.

[14] Die deutsche Bühne | deren | geschichtliche Entwickelung | in Bild und Wort | dargestellt | von | einem Weimaraner. | Dresden, W. Streit, 1882. | S. 70—71.

[15] Aus einem Aufsatze, betitelt „Iffland und die Theaterkritik“, mit der Chiffre ng. Illustrirtes Sonntagsblatt, 46. Jahrgang, Nummer 10, Beiblatt, erste Seite. (Gedruckt und herausgegeben von „Gutenberg“, Druckerei und Verlag Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Lützowstraße 105.)

[16] Erfurter Stadtarchiv. Akten XVI, e Nr. 40.

[17] Constantin Beyer, a. a. O. S. 33 und die „Erfurter Matrikel“.

[18] Wilhelm Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl., besorgt von Ernst Martin. II. Bd. Basel 1894, § 148, S. 358—359.

[19] Die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten. Leipzig 1740—45, in 6 Bänden.

[20] Wackernagel, a. a. O. S. 361, mit Anm. 37.

[21] Constantin Beyer, a. a. O. S. 158—159.

[22] sub Tit. XIII. Vermischte Nachrichten: 1. Die Erfurtische Schaubühne betreffend.

[23] Allgemeine deutſche Biographie, Bd. XVII, S. 230—231. Vergl. Leſſing, Hamburgiſche Dramaturgie, St. 83. Zeitlich folgen hier die den nämlichen Charakter wie die Abtſchen tragenden Vorſtellungen des Direktors Ilgener, der in Erfurt 1774 drei Monate und dann wieder 1782 kurze Zeit ſpielte. (Mittheilung des Herrn Stadtarchivars Profeſſor Dr. C. Beyer in Erfurt.)

[24] R. Boxberger, Erfurts Stellung zu unſerer klaſſiſchen Litteraturperiode, in einer Reihe von Vorträgen, Erfurt 1869, S. 145—147, und „Anton Reiſer“ (Neudruck herausg. von Geiger), D. L. D. Nr. 23. 1886. 404, 17. 408, 19 ff. 414, 31. 416, 32 u. ſ. w.

[25] Johannes Scherr, Geſchichte der engliſchen Litteratur, 2. Aufl., Leipzig 1874, S. 61.

[26] Vielleicht iſt es die Dramatiſirung von Andre geweſen, die 1776 in Frankfurt a. M. bei Garbe erſchien, unter dem Titel: „Die Leiden des jungen Werthers. Ein Trauerſpiel in drey Aufzügen, zum Behuf des deutſchen Theaters ganz aus dem Original gezogen.“ — Doch kommen auch noch drei andere Dramatiſirungen des Stoffes in Betracht, darunter eine ebenfalls 1776, und zwar in Bern, erſchienene Ueberſetzung des franzöſiſchen Dramas: „Les malheurs de l'amour.“ Vergl. Goedeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. II. S. 881—882.

[27] Wackernagel, a. a. O. II, § 163, Anm. 25, S. 528.

[28] Albert Pick, Schiller in Erfurt. Halle a. S. 1898, S. 13 ff.

# Delft und ſeine Fayencen.

Von

**Carl Blümlein**
in Frankfurt a. M.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Der Name Delft erfreut sich weithin eines guten Klanges; ruft er doch sofort in Jedem die Erinnerung wach an die „Delfter Ware", von den Engländern schlechthin Delft genannt, jene kostbaren Fayencen, die, in den besseren Stücken dem Meißner Porzellan fast ebenbürtig, den Stolz jeder Sammlung bilden und das Auge des Laien wie des Kunstkenners in gleicher Weise entzücken. Delft selbst aber, die Geburtsstätte jener keramischen Erzeugnisse, ist nur Wenigen bekannt; denn der große Zug der Reisenden, die, alljährlich aus den Nachbarländern kommend, dem Lande der Mynheers ihren Besuch abstatten, geht nach den Seebädern und den großen Städten, die das eigentlich Holländische nur in beschränktem Maße bieten; die kleineren Plätze jedoch, obgleich sie einst in der Geschichte des Landes eine hervorragende Rolle gespielt haben, wie Haarlem und Delft, Nijmegen und Alkmar und noch manche andere, läßt man, als abseits von der großen Heerstraße liegend, unbeachtet, obwohl man nirgends Landesbrauch und Sitte und holländische Architektur und Malerei echter und unverfälschter als gerade hier antrifft. Besonders Delft, das zugleich eine Stätte bedeutender geschichtlicher Vorgänge ist, die eine Fülle historischer Erinnerungen wachrufen, verdient es in erster Linie, bei einem Besuche Hollands berücksichtigt zu werden. Möge der geneigte Leser uns auf einem Ausfluge nach dieser Stadt begleiten.

Im Haag, unſerm Ausgangspunkt, beſteigen wir die Dampfſtraßenbahn, die uns während der Fahrt eine bequeme Umſchau in der Gegend, die wir durcheilen, geſtattet. Früher bildete das Hauptverkehrsmittel zwiſchen Delft und der Reſidenz die Trekschuit, jenes von einem Pferd oder einem Manne gezogene Schiff, das ſo vielfach von den Reiſenden beſchrieben worden iſt.

Sobald wir die Stadt verlaſſen haben, ſehen wir vor unſerm Auge eine echt holländiſche Landſchaft ausgebreitet. Zur Rechten und Linken erſtrecken ſich bis in die in Nebel gehüllte Ferne weite Wieſen in üppigſtem Grün, durchſchnitten von glitzernden Kanälen. Hin und wieder taucht am Horizont ein kleines Gehölz auf oder eine Reihe hochragender Erlen und Pappeln, zahlreiche Windmühlen drehen langſam ihre Flügel im Wind, hie und da zeigt ſich ein ſpitzer Kirchthurm, ein kleines Bauerngehöft oder die Segel eines Schiffes, das ſanft auf einem der Kanäle dahinfährt. Schwarz und weiß gefleckte Vieh von der ſchweren und milchreichen holländiſchen Raſſe, wie es der Pinſel Cuyps und Paul Potters verherrlicht hat, weidet auf den hellen Wieſenflächen, über die von Zeit zu Zeit die langen ſchwarzen Schatten der am blauen Himmel vom Seewind getriebenen Wolken gleiten. Zum Schutz gegen die Kälte und Näſſe haben die Thiere, die auch des Nachts im Freien bleiben, ihr Winterkoſtüm angelegt, eine dicke zwilchene Decke, welche Rücken und Flanken bedeckt. Mit nicht wenig Stolz belehrt uns der uns begleitende Holländer, daß kein Volk einen ſolchen Reichthum an Rindvieh aufzuweiſen habe, als ſein Vaterland, wo auf drei Einwohner ein Stück der gehörnten Vierfüßler komme.

Schön gepflegte Gärten, liebliche, meiſt an der Stelle alter Ritterſitze liegende Landhäuſer, zerſtreute, von breiten Gräben eingeſchloſſene Vorwerke verrathen die Nähe eines größeren Ortes. Nicht lange dauert es, ſo ſind wir in Rijswijk, aus der Ge-

ſchichte bekannt wegen des 1697 zwiſchen Frankreich, England und Holland abgeſchloſſenen „ewigen“ Friedens, auf den man im Lande den Spottvers machte:

Een eeuwgen vrede sloot men hier,
Die eeuwig duurde — een jaar drie, vier.[1]

Denn 1702 brach der Krieg aufs neue los. Von dem prächtigen Luſtſchloß Belvedere, in dem die Geſandten der verſchiedenen Staaten über den Frieden verhandelten, iſt kein Stein mehr vorhanden; einige viereckige Weiher und verwildertes Gehölz verrathen die Stelle, wo es einſt geſtanden. Ein hoher Steinobelisk, 1792 von Wilhelm V. errichtet, macht den Ort ſchon von weitem kenntlich. Für den Kenner der holländiſchen Litteratur iſt Rijswijk noch von Intereſſe, weil hier der Dichter H. Tollens die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte und auf dem Dorfkirchhof ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hat.

Da der Ort ſonſt nichts Bemerkenswerthes bietet, verfolgen wir den nach Delft führenden, von hohen Bäumen beſchatteten Weg weiter. Auf der einen Seite begleitet denſelben ein breiter Kanal, der große und kleine Fahrzeuge trägt. Im Sommer gewährt dieſer Weg mit dem reizvollen Ausblick auf den von Schiffen belebten Kanal, auf die im goldenen Sonnenſchein ſchimmernden Waſſergräben und Wieſen, die in weiter Ferne in zarten Nebelſchleiern verſchwinden, dem Wanderer einen hohen Genuß, ſo daß man die begeiſterten Aeußerungen des alten Reiſenden über die Schönheit dieſes Weges wohl verſtehen kann: De Delft à la Haye on ne peut imaginer combien les bords du Canal, qu'y mène, sont parés et embellis.

Wir treten in die Stadt an der Stelle ein, wo früher das Haagſche Thor ſtand; hier haben wir ſofort ein Bild von ſo ausgeprägt holländiſchem Charakter vor uns, wie wir es nur ſelten anderswo im Lande antreffen: die alte breite Gracht in

der Mitte der Straße, umſäumt von langen Reihen von Lindenbäumen, deren Zweige die Maſten der auf dem Waſſer ſchaukelnden Schiffe ſtreifen, der ſchmale, mit Backſteinen, ſogenannten Klinkers, gepflaſterte Fußſteig, der ſich längs der beiden Häuſerfronten hinzieht, die vielen über die Grachten führenden Brücken, die kleinen Häuſer ſelbſt, freundlich anmuthend durch ihr nettes und ſauberes Ausſehen, erbaut aus rothen und gelblichen Backſteinen, oft mit hohen Staffelgiebeln, die Fenſterrahmen mit einem weißen oder anderem hellen Anſtrich verſehen. Es gewährt einen überraſchend prächtigen Anblick, wenn die eine Häuſerreihe von der Sonne hell beſchienen iſt, während die andere in dunklem Schatten ruht. Das Grün der Bäume, die roth und weißen Gebäude, die dunklen Gewäſſer der Grachten, in denen ſich der blaue Himmel und die Giebel der Häuſer wiederſpiegeln, die am Kiel bunt bemalten Schiffe mit ihren rothen und grauen Segeln, alles das bildet zuſammen eine Farbenvereinigung von ſeltſamem Reiz, wie ſie bunter und doch wohlthuender nicht gedacht werden kann. Immer und immer wieder haben die holländiſchen Maler verſucht, ein ſolch' vielfarbiges Bild auf die Leinwand zu bannen, aber nur einem iſt es ſo recht gelungen, einem Delfter Kinde, Johannes Vermeer, deſſen wunderbare Anſicht von Delft neben der Anatomie Rembrandts und dem Stier Potters den größten Schmuck der Galerie im Haag bildet; an Farbenzauber und dem unerklärlichen Reiz der Darſtellung hat das Bild, wie ein neuerer Kunſthiſtoriker bemerkt, nicht ſeinesgleichen.

Was wir freilich an Gebäuden auf unſerer Wanderung durch die Straßen der Stadt erblicken, geht mit wenigen Ausnahmen nicht über den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts hinaus; doch läßt ſich die Geſchichte der Stadt ſelbſt viel höher hinauf verfolgen. Ihren Urſprung verdankt ſie wohl dem Umſtand, daß die fruchtbare Umgegend einen Platz für einen Markt

nöthig hatte. Der Name, von dem 899 erwähnten Pachthof eines Theolf oder von dem holländiſchen Zeitwort delven (graben) abgeleitet, weiſt vielleicht auf den Kanal hin, den der römiſche Feldherr Corbulo von der Maasmündung nach dem Ausfluß des Rheins bei Katwijk führen ließ, um ſeinen Schiffen die Fahrt auf dem ſtürmiſchen Ozean längs der an Sandbänken ſo reichen Küſte zu erſparen. Ziemlich ſicher iſt, daß Gottfried von Lothringen, mit dem Beinamen „der Buckelige“, im elften Jahrhundert Delft als Dorf gründete, das zwei Jahrhunderte ſpäter gleichzeitig mit Haarlem zur Stadt erhoben wurde. Von einem ſtattlichen Kranz von Wällen und Gräben umgeben, in der vorzüglichen Lage an der Schie, an deren Ausfluß in die Maas die Stadt ſpäter den eigenen Hafen Delfshaven anlegte, erlangte Delft allmählich Anſehen und Bedeutung. Hauptſächlich ſind es drei Induſtrien, welche der Stadt nacheinander Ruhm und Reichthum verſchafft haben.

Die erſte war die Fabrikation von Tuch, Tüchern, Gobelins u. ſ. w., die beſonders im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Blüthe ſtand; der Konkurrenz Leidens, das in dieſen Artikeln ebenfalls vorzügliches leiſtete, konnte Delft die Spitze bieten, ſeit ihm Graf Wilhelm IV. wichtige Privilegien verliehen hatte. Auf allen Märkten genoß das „Delfs puyck“ eines hohen Rufes. Selbſt noch in ſpäterer Zeit leiſteten die Delfter Weber Hervorragendes, wie der von Jooſt Jansz Linckaert, Tapissier te Delft, 1587 gewebte Gobelin, die Belagerung von Leiden darſtellend, beweiſt. (Im Beſitze der Stadt Leiden.) Weiter verdient noch die Fabrik des Herman van der Gucht beſonderer Erwähnung.

Neben der Wollinduſtrie waren es beſonders die Bierbrauereien, welche nicht wenig zur Wohlhabenheit der Bürger beitrugen. Die Kanäle und Grachten der Stadt wimmelten von Schiffen, welche das Bier, das dem Londoner und Hamburger

an die Seite gestellt wurde, nach Zeeland, Flandern und in die anderen Provinzen des Landes verschifften. Ueberall kannte man die Delfter Biersorten Luyks, Pharao und Israel. In der Stadt selbst trank das Volk gewöhnlich das Keuyte genannte Bier, das freilich recht dünn war, da das Wasser, wie ein Chronist sagt, nur über den Rückstand von Malz und Hopfen floß. Obgleich während der spanischen Wirren die meisten Heere mit Delfter Bier versehen wurden und so ein reicher Absatz des braunen Trankes erzielt wurde, erschwerten die kriegerischen Händel, wie früher schon die drückenden Bestimmungen Karls V. und Philipps II. die Ausbreitung dieser Industrie in immer höherem Maße. Dazu kam die Konkurrenz durch die Brauereien von Breda, Haarlem, Dordrecht und Rotterdam. So ist es nicht zu verwundern, daß das Brauen allmählich immer mehr eingeschränkt wurde; auch nach Beendigung des Krieges konnte sich die Industrie Delfts von den erlittenen schweren Einbußen nicht mehr erholen. Waren 1600 noch 57 Brauereien vorhanden, so war 1645 ihre Zahl schon auf 28 und 1729 gar auf 15 herabgesunken, welche den humor dulcis aquae, sed igne coctae, quam succo Ceres imbuit salubri, wie Hugo Grotius den Gerstensaft nannte, brauten und verzapften.

Wenn auch die genannten bedeutenden Hülfsquellen Delfts nach und nach versiegten, so blieb es doch auch im siebzehnten Jahrhundert immer noch eine angesehene Handelsstadt, was es nicht zum wenigsten der Ostindischen Kompagnie zu verdanken hat, die hier einen Stapelplatz und eine Niederlage der von ihr eingeführten Waren errichtete. Freilich ließ der Mangel der Lage an einem größeren Stromgebiet den Handel allmählich an das besser gelegene Rotterdam übergehen, das während der eigentlichen Blüthezeit Delfts ein unbedeutendes Dorf war.

Auch blieben der Stadt schwere Schäden anderer Art nicht erspart, die aber durch die Art und Weise, wie sie getragen und

wieder gut gemacht wurden, zeigen, über welch' reiche Mittel Delft verfügte. So verheerte 1536 eine ſchwere Feuersbrunſt die Stadt und 2300 Gebäude gingen in den Flammen auf. Für das zukünftige Ausſehen Delfts war dieſer Brand inſofern von hervorragender Bedeutung, als ſich von ihm ab eine neue Epoche der lokalen Baugeſchichte datiren läßt; hatte doch die verheerende Feuersbrunſt von wichtigen Baulichkeiten nur das Rathhaus, die Hauptkirche und die Feſtungswerke mit ihren ſieben architektoniſch intereſſanten Thoren verſchont, von denen heute leider die meiſten dem Erdboden gleichgemacht ſind. Aus dem Brand ging die Stadt nach den Worten eines alten Geſchichtsſchreibers hervor wie ein Phönix aus ſeiner Aſche, um, durch das Feuer gereinigt, viel herrlicher als zuvor zu erſtehen. Doch wurde einem Theil dieſer Herrlichkeit 1654 wieder ein Ende gemacht durch die Exploſion des Pulvermagazins, die mit einem ſolchen Donnergetöſe erfolgte, daß man den Schlag auf der Inſel Texel vernahm. Die Zerſtörungen waren grauſig. Auch von dieſem Unfall erholte ſich die Stadt wieder; hatte ſich doch mittlerweile eine neue Quelle des Erwerbs und Reichthums für ſie eröffnet in der Fabrikation der Fayence. Sie iſt die dritte und wichtigſte der großen Induſtrien Delfts; wir werden deshalb weiter unten etwas ausführlicher auf ſie eingehen.

Verfolgen wir nach dieſem Rückblick auf die Geſchichte der Stadt unſern eingeſchlagenen Weg die Oude Delft entlang weiter, ſo treffen wir gleich zur Linken auf die unbedeutende lutheriſche Kirche und etwas weiter auf die Alte oder Hippolytuskirche, ſchon von weitem kenntlich an dem mächtigen gothiſchen Thurm mit ſeinen fünf Spitzen. Sie bildet eine dreiſchiffige Baſilika mit Kreuzſchiff; die Holzgewölbe ſind erſt 1574 eingefügt worden. Die alten Glasgemälde, welche früher einen ſtattlichen Schmuck der hohen Fenſter bildeten, gingen durch die ſchon erwähnte Pulverexploſion zu Grunde. Im Innern der um 1240 geſtif-

teten Kirche ſind beſonders ſehenswerth die Orgel, das älteſte derartige Inſtrument in Holland, und die Grabſtätten dreier in der Geſchichte des Landes wohlbekannter Perſonen; ruhen doch hier die berühmten Seehelden Pieter Pietersz Hein und Maerten Harpertsz Tromp. Der erſtgenannte hatte ſich, als er durch die Einnahme von San Salvador und die Eroberung der ſpaniſchen Silberflotte im Jahre 1628 genug Ruhm und Reichthum erworben, in Delft ein Haus gekauft, um dort die letzten Jahre ſeines Lebens in Ruhe zu verbringen. Aber dieſe war nur von kurzer Dauer, denn bereits im nächſten Jahre rief ihn das Vaterland, und er folgte dem Ruf ohne Zaudern; er ſegelte mit einer Flottenabtheilung ab, um die Einwohner von Dünkirchen zu züchtigen. In der Nähe desſelben ſtieß er auf drei feindliche Kaperſchiffe, die er ohne Zögern angriff. Sie wurden zwar genommen, aber der Sieg war theuer erkauft, denn der Admiral fiel, von einer feindlichen Kugel zu Tode getroffen. Das ganze Vaterland trauerte über das Hinſcheiden des volksthümlichen Mannes, und noch lange ſangen die Kinder:

Piet Hein, zijn naam is klein, zijn daad is groot;
Hij heeft genommen de zilvere vlood![2]

Noch größerer Berühmtheit erfreute ſich der andere Seeheld, der in der Nähe von Piet Hein von ſeinen Thaten ausruht, Tromp. Zweiunddreißig Seeſchlachten ſchlug er, und wenn er auch nicht immer vom Glück begünſtigt war, ſo zeigte er ſich doch allezeit als ein umſichtiger Feldherr und unerſchrockener Soldat. Schon als Knabe von neun Jahren wohnte er an Bord eines Schiffes der Seeſchlacht von Gibraltar bei, an der Küſte von Guinea erlebte er den Schmerz, ſeinen Vater im Kampfe mit einem Raubſchiff fallen zu ſehen; auf der Fregatte, die er kommandirte, verſchied Piet Hein an ſeiner tödtlichen Wunde. Die Sonne des Erfolges leuchtete Tromp

erſt, als er 1639 die engliſche Flotte bei Dünkirchen angriff; ein glänzender Sieg machte ſeinen Namen weithin bekannt.[3] Im Beginn der fünfziger Jahre, in dem blutigen Ringen zur See (in vierzehn Monaten wurden zwölf Seeſchlachten geſchlagen), trugen meiſt die holländiſchen Waffen unter ſeiner Führung den Sieg davon. Doch war es ihm nicht vergönnt, die Früchte ſeiner Heldenthaten zu pflücken, da er in einem Kampfe mit dem feindlichen Geſchwader fiel. Mit Recht ſagt die Grabſchrift von ihm:

Batavae gentis decus, virtutis bellicae fulmen, iacet qui vivus nunquam iacuit et imperatorem stantem mori debere exemplo suo docuit, amor civium, hostium terror, oceani stupor X. Aug. An. Aerae Christianae 1653 aet. LVI. vivere ac vincere desiit.

Das geſchmackvolle Denkmal, in ſeinem oberen Theil das Wappen Tromps, im unteren eine Darſtellung der Seeſchlacht zeigend, in welcher der Held fiel, ſtellt ihn dar, wie er in voller Rüſtung mit dem Kommandoſtab in der Rechten in ruhigem Todesſchlummer liegt; das entblößte Haupt ruht auf einem Kanonenlauf. Der Künſtler, der das Grabmal anfertigte, iſt Rombout Verhulſt, deſſen bedeutendſtes Werk in der Nieuwe Kerk zu Amſterdam ebenfalls einen Seehelden verherrlicht, den berühmten Admiral de Ruyter. Mit Tromp ruht in demſelben Grabe des großen Vaters großer Sohn, Cornelis Tromp, der Nebenbuhler und Kampfgenoſſe de Ruyters. Das gefällige Grabmal, das die ſterblichen Reſte der beiden Helden umſchließt, iſt künſtleriſch deswegen bemerkenswerth, weil es noch frei iſt von der Symbolik und dem ſtatuariſchen Pathos, wie es die Werke der beiden de Keijſer aufweiſen. Nicht fern davon befindet ſich die Ruheſtätte eines Mannes der Wiſſenſchaft, deſſen zu gedenken gerade in unſern Tagen am Platze iſt, weil ohne ſeine epochemachenden Erfindungen die moderne Bakterienforſchung

ein Ding der Unmöglichkeit ſein würde. Der hier ſchlummert, heißt Ant. A. Leeuwenhoek; nur der Gelehrte kennt ſeinen Namen, das aber, was ſeinem Scharfſinn zu verdanken iſt, iſt Jedem bekannt: das Mikroſkop; ohne zu prahlen, rühmt von dem Manne die Aufſchrift ſeines Grabmals, de toto terrarum orbe optime meruit, naturae penetralia et physices arcana microscopiis ab ipso inventis et mirabili arte fabricatis assiduo studio et perscrutatione detegendo. Leeuwenhoek, in Delft geboren, hat faſt ſein ganzes langes Leben in ſeiner Vaterſtadt zugebracht. Als junger Menſch kam er nach Amſterdam auf ein Handelscomptoir, wo er eine Zeitlang die Stelle eines Kaſſirers verſah, aber das geräuſchvolle Treiben der mächtig aufblühenden Handelsſtadt war nicht nach ſeinem Sinn, ihn zog es mit allen Faſern ſeines Herzens nach dem ſtillen Städtchen an der Schie hin, wo er in ruhiger Muße ſeinen Naturbeobachtungen obliegen konnte, die ihm über alles theuer waren. So begab er ſich denn wieder nach Delft zurück, wo er bis an den Abend ſeines Lebens das Amt eines „Kammerdieners der Herren Schöffen“ verſah; in ſeiner freien Zeit lebte er ganz ſeinen Studien, er ſchliff Linſen und fertigte aus Metall Geſtelle für dieſe an. Durch paſſende Zuſammenſtellung der erſteren gelang es ihm, ein Mikroſkop herzuſtellen, das über hundertmal vergrößerte. Vermittelſt ſolch' ſcharfer Apparate, die alles bisher Dageweſene übertrafen, wies er u. a. die in einem Tropfen Waſſer vorhandenen unzähligen Infuſionsthierchen nach. Weithin verbreitete ſich infolgedeſſen der Ruf des Mannes, das Ausland ehrte ihn mannigfach, die Londoner Royal Society ernannte ihn zu ihrem Mitglied, in Löwen prägte man eine ſilberne Medaille auf ihn, fremde Gelehrte eilten nach Delft, den Forſcher und ſeine wunderbaren Entdeckungen kennen zu lernen. Von ſeiner großen Beſcheidenheit zeugt das Schreiben, das er an die Spender der erwähnten Medaille richtete. „Wenn ich,“ ſagt er darin, „der

Lobeserhebungen in Ihrem Briefe und des Gedichts gedenke, so werde ich vor Scham roth und meine Augen füllen sich mit Thränen. Die Arbeit, der ich viele Jahre hindurch obgelegen, ist nicht gethan worden, um solches Lob zu erwerben, sondern aus Wißbegierde, die mich, wie ich sehe, mehr beseelt als andere Menschen." Sein Vaterland zeigte sich undankbar gegen ihn; keine Auszeichnung, keine Belohnung, kein Amt wurde ihm zutheil. Leiden, die Nachbaruniversität, kümmerte sich nicht um den bescheidenen Gelehrten in seinem kleinen Studirstübchen in Delft. Sie zeigte sich gleichgültig gegen ihn, wie gegen die andern Propheten, die dem Vaterlande erstanden waren, einen Grotius, Huygens, Spinoza, Swammerdam,[4] die eines Rufes an die Hochschule nicht gewürdigt wurden, während man von auswärts Gelehrte mit hohem Gehalt heranzog, wie Scaliger, der eine prächtige Wohnung und 2000 Gulden Gehalt bekam, nur um durch seine bloße Anwesenheit den Glanz der Universität zu erhöhen; denn von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, war er entbunden.

So blieb denn Leeuwenhoek ruhig in Delft — Kamerbewaarder. Die neuerdings aufgestellte Behauptung, dieses Amt sei eine bloße Sinekure gewesen, beruht auf einem Irrthum; denn Leeuwoenhoek versah es thatsächlich fast vierzig Jahre gegen ein Gehalt von 300—400 fl., wovon er noch 54 fl. an einen Gehülfen zahlen mußte; dafür hatte er für Reinigung und Instandhaltung der Zimmer, Feuerung u. a. zu sorgen. Erst nach langer Thätigkeit wurde er mit Belassung des vollen Gehalts zur Ruhe gesetzt. Sein erstes, zu Delft 1684 erschienenes Werk führt den Titel: „Natuurs verborgentheden ontdekt".

Von den übrigen kirchlichen Gebäuden ist das einzig nennenswerthe, aber dies auch von hervorragender Bedeutung, die 1383 begonnene Neue oder St. Ursulakirche, in der Anlage der

Alten Kirche ähnlich; ihre Hauptzierde bildet der mächtig emporſtrebende Thurm, an dem gerade hundert Jahre (vom 6. September 1396 bis zum gleichen Datum 1496) gebaut wurde. Die Kappe, welche ihn früher krönte, wurde ebenſo wie viele andere Zierrate desſelben durch den Brand von 1536 zerſtört und iſt jetzt durch eine nicht paſſende Spitze erſetzt. Eine verkleinerte Kopie des Thurmes finden wir an der Kirche zu Rheenen. Eine herrliche Rundſicht bietet der Ausblick von der Höhe desſelben. Drunten zu unſeren Füßen liegen die zierlichen, ſauberen Häuschen mit ihren Staffelgiebeln, dazwiſchen die glitzernden Grachten, die großen und kleinen Brücken — man zählt deren an ſiebzig — und die grünen Baumreihen; umgeben ſehen wir die Stadt von ſmaragdgrünen Weiden, durchſchnitten von den Silberfäden der Kanäle; dort zieht ſich, das Weſtland begrenzend, die Maas in langem Streifen hin, zahlreichen Dörfern und Städten begegnet unſer Blick, Schiedam, der Heimat des weltberühmten Genevers, dem weitgeſtreckten Rotterdam, Rijswijk, Voorburg und wie ſie alle heißen, deren Häuſer und Kirchthürme aus dem Grün hervorblicken; und in der Ferne leuchten die gelben Dünen und dahinter im Sonnenglanze die See.

Da in Holland faſt keine Kirche ohne Glockenſpiel iſt, ſo hat natürlich auch der Thurm der Neuen Kirche ein ſolches, und wenn es auch aus achtunddreißig Glocken beſteht und von dem berühmteſten Fabrikanten derartiger Muſikwerkzeuge, von Frans Hemony angefertigt worden iſt, ſo iſt der Genuß, den es bereitet, doch immerhin ein recht zweifelhafter, und ich pflichte dem Altmeiſter Goethe bei:

Wer leugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim—Baum—Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,

Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre zwiſchen Bim und Baum
Das Leben ein verſchollner Traum.

Das Innere der Kirche birgt reiche Schätze der Kunſt; den Kenner entzückt die maleriſche Perſpektive der Anlage,[5] die reiche Sammlung von Grabmälern, der prächtige Predigtſtuhl von 1548, deſſen Verfertiger leider unbekannt iſt, der Hiſtoriker ſteht andächtig bewundernd, wenn er der Männer gedenkt, die hier zum ewigen Schlaf gebettet ſind.

Es iſt in der That heiliger Boden, den hier unſer Fuß betritt. Was St. Denis für den Franzoſen, was Weſtminſter für den Engländer iſt, das iſt die Nieuwe Kerk in Delft für den Niederländer.

Ruht doch hier, um des Größten zuerſt zu gedenken, der große Oranier unter dem prunkvollen Denkmal, das Hendrik de Keijſer begonnen und Pieter de Keijſer vollendete. Das Grabmal beſteht aus einem mächtigen Katafalk, auf dem die aus weißem Marmor gebildete Geſtalt des Todten ruht; über dem Ganzen erhebt ſich ein von zweiundzwanzig Säulen getragener, mit hohen obeliskenförmigen Aufſätzen verſehener Baldachin. In den vier durch die Säulen gebildeten Bogen ſtehen die Frauenbilder der Freiheit, Religion, Gerechtigkeit und Tapferkeit, deren Köpfe ſich durch zarte Schönheit auszeichnen. Zu des Todten Füßen ſchwebt die Bronzefigur der fliegenden Fama, beachtenswerth durch die wunderbare Technik in der Wiedergabe der raſchen Bewegung. Störend wirkt die doppelte Darſtellung des Prinzen. Zu Häupten des Todten nämlich iſt dieſer auch einmal als lebend im Harniſch mit dem Helm an der Seite dargeſtellt doch verdient die Figur des ſitzenden Feldherrn alles Lob.

In demſelben Grab ſind die zwei großen Söhne Wilhelms, die Prinzen Maurits und Hendrik Frederik beigeſetzt. Auch

noch zahlreiche andere Glieder des Fürſtenhauſes der Oranier haben hier ihre letzte Ruheſtätte gefunden, darunter auch der letzte König der Niederlande, Wilhelm III., mit dem der Mannesſtamm der Naſſau-Oranier ausgeſtorben iſt. Nicht mindere Beachtung als dieſes Prunkgrab verdient das einfachere von van Zwol 1645 angefertigte Grabmal des größten Sohnes Delfts, des Hugo Grotius. Am 10. April 1583 geboren, zeigte er ſchon als Knabe außerordentliche Anlagen. Durch geſchickt ausgewählte Bibelzitate brachte er ſeine Mutter dahin, daß ſie zum evangeliſchen Glauben übertrat; acht Jahre alt, verfertigte er lateiniſche Gedichte, ſo eines auf die Feier des Uebertritts der Stadt Nijmegen auf die Seite des Prinzen Moritz, das begann:

Plaudite Mauritio victori quotquot adestis,
Namque is Caesaream Neomagum venit in urbem,
Vel potius Domino Victori plaudite Christo.

Schon fünf Jahre ſpäter lag er eifrig den Studien auf der Leidener Hochſchule ob, und die erſte Frucht derſelben war die Ausgabe der Martianus Capella (1599). In demſelben Jahre promovirte er in der juriſtiſchen Fakultät. Oldenbarnevelt, das Talent des Jünglings durchſchauend, nahm ihn als Begleiter auf ſeiner Reiſe nach Frankreich mit und machte ihn mit Heinrich IV. bekannt, der ihn ſeinem Hof mit den Worten vorſtellte: „Hier iſt das Wunder von Holland!“ Nach ſeiner Rückkehr entfaltete der unermüdliche junge Gelehrte auf faſt allen Gebieten des Wiſſens eine ausgebreitete Thätigkeit, und ſein Ruf wuchs von Tag zu Tag. Trotzdem verſäumte es Leiden, das „Delftſche Orakel“, wie man Grotius hieß, an ſeine Hochſchule zu ziehen. 1613 wurde er wegen ſeiner ausgezeichneten juriſtiſchen Kenntniſſe zum Raatspenſionarius ernannt. Sein Eintreten für die Sache der Arminianer diente zum Vorwand, um ihn wie Oldenbarnevelt, weil ihre republi-

kaniſche Geſinnung dem Kronprätendenten Wilhelm unbequem war, unſchädlich zu machen; Oldenbarnevelt wurde enthauptet, Hugo Grotius zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und in der Burg Loeveſtein internirt. Hier lag er fünf Jahre hindurch eifrig ſeinen Studien ob, bis ihn 1623 ſeine treue Gattin Marie van Reygersbergh auf jedenfalls originelle Weiſe befreite. In einer großen Kiſte bekam nämlich ihr Ehegemahl von Zeit zu Zeit Bücher zu ſeinen Studien gebracht. Statt nun beim Rücktransport die großen Folianten in die Kiſte zu legen, verbarg Marie ihren Gatten darin, während ſie ſelbſt im Gefängniß zurückblieb. Die Kiſte wurde auch glücklich nach Gorkum gebracht, wo der Verborgene ſeiner engen Behauſung entſtieg.[6] Als Maurer verkleidet, flüchtete er von hier nach Antwerpen und von da nach Frankreich, wo er an dem Hof Ludwigs XIII. aufgenommen wurde. Hier in Frankreich ſchrieb Grotius ſein epochemachendes Werk „Vom Recht des Friedens und des Krieges", zwar ein „edelmüthiges Hirngeſpinſt", aber wichtig deshalb, weil es einen kräftigen Anſtoß zur Ausbildung des internationalen Völkerrechts gab. Nach dem Tode des Prinzen Moritz beſuchte Grotius ſein Vaterland wieder, aber die Ränke zahlreicher Gegner nöthigten ihn, der Republik den Rücken zu kehren, von der er von nun an nichts mehr wiſſen wollte. Ruhelos, aber immer raſtlos thätig, verlebte er die Folgezeit in Deutſchland und Schweden, wohin ihn die Königin Chriſtine berufen hatte. Trotz mannigfacher Ehrenbezeugungen ſah er ſich doch durch die Kabalen des Hofes und das Klima, das ihm nicht zuſagte, gezwungen, ſeinen Abſchied als ſchwediſcher Staatsrath zu nehmen. Auf der Fahrt nach Lübeck wurde ſein Schiff an die pommerſche Küſte verſchlagen. Im offenen Wagen mußte er einen weiten Weg nach Roſtock zurücklegen, wo er todtkrank anlangte. Hier verſchied er am 28. Auguſt 1645, an demſelben Tage, wo er vor ſiebenundzwanzig Jahren zu ewigem Gefängniß verurtheilt

worden war. Seine Eingeweide wurden in Roſtock beigeſetzt, die Leiche aber nach Delft übergeführt, wo ihm ſeine Familie 1761 (!) in der Nieuwe Kerk ein einfaches Denkmal ſetzte. Die bombaſtiſche Inſchrift desſelben ſtammt von Burman; 1886 wurde auf dem vor der Kirche liegenden Platze das einfache, aber würdevolle, von Strackée entworfene Denkmal des großen Sohnes der Stadt Delft enthüllt.

In die Geſchichte der Neuzeit führt uns das Grabmal der bei der Eroberung der Antwerpener Citadelle 1830 gefallenen Offiziere Beim Heraustreten aus der Kirche fällt unſer Blick auf den großen freien, rechteckigen Marktplatz, der auf den beiden Längsſeiten von einer langen Reihe der zierlichen Backſteinhäuſer umſäumt wird; die öſtliche Schmalſeite des Groote Markts dagegen wird von der Nieuwe Kerk eingenommen, während die gegenüberliegende einen wirkungsvollen Abſchluß erhält durch das Rathhaus. Es iſt in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, der Zeit, wo ſo viele der holländiſchen Städte, wie Nijmegen, Amſterdam, Haarlem, Schoonhoven, ſich mit ſchönen Rathhäuſern ſchmückten, von dem bereits oben erwähnten H. de Keijſer erbaut. Leider ſind jetzt manche Theile, wie die Fenſterrahmen und der Eingang moderniſirt; der ſchöne Aufgang mit fünf Treppen, wie ihn die alten Stiche zeigen, iſt der Reſtaurirung zum Opfer gefallen. Sein Aeußeres iſt durch die „monumentale Palaſtform“ überaus wirkungsvoll. Auch im Innern iſt leider ſo viel reſtaurirt worden, daß von dem Alten nur noch wenig erhalten iſt. Wir beſchränken uns darauf, auf die Bilder Wilhelms I. und ſeines Sohnes aus der großen Porträtfabrik des Mierevelt und auf einige Malereien von Maerten van Heemskerck, der 1498—1574 vornehmlich in Delft wirkte, hinzuweiſen.

Neben dem Rathhaus iſt als monumentales Kleinod das Gemeindelandhaus an der Oude Delft zu nennen. Der wohl-

habende Schultheiß Jan de Heuyter, der seinen Reichthum dem Handel in Nürnberger Spielwaren zu verdanken hatte, erbaute es sich um 1590. Später wohnte in dem prächtigen, durch die Feinheit seiner Ornamente ausgezeichneten Bau ein Lieutenant, Graf von Hohenlohe, der zum Hofstaat Wilhelms gehörte. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kam das Haus in den Besitz des Dijkgrafs und der Hoogheemraden, die hier ihre Sitzungen abhielten. Volksthümlich wurde es schon früh durch die auch in Deutschland durch die Dichtung bekannt gewordene Geschichte von den Störchen, die auf einem der Schornsteine ihr Nest mit Jungen hatten. Bei einem großen Brand machten sie vergebens Anstrengungen, diese aus dem Feuer zu retten, und als ihnen dies nicht gelang, deckten sie die Jungen mit ihren Fittichen und kamen mit ihnen in den Flammen um.

Die sonst noch zu erwähnenden Baulichkeiten der Stadt sind weniger von architektonischem als geschichtlichem Interesse; so das große Stapelhaus der Ostindischen Kompagnie, die hier die Produkte von Indiens Eilanden lagerte und von hier aus in alle Welt versandte; ferner das Zeughaus mit der Inschrift „Armamentarium ordinum Hollandiae et Westfrisiae.“ Das finstere Gebäude liegt an der Rotterdamschen Brücke, gegenüber der Stätte, wo sich früher eins der sieben Stadtthore erhob.

Ebenfalls im Dienste des Krieges — es wurde zur Kaserne umgewandelt — stand später das St. Agathenkloster, das historisch interessanteste Bauwerk Delfts. Dieses Kloster, das heute einen zwei Höfe einschließenden Gebäudekomplex umfaßt, war eines der reichsten Stifte Hollands; es verfügte infolge des großen Landbesitzes, der sich rings um die Stadt hinzog, über bedeutende Einkünfte. Mancher hohe Herr kehrte darum gerne bei dem Abte des Frauenkonventes ein, wo es allzeit einen gut besetzten Tisch und reichen Trunk gab. Auch Prinz Wilhelm

nahm oft, so lange er noch Statthalter von Holland und Westfriesland war, hier sein Absteigequartier, zumal er mit dem gelehrten Prior Cornelius Musius gut befreundet war. Freilich konnte seine Freundschaft diesen auch als lateinischen Dichter berühmt gewordenen Geistlichen nicht retten, als er in die Hand des Grafen von der Mark, Herrn von Lumey, gefallen war, der den hochbetagten Mann in Leiden nach gräßlichen Torturen aufhängen ließ. Eine neue Aera brach für das St. Agathenkloster an, als Wilhelm im Jahre 1572 seine Residenz in dasselbe verlegte, weil er den Aufenthalt in dem starkbefestigten Delft dem in dem offen und ungeschützt vor allen feindlichen Angriffen daliegenden Haag vorzog; Andere berichten, daß für Wilhelms Entschluß die gesunde Luft Delfts ausschlaggebend gewesen sei. Zwölf Jahre seines Lebens verbrachte der Prinz hier, bis die sichere Kugel eines Meuchelmörders diesem ein jähes Ende bereitete.

Es war am 7. Juli 1584. Die Mitglieder des Staaten Generaal waren gerade zu Delft versammelt, um über die Ernennung des Prinzen zum Grafen zu berathschlagen. Diese Berathungen waren noch nicht zum Abschluß gebracht, als am 10. sich die Kunde von dem Morde des Prinzen verbreitete. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte diese Trauerkunde. Bei der sofort angestellten Vernehmung des Mörders stellte sich folgendes heraus: daß derselbe Balthasar Gerards heiße, siebenundzwanzig Jahre alt sei und aus der Franche-Comté stamme; ferner, daß er die That zum Nutzen des Königs von Spanien vollbracht habe. Bekanntlich hatte der Letztere eine hohe Summe für den Kopf des Prinzen ausgesetzt. So mußte der Monarch, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, der über die größten Reichthümer und die geübtesten Truppen gebot, sich feile Bravos dingen, um sich eines Gegners zu entledigen, der es gewagt hatte, die Hand gegen den „Schrecken Europas" zu erheben.

„Und damit," heißt es in Philipps Erlaß, „die Sache ſchneller erledigt, und die Nation um ſo eher von dieſer Tyrannei und Unterdrückung befreit werden möge, ... verſprechen wir auf unſer Wort als König und Diener Gottes, daß, wenn Jemand, mag er unter unſern Unterthanen oder unter Fremden gefunden werden, ... die Mittel weiß, dieſen Auftrag auszuführen und uns von dieſer Peſt zu erlöſen, indem er ihn (Wilhelm) uns lebend oder todt überliefert, oder ihm das Leben nimmt, wir dieſem für ſich und ſeine Erben in einem Landgut oder in Geld nach ſeiner Wahl die Summe von 25000 Goldgulden verheißen." Dazu verſpricht das königliche Edikt, den Mörder ſowie ſeine Helfershelfer in den Adelſtand zu erheben. Man kann dieſes Vorgehen Philipps nicht damit entſchuldigen, daß er in ſeinem Erlaß holländiſchen Vorbildern folge, da Jan, der letzte Graf aus dem holländiſchen Hauſe, 1299 dem Mörder eines Rebellen 10 Pfund vom Gut des Letzteren verſprach, oder da der Raat vom Staate 1586 ähnlich handelte. Wilhelm war kein Rebell, ſondern ein ehrlicher Feind, den der König ausdrücklich als ſolchen durch die Pacifikatie von Gent und die Friedensunterhandlungen von Breda und Köln anerkannt hatte; dadurch hatte der Monarch das Recht verwirkt, ſeinen Gegner als Empörer und Verräther zu behandeln.

Nun, er hatte gut ſpekulirt; wiederholt fanden ſich feile Subjekte, die den auf des Prinzen Kopf geſetzten Preis zu verdienen ſuchten. Aber ihre Attentate mißlangen ſämtlich; erſt Gerards war glücklicher. Auf Grund von Empfehlungen war er in Delft von Wilhelm empfangen worden, nachdem er ſich bei den Jeſuiten das Verſprechen der Abſolution für ſeine beabſichtigte Greuelthat geholt hatte. Schon im Mai hatte er dem Prinzen ſeine Dienſte angeboten, indem er ſich als Opfer von Verfolgungen ſeitens der Katholiken hinſtellte. „Ich werde," ſchrieb er damals in ſeinem Briefe, mit dem er den Adreſſaten

in Sicherheit wiegte, „mich befleißigen, durch meine sehr niedrigen Dienste mich der Gunst würdig zu machen, die Ew. Excellenz mir zu verleihen belieben. Womit, Durchlauchtiger Herr, ich Gott bitte, daß er Ew. Excellenz in voller Gesundheit ein langes und glückliches Leben schenke.“ Welch' ein Hohn! Der Mörder, der bereits den Mordstahl geschliffen, wünscht seinem Opfer ein langes und glückliches Leben.

Der Prinz, sonst so menschenkundig, ließ sich täuschen und gab Gerards einem im Auftrag der Staaten nach Frankreich reisenden Herrn als Begleiter mit. Als er zurückkehrte, um dem Prinzen den Tod des Herzogs von Anjou zu melden, wurde er von Wilhelm, der zu Bett lag, empfangen. Die Gelegenheit, ihn hier zu ermorden, ließ Gerards vorübergehen, vielleicht weil er keine Waffen bei sich trug. Nachdem er alle Fragen des Prinzen beantwortet hatte, gab dieser ihm zehn Gulden und forderte ihn auf, sich am andern Tage wieder bei ihm einzufinden, um seinen Paß und Briefe zur Besorgung nach Frankreich abzuholen. Der verhängnißvolle Tag brach an. Von dem erhaltenen Geld kaufte Gerards von einem Soldaten ein paar Pistolen und fand sich zur festgesetzten Stunde im St. Agathenkloster ein. Der Statthalter, begleitet von Damen und Herren seines Hofes, kam die Treppe herab, um sich in den Speisesaal zu begeben, und gab gerade seiner Gemahlin den Arm, der wegen ihrer Schönheit gefeierten Louise von Coligny, die schon ihren Vater, den Admiral, zu ihren Füßen hatte ermorden sehen. Als Gerards auf den Prinzen zutrat und um die versprochenen Papiere bat, beschied ihn dieser auf eine spätere Stunde.

Nach einem heiteren Mahl verließ der Statthalter den Speisesaal, um sich wieder in seine Zimmer zu begeben. In dem Augenblick, als er den Fuß auf die untersten Stufen der Treppe setzte, ertönte ein mächtiger Knall, der sich dröhnend

in dem Treppenhaus fortpflanzte. Der Mörder hatte seine That vollbracht. Hinter einem Pfeiler stehend, hatte er die mit drei Kugeln geladene Pistole losgeschossen und sein Ziel nicht verfehlt. Tödtlich getroffen sank der Prinz in die Arme eines Dieners mit dem Ausruf: „O mein Gott, habe Mitleid mit mir und mit diesem armen Volke!“ Noch lebend erreichte er den Speisesaal, wo er in den Armen seiner Schwester Katharina von Schwarzenburg verschied. Der Mörder war entflohen, aber es gelang einigen Dienern, ihn auf der Straße zu ergreifen, ehe er den Platz erreichen konnte, wo ein gesatteltes Pferd zu seiner Flucht bereit stand.

Nach des Prinzen Tod wurde der Hof wieder nach dem Haag verlegt, und das ehemalige St. Agathenkloster, jetzt Prinzenhof genannt, diente fortan nur noch als gelegentliches Absteigequartier für hohe Personen. Aus dem Speisesaal, in dem Wilhelm seine Seele aushauchte, wurde später ein Turnlokal gemacht, aus den anderen Gebäuden eine Kaserne; auch das Gymnasium wurde im vorigen Jahrhundert in den Prinzenhof verlegt, und noch erzählt die Inschrift am Eingang vom Gymnasium publicum iuventuti pietate, linguis et artibus imbuendae dicatum MDCCLXXV. Die Treppe, auf welcher der Prinz sterbend niedersank, führte zu Kasernenstuben und starrte von Schmutz ebenso wie fast alle anderen Gemächer des Gebäudes. Der auch in Deutschland wohlbekannte Groen van Prinsterer war der erste, der auf den unwürdigen Zustand der interessanten Baulichkeiten aufmerksam machte. Aber erst in den achtziger Jahren gelang es, die Geldmittel zu beschaffen, um einen Theil der Gebäude, an welche sich die theuersten Erinnerungen des holländischen Volkes knüpften, in einen besseren Zustand zu versetzen. Der große Saal wurde einfach aber würdig restaurirt, die sechs Fenster mit Glasgemälden (meist Wappen und Kartuschen mit Inschriften) geschmückt und eine Sammlung von

Abbildungen des Prinzen und seiner Verwandten und hervorragenden Zeitgenossen aufgestellt. Der Platz, wo die Kugeln, welche dem Prinzen den Tod gaben, in die Wand geschlagen waren, war durch die Betastungen der früheren Besucher seines ganzen Mörtelbewurfes entkleidet, so daß sich ein Loch in der Wand vorfand, wie es eine Bombe, nicht aber eine Pistolenkugel hätte verursachen können; durch jährliche Anfüllung mit Kalk wurden — pia fraus — die alten Proportionen wieder hergestellt. Jetzt verkündet eine an der Wand angebrachte Inschrift die denkwürdige Stelle.

Auf Grund eines Ediktes ebendesselben Philipp, der den Mord des Prinzen veranlaßte, mußte ein anderer Einwohner von Delft, kurz ehe der Statthalter dorthin kam, sein Leben lassen. Es war der Buchdrucker Hermann Schinckel, ein hochachtbarer Märtyrer des evangelischen Glaubens, der, weil er die Psalmen und den reformirten Katechismus gedruckt[7] und unter der Hand verbreitet hatte, 1568 verurtheilt wurde, „auf dem Marktplatz auf das Schaffot gelegt und mit dem Schwert hingerichtet zu werden, alle seine verbotenen Bücher verbrannt zu werden, alle seine Güter konfiscirt zum Nutzen seiner Königlichen Majestät.“ Bewundernswerth ist die Fassung, mit welcher der Mann sein Schicksal ertrug, rührend sind die Briefe, die er kurz vor seinem Tode an Frau und Kinder richtete. Es sei gestattet, einige Zeilen aus dem Schreiben an seinen jüngsten Sohn anzuführen, aus denen so recht das tiefe Gemüth und die wahrhaft evangelische Frömmigkeit Schinckels hervorleuchtet. „O, allerliebster Sohn Bruno,“ schreibt er, „Du bist die dritte und jüngste der Früchte, die mir Gott gegeben hat, und Du wirst Dich Deines Vaters nicht mehr erinnern. Du warst geboren am 1. März 1567, so daß Du jetzt noch kaum 1½ Jahre alt bist. Als ich verhaftet wurde, standest Du im Stehstuhl in der Küche und lachtest mich an, doch ich vergalt Dein Lächeln

mit Weinen. Wenn Du herangewachſen biſt und tüchtig, um die Schule zu beſuchen, ſo ... ſei allzeit aufmerkſam und arbeitſam, vertraue auf den Allmächtigen, Du ſollſt gewißlich ſeinen Segen empfangen. Deines Vaters Tod wird Dir nicht zur Schande angerechnet werden, denn ich leide nicht wegen ſchändlicher Thaten. Wenn aber Jemand ſo unverſtändig ſein ſollte, Dir ſolches zur Schande vorzuwerfen, ſo ertrage es in Geduld und Demuth, denn ſolches ziemt ſich für einen guten Menſchen u. ſ. w."

Doch wenden wir unſeren Blick hinweg von den traurigen Bildern einer finſteren Zeit auf das moderne Delft. Das iſt nun ein ſtilles Landſtädtchen geworden, in das ſelbſt die Garniſon und die Studenten, welche das Polytechnikum beſuchen, nur wenig Leben bringen; denn wenn dieſe ſich amüſiren wollen, gehen ſie nach dem Haag. Nur die geſchichtlichen Erinnerungen leben in Delft und umſchweben den Wanderer auf Schritt und Tritt, wenn er ſeinen Weg durch die ſtillen Straßen nimmt; die Einwohner ſterben, wie der Läſtermund ſagt, an Langeweile.

Was aber iſt aus der dritten der großen Induſtrien Delfts geworden, der Fayenceſabrikation, die einſt Tauſende regſamer Hände in Arbeit ſetzte? Vergebens wird der Fremde nach irgend einer der zahlreichen berühmten Fabriken Umſchau halten, vergebens wird er fragen, wenn ihn nicht ein Kundiger nach der einzigen Fabrik weiſt, die in einer beſcheidenen Straße verborgen genug liegt. In der That, auch dieſe ſtolze Induſtrie, die einſt den Namen Delfts über die Stadtgrenzen hinaus in alle civiliſirte Welt trug, iſt verſchwunden, und von ihrer Exiſtenz melden bloß ihre Fabrikate in den Muſeen und Privatſammlungen und die Urkundenbücher, welche das Stadthaus aufbewahrt. Sie verdient es aber, daß man ihr einige Betrachtung ſchenkt.

Ihr Urſprung liegt, wie der der Fayence überhaupt, im

Dunkeln; man hat ſogar noch in neueſter Zeit, durch mißverſtandene Zahlen, die ſich auf manchen Fayencegegenſtänden befinden, getäuſcht, die Entſtehungszeit der erſten Fabrikate ins fünfzehnte Jahrhundert hinaufrücken wollen. Das iſt jedoch ein Irrthum; ich habe Delfter Fayencen geſehen, welche ſogar die Zahl 1361 trugen; das ſind natürlich nur Fabrikationsnummern, und auf ſie iſt bei der Beſtimmung des Alters der Gegenſtände keine Rückſicht zu nehmen. Soviel ſteht feſt, daß vor 1600 keine Stücke Delfter Herkunft nachzuweiſen ſind. Um dieſe Zeit lebte in Delft der von Haarlem eingewanderte Herman Pieters, der einige Jahre ſpäter, unterſtützt von ſeinem Gehülfen Tomes Janszˌ, einem früheren Soldaten, der das Schwert mit dem Pinſel vertauſcht hatte, und von Hans de Windt die Fayence bereits in der Form und Vollkommenheit herſtellte, wie ſie ſich drei Jahrhunderte hindurch faſt unverändert erhalten hat. Havard in ſeinem dankenswerthen, wenn auch nicht erſchöpfenden Werk „Histoire de la Fayence de Delft“, Amſterdam und Paris 1878,[8] möchte Pieters die Erfindung ſelber zuſchreiben und glaubt, daß der Anfertigung ſeiner Fayencen jahrelange Verſuche ſeitens desſelben vorausgegangen ſeien; ich möchte jedoch meinen, daß Pieters die Art und Weiſe der Herſtellung der Fayence nicht erfunden, ſondern bereits in Haarlem kennen gelernt und von da einfach nach Delft verpflanzt hat. Zu dieſer Anſicht führt mich die Thatſache, daß ſchon 1572 Adrian Bogaert, geleijer plateelbakker, ferner 1596 Jan Nanningxˌ, geleijbakker, 1600 Jacob Janszˌ, plateelbakker, 1603 Cornelis Dirkxˌ, plateelbakker, erwähnt werden.[9] Auch in Amſterdam finden wir ſchon 1584 einen Plateelbakker, Carſtiaen van den Abeele, wie denn dort und ſpäter auch in anderen Städten des Landes Fayenceſabriken exiſtirten, über deren Geſchichte wir heute leider noch ebenſo ſchlecht unterrichtet ſind, wie über ihre Fabrikate. Gegen die Autorſchaft Pieters ſpricht ferner die

belangreiche Mittheilung, welche Carel van Mander in ſeinem bekannten „Schilderboeck“ über den um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in Haarlem lebenden Cornelis Henrickſen macht. Derſelbe widmete ſich, wie er ſagt, der Kunſt, Plateelen oder Porceleijnen zu machen, er verfertigte Fayencen, ausgezeichnet durch Zeichnung und Farben; als beſonders merkwürdig bezeichnet Mander deſſen Trinkgefäße, die ſog. pots à surprise. Der Sohn dieſes Künſtlers war der 1566 geborene Henrick Corneliſſen Vroom; auch dieſer widmete ſich ſchon jung dem Porzellanmalen, und da er beſondere Vorliebe für Darſtellungen aus dem Marineleben hatte, malte er auch oft auf ſeine Porzellangegenſtände Schiffchen u. a. In Sevilla treibt er wieder das Porzellanmalen bei einem Italiener; in Venedig malt er Majolika oder Porzellane (man ſieht aus dieſem Ausdruck, daß unter Porzellan die Fayence verſtanden iſt), ebenſo in Arbizziolo (heute Arbiſſola). Vor Ende des Jahrhunderts war er wieder in Haarlem, wo er mit Vorliebe Entwürfe zu Gobelins anfertigte, die in Delft gewebt wurden. An einer anderen Stelle erwähnt derſelbe Autor den Jan Floris, der 1550 in der St. Lukasgilde vorkommt; er ſei ein ſo berühmter „gleijspotbacker“ geweſen, daß nie in den Niederlanden ſeinesgleichen war; vorzüglich tüchtig war er im Bemalen des „aerdwerck“ oder „porceleijn“ mit allerlei „historikens“ und „beeldekens“. Havard thut die Haarlemer „Porceleijn“fabrikanten und -maler einfach ab mit der Bemerkung, ſie ſeien fabricants de fayences grossières geweſen. Wie reimen ſich aber damit die Angaben van Manders zuſammen, der, ſelbſt ein tüchtiger Maler, dieſe Männer gar nicht erwähnt haben würde, wenn ſie nicht Ausgezeichnetes in ihrer Kunſt geleiſtet hätten? Und daß er nicht von bloßem Hörenſagen ſpricht, geht daraus hervor, daß er mittheilt, er habe Stücke von Floris Hand im Hauſe von deſſen Bruder Frans geſehen. Daß die genannten Männer wirklich

vorzügliche Sachen lieferten, verräth auch ihre Lebensgeſchichte. Ueber Vos haben wir ſchon kurz geſprochen, von Floris ſei nur noch erwähnt, daß ihn der König von Spanien mit nach Madrid an ſeinen Hof nahm, wo er, noch jung, ſtarb. Das waren alſo keine fabricants de fayences grossières. Van Mander und die anderen Quellen würden überhaupt nicht fortwährend die Ausdrücke aardewerck oder porceleijn oder majolika gebrauchen, wenn ſie nicht durch den Zuſatz porceleijn hätten bezeichnen wollen, daß die Fabrikate nicht mit dem gewöhnlichen aardewerck, ſondern mit dem ſchon damals aus Indien eingeführten Porzellan zu vergleichen waren, wie ja auch die italieniſche Fayence von ihnen porceleijn genannt wird. Das Geſagte, wie der Umſtand, daß ſchon vor 1600 zwiſchen Delft und Haarlem manche künſtleriſchen Beziehungen beſtanden, und ferner die Thatſache, daß Pieters — nach Havard der Erfinder der Delfter Fayence — aus dieſer Stadt ſtammt und erſt 1584 ſich nach Delft verheirathet hat, das alles legt doch eher die Vermuthung nahe, Pieters habe die Kunſt, Fayence herzuſtellen, in Haarlem kennen gelernt, als er habe ſie nach jahrelangen Verſuchen erfunden.

Von den Erzeugniſſen der Pietersſchen Kunſt iſt bis jetzt, abgeſehen vielleicht von zwei Kacheln mit dem Bilde des Prinzen Moritz von Oranien und allegoriſchen Darſtellungen, noch nichts Sicheres nachzuweiſen; dagegen haben wir von Tomes Jansz eine große Platte mit mehr als vierhundert Figuren, das jüngſte Gericht darſtellend und TOMESWA gezeichnet.

In den erſten vier Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts machte die Fayenceinduſtrie nur langſame Fortſchritte, denn von 1616 bis 1640 wurden in die Lukasgilde nur zehn Plateelſchildermeiſter aufgenommen, und bis zum letztgenannten Jahre waren in Delft nur dreißig Fayencefabrikanten thätig geweſen. Die günſtigen Handelsverbindungen der Stadt, der Ueberfluß an

Kapital und Arbeitskräften — waren doch durch das Darniederliegen des Brauereigewerbes viele Hunderte von Arbeitern beschäftigungslos geworden — trugen viel zur weiteren Entfaltung der Fayenceindustrie, wie sie seit der Mitte des Jahrhunderts zu Tage tritt, bei. Eine Fabrik nach der anderen entstand, oft in den Räumen, welche früher als Brauereien gedient hatten, weshalb auch diese Fabriken meistens den Namen und das Schildabzeichen der letzteren annahmen, wie die Fabriken Der metallene Pot, Die drei Glocken, Der Pfau, Das griechische A u. a. In der St. Lukasgilde, an deren Spitze bisher vier Meister standen, wurde die Zahl derselben auf sechs erhöht und zwei Plateelschilder, die bis dahin noch nicht im Vorstand vertreten waren, erhielten von nun an darin Sitz und Stimme. In der kurzen Zeit von 1651 bis 1662 wurden sechsunddreißig Meister aufgenommen. Jeder, der Meister werden wollte, mußte eine zweijährige Lehrzeit durchmachen und dann vor der Gilde sein Meisterstück anfertigen, und zwar waren für den Dreher vorgeschrieben: ein Sirooppot, eine Salatschüssel und ein Salzfaß mit Fuß aus einem Stück gedreht, für den Maler (schilder) die Dekorirung von einem halben Dutzend Schüsseln größten Formats und dreißig kleinen Tellern, ferner das Bemalen eines großen Fruchttellers mit Ornamenten; derartige Meisterstücke sind noch vorhanden, z. B. auf dem Stadthause in Delft.

Die meisten Fabrikanten hatten eine Marke, mit der sie, wenn auch nicht durchgängig, ihre Ware bezeichneten. Diese Marken, sowie die in den Meisterbüchern der St. Lukasgilde erhaltenen Verzeichnisse der Maler und Fabrikanten ermöglichen es uns, unter steter Zuratheziehung der noch vorhandenen Fabrikate eine Geschichte der Delfter Fayence zu konstruiren. Wir lernen daraus als Hauptvertreter der zweiten Periode (etwa seit 1650) kennen Abraham de Kooge, der zugleich Glasmaler und Kunst-

händler war, Aelbregt de Keiſer, Meſch, Milde. Beſonders hervorragend ſind die beiden Erſtgenannten, beide nicht aus Delft gebürtig; Keiſer iſt außerdem noch zu erwähnen, weil er japaniſches Porzellan, vornehmlich Taſſen und Teller, nachahmte.[10] Seine Fabrikate erfreuten ſich eines ſolchen Anſehens, daß in der Folge ſeine Marke von mehr als zwanzig Konkurrenten nachgeahmt wurde; ſeine Schwiegerſöhne, die beiden Pynacker, leiſteten ebenfalls Bedeutendes, auch in der Nachahmung von japaniſchen Vorbildern. Der eine, Adrian, wandte mit Vorliebe die Polychromie in Roth, Blau und Gold an; doch wurde auch ſeine Marke ſpäter häufig gefälſcht.

Kooge, ein tüchtiger Maler, liefert gute Landſchaften und Porträts, und ſeine Nachfolger, die Hoppeſteen und J. Kohl, wirken in ſeinem Geiſte fort. Neben dieſen iſt noch Frytom zu nennen, deſſen Porträts und Landſchaften an wunderbarer Feinheit in Ton und Zeichnung ſich hoher Werthſchätzung erfreuen. Wir unterlaſſen es, Namen hervorzuheben aus der ſtattlichen Zahl der Künſtler zweiten Ranges, welche die großen Schüſſeln, die mächtigen Vaſen mit allegoriſchen und ſymboliſchen Darſtellungen, mit phantaſtiſchen Ornamenten und Gebilden im japaniſchen und chineſiſchen Stil ohne eigentliches Verſtändniß der Formen dekorirten. Nur Lambertus Cleffius ſei hier noch erwähnt, weil er in einer Anzeige im Haarlemer Courant vom 18. Auguſt 1678 erklärt, er habe zuerſt das chineſiſche Porzellan nachgemacht, und zwar im Jahre 1672. Daß dieſe Bekanntmachung nur ein Geſchäftskniff iſt, dürfte aus dem früher Geſagten hervorgehen. Gerade damals war die Nachfrage nach dem aſiatiſchen Porzellan außerordentlich groß; es wurden zwar durch die holländiſchen Kauffahrteiſchiffe viele Schiffsladungen dieſer Waren nach Europa gebracht, aber dem Verlangen nach dem begehrten Luxusartikel konnte nicht völlig Genüge gethan werden. Da trat die Delfter Fabrikation ein und ſtellte aus

ihrem Material nach chineſiſchen und japaniſchen Muſtern jene Taſſen, Teller, Vaſen und anderen Stücke her, die ſich in faſt allen Beziehungen, die Feinheit des verwendeten Grundſtoffes ausgenommen, den aſiatiſchen Vorbildern ebenbürtig an die Seite ſtellen konnten. Kein Wunder, daß man auch in anderen Ländern das ſog. Delfter Porzellan, das ſo flotten Abſatz fand, nachzuahmen ſuchte. Beſonders die Franzoſen machten in dieſer Beziehung große Anſtrengungen; erfreuten ſich doch die Delfter Fayencen ſolcher Beliebtheit, daß man ihnen faſt in allen großen Inventaren und ſelbſt in den Verzeichniſſen über den Beſtand der königlichen Schlöſſer begegnet. So ſetzte der Franzoſe Louis Poterat in Rouen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in einem Schreiben an den König auseinander, daß er la fayence d'Hollande kopiren wolle; 1751 zeigt Louis Saladin an, daß er das Geheimniß der Fayence entdeckt habe und ſie ſo ſchön wie in Holland machen könne. Zahlreiche franzöſiſche Fabrikanten ſtellten bald die Ware her, die unter dem Namen Delphes ging, nicht par une singulière aberration géographique ſo benannt, wie Havard meint, ſondern weil Delft im mittelalterlichen Latein Delphi und danach franzöſiſirt Delphes genannt wurde. Der holländiſche Einfluß auf die Fabrikation der Franzoſen, die ihre eigenen Wege ging, ließ etwa um 1740 nach.[11]

Wie die japaniſchen und chineſiſchen Porzellane, zählte auch die Delfter Fayence anfangs lange Zeit hindurch zu den Luxusgegenſtänden, und nur die Wohlhabenden konnten ihre Zimmer damit ausſchmücken. Allmählich aber, mit dem Wachsthum der Fabriken, verallgemeinerte ſich der Gebrauch. Kapitaliſten und Händler thaten ſich zuſammen, erhöhten die Produktion und drückten die Preiſe. Damit ſchwindet freilich auch der eigentliche künſtleriſche Charakter der Gegenſtände, der Geſchmack wird ordinär, die Darſtellung überladen, die Anfertigung flüchtig. Die Ware wird als Fabriks- und Dutzendware gewöhnlich; man

beſchränkt ſich nicht mehr auf die Herſtellung von Tellern, Schüſſeln, Taſſen und Vaſen; faſt alle Gegenſtände des täglichen Gebrauchs werden jetzt aus Fayence hergeſtellt, daneben mannigfache Spielereien, ja ſogar veritable Violinen, von denen noch fünf Exemplare bekannt ſind. Doch begegnen wir unter der großen Zahl der mittelmäßigen Maler immer noch einigen, die recht Wackeres leiſten, ſo G. Verhaaſt, J. van der Haagen, J. Verhaagen und beſonders den beiden Dextra, welche das ſächſiſche Porzellan nicht ohne Glück nachzuahmen ſuchten.

Im Jahre 1729 war die Zahl der Fabriken auf neunundzwanzig geſtiegen; alle hatten einen Namen; ſo gab es außer den ſchon oben erwähnten eine Fabrik Der Hirſch, Das porzellanene Beil, Der alte Mohrenkopf, Die Roſe. Auch damals noch hatten die einzelnen Fabrikanten beſtimmte Marken, mit denen ſie ihre Ware zeichneten; da dieſe jedoch, wie ſchon angedeutet, häufig nachgemacht wurden, erließ die Stadt im Jahre 1764, als es freilich ſchon längſt zu ſpät war, eine Verordnung, daß jeder Fayencefabrikant und -händler ſeinen eigenen Namen oder ein beſtimmtes Merkzeichen auf ſeinen Fabrikaten anbringen ſolle, bei einer Strafe von 600 Gulden im Unterlaſſungsfalle.

In jenem Jahre 1729 ſchreibt Boitet in ſeiner „Beſchrijving der Stadt Delft", die er auf Grund des 1667 erſchienenen Bleyswijckſchen Werkes herausgab: „Das Delftſche Porzellan, überall begehrt und nach allen fernen Gegenden verſandt, nimmt ſo ſehr zu, daß bereits neunundzwanzig Porzellanfabriken gefunden wurden, und weil dieſe Ware weit und breit hin vertrieben werden kann, kann man leicht begreifen, daß viel Arbeitsvolk nöthig, um das dazu nöthige Material vorzubereiten, zu formen und zu bemalen; es iſt ſicher, daß das inländiſche Porzellan nirgends feiner und ſchöner gemacht wird als in dieſer Stadt, die ohne Zweifel die Chineſen in der kunſtvollen Bemalung

übertrifft. Ich will nicht leugnen, daß noch anderswo, in dieſer oder jener Stadt, auch wohl gutes Porzellan verfertigt wird, doch daß dieſe nicht mit dem Delftſchen wetteifern können, wird Niemand in Zweifel ziehen, weswegen nicht allein Brabant, Flandern und die umliegenden Provinzen, ſondern auch Frankreich, England, Spanien und andere fremde Königreiche[12] ihre gebrannten und bemalten Geſchirre vernachläſſigen; ſelbſt Oſtindien, woher doch das feinſte kommt, ſtrebt ſogar danach, mit dieſer Delftſchen Ware zu prunken." Wenn Havard behauptet, die Reiſebeſchreibungen aus dieſer Zeit ſchwiegen beharrlich von dieſer Induſtrie, ſo befindet er ſich im Irrthum: ſchon dem Schweizer Dichter Haller fielen bei ſeinem erſten Beſuch Hollands die zahlreichen Fayencen im Innern der Häuſer auf; der Verfaſſer des Journal du voyage de Hollande, 1730, ſpricht ausführlich über die Delfter Fayencefabrikation, deren Blüthe er bezeichnenderweiſe den franzöſiſchen proteſtantiſchen Arbeitern, die Holland an ſich ziehe, zuſchreibt;[13] das unten angeführte Werk giebt eine genaue Anleitung zur Herſtellung der Delfter Ware; de la Barre de Beaumarchais, de Fébure, Forſter und zahlreiche andere Autoren des achtzehnten Jahrhunderts wiſſen von dieſer wichtigen Erwerbsquelle Hollands zu berichten. Forſter, der ſich ſehr für dieſe intereſſirte, giebt bemerkenswerthe Aufſchlüſſe, doch findet er die Form und die Malerei der Delftſchen Fayencen geſchmacklos; Erwähnung verdient noch ein Bericht im Deutſchen Muſeum vom Jahre 1779, woraus wir entnehmen, daß in dieſer Zeit noch fünfzehn Fabriken mit je dreißig bis vierzig Arbeitern in Delft in Betrieb waren. Man ſieht daraus, daß die Fabrikation allmählich abnahm, denn nach zuverläſſigen Berechnungen hatte hundert Jahre vorher die Arbeiterzahl, wenn auch nicht zehntauſend, wie Demmin will, ſo doch fünfzehnhundert bis zweitauſend betragen. Die Gründe für das Erlahmen dieſes wichtigen Induſtriezweiges liegen einer-

ſeits in der Konkurrenz der in anderen Städten errichteten Fabriken, andererſeits in dem Aufkommen des engliſchen Steinguts und vor allem des immer wohlfeiler werdenden Porzellans. Aſien ſchickte ungeheure Mengen desſelben nach Europa, die zu Spottpreiſen verkauft wurden,[14] in Holland ſelbſt entſtanden zahlreiche Porzellanfabriken, ſo ſchon 1754 zu Amſterdam, 1772 zu Loosdrecht (die ſehr ſeltenen Stücke ſind kenntlich an den hellblauen Blumen mit grünen Blättern und den vergoldeten Rändern), um 1780 im Haag, die ſächſiſches Porzellan nachahmte (Marke: Der Storch) u. a.

Wohlfeil war freilich auch die Delfter Ware geworden, aber ſie konnte ſich trotzdem der Konkurrenz des engliſchen Steinguts und des Porzellans, das jetzt Modeartikel geworden war, nicht mehr erwehren; ſo koſtete, wie wir einem Preisverzeichniß von 1758 entnehmen, ein Dutzend große Schüſſeln mit blauen oder farbigen Deſſins 2 Gulden 50 Cents, d. i. das Stück etwa 35 Pfennig, das heute mit ebenſoviel Mark bezahlt wird. Kaffeetaſſen, blau und roth dekorirt, kamen das Dutzend auf etwa 70 Pfennig zu ſtehen. Daß bei ſo billigen Preiſen und dem immer mehr verringerten Abſatz ſich die Produktion nicht mehr lohnte, iſt leicht einzuſehen. Daher finden wir im Jahre 1808 nur noch acht Fabriken, die alle ein kümmerliches Daſein friſteten; eine nach der anderen von ihnen ging ein, bis 1850 mit den unter der Direktion von J. van der Putten & Co. ſtehenden „Drei Glocken“ auch die letzte Delfter Fayencefabrik zu beſtehen aufgehört hatte. Erſt im letzten Jahrzehnt wurde von dem unternehmenden Jooſt Thooft, ſpäter im Verein mit dem jetzigen Beſitzer Labouchere, die längſt entſchlafene Fabrik „Die porzellanene Flaſche“ wieder ins Leben gerufen.

Ueber die Art und Weiſe der Verfertigung der Delfter Fayence finden wir die genaueſten Nachrichten bei Gerrit Paape deſſen 1794 zu Dordrecht erſchienenes Werk „De Plateelbakker“

den zwölften Theil der „Volledige Beschrijving van kunsten, ambachten etc.“ bildet; es ist von Havard in seiner obengenannten Arbeit zum Theil ins Französische übersetzt worden. Weitere Auskunft giebt das Havard unbekannte „Technologisch Handboek, uitgegeven door de Maatschappij Tot Nut van't Algemeen. Amsterdam 1809.“

Das Material, das zur Anfertigung der Fayence diente, bestand gewöhnlich aus dreierlei Erdsorten, Doornikscher, Rheinländischer (aus der Gegend von Mülheim a. d. Ruhr) und Delster Erde, die, in Farbe und Festigkeit voneinander verschieden, meist im Verhältniß von 6 : 3 : 2 genommen wurden. Die Mischung wurde in Erdwaschereien geschlemmt, durch ein kupfernes Sieb getrieben und geknetet. Die wohldurchgearbeitete plastische Masse wurde nun zu dem Dreher gebracht, der aus derselben auf der Drehscheibe die Gegenstände verfertigte, aus freier Hand oder nach einem Modell oder in Gipsformen. Die aus der Hand des Drehers hervorgegangenen Stücke wurden in der Nähe des Ofens sorgfältig getrocknet und, ehe sie den Trockenprozeß völlig zu Ende durchgemacht, vom Dreher von allen Unebenheiten und Rauhheiten befreit. Alsdann gingen die Stücke gut getrocknet zum ersten Brand in den Ofen. Dieser war viereckig und bestand aus drei Etagen; in der untersten wurde das Holzfeuer unterhalten, in der zweiten und dritten standen die zu brennenden Gegenstände in aus feuerfestem Stein gefertigten Muffeln, zwischen denen die Flamme und der Rauch hindurchstrichen. Achtundzwanzig bis dreißig Stunden dauerte die Feuerung, dann ließ man den Ofen langsam abkühlen und öffnete ihn am dritten Tage nach dem Aufhören des Brandes. Die so zum ersten Male gebrannten Gegenstände, heute Biskuit genannt, von gelblichbrauner Färbung, wurden nun durch Eintauchen in eine Flüssigkeit, das sog. Wit, eine Zinnglasur, mit einem Ueberzug versehen, der nach dem zweiten Brand das

weiße Email bildete. Auf das getrocknete Wit malte nun der Maler, der freilich nur in den seltensten Fällen selbständig entwarf, da er sich nach bestimmten Vorlagen richtete, seine Arabesken und Figuren; doch verfuhren die Schilder (so hießen die Maler) hierbei nicht sklavisch, sondern komponirten sich oft aus verschiedenen der ihnen vorliegenden Modelle wieder ein neues; mit besonderer Vorliebe wurden Landschaften von Berchem und Wouverman, Schilderungen von Teniers, Jan Steen und anderen Sittenmalern kopirt oder verwerthet. Bei der Herstellung sog. Dutzendware wurden die Umrisse der Zeichnung mit einer Nadel in Papier gestochen, dieses auf den zu bemalenden Gegenstand gelegt und dann durch Betupfen mit einem Säckchen voll feiner Holzkohlenasche auf diesen übertragen.[15]

Vom Maler gingen die dekorirten Stücke zum sog. Vloerwerker, der sie durch längeres oder kürzeres Eintauchen in die Glasurflüssigkeit mit einem gelblichweißen Ueberzug versah, unter welchem die Malerei völlig verschwand. Darnach wurden die glasirten Gegenstände wiederum in die feuerfesten Muffeln eingesetzt, wobei sorgfältig darauf acht zu geben war, daß sich die einzelnen Stücke nicht berührten, weil sie sonst zusammengebacken wären. In diesen Muffeln wurden sie nun zum zweiten Male in den Ofen gebracht, dem sie nach vollendetem Brand fertig zum Versand entnommen wurden.

Die moderne Fabrikationsweise, in welche uns von dem Besitzer der Fabrik „Die porzellanene Flasche" Einsicht zu nehmen in liebenswürdiger Weise gestattet wurde, ist, abgesehen von den praktischeren maschinellen Einrichtungen, von der bisher betrachteten alten nicht wesentlich verschieden;[16] am bemerkenswerthesten ist der große Ofen, der von neun mit Kohlen gespeisten Feuern geheizt wird; eine andere Methode befolgt die im Haag befindliche Fayencefabrik Roozenburg, deren Oefen durch mächtige Gasflammen, welche die Muffeln entlang streichen,

die nöthige Temperatur erhalten. Ferner weicht man in Bezug auf die Glasur und Bemalung ab, indem man bei dem Neudelft direkt auf das Biskuit malt und dann die Malerei mit einer Glasur überzieht, welche die Emaille hervorruft, ohne daß die Farben von ihr gedeckt werden.

Die Produkte der neuen Delfter Fabrik unterscheiden sich jedoch merklich von der alten Delfter Ware; das verwandte Material ist, wie angedeutet, ein anderes, daher ist der Bruch der neuen Fayence fast weiß, während das alte Delft eine gelbbraune Farbe des Bruches aufweist. Die Formen der Gegenstände, besonders bei den Vasen und Tellern, sind im großen und ganzen dieselben geblieben, dagegen ist die Art und Weise der Dekorirung eine völlig neue; denn die Fabrik geht nicht darauf aus, altes Delft in möglichst gelungener Nachahmung herzustellen, sondern selbständige, originelle Arbeiten hervorzubringen. Zu dem Zweck läßt sie einen Theil ihrer Vorlagen von tüchtigen Künstlern herstellen und von vierzig Malern, die in der Fabrik thätig sind, ausführen. Das erhöht natürlich den Preis der hergestellten Stücke beträchtlich, aber auch ihren künstlerischen Werth, da jedes Stück ein Kunstwerk im kleinen ist, an dem jedes Strichelchen mit der Hand, nicht mit Hülfe der Schablone hervorgebracht ist. Die von der Fabrik hergestellten Gegenstände sind so gesucht, daß dieselbe der Nachfrage oft nicht genügen kann. Diese würde meiner Ansicht nach größer sein, wenn man sich in der Verfertigung der Stücke mehr an die guten, alten Delfter Muster, nicht an die oft zweifelhaften Leistungen moderner Maler anschlösse. Da keine Gebrauchs-, sondern nur Luxusgegenstände fabrizirt werden, muß die Fabrik natürlich auf die Herstellung einer außerordentlich großen Zahl von Artikeln verzichten, welche unter den alten Delfter Waren eine Hauptrolle spielen. Ein Blick in ein holländisches Hauswesen aus dem Anfange des

achtzehnten Jahrhunderts wird uns zeigen, wie mannigfach dieſe waren.

Nachdem wir mit der Glocke ein Zeichen gegeben, wird die Hausthüre geöffnet, und wir treten ein in den ſchmalen Flur, deſſen Wände mit quadratiſchen Delfter Ziegeln belegt ſind; ergötzlich in ihrer Mannigfaltigkeit ſind die Malereien, die wir auf denſelben wahrnehmen. Blumen, Landſchaften, Figuren bilden die Hauptgegenſtände der Darſtellung. In einem kleinen Vorzimmer, das zum Salon führt, bemerken wir eine Kiſte von Nußbaumholz, auf der ſich fünf mit japaniſchen Muſtern geſchmückte Vaſen von verſchiedener Form befinden; in ihrem Innern birgt ſie verſchiedene Kaffee- und Theeſervice. Im Saal ſelbſt fallen uns die mächtigen, ebenfalls mit chineſiſchen oder japaniſchen Darſtellungen verſehenen Vaſen auf, die den Kamin zieren; an den Wänden erblicken wir große, viereckige Platten, deren Malerei geſchichtliche und bibliſche Sujets zu Grunde liegen, ſo Adam und Eva im Paradies, umgeben von wilden Thieren, mit der freilich durch verſchiedene Schreibfehler des nicht ſprachkundigen Malers verunſtalteten Unterſchrift: Nitimur in vetitum semper cupimusque negata. Ferner ſehen wir die alten Helden Scipio und Hannibal, in deren Nachbarſchaft eine große, die Glaubensartikel enthaltende Schüſſel hängt, während eine andere Wandfläche durch eine Tafel geſchmückt wird, welche die Abbildung eines phantaſtiſchen Palaſtes mit der Erklärung: Salomons paleis zeigt. Auf einer meſſingbeſchlagenen Kommode ſtehen verſchiedene Leuchter, ſowie Blumenvaſen, mit vielen Oeffnungen verſehen, in welchen abgeſchnittene Tulpen und Hyazinthen ſtecken. Kaum zu beſchreiben ſind die zahlloſen Nippſachen, die ſich um dieſe Vaſen gruppiren, da ſehen wir alte Frauchen mit einer großen Brille auf der Naſe, Papageien, Kühe, Löwen, Affen und mancherlei andere zierliche Sachen. Wir würden eine ganze Menagerie zuſammen-

bringen können, wenn nicht der Hausherr die Anweſenden nöthigte, an den reichbeſetzten Tafeln im anſtoßenden Eßzimmer Platz zu nehmen. Prächtig heben ſich von dem ſchneeweißen Linnen die blau dekorirten Stücke des Delfter Services ab, das, ein Hochzeitsgeſchenk, mit dem Wappen und Namen des Beſitzers und ſeiner Ehehälfte, ſowie mit dem Datum des Vermählungstages verſehen iſt. In der Mitte der Tafel ſtehen Waſſerkannen aus Fayence, zierliche Pfeffer- und Salznäpfe, Eſſig- und Oelſtänder, Blumenvaſen, alle verziert mit den blauen Arabesken und Schildereien der Delfter Künſtler. Eine kräftige Erbſenſuppe, ein holländiſches Nationalgericht, wird in einer großen Terrine, einem Meiſterſtück des Drehers wie des Malers, auf den Tiſch gebracht. Als zweiter Gang folgt Seezunge in holländiſcher Tunke; die hier verwandten Teller enthalten Darſtellungen, die ſich auf den Theehandel beziehen; in dieſem hat nämlich der Hausherr ſein Vermögen verdient. Daß auch die Hefte der Meſſer und Gabeln aus Fayence beſtehen, ſei noch erwähnt. Nun folgt Gang auf Gang, Gericht auf Gericht. Wir ſtaunen, wie über die Menge und Mannigfaltigkeit der Speiſen, ſo über die der aufgetragenen Teller und Schüſſeln. Beſonders auffallend ſind die Salatſchüſſeln, die Konfektſchalen und die Butterdoſen. Zur Erheiterung der Gäſte wird, nachdem die ſchier zahlloſen Süßigkeiten verſpeiſt ſind, ein mit Wein gefüllter Krug hereingebracht und den Anweſenden vorgeſetzt; aber Keiner vermag es, dem trügeriſchen Gefäß einen Tropfen zu entlocken, denn wie er die Oeffnung des Kruges an den Mund ſetzt, ſpritzt ihm aus einer anderen der Wein ins Geſicht und auf das zierlich gefaltete Spitzenjabot. Der Hausherr zeigt, daß das Trinken nur möglich iſt, wenn man eine kleine, verborgene Oeffnung des Vexirkruges mit dem Finger zuhält. Nach beendeter Mahlzeit greifen die Herren zu den Pfeifen, den langen Goudaer Pfeifen, welche mit Tabaksdoſen, Aſchenbechern

und dem Behälter mit brennendem Torf zum Anzünden des braunen Krautes auf die Tafel geſtellt werden. Die Damen dagegen ergötzen ſich am Thee, der in einem echt chineſiſchen Service aufgetragen und kredenzt wird.

Es würde zu weit führen, noch mehr Geräthſchaften und Gegenſtände des Luxus[17] wie des häuslichen Gebrauchs aufzuzählen, welche der Delfter Fayenceinduſtrie ihre Entſtehung verdanken; nur auf die Aufſchriften, welche viele dieſer Stücke tragen, ſei hier noch hingewieſen. Dieſe, meiſt kurze Sprüche, ſind naturgemäß größtentheils in holländiſcher Mundart abgefaßt, doch begegnen wir auch ſolchen in andern Sprachen, z. B. der lateiniſchen und franzöſiſchen.[18] Vorzugsweiſe ſind ſie didaktiſchen Inhalts, wie: In spijs en praat How middelmaat (Beim Sprechen und Eſſen Das Maß nicht vergeſſen!) oder ſie geben einem religiöſen Gedanken Ausdruck:

Dankt Godt voor zyne Goedigkeit
Eer gy van den dis afscheidt.
(Eh' ihr von dem Tiſche geht,
Dankt dem Herren im Gebet.)

Andere ſind humoriſtiſcher Art, ſo leſen wir auf einem Raſirbecken: Het jaar is om, Betaald de som (Das Jahr iſt vorbei, denk' ans Bezahlen), eine Mahnung an den Kunden, ähnlich wie wir ſie auf dem Teller leſen, der einer Wirthſchaft entſtammt: Zie eens wat hier achter staat (Sieh einmal, was auf der Rückſeite ſteht!), drehte man dann den Teller um, ſo mahnten die dort befindlichen Worte: Betaalt eer dat gy heenen gaat (Bezahlt, ehe ihr weiter geht), und bisweilen war noch hinzugefügt: Of anders hoed of mantel laat (oder laßt Hut oder Mantel zurück!).

Oft finden ſich auch Sprüche, welche die auf den einzelnen Stücken befindlichen Bilder erläutern; ſo leſen wir auf

Tellern, deren Malereien den Theehandel darſtellen, poetiſche Erklärungen, wie:

Zoo Knegt brengt monsters aan en toond de zuiverheid,
Een Koopman ruikt en proeft en zeg dan u bescheid.
(Der Knecht bringt Muſter herbei und zeigt ihre Reinheit,
Der Kaufmann riecht daran und prüft ſie und ſagt dann Beſcheid.)

Sehr zahlreich ſind die auf die Freiheit, den Kampf fürs Vaterland und das Herrſcherhaus der Oranier bezüglichen Aufſchriften; an der Hand derſelben läßt ſich die ganze Geſchichte der Niederlande während des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verfolgen, von Moritz von Oranien an, den wir auf den älteſten Fayenceflieſen abgebildet ſehen, bis zu den Parteikämpfen um die Wende des vorigen Jahrhunderts. Wir können hier nur einiges hervorheben; ſo lieſt man unter zwei miteinander im Kampf befindlichen Schiffen: 'T Hollands bloet is nog vol moed (Das holländiſche Blut iſt noch voll Muth); auf einer Theebüchſe: Zo lang als son en maan zal staan, zal nooyt de oranje kleur vergaan (So lang' als Sonn' und Mond beſtehn, Wird Oraniens Farbe nicht vergehn), oder: Bid voor u voorst wensch hem geen kwaad (Bitte für deinen Fürſt, wünſche ihm nichts Böſes). Unter einem Bilde Wilhelms V. ſteht: Hier is de deugt en roem geplant, den vorst van't vrije Nederland (Tugend iſt hier und Ruhm gepflanzt, der Fürſt vom freien Niederland). Auf einem Teller ſehen wir das Bild desſelben Regenten in der niederhängenden Schale einer Wage, während in der andern, in die Höhe geſchnellten, das Bild ſeines Gegners H. Hooft ſich befindet. Darunter ſteht dann das ironiſche Sprüchlein: Het kan niet lukken, wij moeten voor Oranje bukken (Es kann nichts helfen, wir müſſen uns vor Oranien beugen). Als der vertriebene Wilhelm V. wieder ins Land zurückkehrte, da fertigten die Delfter Schüſſeln

an, auf denen zu leſen war: De prins herstelt: vry van gewelt: geen blyder dag: ik nimmer zag (keinen freudigeren Tag ich jemals ſah). Ein Prinzenanhänger aß, wie ein Geſchichtſchreiber ſagt, nicht mit Appetit, wenn er den Prinzen von Oranien nicht auf ſeinem Teller ſah mit der Deviſe „Oranje boven!“ (Hoch Oranien!), wie andererſeits kein Patriot — ſo hießen die Gegner Wilhelms — keine Mahlzeit einnahm, ohne auf ſeiner Schüſſel die tröſtenden Worte zu leſen: Ik bijt op mijn tijt (Ich warte auf meine Zeit); er wartete freilich vergeblich. Auch manches kulturgeſchichtlich Intereſſante findet ſich; ſo meldet ein Teller: In't jaer 1692 den 18. Sept. wasser, aardbewingh overal (Waſſer und Erdbeben überall). Eine Zuckerdoſe von 1720 erinnert uns an den Aktienſchwindel jener Zeit durch die Aufſchrift: Ja, ja mijn axsies, o mijn soete axsies (Ja, ja meine Aktien, o meine ſüßen Aktien!). Ein Teller vermeldet:

Un Sennor en Espagne,
Un Milord en Angleterre,
Un Monsieur en France,
Un Hidalgo en Portugal,
Un évêque en Italie,
Un Comte en Germanie
Sont pauvre compagnie,

der Mynheer gehört natürlich nicht zu dieſer armen Geſellſchaft.

Die Delfter Ware iſt in den letzten Jahren ziemlich ſelten geworden; die werthvolleren Stücke ſind in die großen Sammlungen von Evenepoll in Brüſſel, London und Stuers im Haag und in die verſchiedenen Muſeen übergegangen. Manches befindet ſich noch in dem Beſitz holländiſcher Familien, wo man oft recht hübſche Gegenſtände aus den alten Delfter Fabriken antrifft. Was ſich in den Händen der Antiquare im Lande ſelbſt findet, gehört meiſt zur ſogenannten Dutzendware und wird den Fremden gewöhnlich zu hohen Preiſen aufgeſchwatzt. Auch

moderne Fälſchungen werden für alt ausgegeben, ſo daß den Nichtkennern beim Einkauf von Delfter Ware Vorſicht anzurathen iſt. In Delft ſelbſt beſitzt die Firma Thooft & Labouchere eine hübſche Sammlung alter Delfter Stücke, die ihr von dem verſtorbenen König zum Geſchenk gemacht wurde. Auch dieſe möge man bei einem Beſuch von Delft berückſichtigen, den wir hiermit allen, welche ihre Schritte nach Holland lenken, empfohlen haben möchten.

## Anmerkungen.

[1] Einen ewigen Frieden ſchloß man hier,
Der ewig dauerte, drei Jahre oder vier.

[2] Ein Standbild von ihm iſt in ſeinem Geburtsort Delfshaven errichtet worden.

[3] Aus ſeinem Namen Martinus Trompius wurde das hübſche Anagramm verfertigt: Tu promtus in mari es (Du biſt ſchlagfertig zur See).

[4] Dieſer iſt ein Vorgänger Leeuwenhoeks in der Unterſuchung der Welt des Kleinen, „der wunderbarſte Schriftſteller über die ganze Anatomie der wirbelloſen Thiere.“ An Beſcheidenheit und frommem Sinn, der ſpäter in Myſtizismus ausartete, übertrifft er den Delfter Gelehrten bei weitem; man vergleiche nur die Titel ſeiner Schriften, z. B. „Das menſchliche Leben, abgebildet in der Eintagsfliege“, oder die Widmung einer andern: „Durchläuchtiger Herr, ich präſentire Ew. Edelgeboren allhier den allmächtigen Finger Gottes in der Anatomie einer Laus.“

[5] Auf manchen Gemälden finden wir das Kircheninnere wiedergegeben, ſo auf denen von Gerard Houckgeeſt (zwei Bilder von 1650 im Haag) und Emanuel de Witte, der mit Vorliebe Innenanſichten der Nieuwe Kerk malte.

[6] Die denkwürdige Kiſte, auf welche Grotius ſelbſt ein lateiniſches Gedicht verfertigte „Dulces latebrae, temporis domus parvi, angusta laxo quae viam facis caelo“ u. ſ. w., wird noch heute aufbewahrt.

[7] Es mag bei dieſer Gelegenheit daran erinnert werden, daß in Delft 1477 auch die erſte niederdeutſche Bibel gedruckt wurde.

[8] Neben Havard iſt für das Studium der Fayence das große Werk von Ris-Paquot, Histoire générale de la fayence ancienne française et étrangère, nebſt deſſen kleineren Arbeiten zu empfehlen. Von deutſchen Arbeiten nennen wir die verſchiedenen Handbücher von Jännicke und O. v. Falkes „Majolika“.

[9] Beiläufig sei noch erwähnt, daß der um 1625 in Haarlem lebende Willem Janss. de Rue so vorzügliche Fayence herstellte, daß Ampzing in seiner Beschreibung dieser Stadt von seiner Ware sagt, man finde nirgends im ganzen Lande schönere.

[10] Daß er nicht der Erste war, wie Havard meint, geht aus einer Resolution der Staaten-Generaal vom 4. April 1614 hervor, wo es heißt: Is Claes Jansz Wytmans geaccordeert octrooi omme voor den tyd van 5 jaeren alleen in de Vereenichde Nederlanden te maken ofte doen maken allerley porceleynen, by hem geinventeert, die de schilderie ende aerde tamelyck gelyckformich sullen syn de porceleynen, comende uyt wyde vreemde Landen. 1650 bekommt Nat. Evens zu Amsterdam das Privileg, herzustellen „skere syne nieuve inventie van verscheyden cleyn posteleinwerck", bestehend in Kännchen, Flaschen u. a., der Utrechter J. Gerritsz van Overmeer das Recht, „verscheyden soorten van Steenplatelen ende diergelyke, oock op de maniere van porceleynen" herzustellen. Nicht ohne Einfluß auf die Ausgestaltung der holländischen Fayence im allgemeinen ist vielleicht die Gründung der Fayencewerkstatt in Antwerpen durch den Italiener Guido Savino vor 1548. In dem Steen in Antwerpen ist noch ein 1547 datirtes Fliesengemälde aus seiner Fabrik vorhanden. Ausführlicheres über die Entstehung der Delfter Fayence gebe ich in den Berichten des Fr. deutschen Hochstiftes, N. F. XV.

[11] Erwähnt sei noch, daß auch Böttger, der bekannte Erfinder des Porzellans, um 1707 zuerst darauf ausging, das „holländische Delfter" nachzumachen. Die Franzosen gingen manchmal in der Nachahmung so weit, daß sie auch die holländischen Fabrikmarken auf ihren Fabrikaten anbrachten. Holländische Kaufleute waren es auch, die nach einem Bericht des Hanauischen Magazins (VII, 128) schon 1650 eine Fayencefabrik in Frankfurt a. M. und bald darauf eine solche in Hanau errichteten, die von dem damals regierenden Grafen von Hanau mit ansehnlichen Freiheiten bedacht wurde. Sie bestand noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und hatte 1784 noch 21 Arbeiter.

[12] Tegenw., Staat der vereenigde Nederl., Amsterdam 1742, IV, S. 474, spricht auch von einem Export nach Westindien; die Fabrik de Romein versandte sogar viele Waren nach Nordamerika.

[13] Noch interessanter ist, daß das Titelkupfer des Teegenwoord. Staat. IV, welches die vier ersten Städte Hollands darstellt, Delft durch eine Frauengestalt charakterisirt, zu deren Füßen mannigfache Stücke Delfter Fayence aufgestapelt sind. Eine wesentliche Handhabe zur Chronologie der Delfter Fayence dürften die Darstellungen von Delfter Ware auf den Gemälden der um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts

lebenden Meiſter bieten. Eine Durchmuſterung des ſehr zerſtreuten Materials iſt bisher noch nicht verſucht worden.

[14] Die Muſter wurden oft von Holland aus aufgegeben. Welche Mengen angeführt wurden, mag aus dem Verzeichniß der Fracht zweier Schiffe erſehen werden, die am 4. Januar 1734 von Kanton abgefahren und am 27. Auguſt in Texel angekommen waren; ſie führten u. a. 80000 Paar Kaffeeſervice, 300833 Theeſervice, 29553 Schokoladeſervice, 45600 Tafelteller, 1683 Schokoladetaſſen, 1996 Fruchtſchalen, 4498 Paar Taſſen und Untertaſſen, 2715 Paar Kannen, viele Zuckerdoſen u. ſ. w., ſchließlich 1658 Paar Roſenwaſſerfläſchchen und — 187 Paar Nachttöpfe.

[15] Unter den verwandten Farben ſpielte Blau die Hauptrolle, da die meiſten Gegenſtände nur in Blau dekorirt wurden; es wurde aus Saphir hergeſtellt und war deshalb ziemlich koſtſpielig. Für die Polychromirung kam noch in Betracht Roth (fünf- bis ſechsmal geröſteter Bolus), Gelb, Violett und Braun. Mit letzterem wurden die Ränder der Schüſſeln und Teller braun gefärbt. Genaue Anweiſungen über alle verwendeten Materialien und ihre Miſchung finden ſich bei Gerrit Pape a. a. O.

[16] Die neue Fayence wird hergeſtellt aus plaſtiſchem Thon, aus Devon in England eingeführt, aus Porzellanerde, um die weiße Farbe zu erhöhen, aus gebranntem Feuerſtein, der Stärke und Klang giebt, und aus Cornwallſtein, einem halbverwitterten Feldſpath, der im Feuer die Rolle des Bindemittels ſpielt und das ganze Gemenge zu einer gleichartigen Maſſe zuſammenſchmilzt.

[17] Vom Delfter Gemeinderath wurden ſilberbeſchlagene Kannen aus Fayence Fürſten und vornehmen Perſonen als „kostelyke“ Verehrung angeboten. Daß die verehrten Stücke recht werthvoll geweſen ſein müſſen, geht aus den Stadtrechnungen hervor, wo wir z. B. für das Jahr 1667 den Poſten finden: den 20. Nov. an Wouter Eenhoven, Fayenceſabrikant, für Lieferung verſchiedener Fayenceſtücke, die von der Stadt der Gräfin von Dona u. ſ. w. verehrt wurden, 378 Gulden 10 St., und an Daniel de Berg für Lieferung von ſilbernen Kannendeckeln 148 Gulden bezahlt. Als die Staaten 1613 dem Sultan von der Türkei behufs Sicherung ihrer Handelsbeziehungen mit der Levante Geſchenke im Werthe von 20000 fl. ſchickten, befanden ſich auch zahlreiche Stücke Delfter Fayence darunter, die zu hohen Preiſen (z. B. ſiebzig Taſſen à Stück 2 fl. 80 c.) in Amſterdam gekauft worden waren.

[18] Daß ſich viele Sprach- und Schreibfehler in denſelben finden, erklärt ſich aus der geringen Bildung der betreffenden Maler.

# Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur.

---

**Vortrag,**
gehalten zu Dorpat am 29. November 1896.

Von

**J. Sintenis**
in Dorpat.

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
**1899.**

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn Fürſten außer Landes gehen und dabei alle die Umſtände und Unkoſten vermeiden wollen, welche ihr Rang ihnen auferlegt, hüllen ſie ſich in ein Inkognito, d. h. ſie nehmen ſtatt ihres wirklichen Namens einen weniger bedeutenden Titel an. Zumal wenn ſie einfach menſchliche Zwecke verfolgen, machen ſie es wie Peter der Große auf ſeiner Bildungsreiſe durch Weſteuropa:[1] er wollte nur als Mitglied einer Geſandtſchaft unter Le Forts Führung gelten; ſpäter in Saardam ließ er ſich ſogar als Zimmermann unter dem Namen Michaelow einſchreiben, und um ſich nicht zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuß.

Als Goethe 1779 mit ſeinem Fürſten in die Schweiz reiſte, kehrte im Frankfurter Elternhauſe der Sohn nicht mit dem Herzog Karl Auguſt, ſondern nur mit dem „Baron Wedell“ ein; ſo machte es Karl Auguſt den Hausgenoſſen möglich, von allen Ceremonien abzuſehen und mit ihm zu verkehren, als wäre er Ihresgleichen.

Das fürſtliche Inkognito wird natürlich reſpektirt, wenngleich Jeder weiß, wer ſich dahinter verbirgt; auf dieſe Weiſe erreichen Fürſten zeitweilig ihre Abſicht, ſich in der Fremde frei und bequem zu bewegen.

Etwas anderes iſt es, wenn ein Fürſt unerkannt mit ſeinen eigenen Unterthanen verkehren will; verkleidet oder ſonſt un-

kenntlich gemacht, miſcht er ſich unter das Volk, um von den Leuten allerhand zu erfahren oder ſie zu beobachten.

Was die Sage von gelegentlichen Abenteuern Harun al Raſchids erzählt, mag zu den zahlreichen Mythen gehören, welche, wie um ſeinen großen Zeitgenoſſen Karl, ſo um den Chalifen gewoben ſind, der ſich tauſend und eine Nacht lang die weltbekannten Märchen hat erzählen laſſen. Gewiß aber iſt, daß von volksthümlichen, volksfreundlichen Fürſten der Neuzeit anſprechende Erlebniſſe erzählt werden, wie ſie die Leute veranlaſſen, ſich unbefangen auszuſprechen, oder ihnen behülflich ſind, aus mißlicher Lage oder ſelbſt ernſter Gefahr ſich zu retten; z. B. von Joſeph II. oder Maximilian II. von Bayern.

Abgeſehen davon, daß es ſolchen hohen Herren beſonders erwünſcht ſein mag, einmal alle die Rückſichten, welche ihre Stellung ihrer Umgebung vorſchreibt, beiſeite ſchieben zu können, erfahren ſie auch auf dieſem Wege am leichteſten, was ſie ſonſt nicht immer unverfälſcht haben können — die Wahrheit.

Eine analoge Erſcheinung nun, ein Inkognito im erſteren und letzteren Sinne, hat ſich ſeit undenklichen Zeiten in der Litteratur ausgebildet. Schriftſteller, welche ſich nicht zu ihrem Werke bekennen wollen, laſſen dasſelbe pſeudonym oder anonym erſcheinen.

Es iſt ja durchaus nicht nöthig, daß der Verfaſſer ſich auf dem Titel nenne; was hilft es uns, daß wir Ilias und Odyſſee dem Homer zuſchreiben, da wir doch von einem ſolchen Dichter abſolut nichts wiſſen, ſeinen Namen für eine ſymboliſche Bezeichnung halten, ja ſogar zweifeln müſſen, ob jene beiden Epen überhaupt von einem und demſelben Dichter herſtammen können? Im Gegentheil, es iſt häufig wenig rathſam geweſen, ſich als Verfaſſer zu erkennen zu geben. Nicht nur Bücher haben, wie das Sprichwort ſagt, ihre Schickſale; ebenſogut ſind auch wohl Verfaſſer vom Geſchicke heimgeſucht worden.

Gefängniß und Scheiterhaufen drohten Ketzern, welche mißfällige Ansichten verbreiteten; Luther, der stets offen mit seinem Namen hervorgetreten ist, hätte das Schicksal von Huß und Savonarola getheilt, wenn man ihn nicht auf die Wartburg in Sicherheit gebracht hätte.

Doch war es nicht nur religiöse Heterodoxie, welche rücksichtslos verfolgt wurde, sondern ebenso politische und sogar wissenschaftliche Ueberzeugung. Von den zahlreichen Märtyrern besserer Erkenntniß brauche ich nur an Giordano Bruno und Galileo Galilei zu erinnern.

Derartige Verfolgungen und Hinrichtungen begeben sich noch weit über das sechzehnte Jahrhundert hinaus; doch begann man im siebzehnten Jahrhundert schon manchmal sich mit geringeren Strafen zu begnügen.

Kurz vor der englischen Revolution, ums Jahr 1637,[2] hatte ein Sachwalter Prynne in puritanischem Eifer eine „Geißel des Schauspielers" Hystriomastix geschrieben, worin Tanz und jede Art von Verkleidung „als Werk des leidigen Teufels verdammt" wurde. Dafür ward er verhaftet und zum Verlust beider Ohren verurtheilt, sein Buch verbrannt. Die Ohren ließ er sich wieder annähen; dann schrieb er von neuem, ward von neuem verhaftet und erlitt nach drei Jahren dasselbe Urtheil.

Ehe Daniel Defoe sein Weltbuch, den Robinson Crusoe, schrieb, hatte er gleichfalls für ein politisch-konfessionelles Pamphlet büßen müssen;[3] „mit meisterhafter Ironie war darin vorgeschlagen, die Feinde der Kirche", die Dissenters, „bis auf den letzten Mann auszurotten", was so ziemlich den Wünschen der Hochkirchlichen entsprach. Er wurde zu 200 Mark Strafe, zu dreimaligem Pranger und zu sieben Jahren Gefängniß verurtheilt. Defoe hatte selbst eine Hymne auf den Pranger gedichtet; als er nun „am 30. und 31. Juli 1703 an drei verschiedenen

Orten Londons an die Schandsäule gestellt ward, erschien diese Hymne, das Volk belegte den Platz, auf dem er stand, mit Blumenteppichen, Kränze über Kränze wurden ihm zugeworfen, ein Lebehoch erschallte nach dem andern". Aus dem Gefängniß endlich mußte man ihn bereits 1704 wieder entlassen, weil die Regierung seine gewandte Feder nicht entbehren konnte. Noch gelinder verfuhr man damals in Frankreich. Zwar Lafontaine mußte[4] wegen seiner leichtfertigen Contes einen Stachelgürtel anlegen, ehe ihm die Geistlichkeit Absolution ertheilte, und Voltaire wurde auf den bloßen Verdacht hin, Verfasser einer Satire auf die französischen Zustände zu sein, in die Bastille gesetzt — meistens jedoch ließ man es bei der Verbrennung des Buches durch Henkershand bewenden, während der Verfasser straflos ausging oder entschlüpfen durfte; man sah es nicht ungern, wenn er sich nicht zu erkennen gab, weil man dann seine Persönlichkeit aus dem Spiel lassen konnte und ihn ignoriren durfte.

Durch Henkershand verbrannt worden sind folgende allbekannte Bücher: Voltaires Briefe über die Engländer; de la Mettries Naturgeschichte des Geistes; Helvetius' Buch de l'Esprit; Rousseaus Emile; sogar das harmloseste der Bücher, Fénélons Télémaque wurde lange Zeit unterdrückt, weil man es für eine Satire auf den französischen Hof hielt. Den Verfassern geschah nichts weiter, als daß sie etwa das Land verlassen mußten. Rousseau erlebte es sogar, daß er,[5] im Begriff, sich in Sicherheit zu bringen, den Häschern begegnete, die ihn wegen seines „Emil" verhaften sollten; sie grüßten ihn lächelnd und wanderten weiter nach Montmorency, ihn zu suchen; er aber entkam in die Schweiz.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß immer häufiger Bücher anonym oder pseudonym erschienen und zugleich einen falschen Druckort auf dem Titel führten; denn auch

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Trucker oder Verleger konnten in Ungelegenheiten gerathen. Am beliebteſten waren Amſterdam, London, Köln und Frankfurt für franzöſiſche Bücher; für deutſche Amſterdam, Philadelphia, Köln, Freyſtadt.

Faſt alle hervorragenden Werke, welche Franzoſen in den hundert Jahren vor dem Ausbruch der Revolution geſchrieben haben, zogen es vor, Verfaſſer und Druckort zu verheimlichen; als Beiſpiele nenne ich nur: Pascal, Lettres Provinciales; Fénélon, Télémaque; Montesquieu Lettres Perſannes; Voltaire, Henriade, Pucelle, Siècle de Louis XIV; Rouſſeau, Discours sur les Sciences et les Arts, Contrat Social, Emile; Holbach, Système de la Nature.

Am dreiſteſten ſetzte ſich Voltaire über jegliche Verantwortung hinweg;[6] „überall, wo Noth an Mann kam, verleugnete er frech ſeine Bücher, ſtatt ehrlich und mannhaft für ſie einzuſtehen"; Voltaire war eben kein Huß, kein Luther, nicht einmal ein Galilei oder Fénélon, welch' Letzteren man vom Hofe in ſein Erzbisthum Cambray verwies, weil er die Quietiſtin Marie de Guyon offen gegen die Jeſuiten in Schutz genommen hatte.

Es waren alſo vorwiegend Schriften religiöſen, politiſchen, ſpäter auch naturwiſſenſchaftlichen, d. h. meiſt materialiſtiſchen Inhalts oder Satiren mit perſönlichen Beziehungen, welche Anſtoß erregen und Anlaß zu Verfolgungen und Verurtheilungen geben konnten.

Den Urſprung und das Alter der Pſeudonymität über Gutenbergs Zeitalter hinaus zu verfolgen und zu ermitteln, liegt nicht in meiner Abſicht. Ich beſchränke mich auf wenige ältere Beiſpiele.

Aus einer Stelle des Suidas hat man geſchloſſen — nicht bewieſen, Xenophon habe, vermuthlich aus politiſchen Gründen, die Urheberſchaft der Anabaſis (in der bekannten Stelle Hellen.

III, 1. 2.) dem Themiſtogenes von Syrakus, alſo wohl einem Pſeudonym zuſchieben wollen.

Ganz ausgeſchloſſen ſind die zahlreichen Namenswechſel,[7] welchen wir bei orientaliſchen Völkern begegnen, namentlich bei den Semiten; denn erſtens vertauſchen Orientalen überhaupt ſchon bei Lebzeiten leicht ihre Namen gegen gefälligere oder bezeichnendere, wie auch heute noch Juden gern weniger ſemitiſch klingende Namen annehmen — aus Loeb Baruch wird Ludwig Boerne; aus Levin Marcus = Robert Tornow, deſſen Sohn ſich Ludwig Robert nennt; aus Itzig Feitteles = Julius Seidlitz; aus Julius Levy = Jul. Rodenberg; ſchon Saulus hatte ſich in den römiſchen Bürger Paulus verwandelt. Sämtliche Päpſte ſind dieſer Sitte gefolgt.

Zweitens wurden in früheren Zeiten Dichtern und Schriftſtellern von anderen Menſchen neue Namen verliehen, durch welche Anerkennung, Hochachtung, Bewunderung ausgeſprochen werden ſollte.

Um ihn über alle Dichter zu erheben, nannten die Perſer den Abul Kaſem Manſur fortan Firduſi, den Paradieſiſchen, oder den Schems eddin Mohammed = Hafis, den Bewahrer des Koran.

Eine etwas andere Bewandtniß hatte es, wenn Ariſtokles in Plato umbenannt wurde.

Solche neue Bezeichnungen ſollten Niemanden täuſchen, es ſind alſo keine Pſeudonyme.

Wenn es wahr wäre, daß Baco von Verulam der Dichter des Hamlet und der übrigen Dramen wäre, als deren Verfaſſer er einen obſkuren Schauſpieler vorgeſchoben hätte, ſo müßte nach Homer Shakeſpeare als das hervorragendſte Pſeudonym der Welt gelten. Nach ihm folgt jedenfalls Voltaire, der aus ſeinem wirklichen Namen[8] Arouet le Jeune jenes Anagramm gebildet hat, das alsbald ſo geläufig wurde, daß man ihn auch im bürgerlichen Leben nur den Herrn von Voltaire nannte.

Obige Beiſpiele mögen genügen, um das Alter und die weite Verbreitung des Pſeudonyms anzudeuten. Wenden wir uns nun zu dem Gebrauche desſelben für die litterariſche Praxis Deutſchlands, insbeſondere dem des neunzehnten Jahrhunderts.

Dieſer neueſte Gebrauch iſt in keiner Weiſe originell; es haben ſich nur die vereinzelten Methoden der früheren drei Jahrhunderte maſſenhaft ausgebreitet und dabei an Quantität, nicht an Qualität gewonnen.

Zwar der urſprünglichen Sitte[9] der Drucker und Verleger, die in ihrer Offizin herzuſtellenden Werke ſelbſt zu verfaſſen, konnten nur ſo gelehrte Familien, wie die Aldus oder Stephanus gerecht werden. Bald trennten ſich Verfaſſer und Drucker; da aber, wie oben gezeigt wurde, Beide zur Rechenſchaft gezogen werden konnten, ſo war es im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert unzweifelhaft häufig eine weiſe Maßregel, wenn der Verfaſſer ſich hinter einem falſchen Namen, der Verleger hinter einem falſchen Druckort verbarg. Indeſſen hatte dieſe Vorſicht ſchon im vorigen Jahrhundert bedeutend an Nothwendigkeit eingebüßt;[10] für unſere Zeit iſt das Pſeudonym faſt bedeutungslos geworden.

Als Joh. Fiſchart sec. 16 mit ſeinen Satiren gegen die Mönche, namentlich gegen die Jeſuiten vorging, folgte er ſeinem Lehrmeiſter Rabelais, indem er ſeinen Namen hinter allerhand Verkleidungen verbarg. Er übertrug ihn, der Gewohnheit ſeiner Zeit folgend, ins Griechiſche (Elloposkleros); er verwandelte[11] ihn in Jeſuwald Pickhardt, Alonicus Meliphron Theutofrancus, Emerich Lebus, Adam Nachenmoſer von Brandwälden, Winhold Wüſtblut von Nebelſchiff, Engelprecht Mörewinder von Fredewart aus Seeland, Georg Goldrich Saltzwaſſer van Badborn, Huldrich Chriſt zu Gotſtatt bei Bethanen; endlich heißt er nur Wickartus de Moguntiaco, wie er denn

zu seinem eigentlichen Namen selbst hinzufügt: Joh. Fischart genannt Mentzer, d. h. aus Mainz gebürtig.[12] Er gab hier wie überall seiner sprudelnden Laune und tollen Wortbildung den Zügel frei. Wenn er es auch vielleicht gar nicht nöthig hatte, sich so vielfach zu maskiren, so machte es dem witzigen Manne doch offenbar Vergnügen.

Einer ähnlichen Liebhaberei an bunten Wortspielen begegnen wir hundert Jahre später beim Verfasser des Simplicissimus, Hans Christophel von Grimmelshausen. Die zahlreichen Buchstaben seines Namens ermöglichten es ihm, mit immer neuen Anagrammen desselben hervorzutreten, und diese seine Gewohnheit hat bis vor sechzig Jahren den Litteraturhistorikern Mühe genug verursacht, bis sie hinter alle Umstellungen seines Namens gekommen sind.

Er nennt sich vor seinen verschiedenen Schriften:[13] German Schleifheim von Sulsfort, Samuel Greiffenson von Hirschfeld, Signeur Meßmahl, Philarchus Grossus von Trommenheim, Michael Rechulin von Sehmsdorff, Erich Steinfels von Grufensholm, Simon Lengfrisch von Hartenfels, Israel Fromschmidt von Hugenfels; dann hat er seinen Namen in Buchstaben aufgelöst und nach dem Alphabet geordnet; endlich ist auch der wirkliche Name seines Helden, des Simplex: Melchior Sternfels von Fuchshaim ein Anagramm von Christophel von Grimmelshausen. Seinen Wohnort Renchen aber verstellt er in Cernhein, Rheinnec, Hercinen.

Fischart und Grimmelshausen schwelgen also förmlich in Namenerfindung, und aus deren Mannigfaltigkeit läßt sich ein großer Theil der Praxis ableiten, nach welcher man bis heutzutage Pseudonyme bildet.

Noch eine weitere Erscheinung, welche der Zeit nach zwischen Beide fällt, muß in Betracht gezogen werden, wenn wir die durchschnittliche Entstehung der Pseudonyme des acht-

zehnten und neunzehnten Jahrhunderts verstehen wollen, ich meine die Dichterorden des siebzehnten Jahrhunderts.

Im Jahre 1617 war zu Weimar die „Fruchtbringende Gesellschaft" gegründet worden; ihr Zweck war Vervollkommnung deutscher Sprache und Litteratur, ihre Mitglieder vorherrschend Fürsten und Herren, zu denen sich im Laufe der Zeit angesehene Dichter gesellten. Alle die circa neunhundert Mitglieder, welche in den sechzig Jahren seines Bestehens beitraten, erhielten von Ordenswegen neue Namen, welche im Kreise des Ordensverkehrs ausschließlich gebraucht wurden. Diese Namen bestanden sämtlich aus Adjektiven oder Partizipien, die auf ein Pflanzensymbol oder ein vegetabilisches Produkt Bezug hatten. Ordenssymbol war die Palme, daher der Name Palmenorden. Von Personensymbolen und Namen einige Proben: Der Stifter des Ordens, Kaspar von Teutleben, hieß „Der Mehlreiche" und sein Attribut war „Reines Weizenmehl"; der erste Vorsitzende, Ludwig von Anhalt-Köthen, hieß „Der Nährende" und hatte ein „Weizenbrot" als Sinnbild. Sein Nachfolger im Vorsitz, Wilhelm von Sachsen-Weimar, der Dichter von „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'", hieß „Der Schmackhafte", denn er führte „eine Birne mit dem Wespenstich" im Ordenswappen; dessen Bruder, der Feldherr Bernhard von Weimar, „Der Austruckende", hatte „eine reife Quitte" zugetheilt bekommen; Christian von Anhalt, der damals den Handschuh seiner angebeteten Herrin, der Pfalzgräfin Elisabeth, am Hute führte, ward wegen dieser Schwärmerei „Der Sehnliche" benannt und erhielt als Symbol seiner romantischen Verehrung „einen langen Stengel von Sonnenblumen, sich nach der Sonnen wendende". Der dritte und letzte Ordensmeister endlich, August von Weimar, „Der Wohlgerathene", war im Porträt mit „Bibenelle" [14] umkränzt.

Alle diese kindischen Spielereien hat uns der Sekretär des Ordens, Georg Neumark, der Dichter von „Wer nur den lieben

Gott läßt walten", gewiſſenhaft berichtet in ſeinem Werke „Der Neuſproſſende Palmbaum" 1668, neben deſſen Titel ſein Ordensbild prangt; ihn umkränzen „Braungefüllte Nelken" und er heißt „Der Sproſſende".

Neben dem Palmenorden gewann die 1644 geſtiftete „Geſellſchaft der Blumenſchäfer" an der Pegnitz, die Nürnberger Hirtengeſellſchaft, die weiteſte Verbreitung. Die Stifter Harsdörfer — bekannt als Verfaſſer des „Poetiſchen Trichters", deſſen drei Bände zu Nürnberg 1647—50 erſchienen — und Klaj gingen wie Teutleben von Italien aus und adoptirten insbeſondere die italieniſche Sitte, ſich in arkadiſche Hirteneinfalt einzuhüllen. Dieſe Schäferſpiele = Schäfereien zeichneten ſich durch beſonders thörichte Abgeſchmacktheit aus; aber die Mode, mit griechiſchen oder lateiniſchen Schäfernamen zu prunken, beſtand und überdauerte jedenfalls die Schäfereien. Harsdörfer nannte ſich Strephon;[15] andere Hirtennamen ſind: Alcidor, Floridan, Helianthus, Myrtillus, Periander. Noch bis in Klopſtocks und Leſſings Zeiten begegnen wir Namen wie Damon, Thyrſis, Menanthes, Pallidor, deren Träger nicht mehr zu den Nürnbergern gehören. Indeſſen war der Sinn für die idylliſche Schäferwelt ſchon geſchwunden, als Sal. Geßner mit ſeinem Daphnis und den Idyllen ihn neu zu beleben ſuchte; weit mehr Werth hatten Geßners anmuthige Kupferſtiche, welche auch heute noch geſchätzt ſind. Verdrängt wurde die Schäferpoeſie durch Klopſtocks Bardengeſänge, aus deren Sphäre auch die entſprechenden Bardennamen ſich verbreiteten: Sined, Rhingulph, Knorr. Auch heute noch fehlt es nicht an Proben von dieſem Geſchmack.

Unſere großen Klaſſiker ſind anfangs zuweilen anonym aufgetreten: Klopſtock mit den Oden, Goethe mit dem Goetz, dem Werther, ſpäter noch mit den Römiſchen Elegien und den Venetianiſchen Epigrammen, Schiller mit den Räubern ꝛc. Einen

falſchen Druckort führt nur Schillers Anthologie von 1782: Tobolsk. Doch ziehen ſie es meiſtens vor, ihren Namen auf den Titel zu ſetzen: Gelehrtenrepublik, herausgegeben von Klopſtock; Clavigo, ein Trauerſpiel von Goethe; Iphigenie auf Tauris, ein Schauſpiel, und Fauſt, ein Fragment von Goethe; Muſenalmanach, herausgegeben von Schiller; Wilhelm Tell, Schauſpiel von Schiller; oder ſie fügen auch die Vornamen hinzu, wie Leſſing meiſtens thut. Pſeudonym hat ſich keiner von ihnen eingeführt, nur daß Goethe als Juſtus Amman einige Gedichte veröffentlicht in demſelben Muſenalmanach für 1799, in welchem ſeine Euphroſyne und andere Gedichte mit ſeinem wirklichen Namen unterzeichnet ſind. Goethe und Schiller aber ſetzten über diejenigen Epigramme des Almanachs für 1797, welche von den anonymen Xenien abgeſondert waren, die Chiffre G. und S., was durchſichtig genug war und wie alle Bezeichnungen durch Anfangsbuchſtaben, die in den Almanachen ſo häufig ſind, als Pſeudonym nicht in Betracht kommen kann.

Für den größten Theil der deutſchen Schriftſteller beſtand in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kein ernſtes Bedenken mehr, daß ſie nicht offen ihren Namen auf die Titel ihrer Werke hätten ſetzen dürfen;[16] und ſo wäre nach dem Vorbilde der Klaſſiker das Pſeudonym immer entbehrlicher geworden, wenn nicht die Romantiker es wieder zur Modeſache gemacht hätten.

Sich wirklich unfindbar zu machen, konnte einem Schriftſteller nur ſchwer gelingen; es gehörte viel Vorſicht dazu, die Wißbegier zu täuſchen und die Mittheilſamkeit zum Schweigen zu bringen. Auch lag eben in den meiſten Fällen Niemandem viel daran, ſich abſolut verborgen zu halten, wenn nicht ein Konflikt mit der herrſchenden Politik oder Hierarchie zu fürchten war. Nur ſelten blieben, ſo weit wir ſehen können, Verfaſſer

wichtiger, aufſehenerregender Schriften bei Lebzeiten wirklich unentdeckt.

In den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges erſchien eine Flugſchrift (Hippolytus a Lapide, De ratione status ꝛc.), welche mit großer Energie die Anmaßungen der öſterreichiſchen Politik in Deutſchland in ihre Schranken zurückwies; wir wiſſen auch heute nicht mit Beſtimmtheit, ob ſich hinter dem Pſeudonym der in ſchwediſchen Dienſten ſtehende Bog. Phil. von Chemnitz verborgen hat.

In England[17] waren 1769—72 die berühmten Juniusbriefe erſchienen; derſelbe Politiker hatte vorher ſchon unter den Namen Mnemon, Atticus, Brutus Angriffe gegen die engliſche Regierung gerichtet; aber die Juniusbriefe überboten jene Invektiven an Schärfe und Rückſichtsloſigkeit, namentlich der heftige Brief vom 19. Dezember 1769 gegen Georg III. Es iſt damals trotz aller Anſtrengungen nicht gelungen, dem Briefſchreiber auf die Spur zu kommen; alle Vermuthungen gingen fehl. Erſt 1813 vermochte Taylor nachzuweiſen, daß Sir Philipp Francis jene Fehde geführt haben müſſe, und gewiſſe Umſtände, welche nach Sir Francis' Tode 1815 beobachtet wurden, ſcheinen die Entdeckung zu beſtätigen. Baron Holbach[18] veröffentlichte ſein Système de la nature 1770 unter dem Namen eines alten, lange verſtorbenen Herrn Mirabaud, der natürlich daran vollkommen unſchuldig war; dieſes zwar wußte man von vornherein; der geheimnißvolle Verfaſſer des materialiſtiſchen Werkes aber wurde erſt nach ſeinem Tode von einem Naheſtehenden der Nachwelt verrathen.

Karl Poſtel,[19] geboren 1793 in Mähren, war Ordensgeiſtlicher geworden; da ihm aber dieſer Stand unerträglich war, entfloh er nach Amerika, wurde Schriftſteller und nahm endlich den Namen Sealsfield an, unter welchem er zahlreiche Land- und Seeromane herausgegeben hat. Die letzten zwei-

unddreißig Jahre ſeines langen Lebens hat er in Europa zugebracht, doch erſt nach ſeinem Tode 1864 iſt das Geheimniß ſeines Namens an den Tag gekommen.

Benedicte Naubert[20] hat dreißig Jahre lang anonym zahlreiche Romane veröffentlicht (ich habe ſiebzig Bände gezählt); erſt nach ihrem Ableben erfuhr das große Publikum, wer ſie verfaßt habe. Erſt kurz vor ihrem Tode ward wider ihren Willen das ſorgfältig verſchwiegene Schaffen bekannt; und doch hatte ſie das Meiſte diktiren müſſen.

Solche Fälle langer Verheimlichung ſind eben recht ſelten. Wenn es gleichwohl manches unentdeckte Pſeudonym giebt, ſo liegt das meiſt daran, daß Niemand ein beſonderes Intereſſe daran hat, es klarzulegen.

Das Material der deutſchen Pſeudonyme des neunzehnten Jahrhunderts, welches ich mir habe ſammeln können,[21] iſt freilich bei weitem nicht vollſtändig und beſchränkt ſich hauptſächlich auf die Dichter, hat aber den Vorzug, daß es auch die jüngſten Schriftſteller der Neuzeit enthält, ſoweit ſie ſich nur irgend ermitteln ließen.

Ich will nun verſuchen, das verſchiedenartige Verfahren zu konſtatiren, welches Männer und Frauen einſchlagen, wenn ſie ſich entſchließen, ein Pſeudonym zu wählen.

Entziehen ſich auch zahlreiche Fälle jeder Unterſuchung und Erklärung, ſo läßt ſich doch bei der Mehrzahl eine gewiſſe Konſequenz beobachten, ſo daß an einem bedeutenden Prozentſatz der Pſeudonyme eine ſtatiſtiſche Skala prägnant hervortritt.

Den Uebergang vom Anonym zum Pſeudonym bilden jene Angaben: „vom Verfaſſer der Lebensläufe“, „von der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle“; „der große Unbekannte“, Walter Scott verbarg ſich hinter dem „Verfaſſer von Waverley“. Es iſt rühmlich und dient als Empfehlung, wenn man ſich auf ein allgemein geſchätztes früheres Werk berufen kann.

Die nächſtliegende Methode, ſeinen Namen zu ändern, beſteht darin, daß man den Familiennamen wegläßt und ſich auf zwei Vornamen beſchränkt; das thun vorwiegend Männer. Unſere meiſten männlichen Vornamen dienen zugleich als Familiennamen; man kann ſehr wohl einer Familie Arnold, Barthold, Friedrich, Otto, Walter angehören. Unzählige Schriftſteller haben dieſen einfachen Weg eingeſchlagen; ich will nur Jean Paul und Theod. Hermann (Pantenius) nennen.

Oder man behält bloß einen Vornamen, ſetzt aber den Anfangsbuchſtaben des Familiennamens davor; dann wird aus Rud. Bunge = B. Rudolf, aus Otto Münzer = M. Otto; auch kann eine Frau ihren Vornamen entſprechend umändern: Rudolfine Ettlinger = E. Rudolfi.

Noch einfacher endlich iſt es, nur einen Vornamen zu ſetzen, welcher dann auch nur für einen ſolchen gelten kann. Tovote hat früher, wie es ſcheint, ſich noch vor ſeinen Leſern genirt und nur Heinz genannt. Jetzt thut er beides nicht mehr, ſondern ſetzt vor jedes neue Machwerk ſeinen vollen Namen.

Geſelliger klingt es, wenn zwei Freunde Compagnie bilden und unter gemeinſamer Firma auftreten: Heinz und Hans = Heinrich Vogel und Hans Berthold; Emil Leo = Emil Völkel und Leopold Engel.

Mehrſilbige Familiennamen müſſen ſich bisweilen eine weſentliche Verkürzung gefallen laſſen, ſo daß nur eine oder einige Silben beibehalten werden, die dem Anfang oder Ende des Ganzen angehören: Braunſchild wird alſo Braun, Buchholtz = Buch, Gravenreuth = Graven, Domeyer = Dom; oder Anzengruber = Gruber, Bettelheim = Tellheim, Steinkeller = Keller, Waſſerburger = Burger, Zitelmann = Telmann.

Beſonders empfiehlt ſich dieſe Methode bei ſo langen Namen, wie Marianne Aurnhammer von Aurnſtein, die Verfaſſerin des „Vollendeten Damenchic“, ihn beſitzt; ſie hat die umſtänd-

liche Silbenmenge auf die Hälfte reducirt: Hammer-Stein; da jedoch dieſer Name in letzter Zeit etwas in Mißkredit gekommen iſt, wird ſie wohl auf ein anderes Mittel ſinnen müſſen.

Ueberhaupt haben Oeſterreicher — jene Dame iſt geboren und lebt in Wien — häufiger als andere Landsleute Veranlaſſung, Pſeudonyme zu wählen; Oeſterreich iſt die Heimath wunderlicher und langwieriger Familiennamen. Man muß zugeben, daß es faſt eine Nothwendigkeit war, Niembſch von Strehlenau in das wohllautende Lenau, Leopoldine von Morawetz-Dierkes in Leo v. Dierkes, Graf Heuſenſtamm zu Heißenſtein und Gräfenhauſen in Stamm abzukürzen.

Als gälte es, jede nur denkbare Möglichkeit durchzuprobiren, haben dagegen Inhaber kurzer Namen vorgezogen, dieſelben zu verlängern: Aſch nennt ſich Aſchenborn, Herloß = Herlosſohn, Müller = Nesmüller, Riedel = Riedelſtein, Schmidt = Hartſchmidt.

Auch durch Abſonderung des vorderen Buchſtaben des Familiennamens zu ſcheinbarem Vornamen läßt ſich eine leidliche Entſtellung erzielen, wenngleich wenig Scharfſinn dazu gehört, aus G. Bauer = Gebauer, aus B. Renz = Behrens, aus B. Seke = Beſeke herauszuleſen.

Dieſes Spiel wird auch mit bereits fertigen Pſeudonymen getrieben, denn es finden ſich Vexirnamen wie P. O. Eta, Ed. Mund, A. Lethes, G. R. Obian, Leo Pard, J. C. H. Wages.

Umgekehrt folgt Herr Julius Kopf der Grille, ſich in Juliuskopf, Herr Karl Weiß, ſich in Karlweiß zu verdichten.

Solche Spielereien ſind eben keine Empfehlung für den Ernſt und die Würde der bezüglichen Werke; ſie leiten uns hinüber zu den eigentlichen Buchſtabenräthſeln, welche die Pſeudonyme uns ſo häufig aufgeben.

Zunächſt die Akroſticha. Die berühmte Ueberſetzerin der

wundervollen ſerbiſchen Volkslieder Thereſe Albertine Louiſe von Jacob hat aus den Anfangsbuchſtaben jener fünf Worte das bekannte Taloj gebildet; demgemäß entſteht aus E. N. Cormann = Enc, aus Siegbert Meyer = Siegmey, aus Emil Jaſper = Eljr, aus Carl Pinn = Carpin.

Weniger ſinnreich, eher ungefüge pflegen Palindrome zu gerathen; nur ſelten ergiebt ja die Umkehr eines regelrechten Wortes wiederum ein gleichgeläufiges. Zwar Ettoir, Trebor, Seith klingen noch wahrſcheinlich; aber Relda, Renrew, M. Edlita, Zirom, Redew ſind ſchon zu auffallend, um nicht alsbald errathen zu werden; ganz mißlungen aber ſcheinen Bildungen wie Znarc, Sierk, Grebſom, Leppiz, Nielk, oder gar Nielk Floda, Regnis Legov.

Den allerfreieſten Spielraum gewährt das Anagramm, zumal wenn man es damit nicht allzu genau nimmt. Es wird auf die verſchiedenſte Weiſe angewendet; aus allen oder einigen Buchſtaben ſeines Namens bildet man neue Worte, nimmt auch fremde Buchſtaben zu Hülfe, kurz, man verfährt in der Weiſe Grimmelshauſens; ſeine Vielſeitigkeit hat freilich kein Neuerer erreicht.

Aus Hunderten mögen einige Beiſpiele Zeugniß ablegen von größerer oder geringerer Geſchicklichkeit:[22] Braun = Urban, Buſſe = Sebus, Ehlers = Sehler, Döhler = Hölder, Ernſt = Stern, Ernſt Krauſe = Carus Sterne; Herzfeld = Held, Arnold Ruge = Durangelo. So gelungen wie dieſe Proben ſind nun freilich die meiſten Anagramme nicht; ich ſetze dagegen Herting = Rehting, Urſchner = Chruſen, Mandel = Delman, Maier = Jerma, Kainz = Zinka, David = Vidda, Baeßler = Bereslas, Conitzer = Zerniko, Müller = Meruell.

Ich will nicht durch eine längere Reihe ermüden; ich bemerke nur, daß viele auf den bisher geſchilderten Bahnen gebildete Pſeudonyme weit beſſer bekannt ſind als die wirklichen

Namen, z. B. Lenau, Wehl, Taloj; daß ferner Mehrere ihr Pseudonym gleich Voltaire ins bürgerliche Leben mit hinüber genommen haben, wie Martin Greif (Friedr. Herm. Frey).

Gewisse Pseudonyme sind den wirklichen Namen analog oder entgegengesetzt gebildet: ein Herr Sperling nennt sich Fink, ein anderer Dr. Spätzlein; ein Herr Lilie = Rose, Flach = Eben, Fuchs = Reineke, Hildebrandt = Gregor VII., König = Kaiser, Wald = Forst, Müller = Mühlbach, Rubiner = Stein; dagegen wird aus Fischer = Fleischer, aus Tannen = Eichwald, Raab = Renard, Bauer = Biedermann, Schwarz = Weiß.

Eine einzeln stehende Analogie ist in folgendem Fall zu erkennen: wie oben gesagt, hatte Clara Müller sich in Luise Mühlbach verwandelt; nach ihrer Verheirathung mit Th. Mundt war also L. Mühlbach das Pseudonym für Clara Mundt; deren Lorbeeren brachten Johanna Mund auf den Einfall sich entsprechend Joh. Mühlheim zu nennen.

Ueberhaupt sind viele bekannte oder berühmte Namen zu Pseudonymen gewählt worden; aus der Weltgeschichte: Barbarossa, Eginhard, Münnich, Turenne, Wallenstein; von Künstlern und Schriftstellern: Aesop, Bellami, Bodmer, Claudius, Dickens, Hutten, Rafael, Scheffel ꝛc. Ja, ein zweiter Richter hat die Kühnheit, sich Jean Paul zu nennen. Aus Dichtungen stammen Appiani, Odoardo und Tellheim; Bardolph, Cordelia und Polonius; Daphne, Dido und Ibycus; Ahasver, Dr. Joh. Faust und Münchhausen u. s. w. Fräulein Maria Mirbach tritt sogar als Marianne Meister auf!

In merkwürdigem Gegensatz zu dieser Vorliebe für Celebritäten verschiedenen Grades steht die Bescheidenheit zweier Erben großer Namen: Aug. Herm. Francke und Theod. Lessing haben zu geringeren Pseudonymen ihre Zuflucht genommen, als fühlten sie sich gedrückt durch die Größe der berühmten Inhaber ihrer Namen aus dem vorigen Jahrhundert und

als hätten ſie die Abſicht, ſich aller Verantwortlichkeit zu entziehen.

Im ſechzehnten Jahrhundert war es bekanntlich Gebrauch der Gelehrten, ihre deutſchen Familiennamen ins Griechiſche oder Lateiniſche zu übertragen. Aurifaber, Chiomuſus, Gigas, Melanchthon, Meliſſander, Musculus, Oekolampadius, Placotomus und unzählige Andere ſind ſo verfahren. Dieſer Sitte begegnen wir auch noch jetzt, trotzdem daß die Abneigung gegen griechiſche und römiſche Bildung ſtetig zunimmt und die neueſte Richtung den äſthetiſchen Prinzipien der Alten ſchnurſtracks zuwiderläuft. Da nennen ſich Bauer = Ruſticus, Berger = Montanus, Eiben = Taxus, Groß = Magnus, Nagel = Clavus, Schneider = Sartorius; oder Baumſtock = Dendroſthenes, Hausmann = Oekander, Eſperance von Schwarz = Elpis Melena, Volkmann = Leander u. ſ. w.

Auch ins Engliſche, Italieniſche, Franzöſiſche flüchten ſich Manche; ich beſchränke mich auf je ein Beiſpiel: Gans = Gooſe; Schmidt = Ferrari; Liſa Weiſe = Liß Blanc.

Offenbar ſoll das Pſeudonym manchmal gewiſſe Grundſätze zu erkennen geben, ſoll eine Stimmung oder Geſinnung ausdrücken, welche in den Schriften der Betreffenden vorherrſcht. Es wird vielleicht der Mühe werth ſein, dieſer zur Schau getragenen Symbolik nachzuſpüren.

Zunächſt erwähne ich eine kleine Gruppe von Onkeln und Tanten, welche ein gemüthliches, kinderfreundliches Element bilden; ich ſtelle mir vor, daß Onkel Ludwig, Onkel Tom oder Tante Adolfine, Tante Hedwig ſich ſo familiär einführen, um ihre Neffen und Nichten — dieſe Worte haben ja keine Grenze — zu unterhalten, zu begeiſtern.

Auch in direkter Form ſpricht nicht ſelten ein heiteres, zufriedenes Gemüth aus dem Pſeudonym: Friſch, Flott, Fröhlich, Glückſelig, Wohlgemuth ſuchen ihre Leſer durch beneidenswerthe

Laune zu feſſeln; Gottvertrauen redet zu uns durch Traugott Allweg, Glaubrecht, Gotthelf, Gottwalt, Wagsmitgott; friedfertiges Weſen durch Fried, Friedeburg, Friedland, Friedlieb, Friedmann, Friedmund, Friedwald; Rechtſchaffenheit und Zuverläſſigkeit: Leberecht, Treu, Treudank, Treuhorſt, Bleibtreu, Eichentreu; endlich Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe: Freimund, Treumund, Wahrmann, mehrfach Veritas, Philalethes u. A.

Wie hoch Schriftſteller Freiheit, Freiſinn, Unabhängigkeit ſchätzen, das beweiſen die zahlreichen Perſonifikationen entſchloſſener Geſinnung: Freimuth, Freimann, Hellmuth, Kühne kehren immer wieder; ſelbſt eine Dame hat Courage genug, ſich „Lionheart" zu nennen. Eine andere freilich, welcher der tapfere Sinn in der Wiege beſchert war, Johanna Loewenherz, hat ſich ein ganz harmloſes Pſeudonym gewählt (= Vonderwied; ſie iſt eine Rheinländerin).

Patriotiſches Gefühl athmen folgende Namen: Germanus, Arminius, Deutſchmann; ſelbſt einen Ghibellinus [23] giebt es wieder ſeit dem Kulturkampf.

Vertreter der Weisheit und Lehrhaftigkeit heißen: Humanus, Sophus, Lehrer, Lehrreich.

Den Gegenſatz zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Stande betonen: Clericus, Laicus.

Das Leben iſt eine Wallfahrt, daher giebt es Wanderer, Peregrinus, Pellegrin. Aus der argen, böſen Welt haben ſich in die Stille zurückgezogen: Einſiedler, Klausner.

Alle dieſe Namen kehren mehrfach wieder; ſie bezeugen eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Erfindungsgabe, aus der ſich eine ſtatiſtiſche Conſtanz ableiten läßt.

Nicht anders finden wir es bei den Aeußerungen des Humors, des übeln, wie des gemüthlichen, harmloſen. Jener erſcheint in der Form des Tadels, des Spottes, überhaupt in verſtimmter Laune: Scharfmund, Jeremias Deutlich, Jeremias

Krittler, Asper, Bitter, Isegrimm, Groller, Schrill; dieser begnügt sich mit sanfter Bosheit: Schalk, Scherzbold, Wippchen, Bliemchen; jener berühmte Mann aber, der sich gelegentlich Schartenmayer nennt, der Aesthetiker Friedr. Th. Vischer, hat all seine satirische Caprice vor dem dritten Theil des Faust zusammengefaßt in das wohllautende Pseudonym: Deutobald Symbolizetti Allegorowitsch Mystifizinsky.

Eigenthümliche Andeutungen liegen wohl in folgenden Pseudonymen: Hedera helix (schon im vorigen Jahrhundert gab es einen „Epheu"); Blume, Blumenreich, Fringilla, Hirundo, Moderatus Diplomaticus (eine Dame!), Partout, Rasch, Unruh, F. de Siècle ꝛc. Weil sie ein Herz und eine Seele sind, haben Carmen Sylva und Mite Kremnitz ihren Freundschaftsbund besiegelt mit Dito und Idem.

Nach dem Vorbilde von Fr. Rückert = Freimund Raimar hat sich Hugo Reimund gerichtet; natürlich giebt es auch Sänger, Spielmann u. s. w.

Ganz seltsam klingt Adam Evason; diese Bildung ist sachlich ebensowenig gerechtfertigt, als etwa Eva Adamson sprachlich zu billigen wäre.

Endlich haben einige deutsche Schriftsteller sich slavische Namen beigelegt; wie Gregor Samarow dazu gekommen ist, weiß ich nicht; Ossip Schubin hat seinen Ursprung bei Turgenjeff.

Im Gegensatz zu den Römern, welche mindestens zwei Namen führten, begnügten sich die Germanen zur Zeit der Völkerwanderung noch mit einem, dem nach patriarchalischer Sitte höchstens etwa der des Vaters zugefügt wurde.

Seit aber die germanischen Nationen sich bleibend niedergelassen hatten, als große und kleine Herren inmitten ihrer Besitzungen hausten, noch ehe diese alle erblich wurden, benannten sich die Inhaber nach ihren Sitzen, Burgen, Bergen oder Höfen. So entstanden die fürstlichen und adligen Familiennamen, die

auch aus der Litteraturgeſchichte hinreichend bekannt ſind. Wolfram von Eſchenbach, Walter von der Vogelweide, Rudolf von Hohenems ſtammten alſo von gleichnamigen Familienſitzen.

Aber auch bürgerliche Namen laufen in dieſer Form mit unter, nur ſind Städte Heimath der Träger: Meiſter Gottfried von Straßburg, der Predigermönch Berthold von Regensburg, der erſte Dichter des Reineke Fuchs Hinrik von Alkmar ſind von bürgerlicher Herkunft.

In der Reformationszeit läßt der Bürgerſtand das „von" meiſtens weg, benennt ſich aber immer noch gern nach dem Heimathsort: Andreas Karlſtadt, Valentin Trotzendorf, Alexander Hegius u. A., oder nach der Landſchaft: Eobanus Heſſus und Luther nennt ſeinen treuen Gehülfen Joh. Bugenhagen mit Vorliebe Dr. Pommer.

Nach einer Unterbrechung von zwei Jahrhunderten iſt dieſe Methode wieder in ſtetem Zunehmen begriffen. Man bildet nicht nur häufig zu bequemerer Unterſcheidung Zuſammenſtellungen wie: Hoffmann von Fallersleben, Müller von Königswinter, Schmidt-Weißenfels, Braun-Wiesbaden, ſondern man ſetzt geradezu den Heimathsort als Pſeudonym, namentlich den Geburtsort ſtatt des Familiennamens. Schon der Begründer der „Spinnſtube", Wilhelm Oertel, Prediger in Horn, hatte ſich mit dem bekannten Autornamen: W. O. v. Horn eingeführt; nun heißen Friedrich und Ludwig Meier = Friedrich und Ludwig von München, Claſen-Schmid = Curt v. Wildenfels, Franz Reitterer = Franz v. Friedberg.

Nach heimathlichen Flüſſen[24] benennen ſich: Heinz von der Donau, Auguſte und Guſtav von der Elbe, Emil von der Have, German vom Saravus, Hans von der Weiß, L. Vonderwied u. A.

Einfach bürgerlich bezeichnen ſich: Hettauer, Fellin, Saxenhauſen, Heimwahl, Rodenberg[25] u. v. A. Selbſt ein „Pommer" hat ſich wiedergefunden.

Werden nicht beſtimmte Orte oder Gegenden auserſehen, ſo doch Worte von allgemeiner landſchaftlicher Bedeutung: Benno und Philo vom Walde, Fridolin vom Wald, Fritz von der Wieſe, Wilhelm von der Aue, Martin im Grund, Ernſt vom Strand, Adelheid, Guſtav und Henricus vom See, Hans am See, Robert vom Fels, Roderich Fels, Alfred, Alexander u. ſ. w. Berg, Ernſt, Hans, Marianne und Moritz vom Berg, Agnes, Albrecht und vier weitere Thal, Thalberg, Waldbach, Waldberg, Waldfeld, Waldfreund, Waldhaus, Waldheim, Waldhorſt, Waldlieb, Waldſee u. ſ. w.

Vor den andern drei Himmelsgegenden iſt der „Norden" ſtark bevorzugt worden; von zehn noch lebenden Inhabern dieſes Pſeudonyms hebe ich nur den Kunſtkritiker Julius Norden hervor. Auch Oſt und Weſt haben noch Liebhaber gefunden und kommen in verſchiedenen Formen vor; nur der Süden fehlt.

Welches Pſeudonym mag wohl das beliebteſte ſein? Nach meinen Ermittelungen iſt es gegenwärtig der Name „Ernſt", den ich in ſiebzehn Fällen finde; [26] Stein in dreizehn; Berg in zwölf; Walter und Walther zuſammen zwölfmal; Friedrich elfmal; Werner achtmal; Franz desgleichen — alles ſind unſere Zeitgenoſſen.

Hinter den meiſten der eben genannten Pſeudonyme haben Damen ſich zu verbergen verſucht; überhaupt ſcheinen Frauen verhältnißmäßig häufig dazu ihre Zuflucht zu nehmen. Wollen ſie es ſich ganz bequem machen, ſo vertauſchen ſie nur ihren Vornamen mit einem männlichen: aus Clara wird Karl Dreſſel, aus Amanda=Amadeus Georgi, aus Henriette=Henry Perl, aus Johanna=Julius Willborn. Oder ſie beſchränken ſich auf den bloßen Anfangsbuchſtaben, dem man ſein Geſchlecht nicht anſehen kann, und erſt aus dem Litteraturkalender erfährt man, daß man eine Dame vor ſich hat, z. B. Dr. E. Menſch.

Ganz ausgeſchloſſen bleibt natürlich, ſoweit möglich, der unvermeidliche Namenwechſel bei der Verheirathung, dem ſich indeſſen Frauen bekanntlich dadurch einigermaßen entziehen, daß ſie ihren Mädchennamen beibehalten oder ihn zu dem des Mannes hinzufügen.

Kurze, flotte, fertige, wenn auch zuweilen nichtsſagende Pſeudonyme ſind bei Frauen beſonders beliebt: Karl Detlef, Hugo Falkner, Hans Arnold, Feodor Helm, Hans Werder können als Typen dieſer Gruppe gelten.

Es wäre gewiß ein zeitgemäßes Thema für den nächſten internationalen Frauenkongreß, zu erörtern, weshalb wohl Frauen ſo häufig männliche Pſeudonyme ſich aneignen und warum dieſer Gebrauch in neuerer Zeit ſo ſehr zunimmt.

Es iſt eine mäßige Genugthuung, welche ſich in der Thatſache darbietet, daß doch auch circa zehn Männer unter weiblichen Autornamen auftreten; zwar Wilhelmine Buchholz iſt natürlich nicht ernſt gemeint; wohl aber Marie Biebus für Fritz Eckard, Clariſſa für Johannes Claſſen, Doris für Iſidor Strauß, oder Emilie Kronau für Erich Körner.

Meiſtens ſind dieſe Herren wohl durch naheliegende Wortſpiele zu der ſonderbaren Wahl veranlaßt worden; desgleichen kommt auch ſonſt vor: Scheidlein verwandelt ſich in Chatelain, Filtſch = Field, Lehmann = Lehnsmann, Holzer = Holzmann.

Wie viel Pſeudonyme hat ein Schriftſteller durchſchnittlich nöthig? Nun, die meiſten kommen mit einem aus, zumal wenn es bald ſo angeſehen oder berühmt wird, daß man den wirklichen Namen aus den Augen verliert oder gar nicht ſucht, wie Wilibald Alexis, Nicolaus Lenau, Friedrich Halm, Wilhelmine Heimburg, Laura Marholm; ſind doch dieſe falſchen Namen viel verbreiteter als die wirklichen. Wie wenige Menſchen kennen den wahren Namen der Marlitt oder Oſſip Schubins?

Doch auch zwei Pſeudonyme für einen und denſelben

Schriftſteller finden ſich häufig; Gregor Samarow iſt neuerdings zu Leo Warren geworden.

Seltener ſchon bereichert ſich Jemand durch ein drittes, viertes, fünftes, bis Einzelne noch ſechs, ſieben, acht, neun anhäufen. Selten erlauben ſich Damen dieſen Luxus. Doch iſt es eine Frau, welche durch die enorme Menge von dreizehn Pſeudonymen[27] alle Anderen übertrifft: die 1877 verſtorbene Katharina Zitz.

Ohne Wahl vertheilt das Schickſal die angeſtammten Namen und macht es mit dieſer Vererbung am Ende Wenigen recht. Bereits ganze Reihen von drei bis ſieben Gliedern laſſen ſich verfolgen, Beweiſe von der Unzufriedenheit und dem verſchiedenen Geſchmack des Menſchen: Simmel nennt ſich Schrader Schrader = Schleier, Schleyer = Frohſang; oder Roß = Wertheim, Wertheimer = Brunner, Brunner = Dorn, Dorn = Andor; ferner Volger = Hildebrand, Hildebrandt = Günther = Ernſt = Wilhelm; endlich Koch = Volck, Volk = Clarus, Claar = Walther = Lipps, Lipp = Richter = Paul = Silva. Es iſt nur Zufall, daß die Reihe nicht noch weiter geht und ſchließlich in den Anfang zurückläuft; wenn man ſich die Mühe nehmen wollte, ließe ſich wohl auch dafür endlich ein Beiſpiel finden.

Manchem hat freilich das eigenſinnige Schickſal in barocker Laune einen Namen zugetheilt, mit dem er alles Recht hat, unzufrieden zu ſein. Wenn auch nicht Alle von einer ſolchen Kalamität viel Weſen machen, ſondern tapfer mit ihrem ungewöhnlichen, ja anſtößigen Namen hervortreten — was ich ganz in der Ordnung finde —, ſo mag doch eine ganze Reihe von Dichtern ſich geſcheut haben, Namen wie Barnickel, Blech, Bottermund, Britzelmayr, Guggenbichler, Hammelrath, Hundegger, Kürbis u. ſ. w. unter ein gefühlvolles Gedicht oder vor eine feinſinnige Novelle zu ſetzen.

Wenn man ſelbſt auch von Klein auf an ſeinen Namen gewöhnt iſt, er mag ſo wunderlich ſein, wie er will, ſo bleibt er doch fremden Menſchen immer auffällig. Beſonders empfindlich ſind vielleicht Damen in dieſem Punkt; Namen wie Bürſtenbinder, Gutbier, Knackfuß, Kophamel, Maul, Nickel, Schmeckebier, Storch könnten am Ende die ſchönſte Illuſion ſtören; wenigſtens erſchweren ſie ſicherlich den erſten Schritt ins Publikum; nimmt man dagegen in ſolcher Lage zum Pſeudonym ſeine Zuflucht, ſo iſt man aller Verlegenheit überhoben.

Hie und da findet ſich freilich ein ſonderbarer Name durch ein noch häßlicheres Pſeudonym übertrumpft: ein Herr Haſenfratz nennt ſich Uhu von der Wuotach. Ueberhaupt iſt kein Mangel an geſchmackloſen Pſeudonymen, welche offenbar abſichtlich einer abſtruſen Laune entſprechen: Obſtladen, Ochſenſchauer, Rufhorn, Spitzifiu, Stallknecht, Weinſtengl ſtehen obigen Beiſpielen wenig nach. Frauen haben dieſer unvortheilhaften Geſchmacksrichtung ſelten nachgegeben; Allerleirauh und Fitchersvogel hat Giſela Grimm den bekannten Märchen entnommen; Hoffnaß mag ſeine beſondere Veranlaſſung haben; warum die berühmte Schauſpielerin Joſephine Gallmeyer nicht bei ihrem urſprünglichen Namen Tomaſelli geblieben iſt, habe ich nicht ermitteln können.

Angeſichts des ungeheuren Aufwandes von oft fragwürdigen Mitteln, ſich zu maskiren, fragt es ſich freilich, welchen Erfolg dieſe Maskerade hat und welche Bedeutung ſich ihr beimeſſen läßt.

Hat es einen vernünftigen Zweck, inkognito aufzutreten, wenn es doch weder Umſtände, noch Unkoſten erſpart? d. h. wenn doch alsbald Jedermann wiſſen kann, wen er vor ſich hat, und wenn die Kritik doch auf Pſeudonyme begreiflicherweiſe keine Rückſicht nimmt?

Abgeſehen von den vorher erwähnten Nothfällen mag es

zuweilen wünschenswerth sein, wenigstens für kurze Zeit unbekannt zu bleiben. Bei der zunehmenden Oeffentlichkeit litterarischer Verhältnisse und Vorgänge, bei der wachsenden Neugier und Indiskretion — Schattenseiten der modernen Journalistik — ist allerdings die Wahrscheinlichkeit gering, daß ein Pseudonym lange schütze. Aber es erleichtert den ersten verlegenen Schritt bescheidener Talente, es überhebt zunächst den Kritiker der angenehmen Pflicht, nach der litterarischen Zugehörigkeit eines Verfassers zu fragen.

Frauen insbesondere mag das Bewußtsein der Unsicherheit, die Scheu vor der nächsten Umgebung, auch wohl der Wunsch, objektiv beurtheilt zu werden, es nahe legen, vor der Hand pseudonym zu erscheinen. Haben doch aus ähnlichen Gründen von jeher Schauspieler gern ihre Namen gewechselt, auch um Nachfragen zu entgehen; ja wir haben angesehene Konzertgeber aus Rücksicht auf ihre vornehme Familie unter nachgebildetem Namen auftreten sehen.

Sogar Männer wie Felix Dahn, Eduard von Hartmann, Frauen wie Bertha von Suttner, Helene Stökl haben sich anfangs pseudonym eingeführt, obwohl sie gewiß wenig Bedenken zu haben brauchten.

Wenn ich die politische Litteratur beiseite lasse, über welche ich ohnehin mir kein Urtheil habe bilden mögen, also auf die schönwissenschaftliche mich beschränke — die wissenschaftliche macht ja vom Pseudonym höchst selten Gebrauch —, so erscheint mir die Benutzung des Pseudonym immerhin als eine recht überflüssige Maßregel.

Gar zu oft schaut eine gewisse Selstgefälligkeit, auch wohl Koketterie aus der Maske, welche einem Verfasser, der seine Aufgabe ernst nimmt, fern liegen sollte. Oder sie begnügt sich mit einem nichtssagenden Alltagsausdruck, einer Allerweltsmiene, welche ebensowenig Respekt einflößt.

Will ein Verfaſſer fürs erſte ſeinen Namen nicht auf den Titel ſetzen, ſo mag er ſein Werk anonym erſcheinen laſſen; findet es Beifall, ſo wird er ſich bald dazu bekennen — macht es keinen Eindruck, ſo hat er das ja nicht nöthig. Sind unſere Klaſſiker mit dieſem Verfahren ausgekommen, ſo wird es wohl auch hundert Jahre ſpäter noch am Platz ſein. Das Pſeudonym macht Mittelmäßiges nicht beſſer; das Vorzügliche dagegen ſchafft ſich Geltung auch ohne den Namen ſeines Urhebers.

Bedenklich iſt es immer, daß das Haſchen nach dieſem durchſichtigen Schleier, der ſo wenig verhüllt, immer lebhafter zu werden ſcheint, als gehöre dieſer Schleier zur nothwendigen Rüſtung eines modernen Federhelden.

Heutzutage wird alles gar zu leicht zur oberflächlichen Modeſache, zum Sport, zum Unfug. Die nervöſe Haſt, welche Eiſenbahn und Telegraphen beflügelt, daß Leib und Seele blitzſchnell dahinfahren, iſt auch, fürchte ich, für die Sucht nach pſeudonymer Originalität verantwortlich zu machen; häufig iſt das Pſeudonym nichts als ein Symptom von krankhafter Wichtigthuerei.

Je offener, gerader und ehrlicher ein Schriftſteller ſich ſeinen Leſern vorſtellt, deſto unbefangener und bereitwilliger werden dieſelben ihn würdigen.

Uhland hat, denke ich, das Richtige getroffen:

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt.

# Anmerkungen.

[1] Stacke, Erzählungen aus der neueren Geſchichte, 1876, S. 273.

[2] Dahlmann, Zwei Reſolutionen, I, S. 162.

[3] Hettner I, S. 297.

[4] Bornhak, Lexikon, s. v.

[5] Hettner II, S. 140.

[6] Hettner II, S. 153.

[7] Gott ſelbſt nennt Abram Abraham, Jacob Israel. Die Orientalen kultiviren noch heute die Namensſymbolik.

[8] Hettner II, S. 148.

[9] Fr. Nicolai war noch in der glücklichen Lage, ſeine Schriften halb anonym erſcheinen zu laſſen. Er nannte ſich nur als Verleger.

[10] In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte ſich dafür eine andere Kalamität eingeſtellt, welche Schriftſtellern und Verlegern viel Kummer machte — der gewiſſenloſeſte gewerbsmäßige Nachdruck.

[11] Ich folge hier den Angaben von Weller, Die falſchen und fingirten Druckorte, Band I, und Goedekes Grundriß, S. 386 ff.

[12] Aus den vier Worten Joh. Fiſchart genannt Mentzer bildet er das Akroſtichon: Im Fiſchen gilts Miſchen.

[13] H. Kurz Grimmelshauſen, Simplicianiſche Schriften, 1863, I, S. X.

[14] Nach der Zeichnung bei Neumark iſt es ſicher nicht Pimpinella, eher Poterium sanguisorba, die auch Bibernelle heißt.

[15] Wer die ganze Witzloſigkeit der gelehrten Tändelei kennen lernen will, betrachte in Neumarks Neuſpr. Palmbaum, S. 70, das lächerliche Bild Strephons; er ſitzt an der Pegnitz, ſpielt mit Steinchen, deren achtundzwanzig die Worte „Die fruchtbringende Geſellſchaft“ tragen; fünf davon fallen ins Waſſer, die übrigen ordnet er in „anagrammatiſirender Luſt“ zu den ſinnigen Worten: „Gleiches, reiches Tugendband“!

[16] Die Dichter vom Sturm und Drang nennen ſich wohl meiſt ſehr gern auf dem Titel: Klinger, Wagner, Maler Müller. Lenz fand es gerathener, ſeinen „Hofmeiſter“ und die „Soldaten“ anonym in die Welt zu ſchicken, weil ſie gar leicht perſönliche Beziehungen veranlaſſen konnten; er machte Klinger willig, ſich für den Verfaſſer der „Soldaten“ anſehen zu laſſen, weil er Händel mit Offizieren der Straßburger Garniſon fürchtete, deren leichtfertiges Treiben er bloßſtellte. Die wichtigſten Werke anderer Richtungen erſchienen anonym: Sophiens Reiſe, Das Fräulein von Sternheim, Sebaldus Nothanker, Siegwart, Ardinghello und Hildegard von Hohenthal, Agnes von Lilien, Das goldene Kalb u. v. a. Pſeudonyme benutzen Jung-Stilling und Moritz-Reiſer.

[17] Hettner I, S. 375.

[18] Hettner II, S. 364.

[19] Bornhak, Lexikon, s. v.

[20] Goedeke II, S. 1135.

[21] Wellers Lexicon Pseudonymorum, 2. Aufl., 1886, war für meinen Zweck so gut wie unbrauchbar, reicht auch nicht bis zur Gegenwart. Es ist bei allem Umfang unvollständig. Fehlt doch selbst „Voltaire". Das Beste verdanke ich Goedekes Grundriß, Brümmers beiden Lexicis und Kürschners Litteraturkalender.

[22] Hier wie fast überall steht zuerst der wirkliche Name, hinter dem = das Pseudonym.

[23] Heinrich Fränkel; seine Schrift: Kaiser, werde hart! knüpft an die Worte des Schmiedes von Ruhla an, welche der Landgraf Ludwig inkognito anhören mußte.

[24] Am häufigsten nach dem Rhein: vom Rhein, Rheinländer, Rhenanus.

[25] Rodenberg hat bekanntlich sein Pseudonym im bürgerlichen Leben beibehalten; Juden nennen sich nach alter Handwerksburschensitte überhaupt gern nach ihrer Heimath: Berliner, Danziger, Dessauer, Kowner, Leipziger, Lubliner, Warschauer ꝛc. ꝛc.

[26] Weller zählt 38 „Ernst" seit 1685. — „Wahrmund" bei Weller 49 mal seit 1618.

[27] „Ist dies schon Wahnsinn, hat es doch Methode"!

# Ueber
# blüthentragende Schmarotzerpflanzen.

Von

**Dr. E. Roth**
in Halle a. S.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Symbioſe und Paraſitismus bezeichnen das engere Zuſammenleben lebender Weſen, wobei man für den erſteren Zuſtand auch gegenſeitiges Schmarotzerthum ſagen könnte, da jedes der beiden Lebeweſen Nutzen vom andern zieht und erſt in dieſer Gemeinſchaft das rechte Gedeihen findet.

Namentlich hat man in neuerer Zeit dieſem merkwürdigen Verhältniß zwiſchen einer Reihe von Gewächſen und den Ameiſen ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt, und der Begriff Ameiſenpflanzen entſtand aus dieſen Betrachtungen und Entdeckungen, worüber nunmehr eine große Litteratur vorliegt. Als Symbioſe zwiſchen zwei Pflanzen wollen wir das Zuſammenleben von Pilzen und einzelligen Algen erwähnen; dieſe Naturkörper ſah man vor gar nicht zu langer Zeit noch als eine beſondere Klaſſe unter den Gewächſen an und bezeichnete ſie als Flechten. Neuerdings hat dann die ſogenannte Pilzwurzel oder Mycorrhiza viel von ſich reden gemacht, wobei es ſich um die Verbindung von Saugwurzeln höherer Gewächſe mit den Mycelium niederer Pilze handelt; auf dieſe Weiſe werden einer Reihe von Bäumen Nährſtoffe zugeführt. Für den Landmann hat dieſes Auftreten von Pilzen an dem Wurzelſyſtem gewiſſer ſeiner Kulturfrüchte, wie namentlich der Schmetterlingsblüther, große Vortheile, inſofern die Wahrſcheinlichkeit der Anſicht, daß die Aſſimilation des freien Stickſtoffs nur eine Funktion der niederen chlorophylloſen Organismen iſt, immer mehr an Boden gewinnt.

Als Symbioſe zwiſchen zwei Thieren ſei des Zuſammenwohnens einer kleinen Krabbenart mit gewiſſen Steckmuſcheln gedacht oder der faſt ſtetigen Verbindung von Einſiedlerkrebſen mit Seeroſen.

Doch mit dieſem gegenſeitigen Paraſitismus wollen wir uns heute nicht beſchäftigen, ſondern uns den einſeitigen Schmarotzern zuwenden, ſoweit ſie die Pflanzenwelt betreffen.

Der Ausdruck Schmarotzer oder Paraſit dürfte 1720 zuerſt von Micheli für eine Pflanze angewandt ſein. Der genannte Gelehrte verſtand hierunter nach Kerner Gewächſe, welche lebenden Pflanzen oder Thieren organiſche Verbindungen entnehmen und ſich die Arbeit ſparen, ſelbſt ſolche Verbindungen aus Waſſer, Nährſalzen und Gemengtheilen der Luft zu bilden.

Freilich dauerte es geraume Zeit, bis man ſelbſt auf Grund dieſer Definition Schmarotzer von anderen unſchuldigen Pflanzen unterſcheiden lernte, und bei einer Reihe von Arten iſt man ſelbſt heutzutage noch nicht hinreichend über ihre Lebensweiſe unterrichtet, um mit Sicherheit behaupten zu können, man habe es mit einem Paraſiten zu thun oder nicht.

Zunächſt glaubte man damals, alle Gewächſe als Schmarotzer anſprechen zu dürfen, welche zeitlebens auf dem Leibe anderer angetroffen werden. Ging alſo zum Beiſpiel, um die Farben gleich etwas ſtark aufzutragen, einmal der von einem Vogel verſchleppte Same einer Ebereſche auf einem alten Weidenkopfe auf, ſo war man drauf und dran, die Ebereſche für einen Schmarotzer zu halten. Auf dieſe Weiſe kamen die Ueberpflanzen, welche ſich in ganz unſchuldiger Weiſe auf wenig Erdreich in Aſtlöchern, abgebrochenen Kronen u. ſ. w. anzuſiedeln pflegen, in einen üblen Ruf, ja auch Kletterpflanzen, Mooſe und Flechten, welche ſich vielfach an Bäumen finden, ſollten einfach zu Paraſiten geſtempelt werden.

Dem gegenüber kann nicht genug und wiederholt nachdrück-

lichſt darauf hingewieſen werden, daß das Charakteriſtiſche an den Schmarotzern das Entnehmen von Nährſtoffen aus dem Körper des Wirthes iſt, und ein zufälliges Bewohnen mit dem Paraſitismus gar nichts zu thun hat.

Die echten pflanzlichen Schmarotzer kann man nun von vornherein in drei große Gruppen theilen. Nach der klaren Definition Anton Kerners umfaßt die erſte derſelben durchweg mikroſkopiſche Gebilde, welche im Innern lebender Menſchen und Thiere, und zwar häufig im Blute leben; es ſind dieſes die Bakterien, welche man als die Träger von allerhand Krankheiten immer mehr erkennt. Sie ſollen uns nicht weiter jetzt beſchäftigen.

Die zweite Abtheilung begreift die Pilze, deren Mycelium befähigt iſt, mit der ganzen Oberfläche der fadenförmigen Zellen oder mit kolbenförmigen Ausſackungen derſelben aus dem durchſetzten und überwucherten Gewebe des Wirthes Nahrung zu entnehmen; hier hat man es mit mehreren Tauſend verſchiedener Schimmel-, Hut- und Scheibenpilze zu thun, die trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Entwickelungsgeſchichte und trotz der unendlichen Vielgeſtaltigkeit ihrer Fruchtkörper doch in betreff ihrer Nahrungsaufnahme, ſowie in der Art, wie ſie ihre Wirthe anfallen und ausſaugen, miteinander große Uebereinſtimmung zeigen. Auch dieſe Reihe, welche hauptſächlich die Pflanzenkrankheiten hervorruft, wollen wir dieſes Mal unberückſichtigt laſſen.

Dagegen werden die folgenden Zeilen nur von den Blüthenpflanzen handeln, deren aus dem Samen hervorgegangener Keimling mit ſeiner Saugwurzel oder mit einem die Rolle der Saugwurzel übernehmenden anderen Theile, in den Wirth eindringt, um demſelben Säfte zu entziehen.

Als wunderbar wollen wir gleich die Notiz einfügen, daß ſich ſchmarotzende Pflanzen nur auf der unterſten Stufe der Gewächsleiter und auf ihren höchſten Sproſſen finden; von den Bakterien

und Pilzen müſſen wir mit Ueberſpringung der Cormophytae, welche die Lebermooſe, Mooſe und Farrenkräuter im großen und ganzen begreifen, der Gymnoſpermae, hauptſächlich aus den Nadelhölzern beſtehend, und der großen Gruppe der Monocotylen uns gleich zu den zweilappigen Blüthenpflanzen wenden, deren Beſprechung freilich auch höchſt mannigfaltig und abwechſelungsreich ſich geſtaltet.

Zunächſt wird es bei dem Leſer Intereſſe erwecken, daß beiläufig 1000—1500 Phanerogamen der Klaſſe der Schmarotzer zugezählt werden müſſen, von denen allein etwa die Hälfte auf die Familie der Loranthaceen entfällt. Dieſe ſogenannten Riemenpflanzen — wir kommen im Laufe unſerer Darlegung noch öfters und eingehend auf ſie zurück — bewohnen zum größten Theil die Tropenländer, und haben ihre Hauptverbreitungscentren in Amerika und Aſien, während unſer Heimaths-Erdtheil nur zwei einzelne Gattungen und drei Arten aufzuweiſen hat.

In Bezug auf die Art und den Grad der Anpaſſung an den paraſitiſchen Ernährungsmodus machen ſich nach Johow bei den einzelnen Formen nach mehreren Richtungen hin bemerkenswerthe Verſchiedenheiten geltend, die es ſich empfehlen wird gleich hier hervorzuheben.

Ganzparaſiten umfaſſen alle die Arten, welche ihren geſamten Kohlenſtoff in Form organiſcher Verbindungen gewinnen und ſomit des Chlorophylls entbehren können, wie wir es an der Kleeſeide zu beobachten Gelegenheit haben. Als Halbparaſiten will Johow die Angehörigen des Gewächsreiches angeſehen wiſſen, welche wohl ihre grünen aſſimilirenden Organe beſitzen und nur ſo nebenher etwas Paraſitismus betreiben; als Beiſpiel wollen wir den auf allen Wieſen gemeinen Klappertopf (Rhinanthus) anführen.

Eine ganz ſtrenge Sonderung in dieſe zwei Kategorien iſt

nun nicht möglich; man kann eine Reihe von Uebergängen aufstellen, wie denn die Natur niemals sprung-, sondern stets schrittweise vor sich geht. So führen die Orobanchen oder Würger etwas Chlorophyll, doch reicht es allein nicht aus, um den Lebensbedarf dieser Gewächse zu decken, sie müssen die Hauptsache ihres Unterhaltes durch Schmarotzerthum zu erlangen suchen.

Da das Chlorophyll sich stets hauptsächlich in den Blättern konzentrirt findet, kann es nicht wundernehmen, daß bei der Abwesenheit der grünen Farbe auch die Blattspreiten überflüssig werden und demgemäß als etwas Unnützes vollständig unterdrückt werden. So zeigt die Orobanche stets nur Schuppen, man vermag an ihr kein Blatt zu entdecken. Umgekehrt ist der Schluß aber nicht richtig; die Blätterigkeit einer Pflanze muß nicht stets mit Chlorophyll-Abwesenheit verbunden sein, wie wir dieses recht schlagend an Thesium aphyllum, einer Verwandten unseres Verneinkrautes, sehen.

Auch nach dem Gesichtspunkt hin vermögen wir eine Trennung unserer parasitischen Gewächse vorzunehmen, ob sie schmarotzen müssen oder es nur fakultativ können. Die Mehrzahl aller in Frage kommenden Arten fällt unter die erstere Bedingung.

Die Wahl der Wirthe kann weiterhin als ein Eintheilungsgrund genommen werden. Eine Reihe von Formen vermag nur auf einer Wirthpflanze zu gedeihen, sind sie auf andere Gattungen, ja oft sogar nur auf andere Species angewiesen, so gehen sie unrettbar zu Grunde bezw. vermögen gar nicht erst anzufangen zu gedeihen. Doch ist die Mehrzahl der Pflanzenschmarotzer nicht so wählerisch; sie können mehrere Arten derselben Gattung heimsuchen, oder verwandte Genera aus einer Familie sich erkiesen oder gar auf den Vertretern verschiedener natürlicher Ordnungen sich niederlassen. Immerhin aber pflegen

die einzelnen Schmarotzer eine gewisse Vorliebe für einzelne Arten, Gattungen oder Familien zu zeigen, derart, daß sie, wenn ihnen ihre Lieblingswirthe zu Gebote stehen, ihre sonstige Umgebung verschonen. Freilich giebt es auch hier die richtigen Proletarier, denen es nur auf das Schmarotzen ankommt, die jedwede erreichbare Pflanze befallen und keinen Unterschied in ihren Opfern machen.

Zeigt sich für gewisse Arten eine derartige Auswahl unter den Wirthen, so können auch für ganze Gattungen oder sogar Familien von Schmarotzern die Wirthe mehr oder minder charakteristisch sein. So weist Johow darauf hin, daß alle Klappertopf- (Rhinanthus) und Augentrost- (Euphrasia) Species vorwiegend auf Gräsern gefunden werden, die Cuscuteen, wie unsere Flachs- und Kleeseide, nur Dicotylen heimsuchen. Derselbe Gelehrte schlägt deshalb vor, zur Bezeichnung dieser verschiedenen Grade von Freiheit in der Wahl der Wirthe sich der Ausdrücke wirthsstet, wirthshold und wirthsvag zu bedienen, wobei freilich für dieselben Pflanzenschmarotzer je nach den Gegenden zuweilen verschiedene Bezeichnungen zu wählen wären.

Eine weitere Scheidung ist darnach zu bewerkstelligen, ob die Parasiten Holzpflanzen zu ihren Wirthen wählen oder sich mit Kräutern begnügen, wobei eine Zwischengruppe diejenigen Formen umfassen würde, welche darin keinen Unterschied erkennen lassen.

Auch finden wir die schmarotzenden Organe keineswegs auf allen Theilen der befallenen Pflanzen, sondern in der Regel werden nur ganz bestimmte Glieder des Pflanzenkörpers in Anspruch genommen. So hat man einen Angehörigen der Loranthaceen oder die Riemenblume noch niemals anders als auf Zweigen beobachtet, die Balanophoren oder Kolbenschosser scheinen stets auf das Wurzelsystem angewiesen zu sein, während die Cuscuteen oder Seiden Blätter und Zweige in gleicher Weise sich tributpflichtig machen.

Anton von Kerner theilt die ſchmarotzenden Blüthenpflanzen, und mit dieſen beſchäftigen wir uns ja allein, nach den gegebenen Einſchränkungen, in ſechs Reihen ein, welche er folgendermaßen charakteriſirt:

Die erſte Reihe begreift Gewächſe, welche der grünen Blätter und überhaupt des Chlorophylls entbehren, aus deren auf der Erde keimendem Samen ein fadenförmiger Stengel hervorgeht, welcher durch eigenthümliche Bewegungen mit der Wirthspflanze in Berührung kommt, ſich um dieſe herumſchlingt und Saugwarzen ausbildet, mit deren Hülfe er der überfallenen Pflanze die Nahrung entnimmt.

Zwei Gattungen gehören hierher, deren eine auch in unſerer Flora durch verſchiedene Arten vertreten iſt. Es iſt die berüchtigte Seide (Cuscuta), welche mit ihren europäiſchen Vertretern hauptſächlich Stauden, Sträucher und Kräuter ausnutzt, während die nordamerikaniſchen Verwandten höher hinaus wollen und ſich bis in die höchſten Spitzen der Bäume hinaufſchwingen. Man kennt von dieſem Genus etwa fünfzig bis achtzig Arten, welche die wärmeren und gemäßigten Klimate der ganzen Erdoberfläche bewohnen, je nachdem man den Speciesbegriff weiter oder enger zu faſſen geneigt iſt. Am verbreiteſten iſt die Cuscuta europaea, deren volksthümliche Benennung als Teufelszwirn bereits ſagt, weß' Geiſtes Kind ſie iſt. Doch kann man ihr nicht gerade nachrühmen, daß ſie beſonderen Schaden anrichte, da ihr Lieblingswirth — die Brenneſſel iſt. Daneben zieht ſie Kartoffeln, Hopfen, Heidekraut, Hanf, Wicken, Weiden, Schlehen, Erlen, Hollunder u. ſ. w. in ihren Bereich, ſo daß es ſchwer fällt, alle die Pflanzen zu nennen, mit denen ſie gewiſſermaßen Blutgemeinſchaft pflegt.

Weit ſchlimmer iſt die Kleeſeide (Cuscuta Epithymum Smith, bez. Trifolii Bab. and Gibson), welche die Klee- und Luzernefelder oftmals in ſchrecklicher Weiſe verwüſtet, daneben aber

Quendel, Heidekraut, Ginster, Thymian u. s. w. nicht verschmäht. Dabei kann man die Pflanze an sich sogar hübsch finden, die langen purpurroth angehauchten Stengel, welche mit ihren fadenförmigen Gebilden ein artiges Netzwerk darstellen, und die glockenförmigen Blumenkronen, welche in Knäueln dichtgedrängt sitzen, bieten immerhin ein eigenes Bild.

Mit dem stetig zurückgegangenen Flachsbau, dessen Hebung sich ja neuerdings die Regierung wesentlich angelegen sein läßt, ist auch die Flachsseide etwas seltener geworden, die grünlich-gelbe Stengel und mehr gelblich-weiße Blüthenkronen trägt.

Könnten wir auch noch mehrere andere Arten namhaft machen, so bleibt die Art und Weise, wie diese Formen ihre Wirthe befallen, um den Lebenssaft ihnen abzuzapfen, sich schließlich doch ziemlich gleich, wenn auch jeder Erdtheil seine ihm eigenthümlichen Formen hat.

Die Keimung der Cuscuta-Samen geht ziemlich spät im Jahre vor sich, damit die Keimpflanze Gelegenheit finde, sich in der bereits weiter vorgeschrittenen Vegetation durch Umschlingen etwaiger in der Nähe befindlicher Stengel, Halme u. s. w. einem passenden Wirthe nähern zu können. Fehlt solche Stütze, so stirbt nach Kerners Ausführungen die Keimpflanze gänzlich ab, und es ist jedenfalls ein sehr merkwürdiges Ereigniß, daß derselbe Faden, der sofort Saugwurzeln entwickelt, wenn er sich an eine lebendige Pflanze angelegt hat, in die feuchte Erde keine solche Saugorgane einzuschieben im stande ist. Dabei fehlen dem Keimling der Cuscutaarten die Keimblätter, derselbe lebt vielmehr bis zur Ausbildung der Haustorien, welche ihm die Schatzkammer seiner Wirthe schrankenlos öffnen, von den in seinem kolbigen, bald verschrumpfenden Ende aufgespeicherten Reservestoffen. Sehr interessant ist es auch zu beobachten, wie geschickt die suchende und schlingende Seide todte Stützen vermeidet, wie sie nur im Nothfalle, wenn lebende Pflanzentheile

in der Nähe unerreichbar ſind, ſich der erſteren bedient, um lebende Gewächſe zu umgarnen. Iſt dieſes der jungen Cuscuta gelungen, hat ſie feſten Fuß auf einem Wirthe gefaßt, ſo löſt ſie bald jedwede Verbindung mit dem Erdboden, um deſto eifriger mit ihren Spitzen neue Opfer zu ſuchen, ſie zu umwinden und zu umſtricken, bis ein unentwirrbares Ganzes entſteht. Da blüht denn die Pflanze und trägt tauſendfältige Frucht, welche vom Winde weithin zerſtreut wird und das Unkraut an ganz entfernten Stellen von Neuem keimen läßt.

Vermögen wir nun auch nicht genaue Zahlen beizubringen, welche Unmaſſe von einzelnen Samenkörnern eine einzige Seidenpflanze hervorzubringen im ſtande iſt, ſo lehrt doch der Augenſchein, daß die Ziffer nicht gering iſt. Das Beiſpiel anderer Unkräuter zeigt auch, daß gerade derartige Pflanzen über ein ungeheures Reproduktionsvermögen verfügen und infolge der Kleinheit ihrer Samen durch den Wind auf weite Strecken hin verweht werden.[1]

Die erſchreckende Ueberhandnahme der Seidenpflanzen in den letzten Jahrzehnten, ſchrieb Nobbe 1876, iſt unzweifelhaft zum guten Theile dem Saatgut zur Laſt zu legen. Die Mehrzahl der im Handelswege erworbenen Kleewaren enthält die Samen der Schmarotzer, oft in überraſchender Zahl. Unter 336 von Nobbe darauf unterſuchten Rothklee-Proben erwieſen ſich damals 186 ſeideſamenhaltig und nur 145 waren frei von dieſen unliebſamen Beimengungen. Die größte Menge der gefundenen Cuscutaſamen betrug 107 355 pro Kilogramm, der Durchſchnitt 1499 Körner! Im Weißklee und ſchwediſchen Klee iſt die Verunreinigung etwas ſeltener, obgleich in letzterem immerhin noch bis zu 16 000 Samen konſtatirt werden konnten.

Gegen ſolche Unholde hilft nur Vorſicht und vor allem die peinlichſte Sorgfalt bei der Auswahl des Saatgutes. Da ferner der Seidenſame, um dem Unkraut möglichſte Mittel zur

Verbreitung an die Hand zu geben, selbst den Verdauungskanal der Thiere passirt, ohne seine Keimkraft zu verlieren, so vermag man sich vorzustellen, wie ein von Seide befallenes Feld die Nachbarschaft zu infiziren vermag.

Neben den Cuscuten ist die Gattung Cassytha von der Familie der lorbeerähnlichen hier zu erwähnen, die mit ihren ungefähr dreißig Arten hauptsächlich in Australien ihre Heimath hat, aber auch sonst in wärmeren Gegenden Vertreter aufweist, wie im tropischen Afrika, auch auf den westindischen Inseln, in Mexiko und Brasilien vorkommt. Dabei ähnelt sie in ihrem ganzen Habitus, ihrer gesamten Erscheinung unseren Seidenformen in so täuschender Weise, daß man geneigt ist, sie für nahe Verwandte unserer Cuscuta zu erklären, mit der sie in betreff der Nahrungsaufnahme vollständig übereinstimmt. Ob die Cassytha-Species freilich auch nur ähnliche Verheerungen wie unsere Seidenformen anzurichten im stande sind, muß zunächst dahingestellt bleiben, da wir in dieser Hinsicht zunächst noch im Dunkeln tappen. Nur soviel steht fest, daß in Neuholland zumeist die Keulenbäume oder Casuarina-Species, welche mit ihren gegliederten blattlosen Aesten eine große Aehnlichkeit mit hochgeschossenen Schachtelhalmen zeigen, und die myrthenähnlichen Melaleucae von der Cassytha heimgesucht werden und zwar hauptsächlich in ihren Zweigen, während die Cuscuta sich mehr an Kräuter hält und die Stengel mit ihrem Saftreichthum bevorzugt.

Die zweite Reihe schmarotzender Blüthenpflanzen wird von Kräutern gebildet, die grüne Laubblätter tragen, und deren Same einen mit Samenlappen (im Gegensatz zu der Seide!) und Wurzeln ausgestatteten Keimling enthält. An sich chlorophyllhaltig, entnehmen sie zwar dem Boden einen Theil ihrer Nahrung direkt, entziehen daneben aber auch durch besondere Saugwurzeln anderen Pflanzen gewisse Nährstoffe, freilich meist

erſt in etwas vorgerückterem Lebensalter. Zwei große Familien kommen hierbei in Betracht, nämlich Santalaceen und Rhinanthaceen.

Erſtere ſind in der deutſchen Heimath nur durch eine ſehr geringe Zahl einer Gattung vertreten, nämlich Thesium, das im Volke Bergflachs oder Verneinkraut heißt, auch wohl noch andere Bezeichnungen führen mag.

Die Santelblütler umfaſſen etwa zweihundert Arten, von denen etwa die Hälfte zu unſerer Schmarotzergruppe gehört; die Heimath der Ordnung reicht von der warmen Zone in gemäßigte Gegenden hinein.

In viel ſtärkerer Anzahl ſind dafür bei uns die Rhinanthaceen oder Klappertopf-Gewächſe vertreten. Neben dem typiſchen Klappertopf treffen wir da auf den Augentroſt (Euphrasia), den Wachtelweizen mit ſeinen buntgefärbten Hochblättern (Melampyrum), das Läuſekraut oder den Mooskönig (Pedicularis), und eine Anzahl weiterer Gattungen, die wie Tozzia und Trixago nur dem Mittelmeergebiet angehören.

Der eine Klappertopf tritt hauptſächlich auf Getreidefeldern auf und theilt ſich mit einem großen Augentroſt in die Rolle, des Landmannes Ernte zu ſchmälern; andere Verwandte dieſer Genera ſiedeln ſich wohnlich auf Wieſen an und nähren ſich auf Gräſern, ſo daß man im Volksmunde wohl auch dieſe letzteren Schmarotzer direkt als Milchdiebe bezeichnet.

Als allen gemeinſames Merkmal kann man die Maſſenhaftigkeit hinſtellen, mit der dieſe Paraſiten oder Halbſchmarotzer auftreten. Mag man an den Augentroſt in der Wieſe denken, ſtelle man ſich den Klappertopf auf Aeckern oder feuchten Wieſen vor, erinnere man ſich an die ſtets ſcharenweiſe auftretenden Wachtelweizen-Arten mit ihrem bunten Ausſehen oder bewundere man die Läuſekräuter an naſſen Stellen, ſtets kommt dem Beſchauer leicht der Eindruck, als ob dieſe Pflanzen gewiſſermaßen

ausgeſäet ſeien. Wenn nun auch jedes einzelne Individuum nur zum Theil von dem Safte anderer Pflanzen lebt oder auch nur die durch die Ausſcheidungen ihrer Quaſi-Wirthe löslich gemachten Bodenbeſtandtheile ſich in einer gewiſſen Menge zuführt, ſo vermag man doch den Schaden einzuſehen, den dieſe ganze Sippſchaft den anderen Gewächſen zufügt. Freilich im Vergleich mit der Cuscuta, welche ſich vollſtändig mit ihren Wirthsleuten identifizirte und, vom Boden losgelöſt, ſich gänzlich von den unfreiwilligen Quartiergebern ernähren ließ, kann man es als beſcheiden bezeichnen, daß z. B. die ausdauernden Arten der Läuſekräuter meiſt an jeder der langen Wurzelfaſern nur eine einzige Saugwarze entwickeln. Mit dieſer Einzahl begnügen ſich denn auch die Gruppengenoſſen nicht, laſſen aber ihre Hauſtorien durchgehends nicht weit in die Wirthspflanzen eindringen. Dieſe mit vollſtändig grünen Blättern verſehenen Gewächſe, welche ſo gar nicht den Eindruck von Schmarotzern hervorrufen, wurden dadurch als Paraſiten entlarvt und erkannt, daß ſie nach dem Verpflanzen gewöhnlich bald eingingen, da ja ihre Nährquelle fehlte. Hinzu kam der Umſtand, daß bei Verſuchen in Töpfen aus dem Samen ſo oft Keimlinge in gewöhnlicher Weiſe entwickelt wurden, dieſelben aber meiſt ſchnell ſtarben, weil ſie eben keine Wirthspflanzen zu ihrer Verfügung hatten.

Die dritte Reihe ſchmarotzender Blüthenpflanzen iſt nach den Ausführungen des Wiener Botanikers im Gegenſatz zu der aus zahlreichen grünbelaubten Santalaceen und Rhinanthaceen gebildeten zweiten Reihe wenig umfangreich. Die hierher gehörenden Arten — wir folgen wieder den Worten unſeres Führers — unterſcheiden ſich von jenen der zweiten Reihe vorzüglich durch den Mangel an Chlorophyll und ſind durchgehends Gewächſe, die unterirdiſch auf den Wurzeln von Bäumen und Sträuchern leben, zahlreiche, tiefe, in der Erde geborgene, dicht beſchuppte, blüthenloſe, ausdauernde Sproſſen entwickeln,

neben dieſen aber alljährlich auch vergängliche und blüthenbeſetzte Stengel an das Licht emporſchieben, welche dort Früchte reifen und nach dem Ausfallen des Samens wieder abſterben.

Als Repräſentant dieſer Gruppe diene die Schuppenwurz (Lathraea Squamaria L.), die in feuchten Wäldern und Gebüſchen hauptſächlich auf Haſelwurzeln ſchmarotzt, aber auch andere Laubhölzer, wie Erlen, Pappeln, Hainbuchen u. ſ. w., ihren Zwecken dienſtbar macht. Die röthlichweiße oder hellpurpurne bis ſchneeweiße Pflanze, die mit weißen Schuppen ſtatt der Blätter bekleidet iſt, mit meiſt tiefpurpurnen Blumenkronen, fällt im März und April ſo manchem Spaziergänger auf, zumal die in nickenden, dichten, einſeitwendigen Trauben ſtehenden Blüthen etwas Ausländiſches an ſich haben und ſich durch die direkt aus dem Erdboden tretenden Blüthenſtengel — die eigentliche, viel verzweigte Achſe bleibt im Erdreiche ſelbſt — in hohem Maße auffällig bemerkbar machen. Auch dadurch iſt dieſes Gewächs merkwürdig und der Beachtung in hohem Maße werth, daß es mit ſeinen Blüthen thieriſche Körper fängt, auflöſt und verdaut. Die Schuppenwurz dürfte in unſeren heimathlichen Gefilden die am früheſten ſich entwickelnde Pflanze ſein, welche den Thierfang ſyſtematiſch betreibt. Da ſie nebenher noch ſchmarotzt, kann man ſie als den Typus hinſtellen, welcher in Deutſchland es am weiteſten in der Kunſt gebracht hat, auf Anderer Koſten zu leben. Um dieſem Zwecke noch weiter förderlich zu ſein, entwickeln die einzelnen Stammſtücke beim Aelterwerden denn auch beſondere Beiwurzeln oder Nebenſenker, welche ſich in benachbarte Theile des Wirthes einbohren, um ſo den Saft des Quartiergebers möglichſt bequem in ihr eigenes Ich hinüberleiten zu können. Man kennt nur vier Arten Schuppenwurze, von denen die bereits erwähnte Europa und Aſien bewohnt, während zwei weitere im Orient bis nach der Krim ihre Heimath haben, und eine letzte auf Weſt- und Südeuropa

beſchränkt iſt. Dieſe letzte Form verdient deshalb hervorgehoben zu werden, weil ſie ihre Saugwarzen bis zur Größe von Linſen ausbildet; derartig umfangreiche Saugwarzen kennt man bei keinem anderen Gewächs, als bei dieſer Lathraea clandestina L.

Eine vierte Reihe der ſchmarotzenden Blüthenpflanzen läßt Kerner von chlorophyllloſen Gewächſen bilden, deren Same einen formloſen Keimling ohne Samenlappen und ohne Würzelchen enthält. Der Same keimt auf der Erde, der Keimling wächſt als ein fadenförmiger Körper in den Boden, heftet ſich dort an die Wurzel einer Wirthspflanze an, drängt ſich in dieſe ein und verwächſt mit derſelben zu einem Knollenſtocke, aus welchem ſich ſpäter blüthentragende Stengel über die Erde erheben.

Eine ganze Familie iſt hier zu nennen, die Orobanchaceen oder Braunſchupper, auch Sommerwurz-Arten genannt. Unſere Flora — denn exempla docent — beherbergt namentlich Vertreter der Gattung Orobanche ſelbſt, die an den verſchiedenſten Gewächſen ihr Schmarotzerthum bethätigt, beſonders aber die Schmetterlingsblüthler und Labiaten bevorzugt.[2] Krautige, mehrjährige Pflanzen ſind als Wirthe in der Regel beliebt, Holzpflanzen nur ausnahmsweiſe. Sind viele Orobanchen und Verwandte auf beſtimmte Nährpflanzen oder gar Pflanzenformen beſchränkt, vermögen ſie nur bei dieſem beſonderen Wirthe ihren Paraſitismus zu entfalten, und gehen ſie zu Grunde, wenn es dem Keimling nicht gelingt, ſich der Wurzel eines ſolchen zu bemächtigen, ſo können andere Sommerwurz-Arten wieder auf den verſchiedenſten Pflanzenwurzeln zur Entwickelung gelangen. v. Bock vermochte z. B. die Orobanche minor als auf achtundfünfzig verſchiedenen Gewächſen ſchmarotzend darzuſtellen, und für Orobanche ramosa, den Hanfwürger und Tabaksfeind, gelang es ihm immerhin noch, fünfunddreißig Wirthspflanzen aufzuzählen.

Die Blüthenfarbe der Orobanchen iſt eine recht verſchiedene;

wir finden ganz dunkle Töne, die an tiefbraun und an den Amethyſt erinnern, andere ſind ſo recht fleiſchfarben, noch andere rein wachsgelb; dazwiſchen ließe ſich noch eine ganze Skala einſchieben mit allerhand Uebergängen. So mannigfaltig dieſe Blüthenfarbe iſt, ſo vielgeſtaltig iſt auch die äußere Form der Braunſchupper, wenn auch im großen und ganzen Blüthenbau wie die Entwickelung ſelbſt übereinſtimmen. Die morphologiſchen Merkmale variiren in ſtarkem Maßſtabe, aber im einzelnen ſind die Abweichungen oft äußerſt gering. So kann es kommen, daß die eine botaniſche Autorität die Zahl der bekannten Orobanche-Species auf hundertachtzig Arten angiebt, während der andere Gelehrte mit der Hälfte auszukommen glaubt und den Reſt auf Varietäten herabdrückt. Das ſüdliche Europa und die Gegenden nach dem Orient zu weiſen die ſtärkſte Entfaltung dieſer intereſſanten Gattung auf, deren einer nordamerikaniſcher Vetter im Gegenſatz zu den endſtändigen Aehren unſerer Arten nur mit einer einzigen Blüthe am Ende des Stengels prangt. Die Größe, zu welcher dieſe Schmarotzer gedeihen können, variirt in ähnlicher Weiſe, wie die Species ſelbſt. Erreichen manche Sommerwurz-Arten, wobei wir die ſo nahe verwandten und oftmals als eine Gattung bezeichneten Orobanche und Phelipaea gemeinſam betrachten, oftmals noch nicht einmal die geringe Höhe von einem halben Fuß, ſo kennen wir namentlich einige in Nordafrika einheimiſche Arten, die im ausgewachſenen Zuſtande ſich wirklich einen halben Meter über den Erdboden erheben; in betreff des Umfanges können wir ſolche finden, die es an Schlankheit mit einem hölzernen Häkelhaken, wie er zu Wollarbeiten Verwendung findet, aufnehmen, während jene Nordafrikaner faſt armdick werden. In der Regel ſind die Braunſchupper einſtengelig, doch kommen auch Veräſtelungen vor.

Als eine Neuheit gegenüber den ſeither betrachteten Schmarotzer-Pflanzen müſſen wir bei den Orobanchen des häufig auftretenden

Wohlgeruches gedenken. Verfaſſer erinnert ſich namentlich am Iſteiner Klotz — in Baden bei Freiburg gelegen — zuerſt durch den Duft, welchen eine Anzahl von Braunſchuppern dort ausſtrömten, auf dieſe Pflanzen aufmerkſam geworden zu ſein, während die Exkurſion hauptſächlich den ſeltenen Orchideen jenes Gebietes galt. Leider liegen noch keine hinreichenden Nachrichten darüber vor, ob ſich dieſer Geruch bei der Mehrzahl der Arten findet, oder auf beſtimmte Vertreter beſchränkt iſt. Die Formen mit ziemlich lebhaften Farben oder gar auffälligen Tönen hätten wohl nicht nothwendig, noch beſondere biologiſche Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, um Inſektenbeſuch zur Befruchtung ihrer Blüthen und Erhaltung ihres Geſchlechtes herbeizuziehen; anders ſteht es in dieſer Hinſicht mit den gelblichbraunen Geſellen, welche nur zu leicht an einen vertrockneten Stengel erinnern. So iſt es gar wohl möglich, daß dieſen Arten, die neben ihren offenen rachenförmigen Blüthen über keine Eigenſchaft verfügen, welche den zur Befruchtung nothwendigen Beſuch von allerlei kriechendem und fliegendem Gethier herbeizuführen geeignet iſt, die Gabe des Duftens verliehen ſei Sehr oft ſucht die Natur die Nachtheile, welche ſich für Blüthen mit unſcheinbarem Ausſehen, ungünſtiger Stellung oder theoretiſch unzweckmäßiger Aufblühezeit für die Befruchtung ergeben, durch andere Vortheile wieder wettzumachen. Das Veilchen, welches im Verborgenen blühet, iſt ja ein Allen wohlbekanntes recht typiſches Beiſpiel; die Mondviole riecht des Abends ſtark nelkenartig, um den Schmetterlingen in der Dämmerung oder der Dunkelheit den Weg zu den honigtragenden Blüthen beſſer zeigen zu können.

Auch auf eine Art von Mimikry wollen wir hinweiſen, welche zwiſchen den Orobanchen und einer Reihe des Chlorophylls entbehrender Orchideen beſteht. Auf welcher Seite die Nachahmung liegt, und welche Abſicht dieſer Anpaſſung zu Grunde

liegt, hat die junge, bisher noch wenig fortgeschrittene biologische Wissenschaft noch nicht zu ergründen vermocht. Thatsache ist aber, daß zum Beispiel das Vogelnest (Neottia nidusavis Rich.) mit seinem einer vertrockneten Pflanze ähnelnden Aussehen oftmals mit einer Orobanche verwechselt worden ist, was bei der merkwürdig gleichen Tracht auch nicht wundernehmen kann. Ebenso leuchtet ein, daß die Mär, das Vogelnest sei ebenso wie die anderen Orchideen ohne die grünen Blätter — ich nenne noch die Korallenwurz (Coralliorrhiza innata R. Br.), den blattlosen Widerbart (Epipogon aphyllus Sw.) und das prächtige violette Limodorum abortivum Tourn., das in Norddeutschland kein Fortkommen mehr hat — zu den Schmarotzern zu zählen, in derselben Mimikry ihren Ursprung hat.

Als weitere Angehörige dieser Reihe haben wir es mit den Balanophoraceen oder Kolbenschossern zu thun, welche hauptsächlich die Urwälder der Aequatorialzone bewohnen, aber auch in Europa einen Vertreter zeigen, den pilzähnlichen Maltapilz, der im Mittelmeergebiet eine gewisse Rolle spielt. Dieses in alter Zeit als Heilmittel hochgeschätzte Cynomorium, auch Hundskolben oder Hundsruthe genannt, liebt den Meeresstrand, die feuchte Luft und den salzgeschwängerten Gischt, der vom Meere über die Strandflora reichlich hinüberspritzt. Der mit eiförmig zugespitzten, ziegeldachartig liegenden Schuppen dicht besetzte, abenteuerlich aussehende Kolben läßt bei der geringsten Verletzung einen blutrothen Saft austreten, welcher beim Eintrocknen einen tiefsatten Ton annimmt, so daß eine gewisse Aehnlichkeit mit frischem Blute und eingetrocknetem Blute nicht von der Hand zu weisen ist. Da man früher vielfach Gleiches mit Gleichem zu heilen gedachte, galt denn der Kolben für ein sicheres Mittel gegen Blutungen, die sofort nach dem Aufbringen eines Stückes des Kolbens oder auch Bedeckung der Wundfläche mit dem getrockneten Safte stehen sollten; der

Name Malteſer-Schwamm war denn in weiten Kreiſen des Volkes bekannt, wobei die Bezeichnung Malteſer wohl daher ſtammte, daß diesmal Malta ein Hauptlieferungspunkt dieſer weithin vertriebenen Handelsware war. An den Geſtaden des Mittelmeeres ſoll ſich der Gebrauch des heimathlichen Heilmittels gegen Blutflüſſe, Mundfäule und Durchfälle noch heutigen Tages bewähren!

Sonſt haben wir es bei den Balanophoreen mit recht verſchieden geſtaltigen Typen zu thun, welche ſich mit ihren vierzig Arten etwa auf 15 Gattungen vertheilen, von denen wir noch einige in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen wollen.

Da iſt zum Beiſpiel das Genus Langsdorffia, welches mit drei Arten im tropiſchen Amerika zu Hauſe iſt, dort aber die kühleren Regionen bewohnt und die heißen Striche meidet. Die häufigſte Species (L. hypogaea oder die unterirdiſche) zeigt namentlich als eine Beſonderheit in ihrem Innern eine Reihe von Gängen, die mit Wachs angefüllt ſind. Die trocken gewordenen Strünke dieſer wunderbaren Pflanze werden deshalb geſammelt, um in ihrem Naturzuſtand eine Verwendung als Kerzen zu finden; freilich iſt es vortheilhafter, das Wachs aus den Schmarotzern auszuſchmelzen und erſt dann Beleuchtungsartikel daraus herzuſtellen. Aeußerlich iſt die Langsdorffia mit einem mehr oder minder ſtark auftretenden Filz bedeckt, und die ſtrunkigen, bisweilen ſchlangenförmigen Aeſte dieſer Paraſiten ſollen vor der Zeit, wo die Blüthenkolben ſich entwickeln, nach der Ausſage von Reiſenden an das mit flaumiger Haut überzogene Geweihe eines Rehes erinnern. Als Wirth der Langsdorffia werden Palmen und Feigenbäume angegeben. Der Blüthenſtand ſelbſt iſt mit dachziegelförmigen Schuppen umgeben, die wachsgelb bis orange auftreten, auch bisweilen röthlich angehaucht ſind, ſo daß eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Immortellen entſteht, namentlich wenn man die großblüthigen Formen vom Kap der guten Hoffnung im Gedächtniß hat.

Weit ſeltener tritt in eben jenen Gegenden die Gattung Scybalium auf, welche an Stelle des ſchlangenförmig verzweigten Strunkes eine klumpige, knollige, öfters unregelmäßig gelappte Verbindung mit der Wirthspflanze beſitzt, wie Ludwig ſich ausdrückt. Bereits die Bezeichnung fungiforme der einen Art zeigt zur Genüge, daß die Geſtaltung ſehr an die eines Pilzes erinnert, wobei die eigentliche Hauptmaſſe der Pflanze bald rundlich, bald ſcheibenförmig auftritt, die Geſtalt einer Fauſt nachahmt oder ſonſtige Körper vortäuſcht. Fruchtblüthen und Staubblüthen treten an verſchiedenen Blüthenſtänden zu Tage, und das Ganze hat zur Zeit des Aufblühens nach Kerner eine unleugbare Aehnlichkeit mit dem Blüthenſtande einer in Frucht übergegangenen Artiſchocke und in einem noch ſpäteren Stadium mit dem eines Hutpilzes.

Ebenfalls ein Bürger Amerikas iſt die Gattung Helosis, deren kolbige, langgeſtielte, zapfenförmige Blüthenſtände ſich ſenkrecht von den Ausläufern erheben, die durch erbſengroße Knollen mit den Wirthspflanzen verwachſen. Man könnte eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Ausläufernetz und den vielfach verzweigten Grundachſen der früher beſchriebenen Lathraea oder Schuppenwurz dem Aeußeren nach herausfinden.

Als Beſonderheit der Helosis mag mitgetheilt werden, daß bei dieſer Pflanze der knollige Bau, von dem die Ausläufer ihren Ausgang nehmen, entweder ſelbſt wieder austreibt und neue Kolben bildet, oder dieſe Arbeit einem anderen Kolben der unterirdiſchen Netze überträgt, während bei den anderen Balanophoreen die einzelnen Stöcke nach dem Fruktifizirungs-Prozeß zu Grunde zu gehen pflegen. Die blühenden Kolben ſind auch hier wieder blut- oder purpurroth, wie denn dieſe Farben bei unſeren Kolbenſchoſſern eine ſtarke Verbreitung aufzuweiſen haben.

Helosis dient in ihrem Vaterlande vielfach als Adſtringens.

Corynaea mag ſich hier anreihen, die von der vorigen Gattung namentlich durch den Mangel jedweder Ausläufer unterſchieden iſt und die Anden Südamerikas, Peru, Ecuador, wie Neugranada bewohnt.

Von der neuen Welt führt uns die eigentliche Gattung Balanophora wieder in die alte zurück, wo Vertreter dieſes Genus im Himalaja-Oſtindien heimiſch ſind, Java, Ceylon, Borneo, die Philippinen u. ſ. w. bewohnen, und ſich bis auf die Comoren auf der Oſtküſte Afrikas hinziehen, wo unſer berühmter und leider ſo früh verſtorbener Afrikaforſcher Hildebrandt die Balanophora Hildebrandtii entdeckte, die ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. Ein anderer Zweig iſt in Neuholland heimiſch, wo Eucalyptus wie Feigenbäume die Wirthspflanzen abgeben, während im Himalaja Eichen, Ahorne und Azaleen unter dieſen Schmarotzern zu leiden haben. Die Reiſenden, welche die erſten Balanophoren auffanden, konnten nicht genug Wunderbares von dieſen Gewächſen erzählen, die Pilzen täuſchend ähnlich ſehen, mit ihnen geſellig zuſammenwachſen, ebenſo fleiſchig ſind und gleicherweiſe des Chlorophylls entbehren; ſind die Hutpilze vielfach bunt gefärbt und ſchillern ſie in allen möglichen Farben, ſo thun es ihnen die Balanophoren in dieſer Hinſicht nach und ſtehen mit ihren rothbraunen, fleiſchfarbigen, purpurnen wie goldgelben Tönen nicht hinter ihnen zurück. So ſchreibt der bekannte Entdeckungsreiſende und Schilderer der javaniſchen Natur, Junghuhn: Da ſtanden ſie da, die räthſelhaften Geſchöpfe, blüthen- und blattlos, in dem ſich die Bildung der Spiralgefäße in einem balanophoriſchen Träger mit der Fruktifikation unvollkommener Hyphomyceten vereinigt.

Man muß aber dieſe abenteuerlichen Geſtalten in einem botaniſchen Muſeum geſehen haben, wie der Knollenſtock bisweilen zu der Größe eines Menſchenkopfes anſchwillt, dann wieder eher einem Korallenſtock ähnelt, um in einem dritten Falle

einem aufgeblaſenen Schirm zu gleichen, deſſen Windungen und Falten ſich der Größe entſprechend vertiefen bezw. heraustreten. Aus dieſen Bildungen heraus treten dann die hutpilzähnlichen Kolben hervor, welche, ähnlich wie die Langsdorffia, vielfach eine wachsähnliche, zähe Maſſe enthalten; dieſe letztere iſt in der auf Java äußerſt verbreiteten B. elongata reichlich enthalten, und das maſſenhafte Vorkommen dieſes Schmarotzers läßt die Leute aus ſeinem Einſammeln ein Gewerbe machen. Bambusſtäbe mit dem gewonnenen Wachs beſtrichen oder in heiß gemachtes und flüßiges Balanophorenwachs eingetaucht, ſollen vortreffliche Fackeln abgeben, denen der Wind ſo leicht nichts anzuhaben vermag.

Mit der bereits beſprochenen Helosis verwandt ſtellt ſich uns die Rhopalocnemis phalloides dar, welche von Java wie dem öſtlichen Himalaja bisher bekannt iſt und auf Feigen, Eichen u. ſ. w. ihre Schmarotzerkünſte treibt, der geographiſchen Verbreitung wegen aber hier folgen mag. Der Knollenſtock dieſes Gewächſes giebt an Größe einem Menſchenſchädel oft nicht viel nach und gewährt einen recht grotesken Anblick, wenn aus dieſem Klumpen die Blüthenzapfen in der Länge von etwa 30 cm und der Dicke von beiläufig 5—6 cm hervorbrechen. Da der Grundſtock fleiſchig iſt und gelblich- bis röthlichbraun ausſchaut, ſo heben ſich dieſe mehr hellbraunen Kolben gut von dem Untergrunde ab.

Welch' eine Fülle von Nahrungsſtoff dazu gehört, um derartig umfangreiche Gebilde, wie wir ſie in den Balanophoren und Rhopalocnemis kennen lernten, zu ernähren und zu erhalten, kann man ſich vorſtellen, und daher auch begreifen, daß dieſe Schmarotzer nur auf den Wurzeln ſtarker Bäume zu leben vermögen oder wenigſtens ſolcher Stämme, in denen ein ſtarker Saftſtrom zirkulirt.

Vermochten wir bei den bisher betrachteten Paraſiten ſtets

mit Sicherheit feſtzuſtellen, wo der Wirth anfing und der Schmarotzer endete, konnten wir in allen Fällen verfolgen, wo das aufſitzende Gewächs ſich angeklammert oder ſeine Saugwarzen in den Wirth verſenkt hatte, ſo tritt uns nun eine Untergruppe der Balanophoreen entgegen, bei der uns dieſes Merkmal vollſtändig in Stich läßt. Die mit Sicherheit noch dem Holze der Nährwurzel angehörenden Zellen beſitzen z. B. punktirte Wandungen. Die unzweifelhaft im ſchmarotzenden Knollenſtocke entſtandenen Bündel zeigen dagegen Zellen, welche netzig-verdickt ſind und bei geringer Vergrößerung wie quergeſtrichelt ausſehen. Dort aber, wo dieſe punktirten und netzig-verdickten Zellen zuſammenkommen, ſind nach Kerner auch Zellen eingeſchaltet, welche weder mit den punktirten der Nährwurzel, noch mit jenen netzig-verdickten der Schmarotzer übereinſtimmen, ſondern eine mittlere Form zeigen. In älteren Knollenſtücken namentlich ſind die zelligen Elemente der beiden daſelbſt verbundenen Pflanzen oftmals derart verſchlungen und durchdrungen, daß es unmöglich wird, eine Grenze zwiſchen beiden anzugeben.

Dieſe Untergruppe wird aus Lophophytum, Ombrophytum und Lathrophytum gebildet, welche ſämtlich im centralen Amerika leben. Namentlich Lophophytum mirabile kommt ſtellenweiſe derart häufig vor, daß der ganze Boden von dieſen Schmarotzern im Urwalde eingenommen zu ſein ſcheint, welcher in der Größe von Form einer Fauſt bis zu einem Manneskopf variirt. Die Blüthen ſitzen in getrennt-rundlichen Köpfchen einer fleiſchigen Spindelart von ſchwärzlich-brauner Farbe; im Verlauf des Aufblühens ſieht man dann die dottergelben bis orangefarbenen Fruchtblüthen und die Staubblüthen in blaßgelber Farbe. Mimoſen bilden durchgehends die Wirthspflanzen.

Eine andere Art von Lophophytum überbietet die vorige Wunderblume in Hinſicht auf die Farbenpracht noch bedeutend; bei dieſem Lophophytum Leandri, das in Braſilien ſeine Hei-

math hat, finden wir eine blaß-violette röthliche Spindel, etwa roth-gelbliche Deckſchuppen, gelbe Fruchtknoten, rothe Griffel und weiße Narben. Da dieſe Töne nun ſelten rein auftreten, ſondern ſtetig etwas variiren und gemiſcht erſcheinen, vermag man ſich ein Bild von der Buntheit dieſes Gewächſes zu machen.

Wie in unſerem Vaterlande ſo manche Blüthen oder ſonſtige Theile von Pflanzen infolge ihres wunderbaren Ausſehens in den Geruch von Heilſamkeit gekommen ſind und ſelbſt in unſerer, ſcheinbar ſo aufgeklärten Zeit noch mannigfaltige Verwerthung im Volke finden, ſo gilt auch von den abenteuerlichen Geſtalten der Lophophytum-Arten ſo manche Sage und ſo mancher Glaube. Die einen Reiſenden berichten uns, daß der heimliche Genuß von blühenden Exemplaren dem Betreffenden die Liebe ſeiner Schönen unfehlbar gewänne, andere Forſcher wollen vernommen haben, daß dieſes Verzehren noch viel weitergehende Fähigkeiten verleihe, daß gerade die Eigenſchaften, welche dieſem wilden oder Nomadenvolke am werthvollſten ſind, als Gewandtheit und Glück, Kraft und Ausdauer beim Jagen wie auf dem Kriegspfad dadurch zu erwerben ſeien.

Könnten wir auch noch manche Verwandte dieſes Lophophytum hier anreihen, welche die neue Welt bevölkern, ſo wollen wir uns doch nun nach dem dunklen Erdtheil wenden, welcher in Bezug auf dieſe Schmarotzer bisher eine recht klägliche Ausbeute geliefert hat. Aber in Bezug auf Merkwürdigkeit kann es die alte Welt mit Amerika und ſeinen Schätzen wohl aufnehmen, was die Paraſiten unſeres Schlages anlangt. Bereits die Bezeichnung Fiſchleichnam deutet auf ein etwas ſonderbares Gewächs hin, das man nach einem Synonym auch Fleiſchpflanze nennt. Der Name ward dieſer Sarcophyte, weil ſie nach faulen Fiſchen riecht, ſonſt aber ſieht ſie einer von der Wurzel emporgewachſenen Weintraube mit warzigen Beeren, auch wohl der allgemein bekannten Fruchtſtaude des in Gärten viel gezogenen

Ricinus ähnlich, nur daß hier wieder die rothe Farbe die bei den Balanophoreen so gewöhnliche Rolle spielt. Mimosen, besonders Akazien, geben die Wirthspflanzen für die Sarcophyten wie zwei andere Schmarotzer im Kaplande ab. Bemerkenswerth für dieses Ungethüm ist, daß sich die Achse seines Blüthenstandes in dicke, wiederholt getheilte fleischige Aeste auflöst, was nach Kerners Ausführungen bei keiner anderen Angehörigen der Gruppe der Balanophoreen der Fall ist.

Man sieht immer wieder, wie so manches dieser Gewächse bei aller Uebereinstimmung in morphologischer und biologischer Beziehung mit seinen Verwandten doch immerhin noch einzelne Besonderheiten entwickelt, wodurch das Studium dieser interessanten Gruppe stets von neuem angefacht wird. Weshalb aber dieser sogenannte Fischleichnam, um den paradoxen Namen noch einmal zu wiederholen, gerade Aeste oder Zweige bildet und warum diese Erscheinung sonst bei diesen Schmarotzern vermißt wird, darüber fehlt bis heute noch jeder Fingerzeig, ja auch nur jede Vermuthung.

Das nämliche Südafrika bewohnen zwei weitere Parasiten (Hydnora africana und triceps), welche im fernen Brasilien einen Vetter aufzuweisen haben, und sich ebenfalls durch einen unangenehmen Aasgeruch bemerklich machen. Die Blüthenknospen zeigen anfangs eine Kugelgestalt, um dann allmählich sich derart auszuwachsen, daß man glaubt, eine Riesenfeige oder eine ungefüge Keule vor sich zu haben. Da kein Deckblatt, keine Deckschuppe oder ein irgendwie ähnliches Gebilde zu sehen ist, wird dieser Eindruck noch wesentlich erhöht.

Von dieser vierten Reihe schmarotzender Blüthenpflanzen kommen wir zu den Rafflesiaceen, welche — um uns wieder an Kerner anzulehnen — sich in ihrem allgemeinen Ansehen, sowie auch durch den Mangel an Chlorophyll und den ungegliederten, nur aus Zellen bestehenden Keimling an die Balanophoreen und

Hydnoreen anſchließen, in früherer Zeit auch mit ihnen unter dem Namen Rhizantheen zuſammengefaßt wurden, aber mit Rückſicht auf ihren eigenthümlichen Blüthen- und Fruchtbau jetzt als eine beſondere Familie betrachtet werden.

Bei den Raffleſiaceen bildet der Keimling unter der Rinde einen Hohlcylinder, der den Holzkörper der Wurzel oder den Stamm der Wirthspflanze umwuchert, ohne knollenförmige Bildungen hervorzubringen, wie wir ſie bei den Balanophoreen wiederholt Gelegenheit zu ſchildern hatten. Die Rinde der Wirthspflanze wird ſtets nur da zerſtört, wo ſie der Keimling beim Eindringen durchbohrt hat, oder dort, wo in ſpäterer Zeit die Blüthen hervorgebrochen ſind.

Eine Anzahl der Raffleſien oder Rieſenblumen — auch Wunderblumen wäre recht geeignet — ſtehen in einem intimen Verhältniß zu den Elephanten, welche namentlich ihre Weiterverbreitung und das Ausſtreuen des Samens beſorgen. Das Vorkommen mancher Raffleſien kann man deshalb ſtets mit Standorten oder Lieblingspfaden dieſer Dickhäuter in Verbindung bringen, welche die Früchte dieſer Schmarotzer mit ihren koloſſalen Füßen zerſtampfen und die in eine Art breiiger Fruchtmaſſe eingebetteten Samen von ziemlich kleiner Geſtalt weiter befördern.

Hafteten dieſe Vertreter am Boden und ſchmarotzten hauptſächlich auf Wurzeln von Cissus u. ſ. w., ſo zeigen andere Arten einen Zug in die Höhe, ſie bevorzugen Baumzweige und luftige Lianen, weshalb ſie Beerenfrüchte ausbilden, die von Affen oder ſonſtigem Gethier verſpeiſt und vertragen werden, da ſie den Darmkanal ſtets ohne jeden Schaden paſſiren. Eine dritte Gruppe endlich zeitigt klebrige Samen, um mit Hülfe dieſer zähflüſſigen Maſſe ſich an ein vorbeiſtreifendes Thier haften zu können und ſo im ſtande zu ſein, für ihre Weiterverbreitung zu ſorgen.

Bleiben wir einmal zunächſt bei der erſten Gruppe der Raffleſiaceen, ſo finden wir in ihr die größte Blüthe, welche bisher überhaupt entdeckt iſt und in ihrem natürlichen Standorte einen geradezu überwältigenden Eindruck hervorrufen muß. Die auf Sumatra wachſende Rafflesia Arnoldi bildet eine Blüthe aus, welche 90 cm bis 1 m im Durchmeſſer aufweiſt, die Kleinigkeit von etwa 5 bis 8 kg wiegt und gegen 4 Liter Waſſer in ſich aufzunehmen im ſtande iſt. Der Entdecker Arnold giebt eine höchſt eingehende Beſchreibung dieſes Naturwunders, welche man zuerſt als reichlich übertrieben anſah, bis andere Forſchungsreiſende ihren Inhalt vollauf beſtätigten. Dieſe Rieſenblume — man findet ſie in botaniſchen Muſeen wohl täuſchend in Wachs nachgemacht — gleicht vor dem Entfalten ihrer Blüthe etwa einem ungeheuren Weißkohlkopf, um nach dem Aufblühen eine fleiſchrothe Farbe anzunehmen, die allmählich in einen ſchwarzbraunen Ton übergeht. Iſt der Anblick dieſer, einem Rieſenvergißmeinnicht in der Form nicht unähnlichen Blüthe, großartig, ſo werden die Geruchsnerven in gleicher Weiſe wie die Sehnerven ſtrapazirt, denn einen ähnlichen Aasgeruch ſoll man kaum kennen. Freilich hat dieſer Duft das Gute, daß die Beſtäubungs-Vermittler mit unfehlbarer Sicherheit herbeigezogen werden; ob aber dieſelben — was für Arten dafür in Betracht kommen, ſcheint noch nicht feſtgeſtellt zu ſein — über ein derart ſchlechtes Geruchsvermögen verfügen, daß ein ſolcher Aufwand von Odeur nothwendig iſt, mag dahingeſtellt bleiben. Wird doch ſogar berichtet, die Fliegen ließen ſich von dem Höllengeſtank beeinfluſſen, glaubten ein verweſendes Stück Fleiſch vor ſich zu haben und legten ihre Eier in all' die Blüthenpracht und den Greuelgeſtank! Si non è vero, è ben trováto.

Vier andere Raffleſien kennt man noch von den Inſeln des indiſchen Oceans, doch kommt an Größe keine der Arnoldi

gleich, wenn auch zum Beiſpiel die Rafflesia Padma immerhin noch Blüthen von reichlich ½ m Durchmeſſer entfaltet.

Im Gegenſatz zu dieſen Rieſen im Pflanzenreiche oder richtiger Blüthenreiche ſind die Blüthen von Apodanthes und Pilostyles, welche wieder Angehörige des tropiſchen Amerikas ſind, durchgehends klein, und Kerner vergleicht ſie mit der Größe der Flieder-, Jasmin- oder Wintergrün-Blüthen.

Der Keimling erzeugt bei dieſen Gewächſen unter der Rinde feinfädige einfache oder verzweigte, ſich auch zuweilen netzförmig verbindende Vegetationskörper, welche mit den Mycelien der Hutpilze die größte Aehnlichkeit haben. Bei dem erſten Antreffen dieſer Bildungen glaubte man es denn auch mit echten Pilzen zu thun zu haben, bis ſich ſpäter der Irrthum herausſtellte.

Dieſe Reihe unſerer Schmarotzer führt uns denn auch wieder einmal in unſeren Heimathserdtheil, wenn der Hypociſt (Cytinus Hypocistis), auch nur ſeinen ſüdlichſten Gürtel, ſo weit das mittelländiſche Florengebiet in Frage kommt, bewohnt.

Während das Sonnenröslein (Helianthemum) im Norden Europas kaum eine Rolle ſpielt, und mit wenigen Arten mehr ein erbärmliches Daſein friſtet, entfaltet ſich in der Mittelmeer-Flora die ganze Ueppigkeit dieſes Geſchlechts, die bei uns kaum einmal 30 cm Höhe überſchreitenden Arten weichen Verwandten, die impoſante Büſche bilden und in einer Art die Wappenblume Spaniens lieferten. Dieſe Ciſtenroſen bilden die Wirthspflanzen des Hypociſts, der ſich namentlich dort recht zahlreich entwickelt, wo die Wurzeln der Helianthema und Cisti nur ſchwach unter Flugſand verborgen ſind oder ganz bloß liegen.

Als eine ſonſt ziemlich ſeltene Farbenzuſammenſtellung im Pflanzenreiche, wenn wir von den Früchten, wie den Aepfeln beiſpielsweiſe, oder einzelnen Fällen wie den purpurwolligen

Staubfäden mit den gelben Blumenkronen ſo mancher Königskerzen u. ſ. w. abſehen wollen, treffen wir bei dem Cytinus ſcharlachrothe ſchuppenartige Deckblätter und gelbe Blüthen, wobei das Gelb im friſchen Zuſtande, namentlich im Beginn des Blüthenſtadiums, noch recht ſichtbar iſt, während Herbar-Exemplare nur ſtets einen dunkelrothen Ton erkennen laſſen. Ein Extrakt aus dieſem Schmarotzer dient an den Geſtaden des mittelländiſchen Meeres von Alters her der Medicin, der Saft ſchmeckt ſäuerlich, herb, etwas zuſammenziehend, doch ſcheint ihm trotz ſeines noch heutigentages vielfachen Gebrauches kein beſonderes Heilvermögen innezuwohnen; die betreffenden Schriftſteller gehen wenigſtens über allgemeine Redensarten nicht viel heraus, während in der Regel eine ganze Reihe von Krankheiten und Gebrechen bei derlei Volksheilmitteln aufgezählt zu werden pflegt.

Eine beſſere Verwendung finden ſicher die jung hervorſproſſenden Pflanzen, wenn ſie wie Spargel zubereitet, verſpeiſt werden, eine Notiz, die ſich in Hermann Karſtens Flora findet.

Die Gattung Cytinus beſitzt noch eine Verwandte am Kap der guten Hoffnung und zwei weitere Arten in Mexiko, was der Vollſtändigkeit halber hier noch mitgetheilt ſei, wobei natürlich andere Wirthspflanzen als unſere Ciſtroſen in Frage kommen. Beſondere Abweichungen laſſen ſich von dieſen Gewächſen nicht beibringen.

Die ſechste und zugleich letzte Reihe der ſchmarotzenden Blüthenpflanzen umfaßt Uebergewächſe von buſchigem Ausſehen mit vielgabelig verzweigten Aeſten, grüner Rinde, grünen Blättern und beerenartigen Früchten, deren große Samen unmittelbar auf den Aeſten und Zweigen jener Bäume keimen, welche ihnen als Wirthspflanzen einen Theil der Nahrung abtreten müſſen.

Dieſe Paraſitengruppe entnimmt dem Wirthe im Gegenſatze zu den früher beſprochenen Reihen nur die rohe, noch nicht

aſſimilirte Nahrung; ſie enthalten in ihren Hauſtorien nur Xylemelemente zur Leitung der Mineralſtoffe, während bisher ſtets auch Siebröhren zur Fortſchaffung der Aſſimilate in den Saugwarzen vorhanden waren.

Hier kommen wir denn zu dem Schmarotzer, welcher wohl unſeren Leſern am meiſten bekannt ſein dürfte, zu der Miſtel, dem heiligen Kreuzholz oder wie ſonſt die landläufigen Benennungen dieſer weitverbreiteten Pflanze heißen mögen.

Man kennt etwa dreißig Arten dieſer Gattung, von denen freilich nur die weiße Miſtel in Deutſchland vorkommt. Als Eigenthümlichkeit ſei hervorgehoben, daß man eine Miſtelart ſogar auf anderen Paraſiten — auf ſpäter zu beſprechenden Loranthaceen — ſchmarotzend gefunden hat.

Unſere Miſtel ſchmarotzt auf Laub- wie Nadelbäumen und ſcheint, je nach den jeweiligen Gegenden, bald den Baum und bald einen andern zu bevorzugen und bald ſolche zu verſchmähen, auf denen ſie anderwärts vielfach wächſt. Immerhin kann man aber wohl behaupten, daß ſie hauptſächlich Aepfel- und Birnbäume, wie Schwarzpappel bevorzuge, dann die Nadelhölzer, Tannen und Fichten heimſuche, während das Vorkommen auf Eichen als eine Seltenheit zu betrachten iſt. Es wäre ſchwer, alle die Bäume oder ſelbſt Sträucher aufzuzählen, auf denen einmal ein Viscum angetroffen wurde, doch ſeien zur Vervollſtändigung noch genannt: Weiden, Birken, Linden, Ebereſche, Eſchen, Weißdorn, Miſpeln, Mandelbäume, Robinien, Ulmen, Walnuß, Ahorn, Roſen, Weinreben. Scheinbar gänzlich gemieden werden von der Miſtel Birken, Buchen und Platanen, ein Umſtand, welcher mit dem Bau der Rinde dieſer Bäume in einem bisher unbekannten Zuſammenhang ſtehen muß.

Die Miſtelbüſche erreichen bisweilen eine ſtarke Ausdehnung und man hat deren von 4 m Umfang beobachtet. Da dieſe gegabelten Zweige mit den lederartigen Blättern beſonders

im Winter auf den dürren Aeſten der Bäume hervortreten, eignet ſich dieſe Jahreszeit beſonders dazu, ſie aufzuſpüren. Man wird erſtaunt ſein, wie häufig man dieſem Schmarotzer in den Waldungen begegnet, wenn man nur erſt etwas auf die eigenthümliche Erſcheinung dieſes Paraſiten hat achten lernen.

Allerhand Vogelzeug, vor allem aber die Droſſeln, ſtellen den Beeren eifrig nach, und bewirken durch die Ablage der unverdauten Samen mit ihrem zähflüſſigen Koth die Weiterverbreitung der Miſtel, wodurch ſich auch die Erſcheinung erklärt, daß die Schmarotzerbüſche ſeitwärts und unterwärts aus den Zweigen der Wirthe hervorſprießen. Die narkotiſch-giftigen Beeren waren als zertheilend erweichendes, ſchwach ziehendes Mittel früher officinell, ſind jetzt aber aus dem Arzneiſchatz geſtrichen. Deſto größere Vorliebe zeigt aber der Vogelſteller für die Beeren mit dem zähen ſchleimigen Fleiſch, aus dem er den Vogelleim bereitet, obwohl wir auch die Anſicht vertreten finden, daß nur Loranthus-Beeren ſich dazu eigneten.

Hat ein Miſtelſame an einem Aſt gekeimt, ſo breitet er ſich dort zu einem flachen Gebilde an der Rinde aus und haftet ſo mit einer Art Scheibe feſt. Von dort dringen dann ſogenannte Senker bis zum Holzkörper vor, ohne ihn ſelbſt zu verletzen. Es findet vielmehr von dem Holze ſelbſt eine Reaktion ſtatt, und das zweite Jahr ſieht man den Senker von der Holzmaſſe ſelbſt umwachſen und umwallt, wie etwa ein Nagel in einem Baumſtamme von der Rinde vollſtändig überzogen wird. Vollſtändig ſtimmt der Vergleich freilich nicht, denn der Senker hebt ſich ſtets durch das Einſchieben von Zellreihen von ſeiner Baſis in eben dem Maße, wie ihn die Holzmaſſe zu begraben ſtrebt, er wird ſcheinbar wachſen, wehrt ſich aber nur, um die einmal erfaßte Poſition zu behaupten.

Die hypertrophiſche Wucherung des Nährholzes iſt nach Friedrich Johows Mittheilungen an der Anſatzſtelle zuweilen

recht bedeutend und macht ſich äußerlich in knolligen Anſchwellungen oder unregelmäßigen Protuberanzen bemerkbar, die im Volksmunde die Bezeichnung Holzroſen führen.

Ab und zu wachſen wohl auch an Stellen, wo Markſtrahlen an der unteren Fläche des Senkers münden, kurze Gewebefortſätze von dieſem aus in den Holzkörper hinein, der Regel nach aber verſchont der Senker den Holzkörper.

Der Theil des Senkers, welcher immer an der äußeren Grenze des als Nährboden dienenden Aſtholzes an der inneren Rindenſeite ſich befindet, ſchreitet dann im Verlaufe der nächſten Jahre zu der Ausbildung von allerlei Ausläufern, welche der Botaniker Rindenwurzeln nennt. Letztere laufen ſtets mit dem Zweig oder Aſt der Länge nach parallel, ſo daß ſie ſich ſelbſt niemals berühren oder ein netzähnliches Zuſammenwirken hervorbringen könnten. Jede Spitze ſendet dann von Neuem Senker bis zum Holze vor, worauf ſich das geſchilderte Spiel wiederholt.

Dieſe Gliederung des inneren Baues hält in der Regel auch mit der äußeren Entwickelung ziemlich Schritt. Kann die Miſtel ihrem jeweiligen Wirthe reichliche Mengen von Nahrung entziehen, ohne ihn gerade in zu hohem Maße zu ſchädigen, wie es zum Beiſpiel bei der ſaftreichen Pappel der Fall iſt, ſo treibt ſie nach außen kräftige Büſche in größter Ueppigkeit; fließt der Saft nur ſparſam, wird durch die Senker nur wenig Nahrung geſpendet, ſo kommt es nur zur Entfaltung kleiner niedriger Büſchel. In dem erſteren Falle ſucht die Miſtel dann auch den etwaigen Ueberfluß ſofort zweckmäßig zu verwerthen, und es entſpringen auch von den Rindenwurzeln Brutknoſpen, welche zu neuen Miſtelausſchlägen Veranlaſſung geben.

Kerner vergleicht dieſe Ausſchläge in der Wurzelbrut, welche aus den unter der Erde hinkriechenden Wurzeln der Zitterpappel heranwächſt, und es iſt dieſer Vergleich um ſo zutreffender, als

der Ausſchlag von Wurzelbrutknoſpen bei der Miſtel durch das Abſchneiden des Miſtelbuſches gerade ſo befördert wird, wie bei den Zitterpappeln das Heranwachſen von ſolchem Wurzelausſchlage durch das Fällen der Bäume, welchen jene Wurzeln angehören.

Man wird überhaupt bei der Miſtel leicht an die lernäiſche Hydra erinnert, deren von Herkules abgeſchlagene Köpfe ſich ſofort in der Zweizahl auf den ſoeben vom Haupte entblößten Rumpfe erhoben; denn das Abbrechen eines auf einem Aſte ſchmarotzenden Viscum-Buſches befreit nicht etwa den Zweig von einen Paraſiten, ſondern das Vorgehen giebt dieſen ſogar Veranlaſſung, ſich an verſchiedenen Stellen zu erheben, denn an zahlreichen Punkten entſtehen jetzt aus den Rindenwurzeln Wurzelausſchläge in der vorhin geſchilderten Art und ſtatt der einen Miſtelpflanze raubt nun eine Reihe dieſer Gewächſe dem Baum ihren Lebensunterhalt. Man kennt Baumſtämme in Deutſchland, welche reichlich dreißig große und vielleicht die doppelte Anzahl kleiner Miſtelbüſche tragen, ſo daß man im Winter kaum das eigentliche Baumlaub vermißt, da überall ſich die gelblichen Spreiten des Viscum hervordrängen.

Unſere Miſtel vermag ein ziemliches Alter zu erreichen, und wenn wir auch nicht genau über die höchſte Spanne Zeit wiſſenſchaftlich unterrichtet ſind, ſo haben doch Holzſtücke gezeigt, daß vierzig Jahresringe um die Senker herumgewallt waren, was vierzig Jahren Lebensdauer zum mindeſten entſpricht.

Daß die Miſtel einen beſonderen Ruf beſitzt, daß ſie im Kultus mancher Völker eine beſondere Rolle geſpielt hat und zum Theil noch heute ſpielt, daß mit ihr eigenthümliche Gebräuche verbunden ſind, dürfte zum Theil bekannt ſein. Wir haben ja im Laufe unſerer Abhandlung wiederholt die Wahrnehmung gemacht, daß alle abenteuerlich ausſehenden Pflanzen leicht dazu reizen, ihnen hervorragende Eigenſchaften anzudichten.

Es wird zum Beiſpiel berichtet, die Gabelzweige der Miſtel mit ihrer goldgrünen Rinde und den lederartigen Blättern ſeien die alten Wünſchelruthen geweſen, denen Nichts widerſtand; die Haſelgerte ſei erſt bedeutend ſpäter zu dieſem Zwecke in Anwendung gekommen, habe aber in der Form ſich wenigſtens an ihr Vorbild angelehnt, und noch heute muß eine rechte und echte Wünſchelruthe deshalb gegabelt ſein. Bereits in der Aeneide muß der gefeierte Held im Walde den „wie die Miſtel im winterlichen Wald“ ſchimmernden hervorragenden Zweig zu ergattern ſuchen, damit ſich ihm die Pforten der Unterwelt öffnen.

Theophraſt macht in ſeinen botaniſchen Werken die Bemerkung, die Behauptung, daß einige Samen in der Erde nicht keimen könnten, ſcheine wunderbar und faſt unglaublich. Jedenfalls iſt es ein Wunder, daß dieſe Pflanzen, welche doch eine tüchtige Frucht beſitzen, durchaus nicht in der Erde keimen. Ob nun dieſe Notiz auf die Miſtel oder die demnächſt zu beſprechenden Verwandten zu beziehen ſei, iſt dabei gleichgültig; man muß wenigſtens annehmen, daß dem alten Schriftſteller bereits etwas von dieſen Baumſchmarotzern zu Ohren gekommen ſei.

Auch Homer kennt die Miſtel und ihre Gabe, zum Reichthum zu verhelfen, ja er dichtet der Pflanze auch die Fähigkeit an, Schlummer herbeizuführen und ſelbſt Todte zu erwecken. Wie der letztere Vorgang ſich abſpielen ſoll, welche Beſonderheiten dazu nothwendig ſeien, erfahren wir leider nicht, ſo daß es wohl mehr auf ein Epitheton ornans, eine allgemeine Ausſchmückung herausläuft, als auf eine reale Grundlage.

Die Edda beſchäftigt ſich wiederholt mit dem Miſtilteinn, welcher in der Hand des Wintergottes die Geſtalt des Sonnen- und Sommergottes darniederſtreckt und zum Weichen zwingt. Da die Miſtel gerade zur Winterszeit recht ſichtbar wird, da ſie

dann nicht mehr von dem Laube ihrer Wirthspflanze verdeckt iſt, ſo erſcheint nur natürlich, daß dieſe Pflanze, welche auch im Schnee und Eiſe ihre immer-grünlich-gelblichen Blattſpreiten behält, dem Vertreter der rauhen Jahreszeit als ſtändige Begleiterin gegeben wurde.

Ebenſo iſt es zu verſtehen, daß die Kelten und wohl auch die Germanen am Neujahrstage die Miſtelbüſche ſammelten und um die Jahreswende mit dieſen, allein an die grüne Natur erinnernden Stücken, ihre Häuſer und ihre Wohnungen ſchmückten; es galt, dem kommenden Frühjahr an der Jahresſchwelle gewiſſermaßen ein Willkommen zuzurufen. In einigen Theilen Frankreichs ſoll ſich dieſer Gebrauch noch heutigentags erhalten haben, und Kinder ſuchen mit dem Miſtelzweig in der Hand Haus bei Haus ab, um erſt nach Empfang von allerhand Gaben die Stätte wieder zu verlaſſen.

In England hat ſich die Sitte auf die Weihnachtstage ſelbſt zurück datirt; in Großbritannien giebt es wohl um dieſe Zeit kein Wohnhaus, in dem nicht Miſtelzweige anzutreffen wären, wie denn dieſe Pflanze auf den dort zum Chriſtfeſt in großen Mengen verſandten Gratulationskarten — ein Gegenſtück zu unſeren Neujahrswünſchen — eine recht erhebliche Rolle ſpielt.

Ein naher Verwandter der weißen Miſtel ſchmarotzt namentlich auf Wachholderbüſchen des Mittelmeergebietes, doch wollen manche Botaniker ihn auch zu einer eigenen Gattung Arceutholobium erheben. Jedenfalls fällt uns bei der Betrachtung dieſes Gewächſes auf, daß wir ſtatt der breiten Spreiten des uns geläufigen Schmarotzers nur kleine Schuppen antreffen, daß die Holzentwickelung fehlt und wir es ſtatt ihrer mit krautartigen Gebilden zu thun haben, und daß die Früchte blau und länglich, aber faſt ganz ſaftlos ſind.

Derſelben Familie angehörend vollendet die Riemenblume das europäiſche Dreiblatt dieſes Conſortiums. Dieſer Loran-

thus europaeus L. wagt ſich kaum nach Mitteleuropa noch hinein, Böhmen, Mähren bildet mit einem Standort im Königreich Sachſen die nördlichſte Grenze ſeines Vorkommens. Eichen- und Kaſtanienbäume bilden ſeine Wirthe und laſſen ihm derart viel Nahrung zukommen, daß ſeine Stücke zu reinen Gebüſchen auf den Bäumen werden. Die Riemenblume bildet wie die Miſtel Holzſtämme aus, welche bis zu 5 cm Stärke erreichen; ein nahezu hundertjähriger Buſch von Loranthus ſoll z. B. eine Höhe von 1,7 m und beinahe 6 m Umfang erreicht haben, wobei das Eichenholz ſelbſt noch um den eigentlichen Schmarotzer herum eine Wucherung von 7 cm geleiſtet hatte. Es iſt überhaupt merkwürdig, wie dieſe Loranthus-Büſche faſt durchgehends in einem ſolchen Wall ſtehen, welcher ſie ähnlich wie der Eichelnapf die Eichel umgiebt.

Die Berührungsfläche des Eichenholzes bezw. Kaſtanienholzes mit der Loranthus-Wurzel kann man mit einer Treppe vergleichen, deren unterſte Stufe die Baſis bildet, und deren oberſte die Spitze der Wurzel darſtellt. Da die Schmarotzerwurzel eine dunklere Färbung als ſelbſt das Eichenholz aufweiſt, läßt ſich der Zuſammenhang auf Schnitten prächtig verfolgen.

Vermag Europa nur mit der einen Art der Riemenblume aufzuwarten, ſo entfaltet ſich die Gattung in wärmeren Ländern zu ungeahnter Entwickelung. Wir kennen jetzt weit über dreihundert Arten aus dieſem Genus, und die neuen Entdeckungen auf den Forſchungsreiſen laſſen den Schluß als berechtigt erſcheinen, daß wir wahrſcheinlich noch eine große Zahl Neuigkeiten zu erwarten haben.

In ähnlicher Weiſe müſſen wir das Viscum album nur für einen verſprengten Flüchtling halten, das Centrum der Gattung hält ſich wieder an die Aequatorialzone. Loranthus wie Viscum ſind die reinen Weltbürger, ſie bewohnen alle fünf Erdtheile.

Weiterhin müßten wir hier von den anderen Loranthaceen-Gattungen reden, denn die gesamte Familie gehört zu den Schmarotzern. Da aber die beiden großen Genera Viscum und Loranthus genannt sind, glaube ich den Rest mit dem einfachen Hinweis ihrer Existenz abthun zu können, zumal keine Besonderheiten zu melden sind, welche z. B. die Balanophoreen im Einzelnen so interessant machen.

Sind wir in den vorstehenden Zeilen Anton von Kerner in den Hauptzügen gefolgt, so wollen wir noch eine andere Eintheilung mittheilen, welche Friedrich Johow vorschlägt, um die biologischen Eigenthümlichkeiten, sowie den Bau ihrer Vegetationsorgane geordnet betrachten zu können. Das Natürlichste erscheint letztgenanntem Forscher deshalb, die Eintheilung der gesamten Schmarotzergruppe auf phylegenetischen Gesichtspunkten zu basiren.

Alle von organischer Nahrung lebenden Pflanzen, seien sie nun Schmarotzer, Fäulnißbewohner oder Insektenfresser, sind nämlich unzweifelhaft als Hysterophyten zu betrachten, das heißt als Abkömmlinge autotropher Pflanzen, von denen sie sich durch die Gewöhnung an den anomalen Ernährungsmodus und damit Hand in Hand gehende Umgestaltung ihrer Vegetations-Organe entfernt haben. Unter den autotrophen Pflanzen unterscheidet man nun leicht folgende, durch die Wachsverhältnisse und das Vegetationsmedium charakterisirte biologischen Gruppen: Wasserpflanzen, Epiphyten (oder Luftpflanzen) und aufrechte oder klimmende Bodenpflanzen. Beziehungen zu diesen Gruppen glaubt Johow nun bei der Mehrzahl der phanerogamen Blüthenpflanzen deutlich zu erkennen. Durchmustert man die Reihen derselben, so finden wir erstens, daß die meisten parasitischen Santalaceen, manche Loranthaceen, alle Rhinantheen wie Orobancheen aufrechte Bodenbewohner sind, die sich, wie ihre systematischen Verwandtschaftsbeziehungen zeigen, aus gewöhnlichen

autotrophen Bodenpflanzen entwickelt haben. Die Lauraceen-Gattung Cassytha, wie die Cuscuteen sind zweitens Schlinggewächse, deren Herkunft von autotrophen Schlingpflanzen sicher nicht zu bezweifeln ist. Die Mehrzahl der Loranthaceen und einige Gattungen der Santalaceen sind ferner Baumbewohner, die sich von den gewöhnlichen Epiphyten nur durch ihre parasitische Verbindung mit der Wirthspflanze, wenn auch deutlich und markant, unterscheiden. Viertens und letztens sind die einzigen parasitischen Phanerogamen, welche heute keinerlei Analogie und keine Verwandtschaft mit einer autotrophen Gruppe mehr erkennen lassen, die Balanophoreen und Cytinaceen; da sich dieselben aber gemeinschaftlich sehr gut durch ihren pilzähnlichen Habitus charakterisiren, vereinigt sie Johow vorläufig unter Benutzung dieses Merkmales zu einer besonderen vierten Gruppe. Da wissenschaftlich bekanntlich fremdsprachliche Bezeichnungen in der Regel eine viel genauere Präcisirung erlauben, schlägt Johow vor, diese vier Klassen oder Gruppen euphytoide, lianoide, epiphytoide und fungoide Parasiten zu taufen.

Zu den euphytoiden Schmarotzern rechnet derselbe Gelehrte in seinen weiteren Ausführungen etwa 400 bekannte Arten, welche sich auf etwa 35 Gattungen und 5 Familien vertheilen. Wie bereits aus den früheren Zeilen erhellt, participirt Deutschland im großen und ganzen ziemlich bedeutend an dieser Gesellschaft, da Orobanchen und die mancherlei Rhinantheen mit Thesium in unserer Heimath vorwiegend verbreitet sind. Der Habitus ist durchgehends der gewöhnlicher Bodenpflanzen.

Zu den Epiphytoiden gehören etwa 500 Loranthaceen, sowie 15—18 in den antarktischen Gegenden Südamerikas wachsende Santalaceen. Der Mehrzahl nach haben wir es hier mit aufrechten Sträuchern zu thun, doch kommen auch klimmende Loranthus-Arten vor und Arceutholobium, bereits früher als krautig geschildert.

(881)

Lianoid wachſen nur zwei Genera, die Cuscuta mit ihren etwa 30 Arten und Cassytha, deren Species in der Höhe von etwa 20 ſämtlich zu den Exoten zählen.

Die Seidenarten werden jedem Leſer aus unſerer Beſchreibung wohl noch hinlänglich im Gedächtniß haften, ſo daß auch bei dieſer Gruppe Europa nicht zu kurz kommt.

Die Gruppe der fungoiden Schmarotzer umfaßt die Familie der Balanophoraceen und Cytinaceen, wenn man letztere überhaupt als eine beſondere Familie gelten laſſen will. Die Balanophoraceen werden in 19 Gattungen mit einigen 30 Arten eingetheilt, von denen wir ja einen Bruchtheil vorführen konnten. Die zweite Reihe der Fungoiden ſetzt ſich aus 7—8 Genera und der reichlich dreifachen Ziffer an Species zuſammen.

Konnten wir bei den bisherigen Schilderungen auch hin und wieder einige Worte über die Verbreitung der einzelnen Schmarotzer einfließen laſſen, ſo mußten doch dieſe pflanzengeographiſchen Notizen gegen die Morphologie und Biologie zurücktreten.

Wir wollen aber zum Schluß an der Hand des kundigen Liebe uns wenigſtens mit einigen dieſer Familien noch näher in dieſer Hinſicht beſchäftigen und verſuchen, dem Leſer auch ein Bild der räumlichen Vertheilung ziffernmäßig zu entrollen, wenn auch zugegeben werden ſoll, daß die Zahlen ſich ſeit der Abfaſſung der Liebe'ſchen Art zum Theil im einzelnen vermehrt oder verſchoben haben; der Haupteindruck iſt aber heute noch derſelbe, und ob wir jetzt 20 Loranthus-Species in Afrika zählen oder 22, das ändert im großen und ganzen nichts.

Liebe ſtellte z. B. eine Tabelle auf, aus der hervorgeht, daß von den 13 Gattungen und 250 Arten der Loranthaceen, welche er kannte oder berückſichtigte, 9 Genera mit 258 Species auf Amerika fielen, während Aſien 6 mit 173 beherbergte, Auſtralien über 4 und 34 verfügte und Afrika mit 2 Gattungen

und 34 Arten betheiligt war; Europa bewohnten 3 Gattungen, denen er 5 Arten zuertheilte.

Im speciellen wachsen von den 258 amerikanischen Arten allein in der Aequatorialzone 160 Species, die reine Tropenzone konnte nur 30 aufweisen. Der subtropischen Zone waren 38 Formen eigen, 10 verstiegen sich in die nördlich wärmere gemäßigte Zone, 8 gehörten der südlich wärmeren und kälteren Zone an. Bei 12 Arten versagte die Geographie.

2 der 9 Gattungen Amerikas kommen nur in der dortigen Aequatorialzone vor. Am stärksten tritt Loranthus auf, nämlich mit 168 Angehörigen, dem sich Viscum mit 67 anreiht.

Für Asien zeigt sich im allgemeinen dasselbe Verhältniß in der Verbreitung der Arten, wie in der neuen Welt, insofern sich das Gros mit 152 zwischen den Wendekreisen findet. Loranthus ist wieder der Matador, er stellt 134 Arten ins Feld, denen Viscum nur 33 anzureihen vermag, 2 Gattungen sind abermals der Aequatorialzone eigenthümlich.

Afrika begnügt sich vollständig mit den beiden Gattungen Loranthus und den Misteln. Das Kap der guten Hoffnung verfügt allein über 3 Riemenblumen und 9 Visca von den 34 Vertretern der Schmarotzer. 22 Species haben ihre Heimath zwischen den Wendekreisen.

Neuholland besitzt 4 Gattungen, zu denen Loranthus 27 und Viscum 3 Formen beisteuert.

Die Fünfspecieszahl bei Europa ist nur auf eine andere Art-Eintheilung zurückzuführen; wir betrachten die Formenkreise heute anders und kommen so wieder auf die Dreizahl, welche in den Schilderungen erwähnt ist.

Fassen wir die berüchtigten Seidenarten einmal etwas in betreff ihrer geographischen Verbreitung ins Auge, so finden sich nach den Angaben ihres bekannten Monographen Engel-

mann von 77 Species 44 in der neuen Welt, 23 in Asien, 13 in Afrika, während zum Glücke unserer Landleute Europa nur 9 aufzuweisen hat und Australien es auf 7 Vertreter bringt. Amerika muß wohl als der Entstehungsort dieser Gattung aufgefaßt werden, denn allein 39 von jenen 44 Formen sind außerhalb der neuen Welt nirgends aufgetreten; bei Asien ist etwa die Hälfte auf diesen Erdtheil beschränkt, ein Verhältniß, das bei Afrika sich wiederholt. Wir besitzen keine uns eigenthümliche Seide. Bei der Abgeschiedenheit Neuhollands kann es nicht auffallen, wenn 5 der 7 Species dort als endemisch zu gelten haben.

Von den Balanophoraceen gehört den tropischen und subtropischen Gebirgen von Asien und Südamerika die größte Anzahl an, wo sie wahrscheinlich in nahezu gleichen Verhältnissen vorkommen.

Doch genug von den Schmarotzern. Den Schluß mögen einige Worte von Hermann Schacht bilden, der bereits 1854 diese Gewächse so richtig schilderte:

Der wahre Parasit kann die Zersetzungsprodukte der Organismen nicht direkt für sich benutzen, er bedarf der lebenden Nährpflanze, deren frischen Nahrungssaft er in sich aufnimmt. Wenn die Nährpflanze stirbt, vergeht deshalb mit ihr auch der Parasit; er gleicht dem Säugling an der Mutterbrust, der selbst nicht fähig ist, die rohe Nahrung direkt für sich zu verwerthen.

## Anmerkungen.

[1] Ueber die Fruchtbarkeit einer Reihe unserer gemeinsten Unkräuter vergl. meine Schrift: Die Unkräuter Deutschlands, 1897, S. 37 ff.

[2] 26 Familien haben die Botaniker bereits zusammengestellt, auf deren Angehörigen die Braunschupper gefunden wurden. 88 Arten gehörten zu den Schmetterlingsblüthern, 86 zu den Kompositen, dann fiel die Zahl

gleich auf 46 bei den Labiaten und 31 bei den Dolbenträgern; über 5 Angehörige ſtellten dann noch Rubiaceen (13), Solanaceen (12), Dipſacaceen (9), Geraniaceen (6), Polygonaceen (6).

## Litteratur zum weiteren Studium.

Die Litteratur über unſeren Gegenſtand iſt unendlich groß, doch behandelt die Mehrzahl der Schriften nur einzelne Paraſiten oder in ausgedehnter Weiſe den Vorgang der Nahrungsaufnahme ſelbſt. Immerhin werden die nachſtehend aufgeführten Arbeiten im ſtande ſein, dem Leſer ein erſchöpfenderes Bild zu geben, als es uns auf dem zugewieſenen Raume möglich war.

Johow, Friedrich, Die Phanerogamen-Schmarotzerpflanzen. Grundlagen und Material zu einer Monographie derſelben. Verhandlungen des deutſchen wiſſenſchaftlichen Vereins zu Santiago. Band II. 1890.

Kerner von Marilaun, Anton, Pflanzenleben. Band I. Leipzig und Wien 1890. 8°.

Liebe, Theodor, Ueber die geographiſche Verbreitung der Schmarotzerpflanzen. Programm der ſtädtiſchen Gewerbeſchule zu Berlin. 1862. 4°.

Ludwig, Friedrich, Lehrbuch der Biologie der Pflanzen. Stuttgart 1895. 8°.

# Die Lohengrinſage
## und ihre poetiſche Geſtaltung.

Von

Profeſſor **Dr. J. Nover**
in Worms.

**Hamburg.**
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
**1899.**

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

„Nie ſollſt du mich befragen,
Noch Wiſſens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art".

So läßt bekanntlich Richard Wagner in ſeiner Oper „Lohengrin" ſeinen Helden zu Elſa ſprechen und legt ihr damit die ſchwere Prüfung auf, nie nach ſeinem Namen und ſeiner Herkunft zu fragen. Wie mächtig aber der Trieb in dem Menſchen trotz aller Warnungen einerſeits und trotz gegebener Verſprechungen andererſeits wirkt, hinter das Geheimniß zu kommen, und koſte es auch unſer Glück, ja ſelbſt das Leben, davon handeln viele rührende Sagen und Märchen; ja der Drang nach verbotener Erkenntniß des Räthſelhaften und Geheimnißvollen reicht ſelbſt in die ſinnige Allegorie vom Sündenfalle des erſten Menſchenpaares im Paradieſe zurück. Ganz beſonders erſchütternd, wenn auch in der Löſung räthſelhaft und geheimnißvoll hat uns das Schiller in ſeinem Gedichte: „Das verſchleierte Bild zu Saïs" und deſſen tragiſche Beſtrafung veranſchaulicht. Hier liegt der Schwerpunkt bei der Deutung des myſteriöſen Sinnes ohne Zweifel auf der Antwort des befragten unglücklichen Jünglings: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld: ſie wird ihm nimmermehr erfreulich ſein." Alſo das Uebertreten eines Geſetzes oder Verbots kann den Menſchen nur etwas Trauriges, etwas Niederſchmetterndes erblicken laſſen.

Fragen wir uns aber nun, *was* der seiner Lebensluſt beraubte und einem frühen Grabe entgegenſiechende Jüngling hinter dem vorwitzig und frevelhaft gelüfteten Vorhang der Erkenntniß geſchaut haben mag, ſo läßt uns der Dichter ſelbſt im Dunkeln und giebt damit unſerer Phantaſie zu rathen auf. Es mag wohl das Bild ſeiner eigenen bevorſtehenden, von ihm nicht ſo raſch vermutheten Auflöſung inmitten eines ſchuldbefleckten Lebens geweſen ſein, das ihn unvorbereitet und eben im Bewußtſein der begangenen Sünde ſo vernichtend traf.

Doch dies Beiſpiel erſchöpft nicht völlig das Weſen unſerer Frage; es zeigt uns wohl die Tragik der *Folgen* ſträflicher Neugier, aber nicht den *Grund* der Umſchleierung eines Geheimniſſes für den Sterblichen. Ohne Zweifel liegt der Kernpunkt in der wehmüthigen Thatſache, daß, wenn ſich, wie dies Motiv in der Sagenbildung ſehr beliebt iſt, ein göttliches Weſen zu einem ſterblichen herabwagt, oder gar eine dauernde Verbindung mit ihm eingeht, ſeine Eigenart für den Menſchen ein Geheimniß bleiben muß, ſofern Glück und Segen aus einer ſolchen Vereinigung erſprießen ſollen; *muß* oder *ſoll* ſich die Gottheit offenbaren, „*erkennſt* du ihn“ ſagt Lohengrin, „dann muß er von dir ziehn“. Es ſcheint, daß der unvollkommene Menſch den Glanz und die Hoheit göttlicher Majeſtät nicht *verſtehen*, *würdigen*, ja *ertragen* kann. Als in dem ſinnigen griechiſchen Mythus Jupiter der geliebten Semele auf ihr ungeſtümes Drängen, ſich ihr doch einmal in ſeiner ganzen und vollen Weſenheit zu offenbaren, nachgiebt und ihr unter Blitz und Donner erſcheint, verſengt er und zerſchmettert er ſie, die als ſchwache Sterbliche ſeine Gottheit nicht verträgt.

Den Zug aber, daß unbefugte Neugier den Segen und das Glück, welches göttliche oder dämoniſche Weſen in ſtillem Schaffen den Menſchen bereiten, zerſtört, finden wir in unzähligen deutſchen Sagen von Elfen und Nixen veranſchaulicht, ſei

es nun, daß hülfreiche Wichtelmännchen und wohlthätige Heinzelmännchen heimlich arbeiten, aber nicht beobachtet oder gar durch Schabernack gestört sein wollen, oder sei es, daß Vertreter der Geisterwelt sich mit Sterblichen in Liebe vereinen. Im letzteren Falle geschieht es immer unter Geheimhaltung ihrer Wesenheit, mit dem Verbote, nach ihrer Eigenart zu forschen; wird dies übertreten, verschwinden sie, und mit ihnen Glück und Segen, die sie gebracht. Wir erinnern hier nur an das bekannte deutsche Volksmärchen von der schönen Melusine. Umgekehrt, von der Verbindung eines göttlichen Wesens mit einem menschlichen haben wir diese Vorstellung schon in dem reizenden antiken Märchen von Amor und Psyche illustrirt, und nicht anders ist es in der Lohengrin-Sage. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß wir es in dieser ursprünglich mit einem göttlichen Lichthelden zu thun haben, den — und dies ist wiederum ein tragischer Zug — bei all' seiner Erhabenheit, die Sehnsucht nach irdischem Liebesgenuß treibt, sich mit einer Sterblichen zu verbinden; es giebt demnach selbst im Himmel kein vollkommenes Glück.

Diese Auffassung enthält nicht nur darum eine Art von Trost, die uns mit unserer menschlichen Unzulänglichkeit aussöhnen kann, weil sich selbst ein Gott nach irdischem Glücke sehnt, sondern sie erfüllt uns zugleich mit einem ausgleichenden Mitleid für das wahrhaft menschliche Leiden, das selbst ein göttliches Wesen empfindet, wenn sein gefühlvolles Herz von Wehmuth und Trennungsschmerz zerrissen wird beim Scheiden von einem genossenen, in der Gemeinschaft mit einem irdischen Geschöpfe liegenden Liebesglück. Ja, es erinnert in letzter Hinsicht an die zum Heile der Menschheit am Kreuze ausgestandenen Qualen eines Heilands, nur mit dem Unterschied, daß in der Sage mit dem Scheiden des beglückenden Wesens auch der von ihm gespendete Segen aufhört.

Eine andere Seite, die dieſe Sagen von der Tragik einer ungleichartigen Verbindung eines göttlichen Weſens mit einem menſchlichen darbieten, daß ſie nämlich in den Augen der chriſtlichen Geiſtlichkeit für ſündhaft und verdammungswürdig erſcheint, weil jene dämoniſchen Vertreter der Geiſterwelt für heidniſch und teufliſch gelten, wollen wir nicht weiter verfolgen. Sie tritt uns in ſo manchen Elfen- und Nixenſagen, vornehmlich aber in der Tannhäuſerſage, entgegen; für unſer heutiges Thema kommt es uns nur darauf an, die beiden Momente zu beleuchten, daß ein göttliches Weſen in der Verbindung mit einem menſchlichen irdiſche Liebe zu genießen hofft, ſeine Eigenart aber darum in den Schleier des Geheimniſſes hüllt, einmal weil die menſchliche Natur unfähig erſcheint, göttliche Weſenheit vollauf zu verſtehen, zu würdigen und zu ertragen, und weil mit der Enthüllung und Offenbarung der göttlichen Natur zugleich die Löſung ihrer Verbindung mit einem irdiſchen Geſchöpfe erfolgen muß. Außerdem enthält die dem Menſchen auferlegte Verpflichtung der Wahrung eines Geheimniſſes, beziehungsweiſe das Verbot, in die Entdeckung des Namens und der Herkunft des göttlichen Weſens zu bringen, einen Prüfſtein für das Vertrauen und die Standhaftigkeit des durch den göttlichen Glauben beglückten Menſchen.

Eigenthümlich iſt ja immer für die Lohengrin-Sage das Moment des Schweigens, das als eine Pflicht und eine Tugend erſcheint, während dasſelbe Moment in der Parcival-Sage, als deren Fortſetzung zuerſt in der Dichtung Wolframs v. Eſchenbach am Schluſſe die Perſpektive auf das Schickſal ſeines Sohnes und Nachfolgers Lohengrin uns begegnet, daß gerade im Parcival alſo das Schweigen des Helden beim Anblick des ſiechen Amfortas und der Wundererſcheinung des Grals als ein Verſchulden aufgefaßt wird, wodurch er ſich anfangs ſein Heil verſcherzt. Ja, wir finden ſogar die Anſicht vertreten,

daß eben zur Strafe für die damals unterlaſſene theilnehmende Frage nach des Amfortas' Leiden den Nachfolgern in der Hut des Grals die Verpflichtung auferlegt worden ſei, bezüglich ihres Namens und ihrer Herkunft den andern Menſchen gegenüber Schweigen zu beobachten. Dieſe Auffaſſung will uns wenig einleuchten, iſt auch zum richtigen Verſtändniß der Lohengrin-Sage keineswegs nothwendig.

Jene Andeutung oder ſkizzenhafte Perſpektive am Schluſſe der Parcival-Dichtung von Wolfram v. Eſchenbach hat aber eine andere, ziemlich weitſchweifige und ungeſchickte Behandlung der Lohengrin-Sage veranlaßt, die man, wiewohl mit Unrecht, dem Verfaſſer des Parcival zugeſchrieben hat. Die Erzählung der Schickſale Lohengrins erſcheint darin zuſammengeſchweißt mit der Schilderung des Sängerkriegs auf der Wartburg und wird dem Sänger Wolfram v. Eſchenbach geradezu in den Mund gelegt; doch ſie ähnelt weder im Stil noch im Ausdruck der pathetiſchen und dunkeln Diktion des Dichters des Parcival und ſteht an poetiſchem Gehalt weit unter der Werthſchätzung jenes gewaltigen und tiefſinnigen Genius.

Ehe wir auf den Inhalt dieſes ziemlich unbedeutenden Machwerks, ſowie einer andern faſt gleichzeitigen mittelalterlichen Dichtung Konrads v. Würzburg, betitelt: „Der Schwanenritter", näher eingehen, ſei es uns vergönnt, den muthmaßlichen Urſprung dieſer rührenden Sage nachzuweiſen, die Dichtern und Komponiſten ſo wirkſamen Stoff zur weiteren Ausgeſtaltung und Vertiefung geliefert.

Wie unſere bedeutendſten Germaniſten und Sagenforſcher mit richtigem Spürſinn erkannt, führt die Entſtehung unſeres Mythus auf ein graues Alterthum zurück. Schon Jakob Grimm wies auf einen uralten Mythus der Angeln hin, die urſprünglich in Schleswig-Holſtein anſäſſig waren, und der dort ſchon im fünften Jahrhundert heimiſch war. Er wird mit dem Beginn des

dortigen Königthums und den Anfängen der Kultur im Angelnvolke zusammengebracht, die sich an die wundersame Ankunft eines geheimnißvollen Fremdlings anschließen. In einem steuerlosen Schiffe landete einst, so erzählt die Sage, auf einer Garbe schlafend, ein nacktes Knäblein, das von den Küstenbewohnern wie ein Wunder aufgenommen und sorgfältig erzogen ward. Man gab ihm nach dem Getreidebündel (anglisch skeaf), auf dem es ruhend angefahren kam, den Namen Skeaf, und es wuchs zu hohen Ehren heran. Ja, Skeaf zeichnete sich später so durch Tapferkeit und Klugheit aus, daß er zum König der Angeln erkoren ward. Als er nach einer ruhmvollen Regierung aus dem Leben schied, ward seinen letzten Worten gemäß sein Leichnam unter allgemeiner Trauer von seinen Mannen ans Meeresgestade getragen, wo seiner schon ein Schiff harrte. Darauf ward der Held mit Waffen und Kleinodien gebettet und trieb auf den Wogen hinaus in eine weite unbekannte Ferne. Niemand wußte, woher er kam und wohin er entschwand. Von ihm entstammte ein edles Königsgeschlecht. Allgemein aber war der Glaube verbreitet, daß es der Herrscher des Himmels selbst gewesen, der in Menschengestalt zu seinem Volke herabgestiegen sei, um ihm Segen und Glück, Kultur und gesicherten Besitz zu gewähren.

Man wäre hier fast versucht, an den ausgesetzten Moses oder an das nackte Kindlein in der Krippe zu denken, dem die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande ihre Verehrung bezeugten und von dem das Glück nnd Heil der Welt ausging.

Wir finden diesen Mythus nicht nur bei den Angeln heimisch, sondern auch bei fast allen Küstenbewohnern des hohen Nordens verbreitet. Bei den Friesen erzählt die Sage, daß der Himmelsgott Tivaz, d. h. der Leuchtende, als schwanengleicher Fremdling einst aus geheimnißvoller Ferne von seinem himmlischen Wolkensee herabsteigend, ans Gestade trieb und

nach kurzem, segensreichen Walten unter den Menschen ebenso räthselhaft wieder entschwand. So lesen wir im angelsächsischen Liede „Beowulf", daß mit „schaumigem Halse, einem Vogel gleich," ein Schiff die See durchschnitt, um den mythischen Ahnherrn des Königsgeschlechts der Skyldinge, Skyld, den Sohn Skeafs, der einst als Knabe auf einem Schiffe ans Gestade getrieben war, wieder aufzunehmen und ihn ebenso geheimnißvoll auf den Wogen in eine unbekannte Ferne zu führen, wie er gekommen. Der Schwan, der hier noch nicht selbstthätig auftaucht, sondern nur als Beiwort bald dem Gotte selbst, bald dem Schiffe beigelegt wird, war ohne Zweifel ursprünglich ein Sinnbild der Wolken, die schwanengleich am Himmel ziehen. Wohl denkbar, daß die geschäftige Phantasie der Küstenbewohner den auf einer Schwanenwolke herabsegelnden Himmelsgott in einen räthselhaften Fremdling verwandelte, den in einem Schiffe ein Schwan zog.

Doch greifbar erscheint dieser Vogel erst im zwölften Jahrhundert in einer Weiterbildung der Sage bei den alten Franken an den Mündungen des Rheins und der Schelde, und zwar fixirt zunächst in französischen Gedichten, doch ohne Zweifel mit Aufnahme altgermanischer Sagen. Hier erscheint der Held im Glanze mittelalterlichen Ritterthums etwa um 1180 in einem altfranzösischen Gedichte: „Chevalier au cygne" betitelt. Man machte ihn zum Ahnherrn Gottfrieds v. Bouillon, des Helden des ersten Kreuzzugs. Hier kommt auch schon das Motiv von der Vermählung, nämlich mit der Herzogin v. Bouillon, vor; doch sind darin, wie der Germanist Golther einleuchtend nachweist, deutlich zwei, ursprünglich wohl selbständig für sich bestehende Märchen zu erkennen, nämlich das eigentliche Schwanenmärchen und die Sage von dem Schwanenritter, die ich in Kurzem hintereinander wiedergeben will. Das Schwanenmärchen lautet wie folgt:

„Einſtmals traf der König Oriant v. Lillefort — d. i. eine ferne Meeresinſel — auf der Jagd bei einem Brunnen eine wunderſchöne Jungfrau, Namens Beatrix, die er zu ſeiner Gemahlin erkor. Doch ſo ſehr ſie ihren Gatten mit ihrer Liebe beglückte, ſo gram war ihr die böſe Mutter Oriants, Matabrune, und ſann auf Verderben. Hierzu benutzte ſie die Abweſenheit ihres Sohnes auf einer Heerfahrt und ſchob ſtatt der ſieben Kinder, die Beatrix geboren, junge Hunde unter. Die Kindlein aber, es waren ſechs Knaben und ein Mädchen, und alle waren mit ſilbernen Kettlein am Halſe auf die Welt gekommen, übergab ſie einem Diener, ſie im Walde umzubringen. Dieſer aber empfand Mitleid mit ihnen und ſetzte ſie aus. Ihr Gewimmer vernahm ein frommer Einſiedler, Namens Helias — der Name erinnert an den bibliſchen Elias —; er nahm ſie mit in ſeine Klauſe und ließ ſie von einer Rehgeiß ſäugen. So zog er ſie auf und gab dem einen Knäblein, das er beſonders liebte, ſeinen Namen. Als Oriant bei ſeiner Heimkehr die ſchwere Anklage gegen ſeine Gattin hörte, ließ er ſie einkerkern. Matabrune erfuhr jedoch von einem Jäger, daß die Kinder noch lebten und ſandte ihn in den Wald, ſie zu tödten. Er traf aber nur ſechs in der Klauſe, denn der Einſiedler war mit ſeinem Liebling ausgegangen. Zuerſt zog er ihnen nun die ſilbernen Kettlein vom Halſe, und ſofort verwandelten ſie ſich in Schwäne und entflogen ihm. Erſchrocken brachte er wenigſtens ſeinen Raub Matabrunen. Dieſe übergab die ſechs Silberketten einem Goldſchmied, einen Becher daraus zu ſchmieden; doch er verarbeitete nur eine einzige und behielt die andern für ſich. Aber Matabrune ruhte nicht, bis ſie die gefangene Beatrix völlig verdürbe. Sie gewann einen falſchen Zeugen, der ſich erbot, ſeine Verleumdung gegen die Unſchuldige im Gottesurtheil, d. h. im Zweikampf mit Jedermann, zu erhärten. Der König befahl, die Angeklagte auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen,

falls ſich kein Kämpfer für ſie ſtelle. Da betete Beatrix in ihrer Noth zum Himmel, ihr einen Retter zu ſenden. Gott erhörte ihr Flehen und ließ den Einſiedler durch einen Engel die Bedrängniß der Königin wiſſen. Sein Lieblingspflegeſohn Helias war bereit, die Unſchuld ſeiner Mutter zu vertheidigen. Schon harrte Alles in banger Erwartung auf den Ausgang des Gottesgerichts, da erſchien der Jüngling Helias und erſchlug mit einer Keule den Ankläger. Die teufliſche Schwiegermutter ward verbrannt, und als auch der Goldſchmied die ſilbernen Ketten wiederbrachte, wurden fünf Schwäne, die auf dem Weiher ſich ſehnſüchtig dem Geſtade näherten, durch Helias in ſeine Geſchwiſter verwandelt; einer aber mußte ein Schwan bleiben, weil ſein Kettlein in einen Becher verarbeitet war. Dies war derſelbe Schwan, der ſpäter Helias in einem Kahn zur Herzogin von Bouillon zog.“ —

Man erkennt in dieſem Märchen, das die Jugendgeſchichte des Schwanenritters enthält und in ähnlicher Geſtalt in Grimms Kindermärchen vorkommt, bekannte und verwandte Motive von unſchuldig verleumdeten Dulderinnen, wie Genovefa, und Gottesurtheilen, in denen ein heldenmüthiger Sohn die fälſchlich angeklagte Mutter vertheidigt und erlöſt, wie z. B. in dem Volksmärchen Hirlanda.

Die Fortſetzung dieſes Märchens führt uns aber auf die eigentliche Schwanenritterſage, die alſo lautet:

„Eines Tages erblickte Helias einen Schwan auf dem Schloßweiher, der einen Kahn hinter ſich herzog, und ſah hierin ein Zeichen des Himmels. Sogleich nahm er Harniſch und Schild und beſtieg das ſeltſame Fahrzeug. Beim Abſchied überreichte ihm König Oriant ein Horn, das ihm in der Gefahr Hülfe bringen ſollte. Nach langer abenteuerlicher Fahrt landete endlich die Wunderbarke in Nymwegen, wo gerade der Kaiſer Otto I. Gericht hielt. Die Herzogin Clariſſa von Bouillon

ſollte ſich nämlich wegen der ſchweren Anklage ihres Schwagers, des Grafen Renier von Sachſen — oder von Frankenburg? — verantworten, daß ſie ihren Gemahl, ſeinen Bruder, vergiftet und während ſeiner dreijährigen Meerfahrt in ehebrecheriſcher Buhlſchaft eine Tochter erzeugt habe; darum müſſe das Land jetzt an ihn fallen.

Ein Gottesurtheil ſollte entſcheiden und die Herzogin ſich einen Kämpen ihrer Unſchuld erwählen. Als ſich Clariſſa und ihre Tochter in ihrer Noth nach Hülfe umſahen, vernahm man plötzlich vom Waſſer her ein Horn blaſen. Voll Verwunderung gewahrten alle das Schwanenſchiff, worin Helias gewappnet ſtand. Gerade erzählte die Herzogin ihrer Tochter einen ſeltſamen Traum, den ſie gehabt, — von einem Schwan, der über ihrem Haupt ſchwebte und das Feuer des Scheiterhaufens, zu dem ſie verurtheilt war, auslöſchte. Da nahte Helias, den Kaiſer ehrerbietig grüßend und ſich zum Kämpfer für die Herzogin erbietend. Nach einem heißen Gefechte ſchlug der Schwanenritter ſeinem überwundenen Gegner das Haupt ab. Da entſagte die befreite Herzogin zu Gunſten ihrer gleichnamigen Tochter der Herrſchaft und vermählte ſie mit Helias. Die Hochzeit ward mit allem Glanze in Nymwegen gefeiert, worauf das junge Paar nach Bouillon zog. Dort lebten ſie in Glück und Freuden, und die junge Herzogin gebar ihm ein Töchterlein, das den Namen Ida erhielt. Nur eins quälte ſie: ihr Gatte hatte ihr verboten, nach ſeiner Herkunft und ſeinem Namen zu fragen. Sechs Jahre lang hielt ſie das Gebot, aber im ſiebenten that ſie in einer Nacht die verbotene Frage. Am folgenden Tage zogen ſie wieder nach Nymwegen zu Kaiſer Otto. Dort nahm Helias unter Thränen von Weib und Kind, von Kaiſer und Land Abſchied, und ſo ſehr man auch in ihn drang, zu bleiben, — er ließ ſich nicht halten. Schon harrte auch ſeiner wieder der Schwanennachen, der ihn in ſeine Heimath zurückgeleitete; doch Niemand wußte, wohin."

Hier bricht am beſten die Schwanenritterſage ab, die in manchen ſpäteren Ueberarbeitungen noch durch allerlei ungeſchickte Auswüchſe verunſtaltet worden iſt. Aus den Söhnen der Herzogin ſollen nachmals die Helden des erſten Kreuzzuges geworden ſein: Gottfried von Bouillon und ſeine Brüder Balduin und Euſtachias.

Aus dem Schwanenmärchen haben wir erſehen, daß hier der Nimbus des Geheimnißvollen, der über der dunkeln Herkunft des Götterknaben liegt, gänzlich fehlt, indem es uns genau über die Abſtammung des Helias berichtet. Bei der Verbindung dieſes Schwanenmotivs mit dem urſprünglichen Göttermythus von Skeaf iſt aber dieſe ganze Vorgeſchichte fallen gelaſſen und ſo der reizvolle Schleier des Geheimniſſes für unſere Sage gewonnen. Neu hinzugetretene Momente ſind die Gerichtsſcene und der Zweikampf. Es ſind dies im Mittelalter ſehr beliebte Romanmotive, die erſt ſpäter in die Erzählung hineingetragen wurden. Dunkel bleibt allerdings der Verknüpfungspunkt des Göttermythus mit dem Schwanenmärchen. Im Göttermythus von Skeaf fehlt noch ganz der Schwan, der das Schiff zieht. In der von mir oben mitgetheilten frieſiſchen Ueberlieferung der Sage fand ſich ein ſchwacher Anhaltspunkt in dem ſchwanengleich in einer Wolke herabſegelnden Himmelsgotte Tivaz; eine andere ſehr einleuchtende Hypotheſe ſtellt der Germaniſt Golther auf, der das Bindeglied der beiden Sagenbeſtandtheile in folgender Faſſung ſucht:

Vermuthlich nahte ſich der göttergleiche Fremdling in dem Schwanenrittermythus zuerſt als ſog. Schwanelbe, alſo in Schwanengeſtalt, dem geliebten Weibe, wie einſt Jupiter der Leda, oder der Schwan iſt ohne weiteres aus dem Märchen in die Sage herübergenommen worden.

Ein eigenartiger Zauber und Reiz liegt ſchon an und für ſich in der geheimnißvollen Erſcheinung des gottgeſandten Ritters,

wie er in goldener Rüſtung, einem himmliſchen Weſen gleich, in ſeiner von einem ſchneeweißen Schwan gezogenen Wunderbarke plötzlich zum Erſtaunen aller verſammelten Zuſchauer ans Meeresgeſtade gezogen kommt, die Unſchuld einer falſch verklagten Fürſtin zu vertheidigen. Dann das Gottesgericht und das myſteriöſe Verbot an das geliebte Weib, nicht nach ſeinem Namen und ſeiner Herkunft zu fragen, die aus verzeihlicher Neugier oder infolge böswillig eingeſtreuten Argwohns veranlaßte Verletzung des Gebots, ſowie die trotz reumüthigen Jammerns der Gattin erfolgte Wegfahrt Lohengrins in demſelben Schwanennachen in ein „Reich voll Glanz und Wonne," — das alles iſt vom duftigſten Hauche wahrer und echter Poeſie umkleidet, es iſt ſchon an und für ſich das reizvollſte Gedicht. Kein Wunder, wenn die Dichter ſich bald dieſes dankbaren Stoffes bemächtigten. Wir wollen von den altfranzöſiſchen Behandlungen des „Chevalier au cygne" abſehen und uns nur den deutſchen Bearbeitungen zuwenden.

Nach Deutſchland kam die Schwanenritterſage in verſchiedener Faſſung, ſo in dem Gedichte Konrads von Würzburg (1260—70), das auf franzöſiſchem Texte beruht, und in der ſog. Lohengrin-Dichtung, einem Theile des mittelalterlichen Liedes von „Sängerkrieg auf der Wartburg", zu der Wolfram von Eſchenbach am Schluſſe ſeines „Parcival" die Anregung gab. Wolframs Quelle war wohl auch eine franzöſiſche Vorlage, ein Auszug des Gedichts vom „Chevalier au cygne" worin dieſer zu einem Nachkommen Parcivals geſtempelt ward. Wir wollen uns zunächſt mit dem Inhalt der Dichtung Konrads eingehender beſchäftigen.

Auch hier handelt es ſich um die ſchwere Bedrängniß der Herzogin von Bouillon, die nach dem Tode ihres Gatten von deſſen Bruder, dem Sachſenherzog Renier, der gewaltſam ihr Land an ſich reißen will, verklagt wird. König Karl hielt zu

Neumagen (d. h. Nymwegen) im Niederlande Gericht, vor dem auch die Herzogin — „von Brabant“ titulirt sie der Dichter — mit ihrer Tochter erschien. Als die beiden Damen so jammernd vor des Kaisers Gerichtsstuhl standen, erblickte dieser auf einmal durch das Fenster auf dem Wasser einen weißen Schwan, der an einer silbernen Kette ein Schifflein nach sich zog, worin ein, in eine rosenrothe Decke gehüllter Ritter schlief, mit leuchtender Waffenrüstung, die neben ihm lag, und das Haupt auf sein Schild, wie auf ein Kissen gelegt. Sogleich forderte Kaiser Karl seine Mannen auf, mit ihm zum Gestade zu eilen, den seltsamen Ankömmling zu begrüßen. Als der Schwanennachen landete, erwachte der Ritter und ward vom Kaiser in allen Ehren empfangen und von seinen Leuten die Rüstung des fremden Gastes zur Burg getragen. Der Ritter aber wandte sich zu seinem geflügelten Piloten mit den freundlichen Worten: „Flieg' deinen Weg, lieber Schwan! Wann ich deiner wieder bedarf, will ich dir rufen!“

Darauf drehte der Wundervogel um und war bald mit seinem Nachen aller Augen entschwunden. Mit Staunen aber betrachteten Ritter und Frauen die herrliche Erscheinung des fremden Helden. Darnach nahm Kaiser Karl wieder seinen Sitz auf dem Gerichtsstuhl ein und setzte seinen Gast neben sich. Nun erhob die Herzogin von Brabant, die ihre minnigliche Tochter an der Hand führte, ihre Klage gegen den Sachsenherzog, der sie ihres Landes und ihrer Leute beraubt habe, obwohl ihr verstorbener Gatte Gottfried sie nach allem Rechte zur Erbin eingesetzt; nach Konrad von Würzburg hat sie davon die urkundlichen Beweise in der Hand. Allein der Herzog macht das salische Recht geltend, wonach *seine* Frau Regentin im Lande werden soll; da nun Gottfried keinen Sohn hinterlassen, sei *er* als Bruder der erbberechtigte Nachfolger, und wer ihm das Land streitig machen wolle, möge mit ihm darum kämpfen.

Dazu ſind natürlich die beiden ſchwachen Frauen nicht fähig; ſie berufen ſich auf ihre verbrieften Rechte und appelliren an den Gerechtigkeitsſinn des Kaiſers. Dieſer verſprach den Schutzflehenden zunächſt den Beſitz ihres Landes, verwies dem Herzog ſeinen Gewaltakt und bedeutete ihm, ſeine Sache nicht durch Krieg, ſondern durch Schiedsrichterſpruch ſchlichten zu laſſen. Da verlangte dieſer eine Entſcheidung durch Gottesgericht, die Herzogin erſchrak; denn es lebte in ganz Niederland kein Kämpe, der an Größe und Stärke ihrem Gegner gewachſen ſchien. Auch der Kaiſer ward traurig und redete dem Sachſenherzog zu, aber dieſer beſtand auf dem Zweikampf. Nicht minder große Beſtürzung zeigte die ganze Umgebung. Troſtlos ließ da die Herzogin ihre thränenfeuchten Augen nach einem Vertheidiger ihrer Sache umherſchweifen. Weinend rief ihre Tochter aus: „Erbarme dich, allgütiger Gott! Iſt denn Niemand zu finden, der unſerer Noth beiſteht? Hätte es doch mein Vater gar wohl verdient, da er Jeruſalem eroberte und dort zum König gekrönt ward, daß die himmliſchen Heerſcharen ſeiner Gattin und Tochter zu Hülfe kämen!“

Das Jammern der Jungfrau trieb ſogar manchem Ritter die Thränen in die Augen.

Da erhob ſich der Schwanenritter zur Seite des Kaiſers und redete die Fürſtin folgendermaßen an:

„Werthe Herzogin! Ich bin in dieſes Reich geſandt, Euer Land zu beſchirmen und für Euer Recht zu kämpfen. Ich vertraue auf Gott, daß er mich meinen Gegner beſiegen läßt und Euer Land befreit.“

Voll Dankbarkeit und Rührung küßten ihm die beiden Damen die Augenlider, aber der Sachſenherzog erhob ſich grimmig und forderte den Schwanenritter, den er durch Zauber über die See geführt wähnte, zum Kampfe heraus. Der Vorwurf der Zauberei reizte den gottgeſandten Ritter, und er bat

den Kaiſer um ein ſtarkes Roß. Viele der vorgeführten Pferde erwieſen ſich zu ſchwach, bis er einen grauen Apfelſchimmel ſeiner Stärke angemeſſen fand. Nun wappnete ſich der Held, der einen Schwan als Wappen führte. Eingehend beſchreibt der Dichter ſeine Ausrüſtung und Gewandung, wie auch die ſeines Gegners, der an Geſtalt und Roß den Schwanenritter überragte. Es entſpinnt ſich nun ein förmlicher Turnierkampf. Nachdem die beiden Ritter ihre Lanzen zerſplittert, griffen ſie zu den Schwertern. In hoher Spannung und mit Bangen ſchauten der Kaiſer und ſeine Mannen zu. Hieb und Stich gingen hin und wieder, heiß brannte der Kampf, wie man keinen je geſehen. Schon ſchien der fremde Streiter vor dem grimmigen Sachſen in arger Noth, ſo daß es den Frauen um ſein Leben bangte, ſchon ſetzte ihm der Gegner mit ſiegesgewiſſem Hohne zu, — da holte der Schwanenritter zu einem letzten kräftigen Hiebe aus, ſo daß des Feindes Haupt ins Gras rollte. Nun brach ein großer Jubel aus, womit man den Sieger beglückwünſchte; die Herzogin aber war mit ihrer Tochter ihrem Retter zu Füßen gefallen. Darauf folgte die Vermählung des Schwanenritters und der Tochter und die erſte Zeit ihrer glücklichen Ehe; nach Konrad gebar ihm die junge Herzogin zwei Söhne.

Doch findet ſich hier, wie zu Anfang des Gedichtes eine Lücke. Ohne Zweifel ſtand darin das Verbot, nach ſeinem Namen und ſeiner Herkunft zu fragen. Dies geht aus Folgendem klar hervor.

Auf die Vorwürfe ſeiner Gattin, daß die Dunkelheit ſeines Geſchlechtes dem Anſehen ſeiner Söhne ſchade, und auf ihr wiederholtes Drängen wendet ſich der Ritter traurig mit den Worten ab, daß er jetzt von Weib und Kind ſcheiden müſſe. Mit thränenfeuchten Blicken nahm er gerührt von ihnen Abſchied, und Niemand vermochte ihn mit Jammern und Bitten

zurückzuhalten. In derſelben Rüſtung und Gewandung, wie er gekommen, ging er zum Geſtade, wo der Schwan mit dem Schifflein ſchon ſeiner harrte. Unter Segenswünſchen ſtieg er hinein und fuhr unter dem Jammergeſchrei ſeiner Gattin und ſeiner Kinder von dannen. Die Herzogin in ihrer Witwentrauer fand nur einigen Troſt in der Erziehung ihrer beiden Kinder, von denen nachmals die vornehmen Geſchlechter der Grafen von Geldern, Cleve und Rienecke abſtammten, die alle den Schwan im Wappen führen.

Wir erfahren alſo über den Namen und die Herkunft unſeres Ritters in dieſem Gedichte nichts; es ſcheint auf eine Verherrlichung des Hauſes Cleve abgeſehen, deren Abſtammung bis auf Gottfried von Bouillon hinaufgeführt wird.

Vollſtändiger erſcheint in dieſer Hinſicht die in dem Liede vom „Sängerkrieg auf der Wartburg“ enthaltene Lohengrin-Dichtung, wo Name und Herkunft aus dem geheimnißvollen Wunderreich des Grals hinzukommt. Der Schöpfer dieſer Aufklärung iſt ohne Zweifel, wie bereits erwähnt, Wolfram von Eſchenbach, in deſſen Parcival am Schluſſe deſſen Sohn und Nachfolger „Loherangrin“ durch eine Inſchrift am Grale zum Vertheidiger der bedrängten Elſa von Brabant berufen wird. Doch enthalten dieſe Schlußverſe des gewaltigen und ſonſt ſo ausführlichen und weitſchweifigen Epos nur eine flüchtige Skizze, in der wir ſehr wichtige und weſentliche Züge der Sage vermiſſen. Da iſt keine Rede von einer Anklage der Fürſtin von Brabant, von einem Gericht vor dem Kaiſer, von einem Gottesurtheil. Auch erſcheinen bei Wolfram nicht zwei Frauen, Mutter und Tochter, in Bedrängniß, ſondern nur eine jugendliche Elſa, die, weil ſie von einem ihr vom Himmel zugeſandten Ritter ſchwärmt, alle übrigen Bewerbungen ſtandhaft abweiſt. Vermuthlich folgte Wolfram einer altfranzöſiſchen Quelle. Den Namen Lohengrin hat man auf den Helden eines franzöſiſchen

Gedichtes: „Garin li Loherains“, d. h. Garin der Lothringer, zuſammengezogen Lohengrin, zurückgeführt. Wolfram hatte eine beſondere Vorliebe für ſeltſame Namen.

Fußt nun auch der Dichter auf einer altfranzöſiſchen Ueberlieferung, ſo ſcheint doch das Moment der verbotenen Frage nach Namen und Herkunft des Ritters neu und eigenartig, und eine überaus glückliche Erfindung iſt es, die Schwanritterſage mit dem Mythus vom heiligen Grale zu verbinden. Dadurch erhält die Dichtung einen ebenſo glanzvollen, wie ergreifenden Hintergrund.

Der Legende nach verſteht man unter dem „Gral“ eine koſtbare Vaſe oder Schüſſel, die aus einem Edelſtein gearbeitet war, welcher der Krone Lucifers entfiel, als er wegen ſeines Abfalls von Gott aus dem Himmel geſtürzt ward. In dieſer ſoll Joſef von Arimathia, als der Lanzenknecht Longinus des Heilands Seite durchſtach, das Blut Chriſti aufgefangen haben. Ja, zuvor hatte ſich ſchon Jeſus beim heiligen Abendmahl ihrer im Hauſe des Nikodemus bedient. Einer genueſiſchen Tradition gemäß ſoll urſprünglich die Königin von Saba dieſes koſtbare Gefäß dem König Salomo verehrt haben. Von dieſem kam es an Herodes, dann an Nikodemus und ſchließlich an Joſef von Arimathia. Dieſe Wundervaſe verlieh dem Joſef von Arimathia, der von den Juden, weil er den Leichnam Chriſti vom Kreuze genommen, in den Kerker geworfen ward und vierzig Jahre darin ſchmachtete, die Kraft des Lebens und neue Stärke im Anſchauen derſelben. Der Kaiſer Titus, angeregt von der heiligen Veronika, die bekanntlich ein Schweißtuch mit dem Abbild des Heilands beſaß und vom chriſtlichen Glauben erleuchtet, erſchien mit einem Heere vor Jeruſalem, zerſtörte es, und ſein Sohn Veſpaſian befreite Joſef von Arimathia aus ſeinem Kerker, den er von himmliſcher Klarheit erleuchtet fand. Joſef taufte heimlich den Kaiſer und trat mit ſeinem Gral, der ihn wunder-

bar erhielt, eine Pilgerreiſe an, auf der er beſonders die Ungläubigen bekehrte.

Sein Nachfolger Alain ſättigte einſt mit einem einzigen Fiſche ſich und ſeine ganze Schar von Gläubigen. Seit der Zeit führte er den Titel: „Der Fiſcherkönig“ („Le roi pêcheur“), und es iſt bedeutſam, daß in der chriſtlichen Symbolik der Fiſch Chriſtus ſelbſt vorſtellt. Hat man doch die Buchſtaben des griechiſchen Wortes „*ΙΧΘΥΣ*“, alſo zuſammengeſetzt: *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱός Σωτὴρ*, d. h.: „Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, Heiland.“ Vielleicht hatte man auch den fiſchenden Petrus und die Worte Chriſti im Sinne: „Ihr werdet Menſchenfiſcher ſein.“ Im Anklang hieran findet auch wohl Parcival in der Dichtung Wolframs den ſiechen Amfortas zuerſt fiſchend am Weiher.

Die Etymologie des Wortes graal iſt dunkel; Manche leiten es von den lateiniſchen Wörtern sanguis regalis, d. h. königliches Blut, Andere von gradale, was man fälſchlich mit Schüſſel überſetzt hat; denn urſprünglich bedeutet es einen Theil des kirchlichen Reſponſoriengeſangs und dann das Buch ſelbſt, das ihn enthielt. Erſt ſpätere Gralromane gaben ihm die Deutung „Schüſſel“. Nachmals ward dieſe heilige Schüſſel, weil ſie das Blut des am Kreuze hängenden Heilands auffing, mit dem Abendmahlskelch ſelbſt identifizirt. Wer nun dieſen ſegen- und wunderſpendenden Pokal anſchaut, ſchöpft ſtets neue Kraft, und ſei er auch noch ſo ſiech, ihm bleichen nicht das Haar und die Wangen, er altert nicht. Jeden Charfreitag bringt vom Himmel eine ſchneeweiße Taube eine Hoſtie, durch die ſich die Wunderkraft des Grals erneuert. Aus der Gralsgemeinde, deren Herzen mit ſeliger Reinheit begnadet ſind, entwickelt ſich nachmals eine ritterliche Brüderſchaft, die an die geiſtlichen Ritterorden zur Zeit der Kreuzzüge erinnert; an der Spitze des Heiligthums ſteht der Gralkönig.

Wie uns die Legende weitererzählt, kam einmal eine Zeit, wo ſich die Gralshüter ihrer hohen Aufgabe nicht mehr gewachſen zeigten, und ſich kein würdiger Nachfolger Alains mehr fand. Da ſollen die Engel den Gral ſo lange ſchwebend in den Lüften gehalten haben, bis ſie Titurel, den ſagenhaften Sohn eines chriſtlichen Königs von Anjou, zum Pfleger des Heiligthums erſahen. Dieſer brachte das Kleinod, das ihm die Engel aus wunderbar ſchimmernden Wolken niederſenkten, nach Salvaterre in Biscaya und erbaute auf dem unnahbaren Berge Montſalvage eine prachtvolle Gralburg. Obwohl bereits 400 Jahre alt, vermählte ſich hierauf Titurel und hütete den Gral.

Der Berg Montſalvage ragte inmitten eines dichten Waldes von Ebenholzbäumen, Cypreſſen und Cedern, durch welchen Niemand ungerufen hindurchdringen konnte, in die azurblaue Luft, ſeine Fläche von Onyx ward glatt geſchliffen, daß ſie leuchtete wie der Mond. Darauf zeigte ſich eines Morgens wunderbarerweiſe von Gottes Hand der Grundriß nach dem Plan des Tempels in Jeruſalem gezeichnet. Von rothem Gold und Edelſteinen (Türkiſen, Amethyſten u. a.), ſowie von koſtbaren Hölzern ward das Urbild aller irdiſchen Gralstempel erbaut. Zweiundſiebzig achteckige Chöre und Kapellen bildeten die Rotunde, und auf je zwei Kapellen ragte ein Thurm mit ſechs dreifenſtrigen Stockwerken empor, zu denen von außen ſichtbare Spindeltreppen ſich hinanwanden. Alle dieſe Thürme überragte ums doppelte ein gewaltiger Mittelthurm. Das Ganze ruhte auf ehernen Säulen, und den Plafond zierten Bildwerke von Gold und Perlen. Das Gewölbe leuchtete von blauem Saphir, darüber waren grüne Sammetdecken gebreitet. In ſchimmernden Diamanten und Topaſen waren an der Decke die goldene Sonne und der ſilberne Mond nachgebildet, ſowie das Heer der flimmernden Sterne, ſo daß man auch zur Nachtzeit den geſtirnten Himmel über ſich zu erblicken glaubte. Die

Fenſter von Kryſtall, Beryllen und farbigen Edelſteinen flammten im Sonnenlicht wie im Regenbogenglanz, und an den Wänden waren goldene Lauben von Reben-, Lilien- und Roſengewinden, darinnen ſich Vögel wiegten, die durch ein künſtliches Orgelſpiel wunderlieblich ſangen. Der Eſtrich von waſſerhellem Kryſtalle ahmte die Meerestiefe nach, in der alle Thiere und Pflanzen des Gewäſſers zu fluthen ſchienen. Die Thürme ſtrahlten von Edelſteinen und Gold; die Dächer waren mit rothem Golde geblankt und mit blauem Schmelzwerk verziert. Jeder Thurm trug auf brennendem Rubinknopf ein kryſtallenes Kreuz, worauf ein rothgoldener Adler mit ausgebreiteten Schwingen ſchwebte. Von der Ferne meinte man, der Vogel kreiſe in freier Luft, da man das durchſichtige Kreuz nicht erkennen konnte. Den Knopf des Hauptthurmes bildete ein rieſiger Karfunkel, der auch bei Nacht weithin leuchtete und den Gralsrittern zum Leitſtern diente. Mitten unter dem Kuppelgewölbe war der ganze Bau noch einmal im Kleinen als Sakramentshäuschen dargeſtellt; hierin ward der Gral ſelbſt aufbewahrt.

Drei Thore führten zum Tempel: von Morgen, Mittag und Mitternacht; das waren die Pforten des Glaubens, der Hoffnung und Liebe. Zwei Thore führten zum hohen Chor, genannt: „Unſchuld und reines Leben", und die andern: „Reue und aufrichtige Buße"; ſie bezeichneten den Doppelweg zum Himmel. Zehn große Balſamlichter verſinnlichten die zehn Gebote; zwölf leuchtende Edelſteine ſymboliſirten die zwölf Tugenden oder Glaubenslehren.

In dreißig Jahren vollendeten die Baumeiſter mit Hülfe der Engel das Prachtwerk ohne Meißel und Hammer; denn ſie fanden alle Steine geſchnitten vor.

Bei dieſer Schilderung wäre man verſucht, an ein Märchengebilde aus 1001 Nacht zu denken und ſollte nicht meinen,

etwas Aehnliches in Wirklichkeit darstellen zu können. Und doch versuchte die Künstlerhand, nach dieser Beschreibung des Dichters Albrecht v. Scharfenberg in seinem Gedichte: „Der jüngere Titurel" (um 1270) einen solchen Wunderbau auf Erden zu verwirklichen. Es ist die prächtige Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag, welche der Kaiser Karl IV. nach diesem Modell zur Aufbewahrung der böhmischen Reichsinsignien erbauen ließ. Auch bei der Sophienkirche in Konstantinopel und der durch König Ludwig I. von Bayern im Ritterstift zu Ettal bei Oberammergau im Rotundenstil erbauten Kirche soll das Modell des Graltempels vorgeschwebt haben, und so diente wohl auch bei Erbauung moderner Festspielhäuser, wie zu Baireuth und Worms das Bild des Graltempels als Modell.

Wie sich so die Phantasie gefiel, den Graltempel zu erhalten, so auch den Gral selbst. Bis in die neueste Zeit zeigten die Genueser einen Gral in einer dem Johannes dem Täufer geweihten Kapelle ihrer San Lorenzo-Kirche unter dem Namen: „il sacro catino", den sie 1101 bei der Einnahme von Cäsarea gefunden haben wollen; angeblich bestand diese Schüssel aus einem einzigen Smaragd; er erwies sich aber bei näherer Untersuchung als Glasfluß. Auch Konstantinopel wollte den echten Gral besitzen, ebenso Paris u. a. Orte.

Der Sage nach sollen ihn Engel bei der immer mehr zunehmenden Gottlosigkeit des Abendlandes mitsamt seinem Tempel tief in den Orient getragen haben, in das Wunderland des Priesters Johannes.

Man begreift leicht und fühlt es unwillkürlich, wie sehr die ganze Sage durch den Reiz der geheimnißvollen Abkunft des Ritters gewinnt und welcher leuchtende Hintergrund und welche entzückende Perspektive dem Hörer eröffnet werden, wenn sein geistiger Blick die Wunder des Grals erschaut. Wie mußte der gottgesandte Erretter noch in Elsas und aller Zuhörer

Augen gewinnen, wenn er, wie in R. Wagners Oper in einem von überirdiſcher Sphärenmuſik begleiteten Recitativ ſeine Herkunft und Abſtammung erzählt:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montſalvat genannt;
Ein lichter Tempel ſtehet dort inmitten
So koſtbar, wie auf Erden nichts bekannt:
Drin ein Gefäß von wunderthät'gem Segen
Wird dort als höchſtes Heiligthum bewacht.
Es ward, daß ſein der Menſchen reinſte pflegen,
Herab von einer Engelſchar gebracht;
Alljährlich naht vom Himmel eine Taube,
Um neu zu ſtärken ſeine Wunderkraft:
Es heißt der Gral, und ſelig-reinſter Glaube
Ertheilt durch ihn ſich ſeiner Ritterſchaft.
Wer nun dem Gral zu dienen iſt erkoren,
Den rüſtet er mit überird'ſcher Macht;
An dem iſt jedes Böſen Trug verloren,
Wenn ihn er ſieht, weicht dem des Todes Nacht;
Selbſt wer von ihm in ferne Land' entſendet,
Zum Streiter für der Tugend Recht ernannt,
Dem wird nicht ſeine heil'ge Kraft entwendet,
Bleibt als ſein Ritter dort er unerkannt.
So hehrer Art doch iſt des Grales Segen,
Enthüllt — muß er des Laien Auge flieh'n;
Des Ritters drum ſollt Zweifel ihr nicht hegen,
Erkennt ihr ihn, dann muß er von euch zieh'n.
Nun hört, wie ich verbotner Frage lohne:
Vom Gral ward ich zu euch dahergeſandt,
Mein Vater Parcival trägt ſeine Krone,
Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt."

Einen ſolchen Gatten zu verlieren, muß für die zurückgelaſſene Unglückliche doppelt ſchmerzlich und vorwurfsvoll ſein. Aber auch dem ſcheidenden Lohengrin geht beim Abſchied ein Schwert durchs Herz. Wir fühlen hier die Nachklänge des alten Mythus, wie der nach wahrer und wirklicher Liebe ſich ſehnende Gott ſich zum irdiſchen Weibe herabneigt, wie ihn aber die

Uebertretung des zur Wahrung ſeines göttlichen Geheimniſſes gegebenen Gebotes um ſein erhofftes Glück bringt und wie hier wiederum der rein menſchliche Schmerz durchbricht.

„O Elſa, was haſt du mir angethan? —
Als meine Augen dich zuerſt erſahn,
Zu dir fühlt' ich in Liebe mich entbrannt,
Und ſchnell hatt' ich ein neues Glück erkannt:
Die hehre Macht, die Wunder meiner Art,
Die Kraft, die mein Geheimniß mir bewahrt, —
Wollt' ich dem Dienſt des reinſten Herzens weihn:
Was riſſeſt du nun mein Geheimniß ein?
Jetzt muß ich, ach, von dir geſchieden ſein!“ —

Ehe wir jedoch näher auf die Wagnerſche Oper eingehen, müſſen wir noch ein paar Worte über die in das mittelalterliche Lied vom „Sängerkrieg auf der Wartburg“ eingeſchaltete Lohengrin-Dichtung ſagen. Hier trägt nämlich Wolfram v. Eſchenbach, von dem Zauberer Klingſor provozirt, die Geſchichte Lohengrins vor.

Die Erzählung hebt mit der Noth Elſas von Brabant an, die an ihrem Roſenkranz ein Glöcklein trug, das ſie läutete, wenn ſie in Bedrängniß war. Dieſen Klang vernahm man in König Artus Reich, der hier ſeltſamerweiſe als Gralshüter auftritt; Parcival als Lohengrins Vater ſpielt eine mehr untergeordnete Rolle. Zum Retter Elſas wird Lohengrin entſandt, doch zunächſt die Veranlaſſung ihres Leidens geſchildert. Nach ihrer Eltern Tode hatte ſich Graf Telramund um ihre Hand beworben, ward aber als einfacher Lehensmann abgewieſen, obwohl ihm die Fürſorge für Elſa anvertraut worden war. Zornig verklagte ſie nun dieſer vor dem Kaiſer wegen Eheverſprechens, und die Jungfrau ſollte zu ihrer Vertheidigung einen Kämpfer ſtellen, doch Niemand wagte den Kampf mit dem gewaltigen Telramund. Da ließ Elſa in ihrer Noth ihr Glöcklein erklingen. Der Ton ſchwoll gewaltig an

und ward im Gralsheiligthum vernommen. Eine Inſchrift an der Tempelwand verkündete Elſas Bedrängniß und bezeichnete Lohengrin zum Kämpen. Schon wollte er ſich wappnen und ein Roß beſteigen, da kam ein wilder Schwan mit einem Schifflein die Fluthen dahergezogen. Lohengrin hielt dies für ein Zeichen des Himmels und beſtieg die Wunderbarke. Er hatte jede Art von Proviant mit den Worten ausgeſchlagen: „Der Herr, in deſſen Dienſten ich ſtehe, wird ſchon für mich ſorgen!“

Fünf Tage lang trieb er ſo, ohne Nahrung, der Winde und der Wellen Spiel, auf der hohen See. Einmal fing der Schwan einen Fiſch und ſchlang ihn hinunter. Als ihm Lohengrin Vorwürfe machte, daß er ihn vergeſſe, tauchte er unter und brachte ihm eine Hoſtie, die der Ritter mit ſeinem geflügelten Fährmann theilte. Hierauf ſang ihm der dankbare Wundervogel eine entzückende Weiſe.

Endlich landete der Held in Antwerpen, wo Alles verwundert zum Strande lief, den ſeltſamen Ankömmling, der, auf ſeinem Schilde ſchlafend, im Schwanennachen ankam, zu begrüßen. Ja, er ward in feierlicher Prozeſſion unter Glockenläuten und mit flatternden Fahnen wie ein göttliches Wunder in die Stadt geleitet. Auch Elſa hieß ihn willkommen, und er ergriff ihre Hand, indem er ſich zu ihrem Beſchützer erbot. Doch von dem Gottesurtheil iſt vorläufig noch nicht die Rede. Es folgt nun eine weitläufige Beſchreibung von Feſtlichkeiten, Verſammlungen, Berathungen und Feierlichkeiten in der Kirche.

Endlich zieht man nach Mainz, wohin Kaiſer Heinrich der Finkler einen Reichstag berufen hatte. Dort überwand Lohengrin ſeinen Gegner im regelrechten Turnierkampf, und der überwundene Telramund wird nach Eingeſtändniß ſeiner Lüge hingerichtet. Elſa wird hierauf dem heißgeliebten Gralsritter in Antwerpen angetraut und groß iſt ihr Minneglück, worüber ſich

der Dichter mit recht unverhüllter Sinnlichkeit gleich Wieland ausläßt, nur eins quält die junge Frau: ihr Gemahl hatte ihr verboten, nach seinem Namen und seiner Herkunft zu fragen; sonst müsse er sie verlassen.

Um den Gralsritter auch auf dem Schlachtfelde als Helden zu zeigen, läßt der Dichter ihn an Kämpfen gegen Ungarn und Sarazenen theilnehmen. Durch die Bekämpfung der Ungläubigen, gegen die bekanntlich Heinrich der Finkler nicht focht, sollte wohl Lohengrin noch ein besonderer Nimbus verliehen werden. Dazu kommt, daß dies Alles in unendlicher Breite geschildert wird.

In Köln säte die Herzogin von Cleve, deren Gemahl von Lohengrin im Turnier besiegt worden war, Mißtrauen in Elsas Herz bezüglich der ritterbürtigen Abkunft ihres Gatten. Nun quält Elsa Lohengrin, ihr seine Abstammung zu offenbaren, damit ihren Nachkommen kein Makel anklebe. Umsonst versucht ihr Gemahl sie zurückzuhalten und zu beschwichtigen. Da, als ihr Drängen immer ungestümer wird, versprach er ihr ernst, ihr Rede zu stehen. Zu dem Zwecke bat er den Kaiser und seine Umgebung, ihn wieder gen Antwerpen zu begleiten. Erstaunt willfahrte ihm dieser, und dort enthüllte Lohengrin dann seine Abkunft von Parcival und die Wunder des Grals im Reiche des Königs Artus. Weinend empfiehlt er Weib und Kind der Fürsorge des Kaisers, hinterläßt ihnen Ring, Horn und Schwert zum Andenken und besteigt den Schwanennachen, der inzwischen wieder genaht ist. Alles ist von tiefer Rührung ergriffen, und selbst „der Kaiser brüllte wie ein Rind", meldet sehr naiv das Lied.

Dann folgt noch als Anhang eine gereimte Kaisergeschichte bis Heinrich II.

Die Einmischung der intriguanten Hofdame von Cleve trug vielleicht zur lokalen Fixirung der Sage in Cleve bei. Dort nennt sich die Herzogin Beatrix und ihr gottgesandter Ritter

Helias. Noch gemahnt an die Begebenheit der Schwan im Schloßthurme zu Cleve.

Nach einem Ausläufer der Sage wird Lohengrin nach seiner Rückkehr zum heiligen Gral später noch einmal entsandt und zwar zur Fürstin Belaye (d. h. „Schön-Aja") von Lyzaborie (Luxemburg), deren Gemahl er wird. Diese weiß die verbotene Frage besser mit der Zunge zu hüten, ja sie liebt ihren Gatten so über alle Maßen, daß sie wie todt zu Boden fällt, wenn er sich einmal aus ihren Armen windet, auf die Jagd zu gehen. Da rieth ihr eine Kammerfrau, sich ihren Gatten durch Zauber zu bannen: sie müsse, wenn er, ermattet von der Jagd, im Schlummer liege, ein Stück Fleisch aus seinem Leibe schneiden und essen. Davor wandte sich jedoch Belaye schaudernd ab und schickte die Zofe weg. Da ging diese erbost zu Belayes Verwandten, die ihr den herrlichen Gemahl neideten, und log ihnen allerlei vor, um sie zu bereden, das Fleisch aus Lohengrins Leib zu schneiden. Als nun der Held einst, von der Jagd müde, schlummerte, däuchte ihm im Traum, über sich tausend gezückte Schwerter zu schauen. Erschrocken fuhr er auf und sah in der That ob seinem Haupte die Waffen der Verräther. Feige bebten sie zurück und er erschlug ihrer mehr als hundert. Doch sie ließen nicht ab und ruhten nicht, bis sie ihm am linken Arme eine schwere, unheilbare Wunde beigebracht hatten. Darnach reute sie ihre That und sie fielen ihm zu Füßen; doch es war zu spät: der Held starb. Die Leiber beider Gatten wurden einbalsamirt und in einem Sarg zusammengebettet; über der Gruft ward ein Kloster erbaut. Das Land Lyzaborie nannte sich jetzt Lotharingen. —

Es erübrigt mir nun noch, über Richard Wagners bahnbrechende Tonschöpfung „Lohengrin" ein paar Worte zu sprechen:

Liszt schrieb darüber begeistert seinem Freunde:

„Mit dem Lohengrin nimmt die alte Opernwelt ein Ende; der Geiſt ſchwebt über den Waſſern, und es wird Licht!“

Und in der That findet ſich hier bezüglich der Auffaſſung des gottgeſandten Gralsritters und Elſas das Höchſte und Idealſte in Wort und Handlung verbunden mit einer faſt überirdiſchen Sphärenmuſik, wie es die Kunſt aller Zeiten bis dahin noch nicht zum Ausdruck gebracht. Es überkommt Einem wie eine göttliche Offenbarung des Schönſten und Erhabenſten, und verzückt wird der Geiſt emporgetragen in ein Lichtreich voll Glanz und Wonne.

Während ſeines Aufenthaltes in Paris (1842) beſchäftigte ſich der Meiſter mit dem wunderlichen Gedichte vom Sängerkrieg auf der Wartburg, worin die Lohengrin-Dichtung eingeſchaltet iſt. Doch zunächſt war es die Geſtalt Tannhäuſers, die ihn feſſelte. Darnach tauchte ihm auch der Gralsritter wieder und zwar in verklärter Beleuchtung auf. Er ſchied das Unweſentliche und Weitſchweifige aus und rückte die Thatſachen auf einen Schauplatz, nämlich nach Antwerpen zuſammen. Ebenſo entlehnte er aus verwandten Sagen wirkungsvolle Motive, wie den böſen Rath der Zofe Belayens von Lyzaborie, ihrem Gemahl ein Stück Fleiſch aus dem Leibe ſchneiden zu laſſen. Aus dieſer Zofe und jener intriguanten Herzogin von Cleve, deren Gemahl von Lohengrin im Turniere beſiegt worden, ſchuf der Meiſter ſeine dämoniſche Ortrud, die zugleich als Ausüberin hölliſcher Zauberkünſte und Anhängerin des germaniſchen Heidenthums einen wirkungsvollen Kontraſt zu dem gottgeſandten Gralsritter und der chriſtlichfrommen Elſa bildet. Auch aus dem Schwanenmärchen entlieh er anziehende Motive. Bekanntlich iſt ja darin der Schwan der nicht wieder entzauberte Bruder des Helias, der ihn im Nachen zur Herzogin von Bouillon zieht. Daraus machte Wagner einen Bruder Elſas, den Ortrud verzaubert hatte, worauf ſie die unſchuldige

Schweſter verklagte, ihn im Weiher ertränkt zu haben, in der Abſicht, allein regieren zu können. Bekanntlich entzaubert ihn Lohengrin am Schluſſe der Oper durch ſein inbrünſtiges Gebet, und ſtatt des Schwans zieht nach des Komponiſten eigener Erfindung die Gralstaube den gottgeſandten Ritter heimwärts nach Montſalvage. Wie genial der Meiſter zu kombiniren verſtand, geht auch aus dem dem Nibelungenlied entlehnten Rangſtreit der beiden Fürſtinnen beim Gang ins Münſter hervor. Dabei nimmt auch Telramund die Gelegenheit wahr, Elſa in ihrem Vertrauen und Glauben ihrem Gatten gegenüber wankend zu machen und ſie zu beſtimmen, die Thüre des Brautgemachs zum nächtlichen Ueberfall offen zu laſſen, ſcheinbar um ihm nur den Finger zu ritzen, in Wahrheit aber, um ihn zu tödten. Sie ſchwankt und ſinkt dem warnenden Gatten weinend an die Bruſt. Nach Telramunds und Ortruds Vorgeben ſollte das Ritzen des Fingers den Zweck haben, den Helden in ſeiner Menſchlichkeit zu offenbaren, zu ſehen, ob ihm rothes Blut entrieſele; die Geiſter nämlich hatten wäſſeriges Blut.

Ob Wagner, wie Muncker („Beil. d. Allgem. Augsburg. Zeitung 148, 1891") nachzuweiſen verſucht, in der dämoniſchen Eglantine in Webers Oper „Euryanthe" das Vorbild zu ſeiner teufliſchen Ortrud gefunden, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Unſerer Meinung nach geht man in dem Aufſtöbernwollen ſog. Quellen und Vorlagen viel zu weit, und gewiſſe Aehnlichkeiten, wie z. B. Lohengrins Zweikampf mit Telramund mit dem Gottesurtheil in Marſchners Oper: „Templer und Jüdin" beweiſen noch keine direkte Entlehnung. Ebenſo verhält es ſich wohl auch mit der Parallele der Brautnachtſcene zu einer verwandten Situation in Immermanns dramatiſcher Mythe: „Merlin". Dort ringt nämlich auch das Weib dem Manne, den ſie liebt, ſein Geheimniß ab und vernichtet ſo ſein Glück, doch hat die ſonſt ſeelenlos kokettirende Niniane wenig Aehnlichkeit mit Elſa.

Alle dieſe Hinweiſe ſind nicht imſtande, der Originalität Wagners Abbruch zu thun, der in die eigentliche Geſtaltung und Vertiefung der Sage die ſeiner genialen Weſenheit entſprechenden Züge und Auffaſſungen hineintrug, die Charaktere, Handlungen, ſowie den ganzen techniſchen Aufbau des Dramas ſelbſtändig ſchuf. Seine Hauptidee war ohne Zweifel die, daß ein ſterbliches Geſchöpf die Offenbarung eines göttlichen Weſens nicht verträgt, wie Semele den geliebten Jupiter nicht, als er ihr in ſeiner ganzen olympiſchen Majeſtät erſchien. Was Zeus bei Semele ſuchte und fand, war die ausgeſprochene Sehnſucht und die Enthüllung des Weſens der Liebe. „Mag ſich das Sehnen des Menſchen noch ſo hoch über die Grenzen des Irdiſchen hinausſchwingen, auch aus den höchſten Sphären kann er endlich doch nur wiederum das Reinmenſchliche begehren; die Liebe verlangt nothwendig nach voller ſinnlicher Wirklichkeit. Um Liebe zu finden, ſteigt der Göttlichgeartete zu dem menſchlichen Weibe herab, unerkannt; denn er ſucht nicht Bewunderung und Anbetung, ſondern volle unmittelbare Liebe, die ſich dem Geliebten in unbedingtem Glauben hingiebt; er will warm empfindender und warm empfundener Menſch ſein. Doch der Glanz ſeiner höheren Natur verräth ihn; das Geheimniß ſeiner Göttlichkeit wird ihm entriſſen; er muß erkennen, daß die Liebe, die er empfunden, auf Anbetung ſich gründete, und kehrt, in ſeinem höchſten Sehnen unbefriedigt, in ſeine überirdiſche Einſamkeit zurück. Aber wie er, um wahrhaft geliebt zu werden, ſich in den Schleier des Geheimniſſes hüllen muß, ſo muß das Weib um ihrer Liebe willen den Schleier heben. Den Unbekannten kann ſie bloß bewundern, nur wen ſie in ſeinem vollen Weſen erkennt, den kann ſie lieben. Nicht als neugierige Evastochter thut Elſa die Frage nach Lohengrins Namen und Art, ſondern als ein Weib, das der höchſten Liebe theilhaftig werden will, ſei es auch um den Preis des eignen Unterganges. Ihre

That, nach ihrem ſittlichen Weſen tiefberechtigt, obgleich ſie gegen ein äußeres Geſetz verſtößt, wird ſomit zur tragiſchen Schuld. Elſa iſt die tragiſche Heldin des Dramas; wie auch ſonſt mehrfach bei Wagner, iſt das Weib die handelnde Hauptperſon der Tragödie. Sie wird ſchließlich durch ihren Tod von Schuld und Qual erlöſt; Lohengrin iſt durch ſeine höhere Natur vor dem phyſiſchen Untergang geſchützt, nicht aber vor dem ſeeliſchen Leid, daß ihm in ſeine Einſamkeit folgt. Er ſteht durchaus nicht etwa kalt erhaben den menſchlichen Empfindungen gegenüber; dieſem Irrthum vorzubeugen hat Wagner überall Sorge getragen und von der pſychologiſchen Entwickelung des Gralsritters alles Uebernatürliche und Wunderbare entfernt. Dagegen wußte er das Wunderbare ſeines äußeren Erſcheinens vortrefflich für den künſtleriſchen Aufbau der einzelnen Akte zu verwerthen. Ueberall tritt Lohengrin ſelbſt erſt im Augenblick der höchſten dramatiſchen Erregung ein; er iſt es immer, nach dem alles ſich ſehnt, dem alles geſpannt entgegenblickt."

Was aber noch weiter bewundernswerth iſt in Wagners Lohengrin, das iſt bei aller poetiſchen Auffaſſung und Verklärung ſeines Stoffes die geſchichtliche Wahrheit und Treue, womit er mittelalterliche Zuſtände und Sitten charakteriſtiſch darſtellt. So entſpricht die Vorführung des Gerichtstages, was Ort, Zeit und Art der Verhandlung anbetrifft, ganz genau einem altdeutſchen ſog. Ding. Solche Volksverſammlungen fanden ja zu alten Zeiten meiſt unter freiem Himmel, in heiligen Hainen, auf Bergen, in Thälern, auf Wieſen und Auen und beſonders gern in der Nähe von Gewäſſern ſtatt, unter dem Schatten geweihter Linden und Buchen, aber namentlich gern bei mächtigen, alten Eichen, woher heute noch die Namen „Dreieichen, Siebeneichen" u. dergl. Ein viereckiger oder runder Raum war für den Richter und die Urtheiler abgeſondert, und außen herum ſtand das Volk im ſog. Umſtand. Die Zeit war in der Regel Vormittag.

Dies alles ſtimmt mit der Scenerie bei Wagner: man denke ſich eine Aue am Ufer der Schelde bei Antwerpen. Es handelte ſich um einen ſog. gebotenen oder außerordentlichen Gerichtstag, um den Heerbann aufzurufen. Der König ſelbſt als oberſter Gerichtsherr und Vertreter des Reichsrechts führt den Vorſitz, und die Stelle der Schöffen vertreten die ſächſiſchen und thüringiſchen Großen, die des mittelalterlichen Frohnboten, der mit der Ladung und Handhabung der Ordnung betraut war, vertritt in unſerem Drama der Hervorrufer mit dem Heroldsſtab in der Hand.

Meiſterhaft iſt die kernige Anſprache des Königs, worin in knappen, treffenden Worten die ganze Vergangenheit des deutſchen Reiches mit ihrer Ungarnnoth und die Verdienſte Heinrichs I. als Städtegründer und Bildner eines Reiterheeres geſchildert werden und zugleich des Komponiſten eigene echt deutſche Geſinnung hervorleuchtet. So namentlich auch in den Worten des dritten Aktes:

„Wie fühl ich ſtolz mein Herz entbrannt,
Find ich in jedem deutſchen Land
So kräftig reichen Heerverband!
Nun ſoll des deutſchen Reiches Feind ſich nahn,
Wir wollen tapfer ihn empfahn,
Aus ſeinem öden Oſt daher
Soll er ſich nimmer wagen mehr:
Für deutſches Land das deutſche Schwert!
So ſei des deutſchen Reiches Kraft bewährt!“

Ganz nach Recht und Brauch tritt nun in unſer ſog. Ding der Kläger vor, und die abweſende Verklagte wird vom Frohnboten vor Gericht geladen. Vortrefflich iſt die Theilnahme des nach beiden Seiten bewegten Volkes gemalt. Da angeſichts der harten Anklage einer ſo angeſehenen Perſönlichkeit, wie Telramunds, die Entſcheidung ſchwer zu treffen iſt, ſo legt der König das Urtheil in Gottes Hand, appellirt alſo an ein ſog.

Gottesgericht, indem man annahm, die Gottheit selbst würde zum Siege der Unschuld eingreifen. Hier ist es die Form des Zweikampfes, bei dem die Frau sich einen Vertheidiger ihrer Unschuld stellen mußte. In der Traumvision freilich, sowie in dem Erscheinen des gottgesandten Ritters verläßt der Dichter den Boden der Wirklichkeit und betritt das Reich der Wunder. Dementsprechend tragen uns die vibrirenden Tonwellen bei der Ankunft des Schwanennachens in so wunderbar ergreifenden, fast überirdischen Sphärenklängen von dieser Erde weg in ein leuchtendes Reich des Himmels und der Engel. Wer könnte sich dem Zauber dieser in seligsüßem Schauer uns berauschenden Musik entziehen. Und wie wird uns bei den traulich-wehmüthigen Worten ums Herz, womit der strahlende Ritter seinen Schwan entläßt! —

Der Zweikampf, die Absteckung des Kampfgebietes, der fromme Anruf der Gottheit — alles das vollzieht sich genau im Geiste der Zeit, und eigentlich müssen auch nach dem siegreichen Ausfall des Duells Lohengrin und Elsa, wie es R. Wagner vorschreibt, triumphirend auf die Schilde gehoben werden. Auf größeren Bühnen, z. B. in Frankfurt a. M., habe ich es auch so gesehen.

Wenn nun weiter der Komponist dem Beilager einen kirchlichen Akt im Münster vorausgehen läßt, so entspricht dies allerdings nicht ganz der damaligen Zeit, wonach eine kirchliche Einsegnung noch nicht stattfand, wohl aber entspricht sie dem christlich-göttlichen Charakter des Helden im Gegensatz zur Heidin Ortrud.

In der nun folgenden Brautleite und Einsegnung des Paares durch den König als den natürlichen Stellvertreter des Vormunds, bewegt sich der Tondichter ganz im Geiste damaliger Zeit. Nicht minder in der Darstellung, wie der verfehmte Telramund im Schutze der Kirche eine sogen. Urtheilsschelte,

d. h. eine Umstoßung des Gottesgerichts verlangte auf Grund eines begangenen Formfehlers, da man seinen Gegner nicht geprüft, ob er adelig und ebenbürtig sei. Nur die Heiligkeit des ganzen Wesens im Lohengrin kann den Protest, der auf Alle verwirrend wirkt, zu Boden schlagen.

Doch dies möge genügen zu zeigen, wie treu im Geiste der Zeit der große Komponist sein Drama schuf. Wie sehr er es aber verstand, den Worten und Empfindungen seiner Helden den treffendsten Ausdruck zu verleihen, das vermögen natürlich empfängliche Gemüther, wohl unbewußt und räthselhaft sich die Erklärung schuldig bleibend, zu empfinden, aber so recht würdigen und deuten kann es nur der geborene Musiker. Wen aber, ob Laien oder Musikverständigen, hätte es nicht gleichermaßen entzückt und überwältigend berauscht beim Vernehmen der vertrauensseligen Worte Elsas der dämonischen Ortrud gegenüber:

„Du Aermste kannst wohl nie ermessen,
Wie zweifellos mein Herze liebt!
Du hast wohl nie das Glück besessen,
Das sich uns nur durch Glauben giebt!
Kehr bei mir ein, laß mich dich lehren,
Wie süß die Wonne reinster Treu!
Laß zu dem Glauben dich bekehren:
Es giebt ein Glück, es giebt ein Glück, das ohne Reu!“

Und wessen Auge schaute nicht im Geiste den Himmel offen, wenn Lohengrin zum Schlusse in jenem unvergleichlichen Recitativ die Wunder des Grals enthüllt?! Uns ist, als stiege der Wunderbau des Graltempels hernieder, als senkte sich der Himmel zur Erde. Ja, wenn Schiller seinen Mortimer von den sinnberauschenden Kultformen der katholischen Kirche sagen läßt: „Nicht von dieser Welt sind diese Formen“, so möchte ich von dieser Musik entzückt und begeistert ausrufen: „Nicht von dieser Welt sind diese Töne!“ —



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

STORAGE
ANNEX

PHOTOCOPY AUG 6 '86

LD 21–100m-7,'52(A2528s16)476

YC 04971

AC
30
S29
Sammlung
G. W. U. vol. 2: 13.
110152
Ser. 2
V. 13

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

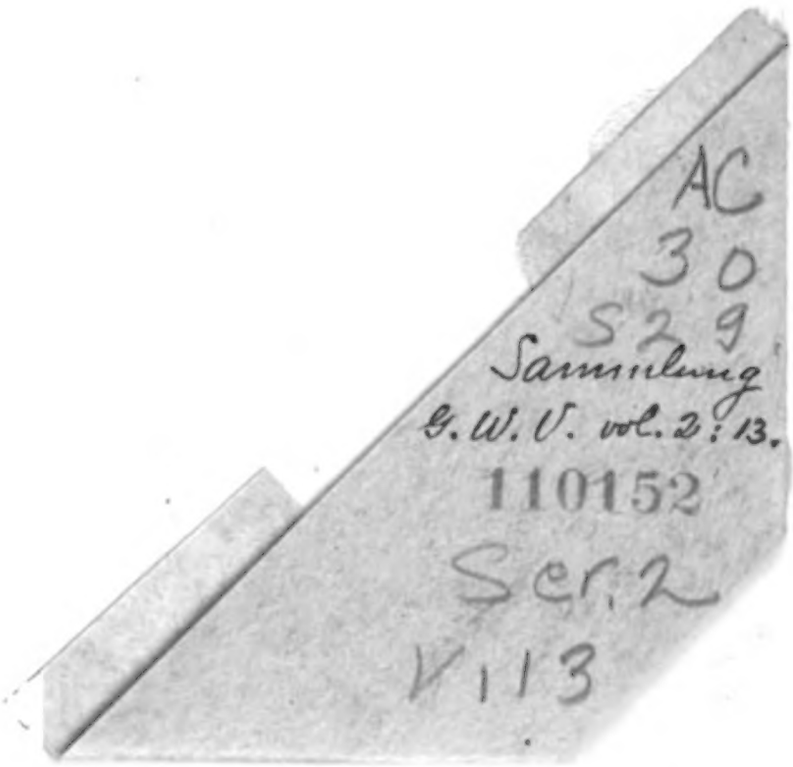
STORAGE
ANNEX

PHOTOCOPY AUG 6 '86

LD 21–100m-7,'52(A2528s16)476

Digitized by Google

YC 04971




Digitized by Google